

SIR HENRY MORGAN

DER BUKANIER



Sir Henry Morgan

Der Bukanier

von

Kapitän Marryat

1845

Verlag von Adolph Krabbe
Stuttgart

Inhalt

Erstes Kapitel	10
Zweites Kapitel	28
Drittes Kapitel	38
Viertes Kapitel	47
Fünftes Kapitel	59
Sechstes Kapitel	72
Siebentes Kapitel	83
Achtes Kapitel	101
Neuntes Kapitel	113
Zehntes Kapitel	134
Elftes Kapitel	151
Zwölftes Kapitel	163
Dreizehntes Kapitel	175
Vierzehntes Kapitel	196
Fünfzehntes Kapitel	204
Sechzehntes Kapitel	219
Siebzehntes Kapitel	238
Achtzehntes Kapitel	252

Neunzehntes Kapitel	261
Zwanzigstes Kapitel	274
Einundzwanzigstes Kapitel	293
Zweiundzwanzigstes Kapitel	304
Dreiundzwanzigstes Kapitel	313
Vierundzwanzigstes Kapitel	323
Fünfundzwanzigstes Kapitel	350
Sechszwanzigstes Kapitel	361
Siebenundzwanzigstes Kapitel	370
Achtundzwanzigstes Kapitel	383
Neunundzwanzigstes Kapitel	406
Dreißigstes Kapitel	417
Einunddreißigstes Kapitel	431
Zweiunddreißigstes Kapitel	438
Dreiunddreißigstes Kapitel	445
Vierunddreißigstes Kapitel	456
Fünfunddreißigstes Kapitel	470
Sechszwanzigstes Kapitel	482
Siebenunddreißigstes Kapitel	497
Achtunddreißigstes Kapitel	511
Neununddreißigstes Kapitel	525

Vierzigstes Kapitel	536
Einundvierzigstes Kapitel	547
Zweiundvierzigstes Kapitel	559
Dreiundvierzigstes Kapitel	570
Vierundvierzigstes Kapitel	574
Fünfundvierzigstes Kapitel	589
Sechsendvierzigstes Kapitel	596
Siebenundvierzigstes Kapitel	613

Erstes Kapitel

Schauplatz von unseres Helden Kindheit - Einige Auskunft über seine Nachbarn - Sein Aussehen in der Jugend - Seine Genealogie und Abstammung - Seine Erziehung und Beschreibung seines Tuns und Treibens

Im Sommer 1647, nachdem die Puritaner sich nicht nur in England befestigt, sondern auch ihre Verzweigungen in die entlegensten Teile von Schottland und Wales gebreitet hatten, sahen sich diejenigen, welche noch immer den Glauben ihrer Vorfahren bekannten und nicht Mut genug befassen, die Krone des Märtyrertums zu suchen, genötigt, die Tugend der Demut zu üben und alle Abgeschiedenheit, zugleich aber auch viel von dem Mangel der Anachoreten zu erdulden, ohne dass sie sich gleich diesen eines entsprechenden Rufes zu erfreuen gehabt hätten.

Die edle, königlichem Blut entsprossene walisische Familie Glenllyn hielt fest an dem nur zu oft gerühmten Vorrecht ihrer hohen Geburt, dass sie nicht Erzeuger, sondern nur Verzehrter der guten Dinge dieser Welt hervorzubringen habe, und hatte sich daher von ihrem vormals fürstlichen Erbgut eines Ackers um den anderen entschlagen, bis ihnen zuletzt wenig mehr geblieben war als ihr ungeheures baufälliges Schloss, ihre Religion und ihr Stolz. Graben konnten sie nicht und zum Betteln schämten sie sich. Den einzigen Besitz vielleicht auch erringt. Der frühe Eindruck des Großartigen erweitert den Geist des Menschen, wo er nämlich zu finden ist, und wir glauben fest, dass ein Gleiches auch bei unserem künftigen Helden Henry Morgan der Fall war.

In der Zeit, von der wir schreiben, fand zwischen dem Bin-

nenland und der übrigen Welt kein weiterer Verkehr statt, als derjenige, welcher durch den engen Pass Bwlch y Groes vermittelt wurde - ein Name, welchen Letzterer einem Kreuz verdankte, das an seinem Eingang errichtet worden war, um dem einsamen und frommen Wanderer als Wegweiser zu dienen.

Um die Periode des Anfangs unserer Geschichte war Sir George Glenllyn ein fast sechzigjähriger Mann mit untergrabener Konstitution, gebrochenem Mut und gebrochenem Herzen. Als er noch jung war, hatte er die wilden Wege der Jugend mit dem heißen Temperament eines Cambriers verfolgt, denn er verflocht sich in alle Arten von Verschwörung, Aufstand und Hochverrat, nur dem Impuls seines unlenksamen Charakters folgend, welcher ihm nicht gestattete, einer Strafe seiner Verirrungen durch Klugheit oder Unterwerfung auszuweichen. Vermögenskonfiskation, Verlust der bürgerlichen Ehre und Achtung folgten in seinem Mannesalter der trunkenen Tollheit seiner Jugend. So sah er sich mit einem Mal am Rande des Verderbens und des Grabes. Die letzte Ruthe Landes entglitt seinen Händen, als er im Begriff war, seine Schmach unter ihr zu verbergen. Er bat nur, man möchte ihn im Frieden sterben lassen, konnte aber die Vergangenheit nicht vergessen.

Das Zeugnis, welches Giraldus den Welschen gab, ist sogar heutigen Tags noch passend. »Dieses Volk ist mit Leib und Seele bei allem seinem Treiben, seine Schlechten sind schlechter, als man nur irgendwo welche finden kann, während die Guten ebenfalls ihres Gleichen suchen.« Wenn wir auf diese Behauptungen hin bauen wollen, so müssen wir sagen, dass Sir George ein sehr schlimmer Mann, die wahre Wesenheit der Selbstsucht war. Er hatte in der Tat nur wenig

zu dem gemeinsamen Ruhmvorrat seines Geschlechtes beizutragen, und doch bildete er sich hartnäckig ein, der Glanz desselben, den er weder erzeugen noch fortpflanzen konnte, sei aufs Innigste mit seinem eigenen Wesen verwoben. Dieser Stolz führte den Mann in ein Gewirr von Widersprüchen und machte ihn anderen zur Qual, für sich selbst aber zum scharfsinnigsten Selbstpeiniger.

Die Familie dieses verarmten Ritters bestand, ihn selbst mit eingeschlossen aus fünf Personen: seinem Familienkaplan, einem katholischen Priester *ex societate Jesu*, einem Barden aus dem Orden von Penwyz, dessen unlenksamem Sohn - und endlich aus dem besten und letzten Mitglied, seiner einzigen Tochter Lynia. Ehe wir jedoch eine von diesen Personen besonders zu schildern beginnen, sehen wir uns durch die literarische Etikette verpflichtet, unserem Helden Henry Morgan und seiner Familie den Vorrang zu geben. Obwohl Henrys Vater seine Vorfahren nicht auf eine der fünf königlichen Quellen, von denen die ganze gegenwärtige welsche Bevölkerung abstammen vermeint, zurückführen konnte, so hatte er doch auch Ahnen, auf die er stolz war. Diese Ostentation von Geblüt übte einen entschiedenen Einfluss sowohl auf seine Handlungen als auch gewissermaßen auf das Schicksal seines Sohnes.

Syrinans Familie kam aus Monmouthshire, und Syrinan selbst suchte seine Vorfahren nicht über den bekannten Abt von Bangor hinaus zu verfolgen, welcher für sich die gehässige und kopfgefährdende Auszeichnung des Erzketzers Pelaguis gewonnen hatte. Dieser kühne und große Mann war zu Rom nicht ganz so stolz auf seinen gälischen Ursprung, wie die Cambrier gewöhnlich sind, denn er tauschte seinen ehrlichen Namen Morgan, welcher einen Seegeborenen be-

zeichnet (von dem keltischen Mor, Meer und Gan abgeleitet) gegen das klassischere, obwohl weniger wohltönende *πέλαγος*, (lateinisch: Pelagius) um.

Das Gebrechen der Eitelkeit ist dem Menschen so natürlich, wie der Tod. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, dass Gaffer Morgan und seine Gaffer vor ihm, um sich einer Ahnenschaft aus dem Jahre 400 rühmen zu können, kein Bedenken trugen, ihre Abstammung von einem Mann anzuerkennen, welcher nicht heiraten konnte, obwohl er es mit seinem Zölibat-Gelübde nicht genau nahm. Die Morgans zogen gar weislich in Betracht, dass es viel besser sei, einen unehehlich geborenen Vorfahren im 5., als den ehrenwertesten Ahnen im 15. Jahrhundert zu besitzen, und nach Weise der Heraldiker taten sie sich gewaltig viel darauf zugute. Denn es gilt ja als eine anerkannte Doktrin, eine alte Schande mache einem Geschlecht weit mehr Ehre als neuer Ruhm. Unter dem Einfluss des gleichen Gefühls hielten die Morgans hartnäckig an der pelagianischen Ketzerei fest, mochte nun der vorherrschende Glaube katholisch oder protestantisch sein. Sie waren kühne Gesellen und, obwohl nur Yeomen, doch zu stolz, eine Erbsünde anzuerkennen. Mochten sie daher in einem Meeting oder der Messe anwohnen, so behaupteten sie stets die Freiheit des Willens. Sie erklärten, imstande zu sein, alle Gebote Gottes ohne Einmischung der Gnade des Pfarrers oder Priesters befolgen zu können, und leugneten, dass die Sünde mit den Menschen geboren werde, denn sie trete erst nach der Geburt ins Leben. Dies war eine sehr schöne Doktrin, um einen männlichen, unabhängigen, selbstvertrauenden Charakter zu bilden, freilich aber schlimm genug für alle Arten geistlicher Hirten, da ihre Amtstätigkeit dadurch beträchtlich gemindert und ihre Gewalt über solche

Beichtkinder sehr verkürzt wurde.

Syrinan ap Morgan, der Vater unseres Helden, war ein strenger presbyterianischer Nonkonformist, denn er hatte die Lehre dieser Sekte im Geist ganz mit der pelagianischen Ketzerei zu vereinigen gewusst. Auch war er bereit, sein Schwert zu ziehen und es bis ans Heft im Blut des Papisten zu färben, der sich den Calvinisten und Lutheranern entgensetzte - ja, auch den Calvinisten oder Lutheraner mit kaltem Eisen zu behandeln, welcher gleich den Katholiken die Erbsünde oder auch nur eine modifizierte Prädestination behauptete. Wir können diese Kühnheit Syrinans ap Morgan und seine zarte Weise einer haarscharfen Unterscheidung nicht genugsam bewundern, umso weniger, wenn wir in Betracht ziehen, dass er kaum lesen und gar nicht schreiben konnte. Doch war er nicht ein Abkömmling von dem großen Pelagius?

Wir glauben wahrhaftig, wenn es in England eine Familie gäbe, welche sich unbezweifelt von Alexander dem Großen ableiten könnte, so wurden alle Mitglieder derselben ihre Köpfe nach Weise der aufgezweckten Hühner über die Schulter hängen lassen. Es darf uns daher nicht überraschen, dass die Morgans so beharrlich an einer Ketzerei festhalten. Wir sind eine schiefhalsige Generation.

Um die Zeit des Beginns unserer Geschichte hatte der junge Henry Morgan kaum sein 16. Jahr erreicht. Er war ein lebhafter, schön gebildeter Jüngling, rührig wie die wilden Ziegen seiner heimatlichen Berge, starkgliederig wie das ungezähmte Ross der Wüste und furchtlos wie der Seeadler in der Mitte seiner Alpeineinsamkeit; dabei fröhlich, frei und just so gottlos, wie ein Knabe notwendig sein muss, der von Kindheit an gelernt hat, dass er keine Erbsünde auf sich tra-

ge. Da jedoch diese Beschreibung vielleicht nicht zureichend bestimmt ist, um meine schönen Leserinnen zufriedenzustellen, so will ich ein bisschen mehr ins Einzelne eingehen. Seine Augen (denn die Augen fordern stets die erste Aufmerksamkeit) waren tiefblau von lebhaftem Glanz und hatten etwas Falkenartiges in ihrem Ausdruck. Seine Stirn zeichnete sich weder durch Breite noch Höhe aus, obwohl sie auch nicht gemein oder niedrig genannt werden konnte. Seine wallenden Locken hätten als das beliebteste Nussbraun erscheinen können, wenn nicht Sonne und Regen rötlich aussehende Wische, die mit verbranntem Weiß wechselten, da eingesät hätten. Die Umrisse seines Gesichtes waren fast rund, die Wangen voll und über Gebühr rot, die übrigen Teile seines Gesichtes aber so tief sommersprossig, dass sich über ihre ursprüngliche Farbe kaum ein Schluss ziehen ließ.

Da Henry Morgan buchstäblich eine historische Person ist und in den Zeiten, in welchen er blühte, eine sehr augenfällige Rolle spielte, so bitten wir, dieser Schilderung eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und fahren fort, zu berichten, dass seine Nase schön gebildet und keineswegs nach walisischem Brauch bloß eine Quasinase war. Sein Mund war groß, aber gewiss nicht übel geformt, und wenn man Ersteres vielleicht als einen Mangel betrachtet, so wurde er mehr als ausgeglichen durch die Regelmäßigkeit und blendende Reinheit der Zähne. In dem hervorragenden Kinn sprachen sich Tatkraft und Entschlossenheit aus. Seine ganze Haltung war frei und kühn, aber doch ein wenig renommierend. In seinem übrigen Körperbau zeichnete sich besonders die Breite und Tiefe seiner Brust, die Derbheit seiner Schultern aus. Diese Merkmale bewahrte er im ganzen Lauf seines ereignisreichen Lebens, obwohl sie unter dem Klima,

den Entbehrungen und der Reihe der Jahre viele Veränderungen erlitten. Er wurde einer der schönsten Männer seiner Zeit.

Morgans Familie schloss sich der Reformation an, dabei natürlich stets ihre pelagianische Ketzerei beibehaltend, welche sie sehr geschickt auf ihr religiöses Gewand flickte, das ihrer Behauptung zufolge dadurch nur umso besser aussah. Die wenige klassische Erziehung, welche Henry zuteil wurde, erhielt er von einem ambulierenden Domine, welcher der Reihe nach in den verschiedenen Farmhäusern lebte und lehrte. Auch verdankte er Miss Glenllyn einige Kenntnis in der spanischen, italienischen und französischen Sprache.

Dieser Unterricht wurde jedoch während der Unruhe des Kampfes zwischen Carl und seinem Parlament unterbrochen. Die weiteren Fortschritte verdankte Henry später dem Pater Polybius ex societate Jesu, Sir George Glenllyns Hauskaplan, welcher ein bisschen gar zu viel glaubte, und dem Barden ap Lywarch, welcher kaum irgendetwas glaubte; denn Letzterer war ein wahrer Heide, welcher die Mistel verehrte, und kein großes Bedenken getragen haben würde, einem noch schlimmeren Götzen zuliebe ein menschliches Wesen zu verbrennen, falls dasselbe ein Sachse gewesen wäre.

So konnte in seiner vorgedachten frühen Jugend Henry bereits lesen und schreiben, englisch sprechen, sein Paternoster lateinisch, den Glauben walisisch hersagen und den Leuten welsche Liebeslieder vorsingen. In der Tat war er für den Sohn eines obskuren, aber doch reichen Yeoman wunderbar begabt, obwohl er kraft seiner Abstammung von dem unsterblichen Pelagius durchaus keiner nutzlosen oder gefähr-

lichen polemischen Gelehrsamkeit zugänglich war. Indes kannte er doch viele seltsame Legenden von den welschen Königen und Prinzen, von den Söhnen des Nebels, von den Feen des Cader Idris und der umgebenden Berge nebst vielen noch seltsamen Geschichten von römischen Wundern und Märtyrern. Dies und die harten trockenen Lehrsätze pelagianischer Ketzerei, welche ihm sein Vater mit dem viel beliebten überzeugenden Haselnussöl einrieb, bildeten die Grundlage seines Glaubens und die religiösen Begriffe seines früheren Lebens. Die Jugend glaubt alles, während der Mann, sobald er den Trug entdeckt hat, womit man die bildsamere Seele eines früheren Alters nährte, sich empört, auf das entgegengesetzte Extrem übergeht und weiterer Täuschung dadurch zu entgehen sucht, dass er nicht nur gar nichts mehr glaubt, sondern überhaupt allem ein taubes Ohr leiht und so eigensinnig sich der göttlichen Wahrheit entfremdet. Syrinan ap Morgans Farm zu Penabock war bei Weitem die größte und kultivierteste auf viele Meilen im Umkreis, Syrinan selbst aber unendlich reicher als sein adliger Nachbar Sir George Glenllyn. Sie standen gegenseitig nicht auf dem besten Fuß, denn Sir George betrachtete sich immer noch als den Lehensherrn des Yeoman, trotz der Konfiskationen, Exekutionen und Attainders¹. So oft Sir George von Erhebung der gewöhnlichen Lehensleistungen und Fronen sprach, geriet Morgans Blut in Wallung, und zugleich erhoben sich kampffertig seine drei Söhne nebst seinen zahlreichen Scharen von Bauern, Schäfern und Knechten.

Der Lehensherr durfte es nicht wagen, von den Schrecken

¹ Die gerichtliche Überführung eines Vergehens, welches den bürgerlichen Tod nach sich zieht.

des Gesetzes zu sprechen, denn er befand sich als ein Widerspenstiger selbst außer dem Bann desselben und durfte nur aus Nachsicht in seiner Ruine bleiben. Was ferner die Kraft betraf, die ihm vordem sein Haushalt oder seine Vasallen geboten, so hatte er längst aufgehört, sich ihrer zu rühmen. Indes war doch Syrinan ap Morgan sehr bereitwillig, seinen schlossbesitzenden Nachbarn in jener möglichen Weise zu unterstützen, wenn der Beistand als eine Höflichkeit erbeten, nicht aber als ein Recht gefordert wurde. Sir George gewann zwar Brennstoff aus seinem Trümmerhaufen, hing aber in Beziehung auf fast alle anderen Unterhaltsmittel hauptsächlich von Morgans Freigebigkeit ab, obwohl ihm hin und wieder auch das Wohlwollen einiger Farmer in der Nachbarschaft und je zuweilen ein Geschenk der reicheren Einwohner von Abermaw Unterstützung boten. Sir George befand sich in jener peinlichsten von allen Lagen - in der Lage der Ungewissheit, ob sein herabwürdigendes Elend durch Tod oder Gefangenschaft enden werde. Seine leidende Gesundheit drohte mit dem Ersteren, während die nahe Ankunft der Parlamentsstreitkräfte das Letztere höchst wahrscheinlich machte.

Harlech Castle war kürzlich an die Parlamentssoldaten unter General Mytton übergeben worden, und dieser Platz, welchen damals Kapitän William Owen verteidigte, das letzte Fort in Wales gewesen, welches es mit dem unglücklichen Carl hielt. Auch befand sich ein Trupp von Cromwells Reitern zu Abermaw, das nun Barmouth heißt und nicht mehr als acht Meilen von Glenllyn Castle lag. Indes schienen es diese mehr auf Bekehrung als auf Belästigung abgesehen zu haben.

Die Vorderseite von Glenllyn Castle war derjenige Teil,

welcher den Verheerungen der Elemente, dem Unterminieren der Zeit und dem langsamen, aber sicher um sich fressenden Einfluss der Armut den erfolgreichsten Widerstand entgegengesetzt hatte. Die Form des

Schlusses bestand nahezu aus einem Parallelogramm, dessen zwei längste Seiten sich einwärts gegen die Gebirge hin erstreckten. Die vier Ecken dieses massigen Gebäudes waren mit hohen, kreisrunden Zinnentürmen versehen, an denen außen Treppen hinaufführten, welche das Hinaufsteigen erleichterten und die Notwendigkeit beseitigten, sich der schmalen, lästigen Wendeltreppen zu bedienen.

Die beiden östlichen Türme waren nichts als stattliche Trümmersmassen und die beiden westlichen gleichfalls in sehr schlechtem Zustand, obwohl noch immer bewohnbar. Aus Mitleid hatte der Efeu seinen grünen Blättermantel um sie geworfen, um so die Verheerungen der Zeit zu verbergen und, indem er dem Alten eine reichere Schönheit verlieh, der Ruine eine lieblichere Großartigkeit zu geben.

Das Gebäude hatte früher einen geräumigen Hof eingeschlossen, der jedoch der gewöhnlichen Unterhaltung ermangelte. Die Fenster, welche danach hinsahen, waren groß und vordem schön verziert gewesen, während diejenigen, welche nach dem Land hinausgingen, aus bloßen schmalen Spalten bestanden, nur so breit, um dem Gebrauch eines Bogens oder dem Anlegen einer Arkebuse Raum zu geben.

Die zwei zur See hin gelegenen Türme, zwischen welchen sich der Haupteingang befand, waren nebst den in ihrer Nähe gelegenen Hauptzimmern noch erhalten. Die ganze Vorderseite enthielt drei bewohnbare Stockwerke, welche ihr Licht durch die engen, lanzenförmigen Fenster erhielt.

In dem zweiten oder mittleren Stockwerk des mittleren

Turms befand sich Miss Glenllyns Gemach. Dieses hatte ein mit Bogen versehenes Dach, dessen Rippen zwölf mit reichen Ornamenten versehene Fächer bildeten. Es war ein sehr schönes, eines Edelsitzes nicht unwürdiges Zimmer. Eines von diesen Fächern, das gegen die Berge hin lag, war weiter als die übrigen in das massive Gemäuer des Turms eingetieft und hinreichend groß, um nicht nur das Lager der jungen Dame, sondern auch unmittelbar unter dem langen, schmalen Fenster, welches seine farbigen Scheiben noch ganz erhalten hatte, einen kleinen Altar zu bergen, auf welchem ein Ebenholzkruzifix, ein mit schönen Bildern verziertes Messbuch und einige andere Zugaben des katholischen Glaubensbekenntnisses zu sehen waren. Diese Nische hieß das *Nebenzimmer der Tochter*.

Das Gemach war das heiterste und bei Weitem am besten möblierte Zimmer in der Ruine, weshalb es auch am häufigsten besucht wurde. Hier trafen die wenigen gefallenen Angehörigen des Hauses Glenllyn zusammen, um auf die wilden Ergießungen des Lords oder auf die methodischen Vorträge des Priesters zu hören.

Von Lynia Glenllyn haben wir nur wenig zu sagen. Sie benahm sich mit jener ernsten und stolzen Demut, welche weit peinlicher anzusehen, als durchzuführen ist. Sie war von hoher Gestalt, dunklem Teint und sehr lieblichem Äußerem. Die gesunde Luft der Berge und des Meeres hatte die Glut der Gesundheit auf ihre Wangen gefächelt, deren warme Röte nicht ganz mit ihrem gesetzten Wesen und mit dem melancholischen Anstand ihrer Haltung harmonierte. Nur selten sah man sie lächeln.

Miss Glenllyn war zum Teil in Frankreich, zum Teil in Spanien erzogen worden und sah weit eher wie eine aus irgend-

einem fernen Land verbannte Prinzessin als wie eine Eingeborene der ländlichen Einsamkeit von Wales aus.

Diese Dame war ein Gegenstand der Ehrfurcht und Bewunderung für den jungen Henry Morgan, welcher ihr Bild mit allen seinen Gedanken in Verbindung brachte und jene seiner Handlungen danach abmaß, wie sie wohl von Miss Glenllyn beurteilt werden dürfte. Sie stand um jene Zeit ihrem Zwanzigsten nahe, während er kaum viel mehr als sechszehn Jahre zählte. Miss Lynia hatte ihn mit freundlicher Zuneigung ausgezeichnet und, während sie ihn ein bisschen Französisch, Spanisch und Italienisch lehrte, oft die beginnende Rauheit seines Charakters gemildert, dem sie einiges von dem Rost der Gemeinheit abwischte.

Während der junge Morgan in die tiefen Einöden von Cader Idris eindrang und Tage lang einsam über die ungeheuren Schafweiden am Abhang des vielgestaltigen Gebirges streifte, pflegte, kräftigte und erleuchtete er seinen sich entfaltenden Verstand mit Bildern der Zukunft, in welchen überall die Dame seiner Verehrung voranstand.

Zuerst betrachtete er Miss Glenllyn nur als seinen Mentor - als ein Wesen, das ihm nichts sein konnte als eine hochstehende Gebieterin, Ermahnerin und Lenkerin. Allmählich aber milderte sich der Ernst dieser Vorstellung, und er dachte, dass ihre Mitteilungen nicht immer Befehle, ihre Unterhaltung nicht stets Vorschriften sein dürften. Mit der Lehrerin identifizierte sich die Freundin, deren Bild ihm immer teurer wurde. Endlich wagte er es sogar, auf den Reichtum, den Landbesitz und die Herden seines Vaters zu spekulieren, die eines Tages sein Eigentum sein würden, und ihre Armut wurde sogar für ihn ein Gegenstand der Freude. Er vergegenwärtigte sich bereits den Tod ihres grämlichen, lei-

denden Vaters und schwelgte in dem Vorgenuss, das Banner seines Ehrgeizes über dem Letzten ihrer Vorfahren aufzupflanzen und den Palast seiner Hoffnungen auf den Untergang des ritterlichen Häuptlings zu bauen.

War Henry nicht zu beklagen? O, der wahnsinnigen Verblendung!

Die stolze, rückhaltige und bis ins Herz getroffene Dame - ja, sogar an dem verwundbarsten Fleck, dem Stolz auf ihr Geschlecht ins Herz getroffen - wie konnte er glauben, dass je eine Gemeinschaft stattfinden könne zwischen ihr und dem halb verwahrlosten, wilden Bauernbuben. War sein Schicksal nicht bedauernswürdig? O nein! Nie nachher hat er sich wieder so glücklich gefühlt. Er baute das Schloss wieder auf, gewann Ruhm in fremden Ländern und umgab sich in der Einbildungskraft mit Würden und Ehren. Der Bogenstrang wurde stark, zuversichtlich und wohlgemut angezogen - der Pfeil ging weit, obwohl er im späteren Leben dennoch seines Zieles verfehlte.

Henry Morgan war ebenso geschickt als Jäger, wie als Fischer. Er hatte ein junges Häschen in seiner Sasse überrascht und in einem der abschüssigen Gebirgspässe drei schöne Forellen gefangen. Die Beute lag in große grüne Blätter eingehüllt vor ihm, und außerdem hatte er die wilden Blumen der Berge in einen geschmackvollen Strauß gebunden, um sein Geschenk noch annehmbarer zu machen. Er blickte mit Stolz auf die Opfergabe nieder, während ein Schatten von Misstrauen sein ehrliches Gesicht verdunkelte.

Während er so in Gedanken vertieft war, kam der junge Owen, der Sohn des Barden, vom Schloss her auf ihn zu, schlug die Hände zusammen und rief: »Ein schönes Geschenk für unsere junge Dame, Master Henry! Du hast gut

Wort gehalten.«

»Ja, ja«, versetzte Henry. »Ich besinne mich eben auf eine hübsche kleine Rede. Ich möchte ihr etwas sagen, wenn ich ihr dies zu Füßen lege, um ihr zu zeigen, dass ich kein ganzer Tölpel bin. Dann bin ich auch müde, obwohl ich ans Gebirge gewöhnt bin, und möchte zuvor ein wenig ausruhen.«

Owen vernahm jedoch nur wenig von den letzteren Worten, sondern lief unter lautem Jubel davon, um jedem, der ihn anhören mochte, die Kunde mitzuteilen. Sein Vater und der Priester waren bald von Henrys gutem Glück unterrichtet, und da der wandernde Domine gleichfalls Owen in den Weg kam, so zog auch dieser auf eine Entdeckungsreise aus.

Als endlich der wilde Bardensohn zu Miss Glenllyn kam, hatte derselbe den Hasen dermaßen vergrößert und die Fische so sehr vervielfältigt, dass die Dame, wenn sie ein anderer Bote unterrichtet haben würde, wohl auf den Glauben hätte kommen können, die Veste werde für eine ganze Woche verproviantiert werden.

Doch wir müssen wieder zu Henry Morgan zurückkehren. Gedankenvoll auf einer Moosbank sitzend fühlte er wohl, dass er noch nicht die Fähigkeit besaß, eine Gabe durch reiche Worte noch reicher zu machen. Er fasste leicht, wusste aber wohl, dass seine Sprache nur rau war, und da er sein Geschenk selbst Miss Glenllyns Händen überantworten wollte, so studierte er eine passende Rede ein, um der

Gabe und dem Geber eine wohlwollende Aufnahme zu sichern. In dieser Schwierigkeit begann er bisweilen in reinem Welsch, dann aber in zweideutigem Englisch laut vor sich hinzusprechen, ohne übrigens mit seinen Leistungen zufrieden zu sein.

Der arme Knabe hatte eben ein welsches Kompliment be-

gonnen, als er durch das Gelächter und das *Salvete* des Pater Polybius Gonsalvo unterbrochen wurde. Nach einigen Scherzreden des alten Herrn und viel Verwirrung vonseiten Henrys ließ sich der Letztere den Grund seiner Verlegenheit entlocken.

»Versuche es auf Lateinisch, mein Sohn«, sagte der Jesuit. »Nichts geht über das Latein, und ich bin überzeugt, dass Miss Glenllyn eine große Freude daran haben wird. Es wird sie überzeugen, dass du etwas Besseres bist als ein bloßer Kuhhirte, und dass mein Unterricht an dir nicht verloren ging.«

»Das kann ich mir nicht merken, Vater«, versetzte Henry, »und Euer Latein scheint mir ein seltsamer Mischmasch zu sein.«

»Ich will dir's aufschreiben, junger Schäfer, und diese Forelle als mein Honorarium mitnehmen. Sie kommt mir eben recht, weil heute Fasttag ist.«

Nachdem er zuerst mit gierigen Blicken die Leckerbissen gemustert hatte, nahm er eine Forelle heraus, steckte sie in seine Tasche, kritzelte mit einer gespitzten Holzkohle einige Worte auf einen Streifen Papier, gab das Blättchen Henry mit seinem Segen und humpelte nicht wenig entzückt über seine Erwerbung von hinnen.

Während der junge Morgan eben bemüht war, etwas wie *belissima et purissima Donna Lynia, accipe* heraus zu buchstabieren, erschütterte ihn plötzlich die schwere Hand des riesigen welschen Barden, welche gewichtig auf seine Schulter niederfiel.

»Kenne das alles«, sagte ap Lywarch. »Wirf dieses Kauderwelsch in die Winde - der Wind des schneeigen Ferwyn soll es hintragen auf die wilden Wellen. Du darfst das Licht des

Hauses Glenllyn nicht in der eitlen Sprache der sieben Gräuel anreden. Ich will diese Forelle nehmen - so, und setzt höre mir zu und lerne, wie du zu der Blume von Merurad sagen musst.«

Dann haspelte der Poet die Stanze eines alten welschen Barden ab, welche dem armen Jungen ebenso unverständlich war wie das Latein des Priesters, und marschierte dann in großer Selbstzufriedenheit mit dem nächstschönsten Fisch ab.

Henry blickte trostlos auf seinen geminderten Vorrat und sagte zu sich selbst: »Jetzt brauche ich nur noch zwei Lehrer in der Redekunst, um der Mühe einer Rede ganz und gar überhoben zu sein. Sie sollten sich vor sich selbst schämen.«

»Ich habe alles gehört, was vorgegangen ist - ja, mit meinen Ohren habe ich gehört, was der welsche Heide und der papistische Götzendiener dir geraten haben. Du bist mein Schüler und hast noch einen einzigen trefflichen Fisch übrig, den ich mir zueignen will. Ja, ich werde ihn in Butter braten und will davon essen. Du aber sollst auf der Stelle die anderen Fische wieder erhalten, welche dir die beiden Finsterlinge abgenommen haben.«

»Und warum soll ich Euch meinen Fisch geben, Domine?«, fragte Henry ein wenig unmutig.

»Erstens, damit ich ihn esse«, sagte der Schulmeister. »Zweitens, weil ich hungrig bin. Drittens und letztlich, weil ich ihn nehmen will. Und damit man mir es nicht als Raub ausrechne, so will ich dich selbst unterrichten, mit welcher Rede du dein Geschenk an die Dame zu begleiten hast, die noch auf dem dunklen Weg eines falschen Glaubens geht. Der Messpaffe und der Mann der eitlen Verse, beide werden dir die Fische zurückgeben, wenn sie sehen, dass ihr Un-

terricht zu nichts nütze war. Sobald du deine Viktualien wieder hast, sollst du zu ihr in frommem Englisch folgendermaßen sagen.

Da wir die anderen Reden nicht wiedergegeben haben, so wollen wir uns auch dieser enthalten und bloß andeuten, dass sie mit der Entführung der dritten Forelle schloss.

Während sich der Pädagoge rasch zurückzog und Henry eben im Begriff war, ihm einen großen Stein nachzuschleudern, kam der alte Morgan herauf, fasste seine Hand, gab ihm eine Ohrfeige, dass er beinahe umpurzelte, und hieß ihn dann stillstehen und den Vater mit gehörender Achtung anhören. Der alte Mann hielt ihm sodann eine höchst strenge Vorlesung über die Art, wie er seine Zeit vergeude, indem er für Hasen Schlingen lege und nach Forellen angle, während es ihm doch obliege, von Weide zu Weide, von Berg zu Berg zu streifen und die verschiedenen Schäfer zu besuchen, damit er sich von ihrer Wachsamkeit überzeuge und über das Vorgefallene Bericht erstatten könne.

Nachdem er damit zu Ende gekommen war, nahm er in aller Ruhe das Häslein an den Löffeln und bedeutete seinem Sohn, es sei sein hoher Wille, dass das junge Herrlein wegen unterschiedlicher Fehler und Vergehungen ohne Nachtesen zu Bett gehe. Dann entfernte er sich und ließ Henry mit seinen drei Reden in verschiedenen Sprachen zurück, ohne dass demselben eine Aussicht blieb, sein Fasten zu brechen, wenn ihm nicht die Wirtlichkeit von Glenllyn Castle etwas zukommen ließ, denn obwohl es fast vier Uhr nachmittags war, hatte er doch seit dem Frühstück nichts zu sich genommen.

Sobald der alte Morgan außer Hörweite war, ballte der gehorsame Sohn seine Faust und schrie: »Wenn der alte

Schelm einmal unter dem Boden liegt und Miss Glenllyn und ich ...«

Es war sogar in Gedanken das erste Mal, dass er die Dame also mit sich in Verbindung gebracht hatte. Er hielt plötzlich inne und errötete tief, obwohl er wusste, dass ihn niemand sehen konnte. Dann aber versank er in ein tiefes bitteres Brüten. Seine Gedanken waren stürmisch und die Folgerungen, zu denen er kam, ebenso quälend wie unrichtig. In seinem kleinen Kreis sah er nichts als Trug und Gewalt. Der Schlag, den er von seinem Vater erhalten, hatte sein rebellisches Blut in Gärung gesetzt. Er war unter dem empörendsten Hohn von den drei Personen beraubt worden, deren sich jede in ihrem eigenen Kreis einer geistigen Überlegenheit über ihn anmaßte, und der höhnende Scherz sollte der Schiedsrichterin, der ausschließlichen Gebieterin aller seiner Gedanken und Gefühle erzählt werden.

»Ich bin nur ein Knabe! Ich bin nur ein Knabe!«, rief er mit Bitterkeit, »aber doch will ich ihnen entgegentreten. Wenn der fette Mönch sich untersteht, über mich zu lachen, so will ich ihm sein Brevier an den Ölkopf schmeißen - wenn der lange Reimschmied mich verhöhnt, zerschlage ich ihm seine Harfe an dem verstandeslosen Schädel. Was den Domine betrifft - der ist ein armes ausgehungertes Gerippe, und wenn er an den Gräten der Forelle nicht erstickt, so will ich ihm vergeben. Und meinem Vater ... nein, ihm wünsche ich nichts Böses ... wenigstens glaube ich so ... und so will ich denn jetzt zu der Dame des Schlosses.«

Aber er trat seinen Weg nicht an mit dem frohen Schritt der Jugend, sondern erwog brütend in seinem Inneren, wie er die Geschichte seiner getäuschten Erwartung erzählen und seine ruhmredige Zusage am besten entschuldigen konnte.

Die unbedeutenden Ereignisse des Tages hatten ihn, geistig gesprochen, um sieben Jahre älter gemacht. Er ging mit bitterem inneren Kampf weiter, nichts weniger als friedfertigen Gedanken sich hingebend. Er trug etwas in sich, was großartiger war als der Triumph eines Volksbezwingers, aber auch dunkler, finsterer vielleicht schuldvoller.

Als er an dem verfallenen Schlossportal ankam, hatten sich seine Wut und sein Hunger dermaßen gesteigert, dass er nicht wusste, sollte er die Dame aufsuchen oder nicht vorerst einen Einfall in das Gemach tun, welches als Küche benutzt wurde.

Indes war er schon in diesem frühen Alter Held genug, das unedlere Sehnen seiner Galanterie unterzuordnen. Er strich hastig seinen einfachen, aber doch reinlichen Anzug zurecht und stand plötzlich ohne Ankündigungszeremonie in Sir George Glenllyns Familienkreis.

Zweites Kapitel

*Unser Held verrät das Ungestüm seiner Gemütsart - wird zu-
rechtgewiesen, aber nicht gebessert - Der Anfang eines Abenteuers*

Da unserem Henry in den wilden Szenen, die er für den Schauplatz seines ehrgeizigen Ringens hielt, und in denen er den Lohn seines Unternehmungsgeistes suchte, keine Hauptereignisse, keine Schicksal lenkenden Katastrophen zustießen, so wollen wir rasch über die Tage seiner Knabenzeit hingehen und nur diejenigen Tatsachen berühren, welche ihn unmittelbar veranlassten, sich auf den gefährlichen See der Abenteuer einzuschiffen.

Um unsere im letzten Kapitel abgebrochene Erzählung wieder aufzunehmen - Henry Morgan trat mit blöder, verlegender Miene in Miss Glenllyns Gemach. Aber seine Befangenheit währte nur so lange, wie seine Augen auf dem Wesen vor ihm hafteten, dessen Lieblichkeit er wohlzufühlen, aber nicht zu begreifen vermochte. Wie er aber der übrigen Gesellschaft ansichtig wurde, ging seine Verschämtheit in rücksichtslose Wildheit über, welche nicht einmal das graue Haar, die abgezehrte Gestalt und das hilflos kranke Aussehen Sir George Glenllyns zu bannen vermochte.

»*Pax vobiscum*«, schnüffelte der Priester, »obwohl dein Aussehen, junger Yeoman, die Fahnen von *horridis bellis* zeigt.«

»Er hat Mittag nichts zu essen gehabt«, sagte der Barde, »und unser altes cambrisches Sprichwort ...«

»Ei, Vater, wollt Ihr einen ausgehungerten Jungen mit muffigen Sprichwörtern füttern? Das ist trockenes Futter für einen gierigen Magen«, sagte sein ungezügelter Fohlen von einem Sohn. »Da ist Schweinefleisch für dich, Henry.«

Und ehe Heinz sich umsehen konnte, fühlte er die sehnige Rechte des Jungen oben an seinem Hals, während ihn dessen Linke mit einer Art von Kost fast erstickte, die man heutzutage einen Black Pudding nennen würde.

»In den Tagen meiner Herrlichkeit«, sagte der leidende Ritter, »wären diese Possenreißereien in die Bedientenhalle verwiesen worden ... aber ich bin nichts ... nichts.«

»Ihr seid ja mein Vater«, versetzte Lynia mit Milde.

»Der Vater eines armen Geschöpfes ... eines Wesens, das von Almosen leben muss. Wollte Gott, Lynia, du wärst in einem Kloster und ich in meinem Grab!«

»Das Grab wäre wohl für uns beide das Beste, mein teurer

Vater!«

»Ihr beleidigt Gott durch Euer Murren, meine Kinder«, sagte Gonsalvo. »Es kann euch noch vielleicht Gutes vorbehalten sein. Freilich ist heute Fasttag, aber zum Abendmahl haben wir zwei treffliche, schöne Fische, und der Vater dieses Jungen, der reiche Yeoman Morgan hat uns ein Fässchen des stärksten Ales geschickt. Es ist uns noch manches Tröstliche vorbehalten.«

Lynsa, der es lieb war, der Unterhaltung eine weniger trübselige Wendung geben zu können, wandte sich mit gewinnender Miene an den jungen Morgan und redete ihn folgendermaßen an: »Mein schöner, krausköpfiger junger Jäger, ich glaube, du hast mir etwas von den Früchten deiner Mühe versprochen. Du verließest mich diesen Morgen in voller Hoffnung, und ich erinnere mich, dass Owen Lywarch in wilder Hast hierherkam, um uns den guten Erfolg anzukündigen. Wird wohl die Ausbeute deiner Jagd zu dem Bankett beitragen, das uns dein gütiger Vater in Aussicht gestellt hat?«

»Miss Glenllyn, ich habe gutes Glück gehabt, bin aber auf meinem Weg hierher beraubt worden.«

»Beraubt? Dann muss es durch die gesetzlosen Parlamentssoldaten geschehen sein«, entgegnete sie ein wenig betroffen.

»Nein, mein Fräulein, hätte ich der Gewalt der Waffen weichen müssen, so wäre es mindestens ehrenhaft gewesen. Macht gibt Recht. Ich hatte dann einen wackeren Streich führen können, um mich für meine Beeinträchtigung schadlos zu halten, hätte wenigstens zu Ehren einer gewissen Person tüchtige Hiebe ausgeteilt. Aber ich bin nicht so glücklich gewesen - wurde hinterlistig betrogen.«

»Du, Henry Morgan?«, sagte die junge Dame. »Und wer konnte meinen wackeren Bergjungen überlisten?«

»Ja wohl - wer anderes als der Geistliche, der Schulmeister und der Balladenkrämer? Sie sind es, die sich stets an dem Fettesten mästen, aber in der Gefahr nie vorne anstehen, der man es verdankt.«

»Der Knabe ist ja recht kaustisch, aber stets wahrheitsliebend«, bemerkte der Kranke. »Du darfst ihm nichts zuleide tun, Lywarch. Was hast du mir so Gutes erwiesen - oder auch Ihr, Herr Priester?«

»Der Bube ist ungezogen, und wäre nicht mein geehrter Lord zugegen, so wollte ich ihn augenblicklich mit vielen Streichen züchtigen. Ja sogar mit meinem Gürtel wollte ich ihn züchtigen«, sagte der Ordensmann.

»Hörst du, junger Bursche«, sprudelte der Barde in höchst klassischem Walisisch, »bei den bösen Geistern in den Eingeweiden des Cader - aber ich will dich mit Hunderiemen hauen, du rotköpfiger Hund von einem Ketzer!«

»Dem Knaben darf kein Leid geschehen, sage ich. Wie, wollt ihr hier die Herren spielen, noch ehe die kalte Erde über meinem gebrechlichen Leib liegt? Habt ihr den Jungen betrogen?«

»Höchst edler Ritter und Herr«, sagte der Poet, »dieser fromme Mann und ich haben mit ihm einen ehrlichen Kauf geschlossen. Wir gaben ihm Weisheit in vortrefflichen Worten für seine erbärmlichen Fische.«

Dann erzählte er mit rohem Humor den kleinen Pfiff, den er in Anwendung gebracht hatte, erklärte aber zugleich, dass der Schulmeister ein Zwischenläufer und die Einmischung des alten Morgan ein unvorhergesehener Zufall sei.

»Ohne dies, meine schöne Erbin von Glenllyn«, fuhr er

fort, »wurde er noch immerhin Gelegenheit gehabt haben, Euch ein schönes Geschenk und zwei schöne Begleitungsreden zu Euren Füßen niederzulegen.«

»Schon gut«, sagte die Dame mit einem leichten Lächeln. »Weil du das Geschenk nicht hast, Henry, so lass mich wenigstens die Reden hören.«

»Sie taugen nichts, Fräulein«, sagte der Knabe unmutig. »Meines Vaters dritter Schweinehirt, der halb blödsinnige Sohn des Ran aus dem Tal hatte es besser machen können, obwohl die eine aus schlechten welschen Reimen und die andere aus noch schlechterem Lateinisch bestanden.«

»Der Mut des Jungen gefällt mir«, sagte Sir George.

Der Priester und der Poet verteidigten ihre Reden mit großer Heftigkeit, an welcher sich Miss Glenllyn sehr belustigte. Aber keine Bitte konnte die Autoren bewegen, das zu wiederholen, wofür sie sich so ohne Umstände selbst bezahlt gemacht hatten.

»Ist eine davon auch nur den kleinsten Fisch wert, von dem man je gehört hat?«, fragte die Dame.

»Mit Stolz darf ich sagen«, entgegnete Gonsalvo, »natürlich die unschätzbare Ehre und den Ruhm des Wunders abgerechnet ...« Er bekreuzigte sich und fuhr dann fort: »... Dass die meine den mirakelhaften Fischzug Petri selbst wert ist - das heißt, an Orten und vor Personen, wo ihr Wert verstanden und belohnt werden kann.« »Jedes Wort der meinen ist ein Goldstück wert«, sagte der Prydidd.

»Nun, so möchte ich sie doch hören«, sagte die junge Dame. »Henry, willst du mir es verweigern?«

»Wenn Ihr mir's befiehlt, so will ich Euch Folge leisten. Aber ich sage Euch im Voraus, Fräulein, wenn ich's tue, so werde ich auch dem Messmann da die geschorene Platte mit

einem Vogelbolzen von meiner Armbrust behandeln. Und was den Reimeschmied betrifft ...«

»Was willst du mit meinem Vater anfangen? Ich erlaube es nicht, dass du ihn anrührst.«

»Nein, aber ich will den Ausscheller seine Reime lehren, und er soll die schuftigen Weisen dem ersten Trunkenbold vorsingen, den mein Vater in den Stock legen lässt. Wenn er nicht zu Eurem Hauswesen gehörte, Sir George, so würde ich vielleicht selbst den Schalksnarren als einen Landstreicher aufgreifen. Hoffentlich wisst Ihr alle hier, dass Syrinan Morgan der Friedensrichter des Distrikts ist und dass ich meines Vaters Sohn bin.«

»Ein hübsches Strömlein Höllenbrüh kocht in seinen Adern«, bemerkte der Repräsentant der Druiden. »Meine Harfe hat wohl Ursache, über die Zeiten wehzuklagen. Jammere, o Wales - jammere, mein Vaterland! Die Größe deiner Berge und die Macht deiner Täler sind dahin - der Niedriggeborene ist im Besitz deiner Ehrenstellen!«

»Die Lüge dir in die falsche Kehle!«, rief der leidenschaftliche Knabe. »Die Morgans aus Monmouthshire sind von der besten Herkunft - o hätte ich nur ein Schwert!«

Es schien zu einer plötzlichen Balgerei kommen zu wollen. Als jedoch der Barde und der Priester erwogen, dass sich nur ein unverschämter Knabe dem ganzen Haushalt entgegensetze, so drückten sie ihren Verdruss bloß in einem geringfügigen Lachen aus.

Bei Sir George war die Bewunderung vor Henrys Mut im Zorn über dessen ungehörliches Benehmen untergegangen. Er fühlte sich jedoch zu schwach oder war zu klug, seinem Unwillen gegen den Sohn eines Mannes Raum zu geben, von dessen Wohlwollen sein und seiner Familie Unter-

halt größtenteils abhing.

Lynia fühlte sich jedoch verletzt und sprach sich unverhohlen darüber aus, indem sie zugleich mit sanftem weiblichem Vorwurf unseren jungen Helden anblickte, der, ganz toll vor Leidenschaft und ganz außer sich über den Spott des Priesters und des Poeten, in der Mitte des Zimmers stand und voll Ingrim auf den Boden stampfte,

»Es tut mir leid, Henry, an dir einen so ungestümen Ausbruch von Leidenschaftlichkeit wahrzunehmen, da er mich für dein künftiges Schicksal zittern lässt. Merke dir wohl, mein junger Freund, dass du nur ein Knabe bist, und dass diese Männer, welche so viel älter sind als du, ein Recht an deine Achtung haben. Ich bin stets sehr nachsichtig gegen dich gewesen, Henry, und habe dich nie an meine Geburt und meinen Rang erinnert. Aber in diesem Augenblick muss ich es tun, da du beides so ganz vergessen zu haben scheinst. Ich erkenne deine kleinen Dienstleistungen an und bin dir ebenso dankbar für die Geschenke, die du mir zu bringen gedachtest, als wenn du in deiner wohlmeinenden Absicht nicht unterbrochen worden wärest. Auch muss ich dir so weit Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass meine beiden Freunde sich nur einen armseligen Scherz gegen dich erlaubt und dabei kaum wie verständige Männer gehandelt haben. Aber du hast dafür wie ein eigensinniges, törichtes Kind Rache genommen. Mein teurer Vater und ich haben dich stets behandelt, als gehörtest du unserer eigenen unglücklichen und gefallenen Familie an. Und wenn du in Sir George auch nicht den Häuptling und Lehensherrn erkennen willst, solltest du doch einen Freund und Vater in ihm achten.«

»Das tue ich! Das tue ich!«, sagte der Knabe auf einmal

ganz unterwürfig, indem er die Hand des kranken Mannes ergriff und sie aufs Achtungsvollste küsste.

»Schon gut«, fuhr die Dame fort, »so wollen wir alles Übrige vergessen. Du bleibst bei uns, Henry, und teilst unser Mahl, zu welchem du so freigebig beigetragen hast. Inzwischen aber musst du ein wenig zur Besinnung kommen, denn du bist in keiner Stimmung, welche für die Unterhaltung passt. Schreibe mir daher diese italienische Erzählung ab. Du hast meinem Unterricht viel Ehre gemacht, Henry.«

Der junge Morgan setzte sich trotz des Kampfes seiner stürmischen Gefühle zu seiner Aufgabe nieder. Allmählich verschwand das zornige Rot von seiner Stirn und dann lagerte sich ein heiterer, schelmischer Ausdruck über seinem sehr verständigen Gesicht.

Die Harmonie sollte jedoch nicht lange andauern. Der Himmel bewölkte sich plötzlich, und der Donner weckte mit seinem betäubenden Getöse das gewaltige Echo des Plylimmon und Cader Idris. Ein schweres Dunkel lagerte sich über dem Wasser. Der Wind sauste krampfhaft um die Türme und heulte in den verlassenen Höfen des alten Schlosses. Anfangs bliesen die heftigen Stöße aus allen Strichen des Kompasses, bis sie endlich das ganze Ungestüm eines tropischen Orkans annahmen, welcher tot gegen die Küste herbrauste. Bald sprach auch das Meer wütend auf diesen Vorboten der Zerstörung an. Zornig brüllend stürzten die Wogen ans Gestade, schlugen weit landeinwärts, verbreiteten sich auf dem grünen Rasen und kehrten, sobald sie ihre Gewalt erschöpft hatten, träge wieder zurück, bis sie aufs Neue hergetragen wurden.

Alle in dem Gemach gaben ihre Beschäftigung auf, um nach der See hinzublicken. Bisher ließ sich noch kein Schiff

in der geräumigen Bucht sehen. Der Blick traf nur auf die dunkle Masse schwarzer Wolken, die sich jeden Augenblick mit dem Schaum der unten rollenden Wasser zu vermischen schienen. Endlich zeigten sich im schwärzesten Düster einer Wolke, die majestätisch auf der See fortzurücken schien, die geneigten Masten eines großen, edlen Schiffes. Bald danach wurde auch der Rumpf sichtbar. Es war ein Fahrzeug von großer Tonnenlast, und das ausgesuchte Schnitzmerk des Sterns und Schnabels bekundete, dass es bestimmt war, ebenso gut der Ähre als auch dem Transport von Schätzen zu dienen.

Es war keine Hoffnung der Rettung vorhanden - nein, nicht die geringste. Das Schiff stand bereits tief in der Bucht und jener Versuch, dem Sturm ein Segel zu bieten, hatte nur die Wirkung, dass es rascher dem Gestade zuschlingerte.

Ein Fahrzeug von so viel Tonnenlast hatte eine bedeutende Wassertracht, und die Bucht war ungemein seicht. Es ging schnell seinem Schicksalen entgegen, da es breitseits gegen das seichte Wasser herankam.

Entsetzt und schweigend achtete die Gesellschaft auf die schnell herannahende Krise. Der ungeheure Rumpf stieß auf Grund, und in dem gleichen Augenblick stürzten die gewaltigen Wellen, empört über das Hindernis, welches sich ihnen in den Weg stellte, über das dem Verderben geweihte Schiff hin, in Schaum und Brandung sich auflösend und das Fahrzeug durch einen weißen Nebel vor den Blicken verhüllend. Die Katastrophe fand in der Entfernung einer Meile vom Ufer statt.

Dann trug der pfeifende Wind das laute Verzweiflungsgeschrei von mehr als vierhundert Stimmen heran. Der Wogenguss, welcher das Schiff überwältigt, hatte sich wieder

gelegt, und man sah es vom Ufer aus. Aber die Masten waren über Bord gefegt und hingen nur noch an dem Takelwerk, wo sie auf den Wellen auf Lee umherschlugen. Doch im nächsten Augenblick hob sich eine andere Woge, welche über das Fahrzeug hereinbrach, und ein zweiter schwächerer, aber deshalb schauerlicherer Schrei erreichte das Land.

Die See war jetzt mit Schiffstrümmern bedeckt, und unter ihnen rangen menschliche Wesen im Todeskampf. Es war nur geringe Aussicht auf Rettung vorhanden. Etwa eine Viertelmeile vom Rande des Wassers traf die Woge auf den Grund und warf sich mit ungezügelter Wut als hohe, mauerartige Brandung auf, welche jene Annäherung ans Ufer hinderte. Als die kämpfenden Matrosen diesen Strudel der Zerstörung erreichten, wurden sie in ihrem letzten Kampf herumgewirbelt, um nach einer Weile als Leichen wieder ausgeworfen zu werden.

Die dritte Welle brach über das Schiff herein, und der dritte Angstruf der Überlebenden, welche sich noch an Bord befanden, zeterte in die Ohren der Zuschauer.

Da rief mit einem Male Henry Morgan entrüstet aus: »Warum stehen wir hier so memmenhaft müßig? Der eine oder andere könnte doch gerettet werden - nach dem Gestade! Nach dem Gestade!«

Dies weckte alle aus ihrer entsetzten Betäubung, und sie folgten dem jungen Desperado, selbst Lynia nicht ausgenommen. Der Regen schoss, mit Hagel untermengt, fast in horizontalen Strömen nieder und der Wind war noch immer so ungestüm, dass sogar die Kräftigsten nur mit Schwierigkeit dagegen ankämpfen konnten.

Indessen vermochte nichts den Eifer der Dame zu überwältigen, und unter Henryk und des Harfners Beistand ge-

langte sie mit den Übrigen an das Ufer, wo die Wogen schrecklich gegen ihre Füße heranschlugen.

Drittes Kapitel

Das Abenteuer schließt sehr zu Ehren unseres Helden. Ein neuer Charakter tritt auf und bringt eine gänzliche Umwandlung in dem unseres Henry hervor.

Außer Sir George und seinen Begleitern hatten sich noch viele andere an dem Gestade versammelt, und bereits warfen die schonungslosen Wellen die Leichen vieler Matrosen ans Land. Sie waren so zerquetscht, und der Wirbel am Riff hatte sie so lange unter Wasser gehalten, dass sich an keinem derselben auch nur die geringste Spur von Leben blicken ließ. Die Welshmen begannen daher nach dem Brauch der Zeit die Toten zu plündern, ohne auf die Vorstellungen des Sir George und der Besseren unter ihnen zu achten.

Dieser Entweihung der Leichen wurde bald durch eine Abtheilung von Cromwells Dragonern Einhalt geboten. Trotz ihres Fanatismus besaßen sie doch zu viel Mannszucht, um ein so empörendes Benehmen vor ihren Augen zu dulden. Ein Teil derselben stieg ab und pflanzte sich am Gestade auf. Die anderen aber patrouillierten nach rechts und links, um den Strandräubern ihr Handwerk zu legen.

Inzwischen hatte sich das Ufer an der Stelle, welche gerade dem Schiff gegenüberlag, mit Menschen angefüllt, die sich einmütig dahin aussprachen, dass keine Seele davonkommen könne, und sie von dem unermesslichen Eigentum, das an die Küste geworfen werden musste, jeden möglichen

Vorteil zu ziehen gedachten. Aus dem Bau und der Equipierung hatte man bereits ersehen, dass das Schiff eine spanische Galeone war, welche sich vor den englischen Kreuzern nordwärts geflüchtet hatte und so in der Bucht gestrandet war. Der Anzug der Matrosen, welche an Land geworfen wurden, bekräftigte diese Ansicht.

Nach einer kurzen Viertelstunde ließ der Kampf der Elemente nach. Die Wolken zerteilten sich und die untergehende Sonne glühte in der vollen Majestät ihres blendenden Glanzes im Westen, einen großartigen Hintergrund für das zerreißende Wrack bildend, über welches in längeren Zwischenräumen noch immer die Wellen hereinbrachen. Die hohe Hütte stand noch über dem Wasser. Der Rumpf war jedoch mitten entzweigegangen und zwischen dem vorderen und hinteren Teil des Schiffes flutete ununterbrochen die See.

Keine Spur von Leben zeigte sich auf dem Vorderkastell, und auf dem höchsten Teil des Sterns sah man nur eine einzige Person stehen. Die Entfernung vom Ufer war zu groß, um ihre Züge unterscheiden zu können. Da aber nichts zwischen ihr und dem Horizont lag, so konnte man ihre Gestalt und jede ihrer Bewegungen deutlich erkennen. Sie nahm sich aus wie ein einziger Schauspieler auf der Bühne - eine Hemisphäre zum Proszenium, den Horizont als Hintergrund und das Häuflein am Strand die Zuschauer. Vom Ufer aus gesehen schienen der Mann und die Sonne allein in der Schöpfung zu sein. Ersterer stand in der besten Kraft seines Lebens, war schön gebaut und zeigte in seinem Körper gigantische Proportionen.

Die Teilnahme für den armen Unglücklichen steigerte sich zur bittersten Angst, denn obwohl es fast windstill gewor-

den war, tobte doch die See noch immer und die kochende Brandung am Riff war so furchtbar als je zuvor. Die am Ufer Befindlichen hatten in ihrer Aufregung fast alle Zurückhaltung und Abgemessenheit verloren, die gewöhnlich zwischen den verschiedenen Ständen bestehen und zu der Zeit, von welcher wir sprechen, weit strenger beobachtet wurden als gegenwärtig. Es darf uns daher nicht überraschen, wenn sich Miss Glenllyn zwar nicht zärtlich, aber doch mit dem Vertrauen eines Wesens, die sich in sicherem Schutz weiß, an Henry Morgans Arm lehnte, obwohl die Dame drei Jahre mehr zählte als der Sohn des Yeoman. So war doch Letzterer größer, als die Tochter des Ritters und dem Anschein nach ebenso alt - ein Gedeihen, das seinen Grund ebenso gut in der gesunden Heimatluft als in der Lebensweise hatte, die er führte.

Da sie nicht länger imstande war, die Qual ihrer Angst zu ertragen, so wandte sie das tränenbefeuchtete Antlitz gegen den jungen Morgan und sagte zu ihm: »Kann niemand dieses herrliche Wesen retten?«

»Herrliches Wesen, Miss Glenllyn? Der papistische, bilderanbetende Spanier?«

»Henry, schäme dich! Was bin denn ich? Das ist sehr unedel.«

Dann machte sie sich sanft, aber mit Kälte aus seinem Arm los und fuhr fort, nach rechts und links mit stolzer Verachtung auf die Menge niederzusehen.

»Und wer sind diese hier? Ist denn nicht ein einziger Mann darunter?«, sagte sie.

Dies war ein strenger, aber unverdienter Vorwurf. Es fehlte nicht an wackeren Männern, aber die furchtbare Gefahr musste jeden, der nicht ganz wahnsinnig war, von einem

Rettungsversuch zurückschrecken. Die paar Fischerboote am Gestade waren zu schwer und zu gebrechlich, um über die Brandung wegsetzen zu können, und ehe die See sich hinreichend gelegt hatte, um befahrbar zu werden, musste aller Wahrscheinlichkeit nach das Schiff in Stücke zerschellt sein und der Überlebende das Schicksal seiner Kameraden geteilt haben.

Der Hohn und das Benehmen Lynias übte eine ergreifendere Wirkung auf den starren ehrgeizigen Geist Henrys, als es den angelegentlichsten Bitten oder dem bezauberndsten Lächeln möglich gewesen wäre. Allerdings kümmerte er sich nur wenig darum, wenn der Spanier umkam, denn er teilte mit der versammelten Menge die Ansicht, wenn von dem Schiff Mann und Maus zugrunde gehen, so sei alles, was sich von den Trümmern erhaschen ließe, eine rechtmäßige Prise des glücklichen Stranders. Aber bereits hatte seine kühne Seele ihre angeborene Überlegenheit gefühlt. Er stahl sich schweigend von der Masse weg, und weniger als fünf Minuten nach dem Vorwurf der Dame sah man ihn seinen eigenen Kahn, mit welchem er bei schönem Wetter die in der Nähe des Ufers eingesenkten Fischreusen zu untersuchen pflegte, ins Wasser lassen. Das Fahrzeug war so klein, dass es nicht weiter als zwei ausgewachsene Personen zu führen vermochte, denn durch drei wäre es in Gefahr gekommen.

Diese Handlung Henrys wurde nicht bemerkt, bis er schon unter den Wogen schwamm, die in langen, hohen Streckungen auf den Sand hereinrollten. Sein Vater geriet darüber ganz außer sich, lief zum Ufer hinunter, bis er dem jungen Abenteurer gegenüberstand, und sprang sogar bis an den Hals in die See, um ihn wieder zurückzuholen.

Wir haben uns bereits genötigt gesehen, unsere Besorgnis

auszudrücken, dass Henrys Ansichten von kindlicher Pflicht nicht sehr ausgebildet waren, denn als von dem väterlichen Leib nichts mehr als der Kopf sichtbar war, erscholl ein sehr unehrerbietiges Gelächter aus dem kleinen Boot, begleitet von dem schnellen Spinnen eines der Ruder, das dann mit einem sehr höhnenden Plätschern auf das Wasser niederfiel. Es blieb daher dem alten Morgan nichts übrig, als wieder ans Ufer zurückzuwaten und seinem Zorn durch einige sehr heterodoxe und echt pelagianische Flüche Luft zu machen, bis das edle Fröchtlein außer Hörweite war. Dann schloss er sich wieder den übrigen Zuschauern an, welche sich hauptsächlich dem Wrack gegenüber aufgestellt hatten.

Mittlerweile hatte sich der Haufen sehr vergrößert und ein starken Reitertrupp am Strand Pikete aufgestellt, um die Aneignung von Strandgütern zu verhindern, auf welche es die meisten recht andächtig abgesehen hatten.

Inzwischen fuhr Henry in seinem kleinen Kahn triumphierend über die hohe, ununterbrochene Schwelle - jetzt nur noch ein Fleck, einem Wasservogel gleich, der auf dem Wogenkamm schwamm, jetzt wieder gänzlich in einem tiefen Wassertal den Blicken der Zuschauer am Ufer entzogen. Aber in der landeinwärts gehenden Schwelle lag nicht die Gefahr. Noch immer war das brausende, zürnende Riff vorhanden, welches vor der äußeren See eine undurchdringliche Schranke zu bilden schien. Viele glaubten, der junge Abenteurer werde es sich nie einfallen lassen, darüber wegzusetzen und wolle die Zuschauer nur mit einer kleinen, knabenhaften Prahlerei unterhalten, indem er auf den ungeheuren Wogen auf und ab tanze. Aber Henry hatte etwas Edleres im Sinn, und seine Klugheit und Ruhe ließen seinen Mut noch lobenswürdiger erscheinen.

Obwohl vom Ufer aus der Halbkreis des Riffs unterbrochen zu sein schien, war dies doch nicht wirklich der Fall. Die beiden Untiefen, welche die Brandung bildeten, standen so gegeneinander, dass das nördliche Ende der einen in der Mitte viele Ellen über den südlichen Anfang der anderen hinaus und gegen das Ufer hinlief. Aber der Zwischenraum zwischen den beiden Riffen war an der Stelle, wo sie sich doppelten, ungemein schmal, sodass kaum ein Boot von mittlerem Umfang durchkommen konnte. Dieser Pass war Henry wohl bekannt, obwohl ihn die zwei oder drei trägen, achtlosen Fischer, welche zur geeigneten Jahreszeit die Bucht besuchten, nie entdeckt hatten.

Endlich näherte sich Henry der Öffnung zwischen den Riffen. Alles blickte in erstauntem Schweigen nach ihm hin. Der Vater vermochte vor Entsetzen keinen Laut hervorzubringen und die Augen schienen ihm aus den Höhlen zu springen, als er so mit gefalteten Händen dastand. Er liebte den kühnen Knaben - liebte ihn am meisten, wenn er ihn züchtigte. Die Reiter reckten auf ihren Pferden die Häuse - die Frommen beteten. Alle wünschten ihn wieder zurück. Endlich ließ sich ein Schrei halb des Entsetzens, halb des Beifalls vernehmen. Henry schien sich in die Brandung gestürzt zu haben und war nirgends mehr zu sehen.

Es traten einige Minuten furchtbarer Spannung ein, während welcher sich Verzweiflung auf dem Gesicht des alten Morgan abmalte. Dann begannen die Leute sich abzuwenden und den Knaben als verloren zu beklagen. Mit einem Mal erblickten sie aber zuerst zu ihrem größten Erstaunen das Boot, wie es auf der anderen Seite des Riffs in vergleichsweise ruhigem Wasser triumphierend auf dem Kamm einer Welle schwamm.

Lauter, langer, jubelnder Beifall dröhnte an der Küste hin, und die Berge im Hintergrund hallten ihn, da und dort gebrochen, majestätisch nach. Die Töne pflanzten sich über dem Wasser fort und erfüllten das Herz des einsamen Wesens auf dem Wrack mit Freude.

Syrinan Morgan vergoss Tränen, die ersten, die seit vielen Jahren seine Wangen befeuchtet hatten, und Miss Glenllyn bekreuzigte sich andächtig, ohne auf den bigotten Haufen zu achten, der sie umgab. Ihr Herz teilte Henrys Triumph, und sie errötete damals nicht ob der edlen Regung.

Aber der auf dem Wrack? Als er das kleine Boot, das ihn von einem langsamen, öffentlichen Tod retten sollte, herankommen sah, fiel er auf seine Knie nieder und erhob seine gefalteten Hände im Gebet.

Mittlerweile begannen die armen Bootsleute, welche sich den Zuschauern angeschlossen hatten, die Stirn zu runzeln, denn sie schämten sich, von einem bloßen Knaben in einem gebrechlichen Nachen so überboten zu werden. Das könne nicht mit rechten Dingen zugehen, sagten sie, denn es sei unmöglich, über oder durch den Kreis der kochenden Brandung auf dem Riff zu kommen. Henry müsse daher unter Beihilfe des Teufels seinen Weg unter demselben durchgefunden haben. »Aber wartet nur den Ausgang ab«, riefen sie. »Wenn er mit dem ketzerischen Spanier zurückkommen will, so wird die Hölle, sobald sie unter die Wirbel des Riffs kommen, beide zumal verschlucken.«

Inzwischen hatte das Boot seine Stellung unmittelbar unter dem hohen und hervorstehenden Stern des Schiffes genommen. Der Fremde ließ einen Koffer von mäßigem Umfang in dasselbe nieder und folgte vermittelst eines Taus nach. Man sah, wie er in den Sternschooten des kleinen Fahrzeuges sei-

nen Dank gegen den jugendlichen Retter ausdrückte, dessen Hände küsste und mit einem Eifer sich gegen ihn verbeugte, welcher in Mitte der heroischen Handlung etwas ungemein Lächerliches hatte. Ein abermaliger Beifallsruf erscholl von dem Gestade.

Henry schien aus Leibeskräften zu rudern und wurde daher bald den Blicken durch die weiße gekrönte Brandung wieder entzogen. Abermals erhoben sich dieselben Bedenken, welche sich fast zum Entsetzen steigerten, weil ein beträchtlich längerer Zeitraum verstrich, ehe er wieder zum Vorschein kam. Die Fischer fingen bereits an, sich mit ihrer Prophezeiung zu brüsten, und der alte Morgan gab sich schon völliger Verzweiflung hin, als mit einem Mal das kleine schwarze Boot aus dem weißen Schaumwirbel herauskam und sich rasch dem Land näherte.

Ein Jubel, noch lauter und herzlicher als solcher, bewillkommte den jungen Helden und seinen verwirrten Passagier.

Der Vater, der seine Ungeduld nicht länger zügeln konnte, stürzte abermals ins Wasser. Mehrere andere folgten ihm, um das Boot zu fassen und es hoch und trocken auf den Sand zu bringen. Nachdem dies geschehen war, riss der alte Morgan seinen Sohn von seinem Sitz heraus, packte ihn fest auf der *terra firma* und zerklopfte ihm weidlich beide Ohren. Dann nahm er ihn in seine Arme, drückte ihn an seine Brust und heulte wie ein Kind, indem er dabei ausrief: »Du junger Spitzbube - hast beinahe deinem Vater den Tod gebracht!«

Wir haben wohl nicht nötig, zu berichten, mit welche Lobsprüchen Henry überhäuft wurde. Die Reiteroffiziere und alle Standespersonen der Umgegend umringten jetzt ihn und den geretteten Spanier. Bald wurden aber auch Sir

George Glenllyn, seine Tochter und der Priester aufgeboden, da sie allein gut Spanisch verstanden.

Es folgte eine kurze Besprechung, aus welcher sich herausstellte, dass der eben gerettete Mann der einzige Sohn eines von Sir Georges vertrautesten Freunden war. Nach manchen Gegenreden, Erkennungsszenen und Umarmungen wurde der Spanier nebst seinem Koffer von seinen Glaubensgenossen zur Ruine Glenllyn Castle gebracht, der junge Henry Morgan aber wieder in seinen Nachen gesetzt, welchen dann so viele, wie darunter Platz finden konnten, auf die Schultern nahmen, um den Helden des Tages unter dem Jubel des nachziehenden Volkes im Triumph zum Haus seines Vaters zu tragen. Welch ein stolzer Mann war nicht der alte Morgan an jenem Abend!

Nachdem Henry gebührend nach Hause geleitet und mit Ehren wohlbehalten in dem väterlichen Farmhaus Penabock abgesetzt war, begannen die ehrlichen Welshmen auf ihre eigenen Interessen zu denken und sich auf und ab an der Küste zu verbreiten, um von den »unbeachteten Kleinigkeiten«, die etwa das Meer ans Ufer wusch, möglichst viel aufzulesen. Zwar verlas der Reiterobrist die Parlamentsproklamation gegen den Strandraub, aber seine Soldaten zerstreuten sich, um den guten Absichten der Plünderer zuvorzukommen oder, wenn sie dieselben nicht hindern könnten, doch wenigstens mit ihnen zu teilen.

Freilich vereitelten die Elemente das Vornehmen beider Parteien, denn gegen Abend sprang eine starke Ostkühle auf, sodass am anderen Morgen keine Spur mehr von dem Wrack der spanischen Galeone, sondern nur noch eine zürnende See zu erblicken war. Jedes Fragment des Schiffes war in das tiefe Wasser hinausgeführt worden, und auch die

ängstlichste Nachforschung hatte ihren Lohn bloß in sich selbst zu suchen, womit die Strander sich wohl zufriedengeben konnten, da ja selbst der größten Tugend selten etwas Besseres blüht. Die Ereignisse des vorigen Tages waren an sich schon bedeutungsvoll genug, da sie den Verlust eines fast unberechenbaren Reichtums und die Zerstörung mehrerer Hundert Menschen in sich fassten, sollten aber in ihren Folgen noch schrecklicher und unheilvoller werden. Jahre später erzeugte das Wrack der Galeone eine schreckliche Verschwendung von Menschenleben. Spanien blutete dafür in seinen reichen, endlosen Kolonien, während die Halbinsel selbst in ohnmächtiger Wut um ihre verhöhnten und geschlagenen Heere tobte; denn ihre Macht fand nichts als Verachtung, ihre Nationalwürde nur Demütigung und Schmach.

Viertes Kapitel

Unser Held absentiert sich, wird trübsinnig, lässt seiner Imagination die Zügel, hält sich für einen Mann, handelt und spricht aber sehr kindisch.

Die kräftige Gestalt und das sanguinische Temperament des jungen Henry Morgan hatten bereits Merkzeichen blicken lassen, dass unser Held, wenn er nicht unter strenger Leitung gehalten wurde, der Sklave starker, tierischer Leidenschaften werden dürfte. Doch im gegenwärtigen Augenblick wurde sein Geist durch ein größeres Sehnen gefoltert. Der Durst nach Auszeichnung entzündete sein jugendliches Gehirn und schwellte sein kleines Herz fast zum Bersten. Es

wäre ungereimt, behaupten zu wollen, dass er damals in Miss Glenllyn verliebt war. So viel aber hatte es seine Richtigkeit, dass er bereits angefangen hatte, sie mit all seinen Gedanken in Verbindung zu bringen, und dass er sie in gleicher Weise als das Mittel und als den Lohn seines Ehrgeizes betrachtete. Über das Wie hatte er allerdings noch nicht die geringste Vorstellung. Er besaß nur Entschlossenheit, was aber bei ihm so viel wie Ausführung hieß, obwohl er dies damals noch nicht wusste.

Am Morgen nach der Rettung des schiffbrüchigen Spaniers erhob er sich mit Tagesanbruch und eilte in die undurchdringlichsten Bergwälder, die nur je über der Seeküste gethront hatten. Da blieb er in düsterer Einsamkeit und deutlicher Träumerei, bis ihn der Hunger antrieb, nach Hause zurückzukehren.

Im Schloss wunderten sich alle, warum der Held des gestrigen Tages nicht erschien, um seine Lorbeeren aus den Händen derjenigen zu empfangen, welche (wie man annahm, obwohl es nie behauptet wurde) ihn am höchsten ehren und am besten belohnen konnte.

Sir George Glenllyn und Lynia hatten mehrere Personen ausgesickt, um den störrischen Knaben aufzusuchen, darunter auch seinen jungen Freund und Kameraden, den rothaarigen Sohn des Familienbarden, Owen ap Lywarch.

Dieser war ein gedrungener, untersetzter Junge, fast von Henrys Alter und demselben an Kräften gleich, obwohl an Intellektuellen Fähigkeiten weit untergeordnet. Sein Vater hatte den Einfluss des Barden an ihm versucht. Aber wie viel Musik der Sohn auch in seiner Seele tragen mochte, so traf er doch in der Darstellung derselben auf ein großes physisches Hindernis. Obschon eben kein geistvoller Knabe, be-

saß er doch einen großen Anteil jenes heimischen Takts, den man »Mutterwitz« nennt. Aber seine Vorliebe für rohe und lärmende Belustigungen und eine neuerliche Abneigung gegen das Ruhigsein, wenn er nicht eben schlief, waren Ursache, dass aller Unterricht, den er aus Büchern hätte erholen können, gänzlich an ihm vergeudet war.

»Ei, Heinz, warum zählst du da Kieselsteine, während zwanzig barfüßige Jungen dich aufsuchen? Vor lauter Sprechen von dir hat der würdige Ritter diesen Morgen weit weniger gewimmert, als er seit zwei Jahren getan hat. Miss Lynia nennt dich den Bravsten ... den Tapfersten ... wie, Heinz, hast du kein Wort für deinen alten Spielkameraden?«

»Na, Owen, ich will dich meinetwegen stumm plappern, wenn du es haben willst. Was für eine Mummerei geht jetzt in dem Schloss vor?«

»Heiße Kuchen und in Ale gekochter Salm, viele treffliche Becher Malmsey-Wein, zartes und fettes Ziegenfleisch! Die Reiteroffiziere, die Magisiratspersonen, deine zwei Brüder und dein alter Vater- na, der sieht heute stolzer aus als König oder Kaiser. Und in einem fort spricht man nur von dir, Heinz.«

»Dann gehe ich nicht hin, Owen. Es ist wahr, ich habe den Spanier aus dem Wasser gezogen. Aber noch weit lieber hätte ich einen guten Schafhund an Land geholt. Ich verdiene kein Lob und will auch keines. Ich gehe nicht.«

»Dann muss ich Gewalt gebrauchen - habe Miss Lynias Befehle.«

»So fange mich!«

Und der junge Morgan huschte den Abhang hinauf wie ein junges Reh, während der schwerfälligere Owen hintendrein jagte.

Zwei Stunden später langte der müde Sohn des Barden beschämt und allein im Schloss an. Henry ließ sich den ganzen Tag nicht wieder blicken, und als er sich am anderen seinem Vater vorstellte, hatte er auf dessen Fragen keine weitere Antwort, als »er könne solche Torheit nicht leiden und es sei ihm ebenso zuwider, wenn man ihm predige, als wenn man ihn lobe.«

In der nächsten Woche besuchte Henry Morgan fleißig die Weiden, verbrachte seine meiste Zeit im Gebirge unter den Schaf- und Ziegenherden seines Vaters und kehrte pflichtbewusst wieder zum Farmhaus zurück, um dort die kurzen Sommernächte zu verschlafen. Eines Morgens, als er sich eben anschickte, seinen gewöhnlichen Gang anzutreten, um dort den Tag zu verbringen, traf die Kunde sein Ohr (wie oder von wem wusste er sich selbst kaum klar zu machen), dass Sir George Glenllyn und seine Familie Wales verlassen wollten und dass ihre Abreise in Bälde stattfinden werde. Aber was ging dies ihn an? Dennoch wurde er höchst unruhig. Er schlenderte in der Nähe des Farmhauses umher, machte kurze Ausflüge zu den Bergen und kehrte verstimmt und auffallend übel gelaunt wieder zurück. Dann fragte er, ob man in der letzten Zeit von dem Schloss aus nicht nach ihm geschickt habe, und ärgerte sich sehr über die verneinende Antwort.

Sie haben mich bald vergessen, dachte er. Aber da sie undankbar sind, will ich ihnen die Stirn bieten. Ich werde jetzt nicht mehr mit ihren ekligen Diensterbietungen gequält werden.

Er zeigte sich wieder unter den Insassen von Glenllyn Castle, wo er nicht nur herzlich, sondern sogar enthusiastisch willkommen geheißen wurde. Einer wetteiferte mit dem anderen, um sein ritterliches Benehmen zu preisen. Er fühlte

sich dadurch bewegt, und namentlich bereiteten ihm Lynias Vorwürfe über seine Abwesenheit eine schmerzliche Wonne.

Endlich sprach sie von dem Mann, welchen er gerettet hatte. Sie dankte ihm in dessen Namen aufs Glühendste. Jetzt musterte der junge Morgan den Fremden zum ersten Mal, ohne jedoch in dem bräunlichen, schönen Mann, den von Furcht gebleichten Unglücklichen wiederzuerkennen, dem er kürzlich Rettung gebracht hatte.

Mit der Blitzeseile der Leidenschaft musterte Henry die klassischen stolzen Züge des Mannes. Seine Bewunderung ging schnell in Eifersucht, die Eifersucht in den tödlichsten Hass über. Er hasste ihn wegen seines edlen Äußeren, hasste ihn wegen der weichen Betonung seiner Sprache. Aber als er bemerkte, wie hin und wieder seine beredten Blicke frischen Glanz borgten aus dem bewundernden Auge Lynias, steigerte sich die Qual unsers jungen Helden zum bittersten Ingrim. Henry sprach nur wenig. Er fühlte sich gedemütigt, beschämt und unglücklich. Er zog sich nach dem fernsten Sitz zurück und achtete mit Gier auf jedes Wort, jeden Blick, welche unter den Versammelten stattfanden, sie tief in sein Gedächtnis eingrabend. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn seiner scheinbaren Zerstreutheit zu entreißen, verließ ihn Miss Glenllyn als einen störrischen Knaben, damit er seinen eigenen kranken Vorstellungen nachhängen möge, bis seine gewöhnliche heitere Laune von selbst wieder zurückkehre.

Obwohl Morgan nur schlecht Spanisch sprach, verstand er es doch gut und vernahm in dessen verhassten Lauten die Todespost aller seiner wilden Hoffnungen. Er begriff nun vollkommen den Wahnsinn seines Ehrgeizes. Bis jetzt war

noch nicht der entfernteste Gedanke in seine Seele gedrun-
gen, die glimmende Asche seines Hasses mit dem Blut des
Gehassten zu löschen. Aber dennoch tauchten gespensti-
sche, düstere Gesichter von Rache in ihm auf und folterten
seine Einbildungskraft.

Die Gesellschaft vor ihm unterhielt sich rückhaltlos. Der
schiffbrüchige Spanier war weder Sir George noch Miss
Glenllyn fremd. Sie waren zu Barcelona sehr vertraut gewe-
sen, und die Familien hatten sogar einen engeren Bund un-
tereinander beantragt. Alonzo de Guzman hatte seitdem sei-
nen Vater verloren und war eben im Besitz unermesslicher
Schätze auf dem Rückweg vom Panama begriffen gewesen,
als ihn das mehrberührte Unglück ereilte. Morgan hatte ihn
in den Stand gesetzt, mehrere Tausend Pfund in Dublonen
zu retten - ein Umstand, welchem die größere Gemächlich-
keit, ja sogar der Luxus zuzuschreiben war, der zurzeit in
den baufälligen Gemächern des Schlosses herrschte.

Trotz des kürzlichen Verlustes war, den von der Gallone
geborgenen Schatz nicht mitgerechnet, Don Alonzos Reich-
tum noch beträchtlich, und er hatte der Familie den Vor-
schlag gemacht, dass ihn Sir George, seine Tochter und sein
ganzer Haushalt in tunlicher Bälde nach Barcelona begleiten
sollten. Alles beeiferte sich daher, die ersehnte Reise ehes-
tens möglich zu machen, welche umso notwendiger er-
schien, da Sir Georges Gesundheit mehr und mehr abnahm.

Diese Aussicht gewährte dem Priester Polybius Gonsalvo
maßlose Freude, obwohl der Prydidd Bedenken zu unterhal-
ten schien, ob es auch ratsam sei, seine Poesie und Musik
unter das unzivilisierte Geschlecht der Spanier zu verpflan-
zen. Er redete daher nach Kräften dem Vorschlag das Wort,
das alte Schloss mit Alonzos Reichtum wiederherzustellen

und dem gegenwärtigen Stand der Dinge anzupassen, damit die Hallen aufs Neue von dem druidischen Minstrel Gesang wiedertönen könnten. Gonsalvo wollte nichts von einem derartigen Rat hören. Darüber geriet Lywarchs Bardenblut in kochende Hitze, und er erinnerte den Mann der Kirche an seine Privilegien, seine Gerechtsame und an seinen Rang.

»Wisst Ihr nicht, Herr Plattenkopf, dass ich ein Anrecht habe an das beste Tier aus seiner Jagdbeute, wann immer ich bei der Fourage anwesend bin, einen gleichen Anteil mit den anderen nicht eingerechnet?«

»Ja«, antwortete der Priester, »unter der Bedingung, dass Ihr Euch an Eurem Platz finden lasst und auf dem Schlachtfeld als Sänger an die Spitze tretet. Sollten wieder Zeiten der Unordnung eintreten, so werden Eure Ansprüche den Gesamtvorrat nicht viel schmälern.«

»Ich kehre mich nicht an Euren Hohn. Die guten Zeiten sind vorbei, aber nicht meine Rechte. Sogar jeder Fürst muss mir, wenn ich vor ihm eine Ode singe, die Gabe gewähren, die ich wünsche, und ebenso wenig kann sie mir ein Adliger verweigern.«

»Ich kann jetzt begreifen, dass es Umstände gibt, in welchen es ein Glück ist, taub zu sein.«

»Ja, wenn Predigten durch die Nase gegrünzt werden. Wie, Ihr wollt gar Eure Würde und Euren Beruf mit dem meinen vergleichen? Welche Unverschämtheit!«

»Friede! Friede«, rief Sir George, der das Gezanke satthatte.

»Die Sache unterhält mich«, bemerkte der Spanier, welchem Miss Lynia das Gespräch verdolmetscht hatte. »Angenommen, der poetische Herr hätte eine Gunst von mir zu

fordern, wie viele Lieder würde ich erhalten?«

»Wie viele Lieder? Ha, bei der Harfe meiner Vorfahren, ich müsste ihn dann sogar in Schlaf singen, weil er nichts als ein Schurke ist. So lautet unser Gesetz; und Fräulein Lynia, bedeutet auch dem Fremden, dass mein Land, wo immer ich hinkommen mag, frei sein muss, und dass ich ein Recht an ein Pferd habe, wenn anders mein geehrter Gebieter eines hat.«

»Wie, sogar vor mir, Prydidd?«, versetzte Lynia.

»Will es doch meinen - nach den Verordnungen Hywells des Guten. Indes ist auch so viel gewiss, mag der junge Galan so eifersüchtig sein, wie er nur will, dass ich ein Anrecht habe an einen einfachen goldenen Ring von Eurem schönen Finger.«

»Ein eiserner Ring für deine Schnauze würde dir besser anstehen, du Prydidd y moch«, rief unmutig der bisher stumme Morgan.

»Still, der Yeomans Sohn gerät in Eifer. Sir George ist sehr gütig, dass er den Leibeigenen nur in seine Gesellschaft kommen lässt. Am zweiten Tisch unter dem Salz ist sein Platz, während der meine zunächst an den des Familienoberhauptes stößt. Was sagt Ihr dazu, stolzer Priester?«

»Das ist eitel Heidentum, ketzerisch und verdammlich. Unter den Menschen gibt es keine andere Auszeichnungen als diejenigen, welche aus dem Schoß der Mutterkirche hervorgehen. Sie sind die ersten und ehrenwertesten, während die, welche der gesetzliche Souverän erteilt, nur eine untergeordnete Rolle spielen«

»Wie, muss ich mit anhören, dass verräterische Worte gegen das Parlament und was noch schlimmer ist, Lästerungen gegen unseren heiligen Orden ausgesprochen werden?

Throne können stürzen, Religionen vergehen, aber die Bar-den werden bestehen, solange die Menschen Sinn für Har-monie haben. In den gefallenen Glücksverhältnissen meines Gönners dringe ich nicht auf meine gesetzlichen Ansprüche. Aber solange ich lebe, werde ich nie vergessen, dass ich das Recht besitze, ihm vorzuführen, wen ich will - dass ich von jedem, den ich meine Kunst lehre, vierundzwanzig Pence, von allen Gebrechlichen unter den Schönen vier Pence an-zusprechen habe - und dass meine Person unverletzlich ist vom Beginn des Gesangs an bis zur letzten Strophe.«

»Dann muss dir deine krächzende Stimme manche Prügel-suppe erspart haben. Aber wozu all dies?«, entgegnete Poly-bius.

»Das sollt Ihr bald erfahren. Wenn ich beleidigt werde, for-dere ich sechs Kühe und sechsmal zwanzig Pence - und wer mich ermordet, kann nur durch sechsmal zwanzig und sechs Kühe Sühne bieten.«

»Eine so große Widerwärtigkeit vom Halse zu kriegen, würde auch für diesen Preis noch wohlfeil sein«, murmelte Henry.

»Wozu erinnerst du mich an all dies, Prydidd?«, fragte Sir George mit matter Stimme.

»Aus dem einfachen Grund, Euer Liebden, weil ich, wenn ich Euch als Barde über die See begleiten soll, um kein Titel-chen von diesen Privilegien abgehen kann, welche ich hier in Wales wegen der unglücklichen Bedrängnis unserer welt-lichen Angelegenheiten beruhen ließ. Wird sie der Signor gewähren?«

Nachdem dieses Anliegen dem Alonzo Guzman übersetzt worden war, entgegnete er, dass sich etwas der Art mit den Institutionen und Gewohnheiten seiner Landsleute nicht

vertrage. Er wolle ihm daher lieber eine Pension zahlen, die er in England oder Wales verzehren könne.

Demgemäß wurde ausgemacht, dass der Barde und sein Sohn in den Trümmern des alten Schlosses bleiben sollen, bis die Familie imstande wäre, zurückzukehren und es in seiner früheren Pracht wieder herzustellen.

Alle diese Verfügungen würden in Henry Morgans Gegenwart so ruhig und mit so wenig Rücksicht auf seine ungestümen Gefühle besprochen, als ob ein Mensch, wie unser Held, gar nicht auf der Welt wäre. Man warf all seine Luftschlösser mit so wenig Bedenken über den Haufen, als ob man ein Kartenhäuschen zusammenbläst. Einem anderen also sollte Lynia ein angenehmes und ihrer Würde gemäßes Leben verdanken.

Die Seele des jungen Morgan hob sich mit einem Male zur Mannheit. Längst hatte die Liebe als ein Gefühl tiefer ehrfurchtsvoller Innigkeit in seinem Herzen Wurzel gefasst, ohne bis jetzt in Leidenschaft aufzulodern. Nunmehr aber wurden seine Empfindungen ungestüm, bitter und zornig. Er dürstete danach, sie auszusprechen, fühlte sich verzehrt durch ihre Gewalt, und am schmerzlichsten brannte in seinem Inneren das Bewusstsein, dass sie nur lächerlich werden dürften, weil er bloß ein Knabe war.

Dennoch zeigte er den ganzen Tag über den unbeugsamen Sinn eines sich selbst opfernden Märtyrers und war sogar stolz auf seine Leiden. Jeder Plan, den die Gesellschaft für ihre zukünftige Tätigkeit entwarf, war für ihn der Stoß eines schartigen Dolches. Er buhlte um den Schmerz und ertrug ihn mit finsterer Apathie. Lange und oft musterte er angelegentlich jeden Zug in Don Alonzos Gesicht, denn er hatte sich vorgenommen, dass keine Zeit und kein Zufall dasselbe

aus seinem Gedächtnis verwischen sollte. Er achtete auf seine Aussprache und ahmte im Geist die Modulation seiner Stimme nach. Wie glühend hasste er den edel aussehenden, schwärzlichen Mann! Der Gerettete aber benahm sich freundlich und huldreich seinem jugendlichen Retter gegenüber. Er wollte ihn liebkosen wie einen teuren Knaben und vertraulich seinen Kopf streicheln. Doch Henry schüttelte voll Abscheu seine Hand ab und wich unmutig zurück vor ihrer bloßen Berührung. Die meiste Zeit saß er in einer Art versteinerten Stumpfsinnes da, indem er zwar wie die anderen aß und trank, aber in störrischer Einsilbigkeit verharrte.

Lynia hatte vielleicht eine dunkle Vorstellung von dem, was in Henrys Herzen vorging, denn sie wurde allmählich kleinlauter und beinahe bekümmert. Mit dem Fortschreiten des Abends steigerte sich Don Alonzos Heiterkeit, und auch Sir George wurde wunderbar aufgeräumt. Der Frohsinn des Priesters ging ins Unkanonische über, und der Barde benahm sich so ausgelassen, dass ihn zuletzt sein Sohn als blinden Harfner samt Harfe und allem fortführen musste.

Der Spanier sprach mit Begeisterung von den schönen Ländern der Neuen Welt, wobei er seine Verluste nur leicht berührte, und ergoss sich in edlem Dank gegen den jungen Welshman, dem alle derartigen Äußerungen in tiefster Seele zuwider waren.

Allmählich schien Lynia das Feuer ihres Gastes zu teilen und das finstere Schweigen des störrischen Knaben weniger anzuschlagen. Zwar versuchte sie einmal, seine Hand zu nehmen, aber er zog sie roh zurück und fühlte sich dann dreifach elend über den selbst auferlegten Zwang.

Bereits hatte sich Lynias jungem und trotz einer Beimi- schung von Melancholie, sanguinischem Geist eine Reihe

neuer, schön gefärbter Aussichten gezeigt, denn sie war mit Don Alonzo in ihrer frühen Jugend bekannt geworden und hatte ihn lieb gewonnen. Jetzt aber war sie darauf vorbereitet, ihn mit noch wärmerem Gefühl zu empfangen. Blicke, beredter als Worte, und das stumme Flehen, welches nur die Liebe kennt, hatten bereits die Verräter gespielt. Sir George sah beifällig zu.

Bei einem solchen Stand der Angelegenheiten war es natürlich, dass der junge, rohe, finstere Knabe von allen übersehen und scheinbar, obwohl nicht in Wirklichkeit, auch von derjenigen ganz vernachlässigt wurde, deren Beachtung für ihn die höchste denkbare Wonne war. Ihre Gleichgültigkeit wurde ihm zu einer neuen, furchtbaren Qual.

Endlich sank die frische, tauige Nacht auf die Erde nieder, und das milde Licht des Sternenhimmels folgte dem goldenen Zwielft des Westens. Aber Henry Morgan saß mit gekreuzten Armen und trostlos gesenkten Haupt da, ohne die reine Heiterkeit der Gesellschaft zu teilen oder den Wunsch auszudrücken, dass er eine Szene verlassen wolle, die ihm so schmerzlich wurde.

Schon zweimal hatte der Barde, welcher jetzt wieder nüchtern zu der Gesellschaft zurückgekehrt war, mit starker Stimme zu seiner nicht unmelodischen Harfe das edle walische Trinklied gesungen,

*Giviraid ywain, draw dra digoll nynyf
Mor wynych i harvöll
O win cyoyr gain i hid cyoyrgoll
O vit, o vuelin oll.*

das sich etwa folgendermaßen wiedergeben lässt:

Die Flüssigkeit von Owen dort auf der anderen Seite von Digolls Berg, wie häufig wird sie herumgeboten! Sie ist vom klaren, funkelnden Wein, ohne Maß, und von Met, alles aus dem Horn des Büffels.

Wieder erheiterte etwas, gleich dem Licht aus früheren Tagen, die Gesichter der Bewohner von Castle Glenllyn.

»Schon recht, schon recht«, rief endlich Sir George, »aber mein guter Lywarch, du musst in deinen Liedern und in deinem Zechen nicht ganz vergessen, dass ich ein Invalide bin. Nimm so viele Becher Weines, wie du willst, aber verschone uns mit deinen Gesängen. Sieh, der ehrwürdige Priester zählt ohne Zweifel die Perlen seines Rosenkranzes, denn sein Kinn neigt sich bis auf das Brustbein herunter und er nickt tief. Seine Andacht muss sehr brünstig sein. Die Nacht schreitet fort, und Harry, unser Küstentriton, ist gleichfalls stumm und schläfrig. Noch einen Becher im Kreise, und wir wollen uns dann zum Schlummer niederlegen. Lasst uns trinken mit einem frommen Gebet in unserem Inneren, denn wahrlich, heute ist ein glücklicher Tag für den alten gramgebeugten Ritter gewesen.

Fünftes Kapitel

Unser Held wird in seiner Betörung schlimmer und schlimmer, begeht seltsame Ungereimtheiten und schließt damit, dass er zu früh eine Liebeserklärung macht, und wird demgemäß belohnt.

Henry Morgan hatte seinen Becher wie die Übrigen geleert, aber sein ungesprochenes Gebet führte ihn, wie wir fürch-

ten, nicht himmelwärts. Die Gesellschafter hob sich, um sich zu entfernen. Pater Gonsalvo hatte seinen lateinischen Segen gemurmelt und Lynia bereits ihren Vater zur guten Nacht geküsst, als Don Alonzo in die Mitte des altgotischen, halb möblierten Gemaches trat und in spanischer Sprache alle Anwesenden um eine kurze Aufmerksamkeit bat.

Henry bewachte seine Bewegungen wie ein Tiger, der auf seine Beute loszuspringen bereit ist, hielt sich aber fern von den Übrigen.

Mit der tiefen Betonung einer unterdrückenden Erregung begann der Spanier folgendermaßen: »Es tut mir wahrhaft leid, dass ich bis auf diesen Abend nie Gelegenheit fand, meinem jungen und braven Retter meine tiefe Dankbarkeit für den wichtigsten Dienst zu bezeugen, den ein menschliches Wesen dem anderen erweisen kann. Fern sei von mir die Ziererei, dass ich dem Tod Trotz biete oder das Leben verachte, denn Letzteres ist mir, seit es durch diesen heldenmütigen Jüngling erhalten wurde, unschätzbar teuer geworden.«

Er ergriff nun die nicht widerstrebende Hand Lynias, ihr mit der anmutigen Galanterie des Ausländers und mit der leidenschaftlichen Glut eines Liebhabers wiederholte Küsse aufdrückend - gewiss ein höchst glücklicher Einfall, sich den jungen Morgan zu versöhnen.

»Es hat mich sehr geschmerzt«, fuhr er fort, »dass sich dieser brave Jüngling uns allen so fernhielt und sich namentlich gegen mich so zurückhaltend benahm. Aber seine Kälte soll meinen Dank nicht ersticken und seine Abneigung meine Liebe nicht zurückscheuchen. Ich will ihn ehren und im Herzen tragen bis zum letzten Augenblick meines Daseins, mag es ihm nun genehm sein oder nicht. Edelmütiger junger Sir,

wollt Ihr nicht mit uns allen nach Spanien ziehen und meine Habe teilen? Mein Vermögen ist noch immer groß und wird Euch glänzende Aussichten öffnen. Euer Vater wird mit Freuden einwilligen. Bei unserer Ankunft in Spanien soll Euch eines meiner schönsten Schiffe, das sich ebenso gut für den Handel als auch für den Krieg eignet, und die volle Hälfte meines gegenwärtigen Vermögens übermacht werden.«

Henry schüttelte finster den Kopf.

»Ihr zögert - Ihr setzt Zweifel in meine Aufrichtigkeit? Entschlagt Euch solcher Gedanken. Ein gesetzliches Dokument soll Euch die stolze *Eldorado* für immer sichern, und die Probefahrt eines einzigen Jahres wird Euch geeignet machen, ebenso gut ihr Kapitän als ihr Besitzer zu sein. Ihr seid bereits ein wackerer Seemann, und ich trage den Beweis davon in meinem erhaltenen Leben. Was sagt Ihr dazu, mein junger Freund?«

Don Alonzo hatte wohl die rechte Saite angeschlagen, aber seine Hand hätte es nicht tun sollen. Unserem Helden wurde so geboten, was sein heißester Herzenswunsch begehrte, obwohl es auch seine sanguinischen Erwartungen überstieg. Er blickte mit einem Mal auf, seine Gestalt hob sich und seine Züge erglühten in Scharlach. Dann streckte er hastig seine rechte Hand aus und war im Begriff zu sprechen, als Lynia, ebenso erstaunt wie erfreut über die großmütige Dankbarkeit ihres Liebhabers, dessen Hand ergriff, sie küsste und dann ihr Haupt auf seine Schulter legte.

Ein Blitzstrahl hätte das Äußere Henrys nicht plötzlicher umwandeln können. Seine Lippen schlossen sich, sein ausgestreckter Arm sank schwer nieder und sein Gesicht erblasste. Sein Kopf senkte sich, und er zog sich mit einem Schauer des Widerwillens noch weiter zurück.

»Das ist sonderbar«, sagte der Spanier, »und ebenso grausam wie sonderbar. Warum will der Jüngling seine Wohltat in eine Qual umwandeln? Doch was ich tun kann, soll geschehen. Herr Poet, gebt mir jenen Koffer herüber.«

Don Alonzo goss sodann den Inhalt auf den starken Eichenisch und teilte die glänzenden Dublonen so nahezu in zwei gleiche Haufen, als es ohne wirkliches Zählen geschehen konnte, worauf er fortfuhr: »Billigermassen sollte nicht nur das Ganze, sondern auch ich selbst ganz zur Verfügung meines jungen Retters stehen. Aber als er mich so ritterlich und wunderbar rettete, hat er mir auch andere Segnungen und mit ihnen andere Ansprüche, die außer mir liegen, geschenkt. Die Hälfte des hier liegenden Schatzes wird nötig sein, um diese achtbare Familie mit dem Prunk und der Gemächlichkeit, welche ihre Stellung verlangt, nach Barcelona bringen. Das Ganze gehört Euch, Sir Morgan. Aber nehmt einstweilen mit der Hälfte vorlieb, und ich verpachte mich, die andere Euch oder Eurem Vater zugehen zu lassen, sobald ich in Spanien angelangt bin.«

»Edel gesprochen, Signor!«, rief Sir George Glenllyn.

»Wackerer Alonzo!«, murmelte Lynia.

»Der glückliche Wasserhund«, brummte der Poet.

»Denke an die Ansprüche der Kirche«, sagte Pater Gonsalvo. »Mein Sohn, in der Todesgefahr unter den zürnenden Wellen musst du notwendig der göttlichen Jungfrau und den Heiligen ein Opfer gelobt haben. Du nimmst keine Rücksicht auf meine Gebete, die ich gen Himmel sandte, als ich deinen Notstand bemerkte. In ihnen lag die Wirksamkeit, in diesem rohen Zungen nur das Instrument. Nicht das Werkzeug, sondern die Geschicklichkeit dessen, der es gebraucht, solltest du belohnen.«

»Guter Vater, auch für Euch und für die Kirche soll Sorge getragen werden. Nehmt das Geld hin, mein guter junger Sir, und mit ihm auch meine dankbare Freundschaft.«

Der glänzende Goldhaufen übte eine größere, viel größere Wirkung auf den Knaben als die glänzenden Versprechungen des Spaniers aus. Die beginnende Habsucht stierte aus seinen funkelnden Augen, und seine Finger krallten sich krampfhaft zusammen. Er hatte nie zuvor einen solchen Schatz gesehen oder auch nur davon geträumt, und das dreimal königliche Gepräge war so neu, so funkelnd. Er warf seine Verschämtheit ab, wie der Meuchelmörder seinen Mantel zurückschlägt, um desto sicherer den verhängnisvollen Stoß führen zu können. Der künftige Seeräuber stand nun offen da. Mit stolztem hastigem Schritt trat er an den Tisch. Seine Hände spielten schwelgend in beiden Goldhaufen, deren Stücke durch seine Finger glitten, und er lauschte entzückt auf das Klimpern, das in seinen Ohren so neu und so musikalisch klang.

Seine Hände wühlten in den verlockenden Haufen. Dann streckte er seinen Hals über den Tisch, sah Alonzo mild in die Augen und sagte: »Spanier, ich werde nichts von dem Gold nehmen, weil ich nichts mit Eurer Freundschaft zu schaffen haben will.«

»Nimm deinen Anteil, nimm ihn, Henry, um meinetwillen«, sagte Lynia überredend.

»Ich nähme das Ganze«, versetzte Morgan finster, »wenn ich zu gleicher Zeit den Eigentümer auf den Kopf schlagen könnte.«

»Der junge Wilde!«, rief Sir George.

»Das ist schrecklich, sehr schrecklich«, entgegnete Miss Glenllyn. »Aber du weißt nicht, was du sagst, Henry.«

»Kaum, kaum«, erwiderte der Jüngling wieder in den scheuen Knaben umgewandelt. »In der Tat, ich meinte nichts Schlimmes - ich meinte einen ehrlichen Kampf. Nein, Fräulein, so arm und unwissend ich auch bin, möchte ich doch niemanden sein Geld abnehmen, es sei denn als eine ehrliche Beute. Aber ich fühle mich nicht wohl und weiß nicht, was ich sage. Der Anblick so vielen Goldes machte mich lüstern. Schafft es aus meinen Augen; es quält mich.«

»Nimm deinen Anteil, Henry, der dir so freimütig und edel geboten wird.«

Mit diesen Worten brachte die junge Dame die eine Hälfte des Schatzes wieder in den mit Eisen beschlagenen Koffer, während sie den anderen in starkes Tuch einschlug und dem Knaben hinhielt.

»Gott sei Dank, ich sehe es nicht mehr! Es hat mich beunruhigt. Jetzt weiß ich wieder, wer ich bin, was ich sage und was ich tue. Miss Glenllyn, ich lasse mich nicht so ablohn. Das Geld war im Grunde nicht viel, aber mit Geld bin ich nicht zu bezahlen«, sagte Henry.

»Aber wie willst du denn belohnt sein?«

»Ich will es Euch sagen, wenn mir miteinander allein sind.«

»Tue das - du bist wieder mein lieber Junge. Komm morgen.«

»Nein, jetzt - jetzt oder nie!«, rief der ungeduldige Knabe.

»Gut, so sei es darum.«

»So komm mit mir.«

Anfangs trugen sowohl Lynia als auch ihre Freunde einiges Bedenken, das Mädchen mit dem aufgeregten Knaben allein zu lassen. Aber sie lächelte die Besorgnisse weg und ließ sich von ihm zur Plattform des Turmes führen, die sich

unmittelbar über ihrem eigenen Gemach befand.

Kaum kann man sich etwas Wilderes, Feierlicheres, Romantischeres denken, als die Landschaft, die sich von dem verfallenen Turm aus vor dem jungen Paar entfaltete. Aber die Seelen der beiden standen nicht im Einklang mit der ruhigen, erhabenen Schönheit ihrer Umgebung.

Die Dame hatte eine unbestimmte Angst vor irgendeinem bevorstehenden Unglück, der Jüngling aber war aufgeregt und halb wahnsinnig infolge von Gefühlen, die er nicht verstehen konnte. Mit einer Behutsamkeit, deren sie sich zwar schämte, die sie aber beibehielt, blieb Lynia in der Mitte der Plattform stehen, während sich Henry unbekümmert gegen eine der zerbröckelnden Zinnen lehnte.

»Nicht dort«, rief Miss Glenllyn. »Die Steine werden weichen.«

»Nun, was liegt daran?«, versetzte Henry düster, indem er sich zugleich noch verzweifelter gegen die Brüstung vorlehnte.

Ein paar Steine wichen, polterten an den Seiten des alten Turmes herunter und erdröhnten schwerfällig unten auf dem gepflasterten Hof. Aufgrund dieser plötzlichen Störung schrien die erschreckten Eulen laut auf, die Fledermäuse schwirrten durch die Staubwolke und die Hunde heulten kläglich. Lynia war im Nu an seinen Füßen, ergriff ihn an seinen Knien und versicherte sich so, dass er nicht mit den Trümmern hinuntergefallen war.

»Komm hierher! Komm hierher!«, rief sie außer sich, indem sie sich bemühte, ihn weiter zurückzuziehen.

»Nicht doch«, rief der junge Wagehals. »Was kümmere ich mich jetzt darum, ob das alte Schloss in einen Staubhaufen zusammenfällt!« Nach einer Pause fügte er mit wehmütiger

Innigkeit bei. »Ihr wollt also fort?«

»Und warum nicht, lieber Heinrich? Warum sollten wir hier bleiben in Armut, Not und Demütigung?«

»Ich weiß es nicht. Es wäre denn um meinetwillen, dass ich Euch daraus ziehen könnte.«

»Du, Henry, du?«

»Ja. Wisst Ihr, wie alt ich bin? Mehr als sechzehn, Miss Glenllyn. Beurteilt meine Mannheit nicht nach meinen Geburtstagen. Ich habe mich schon längst fast als ein Mann gefühlt, und seit acht Tagen, von der Zeit an, als der Knabe tat, wessen sich aus tausend Männern nicht einer unterfing, will ich kein Knabe mehr sein - das heißt, wenn ich es ändern kann.«

»Gut, Sir, ich werde gewiss in Zukunft weit mehr Achtung haben. Wenn ich Euch irrtümlich für einen sehr tapferen, kühnen, vorschnellen Knaben nahm, so habe ich mir gegen Eure Mannheit eine Freiheit erlaubt, wegen der ich Euch demütig um Verzeihung bitte. Aber, Sir, da ich das Glück habe, mit einer Person von so reifen Jahren mich zu besprechen, darf ich Euch in aller Bescheidenheit andeuten, dass mein Vater wohl ein wenig unruhig sein dürfte, wenn ich mich länger allein mit einem solchen Gentleman unterhalte?«

»Ihr macht es immer schlimmer und schlimmer. Nein, höhnt mich nicht. Ihr, das einzige Wesen, das ich je geliebt habe. Was sind meine Gefühle gegen meinen Vater, meine Brüder und gegen meine ganze Verwandtschaft im Vergleich mit der Zuneigung, die ich zu Euch trage? Wenn mein Geist gefoltert und mein Körper erschöpft ist, schmachte ich danach, mich an Euren Busen zu schmiegen, mich wieder als Kind zu fühlen und da Ruhe zu holen, wie mich meine liebe teure Mutter in Schlummer zu wiegen pflegte. Wenn ich mir

aber vorstelle, dass Euch jemand ein Leid antun könnte, wenn ich nur an Euch und an nichts als an Euch denken muss, dann werde ich zwanzigfach zum Mann, knirsche mit den Zähnen und stampfe. Ihr müsst nicht fortgehen von hier, meine einzige Freundin. Was bin ich ohne Euch gewesen? Alles, was ich weiß, habt Ihr mich gelehrt - nein, Ihr müsst nicht gehen - dürft nicht gehen, Lynia.«

»Ihr macht von Eurer Mannheit einen etwas schmerzlichen Gebrauch. Sagt mir, worin besteht Euer Anliegen, damit wir dieser Szene ein Ende machen können.«

»Ja, ich sehe, wie es steht. Ihr liebt diesen schwärzlichen Spanier mehr als mich - mich, der in den letzten fünf Jahren Euer getreuer, Euer Euch zärtlich liebender Spielgefährte gewesen bin. Kam mir je ein Fels als zu gefährlich vor, wenn es galt, hinaufzuklettern, um Euch eine seltene Blume zu holen? Welcher Baum war mir zu hoch? Wann war mir je die Sonne zu heiß oder der schneidende Wind zu kalt, um mich zu hindern, dass ich mich nicht Tage und Nächte lang abmühte, um Euch eine kleine Freude zu machen? Ich habe meines Vaters Herz oft gegen Euch besänftigt, und durch mich nährte er Euch und die Euren in ihrem Stolz und Müßiggang. Ja, Lynia, er nährte nicht nur ihn, sondern auch seinen heuchlerischen Priester und seinen schändlichen Liederkrämer. Ich war die Ursache, dass mein Vater von Eurer Verfolgung Abstand. Ihr weint? - Ja, weint nur - so gefällt es mir.«

»Ich weine, junger Sir, wegen Eures Mangels an Edelmut.«

»Dessen ermangelt Ihr, nicht ich. Was hat dieser schmutzig aussehende Spanier für Euch getan? Er brachte Euch einiges Gold. Doch wie mag ich nur von ihm reden, von diesem armen, mutlosen Hund? Ich war es, der es Euch brachte, um

Euch gegen mich zu bestechen - gegen alle meine Entwürfe. Ihr fragt, was ich verlange? Lasst diesen kläglichen Spanier seinen Geschäften nachgehen und sein Gold mit sich nehmen, wenn er es behalten kann. Vertraut auf mich. Nach sehr wenigen Jahren werdet sogar Ihr in mir die Mannheit anerkennen, die ich jetzt fühle. Euer winselnder Vater wird dann tot sein!«

»Heilige Muttergottes, welch ein Herz habe ich in dem meinen getragen!«, rief die erschütterte Dame. »Er spekuliert auf den Tod meines Vaters so ruhig wie auf den eines Mastochsen!«

»Schaut um Euch her, Miss Glenllyn. Soweit Euer Auge auf dieser Seite reichen kann und weit hinauf bis zu den fernsten Bergen wird alles mein Eigentum sein. Ich habe Pläne entworfen, auch die andere Seite mir zuzueignen. Es sind keine knabenhaften Träume. Ich will mich abmühen, will fechten - sogar Schlimmes tun. Aber ich will dann dieses Schloss wieder aufbauen und in Herrlichkeit hier sitzen. Wünscht Ihr, dass ich alles dies tue, so sagt es - so jung ich auch bin, so fühle ich doch, dass die Macht dazu mir innewohnt. Ich freie nicht um Euch - jetzt nicht, aber wenn Ihr mir es nicht seiner Zeit, sobald ich alt genug bin, gestatten wollt, so soll gar bald diese Ruine nur noch ein Haufen Schutt, ein Hügel von Staub und Steinen, ein Bett für die Nessel und die Distel, eine Heimat für kein besseres lebendes Wesen als für die Ei-dechse und die Kröte sein.«

»Wahnsinniger, grausamer Knabe! Bis jetzt erkenne ich in dir nichts von dem Mann, als seine ungezügelte Wildheit, desto mehr aber von der Torheit des Knaben. Doch höre mich noch einmal an, wie mein Zögling Henry. Höre mir ruhig zu. Du bist von sehr romantischem Wesen und stellst in

Aussicht, ein Sklave der mildesten Leidenschaften zu werden. Ich bin zu lange an Armut und Entbehrungen gewohnt gewesen, um sie zu verachten. Aber gesetzt auch, du stündest mir im Rang gleich, hast du nicht an den Unterschied unseres Alters, unserer Religionen, unseres Temperaments und fast aller unserer Ideen gedacht? Aber ich würdige mich herab, indem ich so mit einem bloßen Kind spreche. Mir eine Liebeserklärung zu machen - für die Zukunft - in der

Tat, es ist höchst lächerlich, und ich könnte mich darüber lustig machen, wenn du dabei nicht ein so selbstsüchtiges, schwarzes Herz verraten hättest. Die künftige Gattin von Henry Morgan, dem Sohn des Yeoman von Penabock!«

»Vielleicht noch etwas Schlimmeres«, murmelte der Knabe boshaft. »Aber was denke, was sag ich? Kann ich je vergessen, wie gütig sie gegen mich gewesen ist? Miss Glenllyn, habt Erbarmen mit mir - antwortet mir auf eine einzige Frage, gnädiges Fräulein - seid Ihr, wie es die Leute nennen, in diesen Spanier verliebt?«

»Nehmen wir an, junger Sir, dass ich Euch unverhohlen mit Ja antwortete?«

»Dann will ich Euch ebenso unverhohlen darauf antworten und nicht durch eine andere Frage. Ich bin nur der Knabe Henry Morgan, auf alle Fälle aber ein Geschöpf, das sich ebenso sehr um sein Glück kümmert wie er. Hier hat er kein Recht. Ich liebte meine Mutter, die jetzt hoffentlich im Himmel ist. Sie und Euch allein von allen Erdgeschöpfen habe ich geliebt. Hätte eine Viper sie totgestochen und wähnte sich diese Viper in einer glühenden Esse, so würde ich sie lieber auf die Gefahr hin, diesen jungen rechten Arm zu versengen, herausgezogen, als diesen Spanier von dem Riff gerettet haben, wenn Ihr, Lynia Glenllyn, Euch untersteht - so

sehr Ihr mich auch für einen Knaben halten mögt, so sage ich doch, wenn Ihr Euch untersteht - ihn zu lieben.«

»Barmherziger Himmel! Welch einen sechzehnjährigen Tyrannen haben mir da! Vielleicht habt Ihr die Güte, mir noch einige andere heilsame Einschärfungen aufzuerlegen?«

»Und glaubt Ihr trotz alles Euren unfreundlichen Hohns, Lady, dass er diese Küste, ja nur dieses Schloss in Sicherheit verlassen und sein Geld und Euch mit fortnehmen soll - Euch meine Freundin, die Öffnerin meines jungen Herzens - sie, die mich so viel Gutes, Angenehmes, Geheimnisvolles und Großartiges gelehrt hat? Habt Mitleid mit mir! Er ist ein Ausländer - ein bloßer Spanier - einer von denen, die von Natur aus stets Feinde der Engländer sind. Es ist ebenso wenig Mord, ihn zu töten, als ob ich einen Wolf erschlüge. Ihr bringt ihm den Tod, Lynia - mit Eurer Liebe. Ihr fahrt zusammen, seid ergriffen? Meine Hand ist noch rein, und mein Herz bebt zurück vor dem Gedanken an Blutvergießen, obwohl ich in der letzten Zeit mit der alten Arkebuse selten auf hundert Schritte mein Ziel verfehlte. Ich will mich mit einigen von meines Vaters erprobten alten Hirten beraten. Es könnte doch eine Gewissenssache sein, den Fremden aus dem Weg zu schaffen.«

»Um Himmels willen, Henry Morgan, sprecht nicht von so schwarzen Dingen. Jetzt seid Ihr in der Tat ganz ein Mann.

Ihn zu beschädigen, wäre ein schweres Verbrechen. Die Gesetze der Gastfreundschaft würden verletzt. Es wäre Millionen Mal schlimmer als ein einfacher Mord. Denkt an Eure frühere herrliche Handlung, indem Ihr diesen armen Fremden gerettet, an die Schande, die Ihr auf das Haupt Eures Vaters gehäuft habt, denkt an all dies, Henry.«

»Wer denkt an mich?«, versetzte der Knabe düster.

»Ich tue es oft und in der Tat mit großer Innigkeit, aber ich scherzte nur, als ich sagte, dass ich diesen Gentleman liebe. Ich wollte dich nur quälen, weil du dich so in die Brust warfst. Wie sollte ich ihn auch lieben, da ich ihn nur so kurze Zeit kenne.«

»Lynia Glenllyn, seid Ihr aufrichtig?«

»Warum sollte ich nicht?«

»Dann«, fuhr er geheimnisvoll flüsternd fort, »soll das alte Schloss nur um so früher wieder aufgebaut werden. Überlasst es mir. Sagt nur, in welchem Zimmer er wohnt und wo er sein Gold verborgen hat.«

»Pfui, junges Ungeheuer!«

»Sagt mir es immerhin. Das Schloss soll wieder in seiner ganzen Herrlichkeit hergestellt werden.«

»Lasst mich los - Ihr macht mich wahnsinnig!«

»Euer Vater soll wieder in eine fürstliche Lage kommen.«

»Abscheulicher unreifer Geier!«

»Oh, auch ich scherze nur - schont mich nicht, Lynia. Ich will so gut, so gehorsam sein. Um meinetwillen mag der brave Spanier sicher an der Hochstraße schlafen.«

»Ich traue Euch nicht mehr, Herr Morgan?

Sie stieg die gewundene Treppe hinab und überließ ihn seiner neu erwachten Leidenschaft.

Eine Weile stand Morgan da, erstaunt über seine Worte und kleine Gebärden. Es schien ihm, als stehe er unter einem doppelten Einfluss, als habe er eine zweifache Natur. Vergebens versuchte er, zu seinen sorglosen knabenhaften Gefühlen zurückzukehren. Der Teufel schien von ihm Besitz genommen zu haben. Um dessen Drängen zu befriedigen, begann er die morschen Zinnen in den Hof hinunterzustoßen.

Dies veranlasste ein betäubendes Getöse. Der Priester und

der Barde gingen hinauf, um ihn herunterzuholen, aber er trieb sie mit Steinwürfen hinab. So blieb er allein stehen, bis er völlig ermüdet war. Um welche Stunde er sein Zerstörungswerk aufgab und das Schloss verließ, ist nicht bekannt. Aber aus der Ruine, die er geschaffen hatte, war zu entnehmen, dass er lange und eifrig gearbeitet haben musste.

Don Alonzo wechselte in dieser Nacht sein Schlafgemach - eine Nacht, deren größeren Teil Lynia in Weinen verbrachte.

Sechstes Kapitel

Morgan beginnt seine Reisen und bereut. Owen schließt sich ihm an. Er wird von einem Covenanter betrogen, den er nachher wieder betrügt.

Der wilde und verzweifelte Knabe schlief in der nächsten Nacht nicht unter dem väterlichen Dach, sondern lief bis zum Anbruch des Morgens am Ufer hin umher. Henrys Vater war zu sehr an derartige Unregelmäßigkeiten gewöhnt, um durch seine Abwesenheit, die er vielleicht nicht einmal bemerkte, beunruhigt oder überrascht zu werden.

Wir wissen wohl, dass man einem Romanschreiber zusetzt, er solle jede unveröffentlichte Regung seiner Charaktere kennen und über jeden Vorfall Rechenschaft abzulegen imstande sei. Diese Verantwortlichkeit müssen wir jedoch aus verschiedenen Gründen von uns ablehnen, denn erstlich schreiben wir eine Biografie und können uns nur auf das berufen, was unsere Held in gelegentlichen Gesprächen selbst bekannt gemacht hat, oder auf Autoritäten, deren viele leider zweifelhaft sind. Ferner hat man Henry auch viele

Handlungen - sollten wir sie nicht lieber Schaudertaten nennen - aufgebürdet, die er entschieden in Abrede zieht. Wir sind genötigt, all dies zu berichten, und müssen dem Leser aus der Art, wie wir es vortragen, beurteilen lassen, was davon ihm mit Recht zur Last gelegt werden kann.

Man hat nie mit Sicherheit ermitteln können, ob Henry Morgan nach seiner Besprechung mit Miss Glenllyn nach Hause ging oder nicht. Indes ist es wahrscheinlich, dass es nicht geschah. Der ganze zahlreiche Haushalt des begüterten Yeoman liebte den ältesten Sohn, und einige von den wilderen Geistern würden vor nichts Anstand genommen haben, was er sie tun hieß. Es darf daher niemand wundern, wenn sie nichts veröffentlichten.

Am Mittag nach Morgans Unterredung mit Lynia, als die junge Dame eben auf den Arm des Spaniers gestützt unter dem Bogen des jetzt türlosen Schlosseinganges stand, ließ sich der Knall einer Feuerwaffe vernehmen, und zwei Kugeln schlugen sich unmittelbar hinter Alonzo an den Steinen breit. Eine derselben hatte ihm eine Fleischwunde in die Schulter verletzt, die andere aber zu gleicher Zeit fast ein ganzes Ohr weggerissen. Das Gewehr musste aus einer beträchtlichen Entfernung abgefeuert worden sein. Das Ziel war also von einer nicht ungeübten Hand scharf genommen worden.

Der Spanier war mehr aufgebracht als verletzt, und wollte eben forteilen, um die Meuchelmörder festzuhalten, als er noch von Miss Glenllyn, welche ihre Arme um ihn schlug, zurückgehalten wurde. Sir Georges Hausstand war zu schwach, um eine Festnahme so gut bewaffneter Feinde in Aussicht zu stellen.

Unser Held ließ sich später nie wieder in der Nähe von

Glenllyn Castle blicken und zog es stets in Abrede, dass er die feigen Kugeln abgefeuert habe, obwohl die Einwohner des Schlosses in der festen Überzeugung vom Gegenteil lebten. Indes ist es möglich, dass die Handlung auf Rechnung eines der Hirten kam, denen vielleicht Henry seine vermeintliche Kränkung berichtet hatte. Gaffer Morgans Arkebuse wurde jedoch später nie wieder aufgefunden.

Das Verschwinden des Jungen und die Wunde des Spaniers erregten in jenem Teil des Landes großes Aufsehen. Zwei Tage später zogen Sir George, seine Tochter, der Priester und Don Alonzo nach Cardigan, bald darauf aber nach Bristol, von wo aus sie sich nach Spanien einschifften und in Wales nichts mehr von sich hören ließen. Auch wurde nur selten von ihnen gesprochen, wenn nicht etwa der alte Lywarch, welcher unter den Trümmern des Schlosses vegetieren durfte, davon eine Ausnahme machte.

Am vierzehnten Juli 1617 nachmittags vier Uhr finden wir Henry Morgan viele Meilen von Zuhause, wie er allein mit nur wenig Geld in der Tasche, kleinmütig, aber doch entschlossen, voll unbestimmter Hoffnungen und mit seltsamen Einbildungen sich tragend, auf einem elenden Feldweg, der nach Tregaron führte, dahinzog. Hatte er doch die ganze Welt vor sich und durfte nur wählen. Die Aufregung des Weines und seines Gespräches mit Miss Glenllyn hatte sich gelegt, aber in seinem Inneren brannte der Durst nach Rache, welcher sich unter den Beschwerden, denen er sich freiwillig unterzogen hatte, nur noch steigerte.

Es würde von wenig Bedeutung sein, den Schritten unseres Helden durch den wilden Bezirk zu folgen, den er jetzt zurückzulegen hatte, bis er in dem kleinen Dorf Llaudadum ankam, wo sein Geld vollends auf die Neige ging. Er schlief

die Nacht über unter dem Vieh eines Farmhauses und setzte die Kühe wegen des Frühstücks in Kontribution. Seine Absicht war, nach Bristol zu gehen und dort sich an Bord irgendeines großen Handelsschiffes zu begeben, mit der Begeisterung und Unerfahrenheit der Jugend von seiner ziemlich überlegenen Erziehung, seinen Talenten und seiner Tatkraft Beförderung erwartend. Er wusste nicht, dass er unter den Weltlichen der Welt nur ein Kind war, obwohl er in seinem eigenen beschränkten Kreis als ein Held betrachtet wurde und bisweilen auch als ein solcher gehandelt hatte.

Der sengende, unerträgliche Mittag des anderen Tages fand den Knaben matt mit wunden Füßen und fast ohnmächtig vor Hunger einige Meilen jenseits von Vaynor. Seine physische Erschöpfung hatte eine Ruhe hervorgebracht, die ihm seit mehreren Tagen fremd geblieben war. Das Fieber einer ungewohnten Aufregung und noch ungewohnterer Becher war in eine völlige Ermattung übergegangen und mit der Überlegung kehrte auch die Reue in seiner Seele ein. Seine Visionen von künftigem Ruhm schwanden vor seinem geistigen Auge dahin, wie die Nebel seiner Heimatberge in der sengenden Hitze der Mittagssonne schmolzen. Zum ersten Mal fiel ihm die ungemeine Wichtigkeit und Würde der Erstgeburt auf. Er nannte sich selbst einen Toren, dachte an seine beiden jüngeren Brüder und wurde zornig. Dann vergewärtigte er sich die weißen Haare seines ernstesten, alten Vaters und zum ersten Mal traten Tränen in seine Augen.

Henrys leidenschaftlicher Schmerz währte lange und wurde wohl sehr wohltätig auf seine Seele gewirkt haben, wenn nicht einer jener kleinen Vorfälle dazwischengekommen wäre, welche das Geschick der Menschen bestimmen. Nachdem er sich wieder leidlich zur Besinnung geweint hatte und

der Entschluss in ihm aufgetaucht war, umzukehren und aufs Neue das Amt eines Verwalters und Dieners seines Vaters aufzunehmen, ließ ihn auch noch der Stachel des Hungers und des Durstes fühlen, wie unklug er sich benommen hatte. Den Durst konnte er zwar stillen, aber mit dem Hunger ging dies nicht so leicht. Die Jahreszeit war noch zu früh, als dass ihm die Hecken oder Obstgärten hätten Nahrung bieten können. Auch war weit und breit kein Haus und keine Wohnung zu sehen, weshalb Henry mit wankenden Schritten und gesenktem Kopf das Gesicht wieder der Heimat zuwandte. Hätte er dieses gute Vorhaben zur Ausführung gebracht, welche Entsetzen und Gräuel wären der gekränkten Menschheit erspart geblieben!

Er war kaum einige Ackerlängen weiter gegangen, als die schrille klare Stimme des jungen Owen ap Lywarch, die ein vortreffliches abwelsches Liedchen abquälte, sein Ohr begrüßte, und kurz nachher kam dreimal willkommen diese sehr sorglose Person zum Vorschein. Er hatte sich jedoch dem väterlichen Ansehen in weit vorsorglicherer Weise entzogen als Henry, denn er trug ein erträglich gut gefülltes Felleisen auf dem Rücken.

»Wie?«, sagte Owen, »hat sich das Vögelchen eines Besseren besonnen und will es, den Kopf unterm linken Flügel, im Armesünderschritt den Heimmarsch antreten? Der Tausend, mein Hähnlein unter den Krähen, bereust du schon? Doch höre mich an, Heinz. Du magst mich zwar für einen Pinsel halten, aber lass dir raten und mache wieder rechts um. Der Friedensrichter hat einen Haftbefehl gegen dich ausgefertigt. Es war gut gezielt, Heinz, aber du hast nur gestreift, nicht ganz getroffen.«

Mit einer Überraschung, die, wenn sie nicht wirklich, doch

jedenfalls bewunderungswürdig gut gespielt war, erklärte der junge Morgan, dass er zum ersten Mal von dem Meuchelmordversuch gegen Don Alonzo höre. Er ließ sich jedoch Owens Nachricht zur Warnung dienen. Nachdem sich die beiden Weisen mit einem vortrefflichen Mahl, zugleich aber mit mehr Aquavit, als eben weise war, geletzt hatten, beschlossen sie, energisch zu handeln und Henrys erste Absicht auszuführen, indem sie auf dem ungewissen Meer ihr Glück suchten, denn sie fühlten sich völlig überzeugt, im ungünstigsten Fall werde ihnen die Heimat immer noch ein Asyl bieten.

Wir müssen dem Leser mitteilen, dass die beiden hoffnungsvollen Jünglinge weit besser gekleidet waren als die Söhne der arbeitenden Klassen, deren Anzug in der Regel sehr erbärmlich aussah. Aber dennoch trugen sie nicht die reiche Tracht des Adels oder der wirklichen Gentry. Sie zogen auf wie die Söhne wohlhabender Landbesitzer, und obwohl Owen damals entschieden bäurisch und sogar tölpisch aussah, hatte doch Henry viel von der freien stolzen Haltung eines vermögenden Franklin.

Ihr heiteres Mahl war eben zu Ende und Owen im Begriff, den verlockenden Inhalt des Felleisens wieder einzupacken, als ein langer, hagerer, schwärzlicher Reiter sein Pferd gegen die Stelle hin spornete, wo sie noch auf dem Gras saßen. Auch befand er sich nahe bei ihnen, ehe sie noch seine Anwesenheit wahrgenommen hatten.

»Sprecht! Gebt Auskunft! Wer seid ihr? Schätz wohl ein Paar Reim singender Lehrlinge. Gebt Antwort, ihr Spitzbuben! Versucht es nicht, euch nur einen Zoll von der Stelle zu rühren, oder etwas zu verbergen - legt nur diese appetitlich aussehende Pastete wieder auf den Rasen.«

Während dieser Worte war der Mann abgestiegen und begann nun furchtlos den Tyrannen zu spielen. Die beiden Knaben sahen den Aufdringling an, hatten aber keine sonderliche Lust, mit einem augenscheinlich so starken und gut bewaffneten Mann zu kämpfen.

Nachdem der Fremde mit aller Gemächlichkeit sein gewaltiges Ross an eine Stelle gefesselt hatte, wo der Rasen das süßeste und reichlichste Gras zu geben schien, machte er zuerst den Sattelgurt los und nahm dann seinem Tier das Gebiss ab. Endlich schenkte er den Jünglingen seine Aufmerksamkeit und begann deren Habe einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Das Resultat davon war, dass er ihnen erklärte, er halte sie für zwei sehr verdächtige Personen. Er müsse daher zuvörderst ein sehr langes Gebet sprechen und dann die volle Hälfte ihres Proviantes nebst der Gesamtheit ihrer starken Wasser zu sich nehmen. Wenn dieses geschehen sei, so wolle er vorderhand ihr kleines Eigentum konfiszieren, während sie zugleich sich als seine Gefangenen zu betrachten hätten. Sowohl Henry als Owen brachten eine sehr unvollkommene und verdächtige Geschichte vor, deren Hauptfehler darin lag, dass es ihr mehr an Wahrscheinlichkeit als an Wahrheit fehlte. Der junge Morgan war zu ermüdet, um ein Entkommen zu versuchen, und auch Owen dachte nicht daran, seinen Pack und seinen ganzen kleinen Reichtum im Stich zu lassen. Sie beschlossen daher wohl oder übel, den Ausgang abzuwarten und auf das umfangreichste aller Kapitel, das der Zufälle zu bauen.

Nachdem der Kavallerievielfraß zur Genüge gegessen und über Genüge getrunken hatte, wurde er salbungsvoll und namentlich sehr ruhmredig. Er war einer von den Agitatoren der Parlamentsarmee und besaß die gefährliche Gabe ei-

ner allzu fertigen Zunge. Da er nur ein Pröbchen von einem in jener Periode sehr gewöhnlichen Charakter war, so wollen wir ihn so schleunig als möglich abfertigen, denn er begegnete Morgans abenteuerlicher Laufbahn nur ein einziges Mal und fand Anlass, es zu bereuen.

»Ihr Teufelsbraten, wisst ihr, dass ihr zu den Gottlosen und Erwählten der Sünde gehört? Doch ist einer von euch kein übler gutaussehender Bursche da, aber ihr beide habt mich aufs Unverschämteste angelogen. Steht still, ihr ringelnden Schlangen der Ungerechtigkeit - ich will euch zusammenfesseln - ja mit Fesseln von Eisen sollt ihr gebunden werden.«

Die Reiter, welche damals im Land nach den zerstreuten Royalisten umherspähnten, waren stets mit den nötigen Werkzeugen versehen, um ihre Gefangenen sicher zu verwahren, und der Anblick der Fesseln übte eine sehr löbliche Wirkung auf die Entlaufenen. Ihr störrisches Benehmen ging in Achtung und Demut über, und Morgan ließ sich sogar herab, ein wenig zu schmeicheln. Der Reiter hatte einen zu guten Imbiss eingenommen, um es allzu streng zu nehmen, weshalb er auf ihre dringende Bitte und ihr Versprechen, dass sie keinen Fluchtversuch machen wollten, einwilligte, ihnen die eisernen Strumpfbänder zu erlassen.

Man muss annehmen, dass die Verdauungsfunktion des Reiters von ebenso vortrefflicher Beschaffenheit war, wie Henrys Gabe, sich die Leute zu gewinnen, denn nachdem sie eine Strecke weit gekommen waren, ließ er sich herab, seinen Gefangenen mitzuteilen, dass er Nummer fünfundachtzig in der Schwadron des Obristen Bekehr-die-Gottlosen Thomson sei. In den Tagen seiner Finsternis habe er den sündigen Namen Joseph Dobson getragen. Seit er sich aber in dem neuen Licht gewärmt hatte, habe er in der neuen Taufe

den wohlklingenden Namen »Schlag-den-Beelzebub-nieder« angenommen. Auch führe er in dem Lederkoller unter seinem Stahlpanzer das Signalement eines Kavaliere, der sich als einen seines eigenen Regiments verkleidet und einen Haftbefehl gegen denselben bei sich habe.

Um uns einer modernen Novellenphrase zu bedienen, wurde jetzt die Unterhaltung allgemein und sehr lebhaft. Auch spielte darin Schlag-den-Beelzebub-nieder zuverlässig die erste Rolle. Der Aquavit und die heiße Nachmittagssonne begannen eine sehr augenfällige Wirkung zu entfalten, und er erklärte seinen Begleitern, sein Herz neige sich gegen sie zur Gnade. Um sich weitere Mühe zu ersparen, wolle er sie bloß als Vaganten dem Bürgermeister des nächsten Dorfes übergeben, wo sie in den Stock gelegt werden sollten. Ihr Gepäck aber müsse mit ihm zum Hauptquartier, um dort genau untersucht und gebührend verwendet zu werden, denn es seien gefährliche Zeiten und Verschwörungen ebenso häufig wie gebrochene Versprechen.

Diese Maßregel war nicht nach dem Geschmack der am meisten dabei Beteiligten. Indes schwiegen sie über den Gegenstand und suchten es nach Kräften dem plaudernden Puritaner zu Gefallen zu machen.

Endlich wurde Schlag-den-Beelzebub-nieder auf seinem langsamen Traber halb schläfrig und ganz wohlwollend. Sein Geist beschäftigte sich mit Geschichten über den Segen, welcher den Wiedergeborenen bestimmt war, ohne dass ihnen etwas von der Folter zuteilwerden konnte, welche den Prälatisten blühten. Henry benutzte diese Gelegenheit und winselte kläglich über seine Müdigkeit und Erschöpfung, indem er zugleich den Reiter um die Gunst bat, sich hinter ihm auf den Sattel setzen zu dürfen. Das Gesuch wurde augen-

blicklich erfüllt, und sie trabten harmonisch weiter. Wir müssen hier noch bemerken, dass das als Prise verurteilte Felleisen an dem Sattelbug lag.

Wir erröten, eingestehen zu müssen, dass Henry jetzt eine höchst unheldenmäßige Tat beging. Ungeachtet des eisernen Panzers und des ledernen Kollers gelang es ihm, dem Reiter unbemerkt seinen Haftbefehl abzunehmen - ein sehr gemeiner und taschendiebsartiger Kniff, den er jedoch später dadurch wiedergutmachte, dass er den Leuten ihr Eigentum in viel großartigerem Maßstab entriss.

Nichts ahnend von seinem Verlust erhob Schlag-den-Beelzebub- nieder seine Stimme zu einem Psalm, und unter dem laut schallenden Gesang des Covenanters zog das Kleeblatt auf Pontypool zu.

Henry begann nun seine Operationen, denn nachdem er bei einigen Versen des Sängers als Chor mitgewirkt hatte, bat er demütig um Gehör. Er sagte, sie seien zwei ehrliche Zungen, welche ihren Meistern entlaufen wären, um zur See zu gehen, wie Seine Weisheit bereits entdeckt habe. Zwar wüssten sie, dass sie dafür Strafe verdienten, aber dies könne doch ihrem Verfolger nicht zu Frommen kommen. Was ihr kleines Gepäck betreffe, so sei ihnen nicht unbekannt, dass man es ihnen nicht lassen werde - es sei deshalb wohl dahin, denn wenn sie nach Bristol kämen, würden sie alles finden, was sie brauchten. Ihr Eigentum sei daher dem Soldaten wohl gegönnt, vorausgesetzt, dass er sie ruhig ihrer Bestimmung entgegenziehen lasse.

Sie näherten sich nun dem Eingang des Dorfes, weshalb er und sein Begleiter nichts wünschen, als dass er ihnen seinen Segen gebe, ihrer im Gebet gedenke und ihnen erlaube, dass sie friedlich ihres Weges gehen dürfen.

Schlag-den-Beelzebub-nieder hielt all dies für ganz verständig, namentlich den Teil, welcher auf das Felleisen Bezug hatte, und half daher Morgan sehr sorgfältig beim Absteigen. Mit frommen Tränen im Auge betete er über sie, erteilte ihnen seinen Segen, trabte fromm dem Hauptwirthaus zu und machte es dort sich und seinem Gewissen für die Nacht gemächlich.

Als sich die beiden Knaben allein sahen, heiterte Henry seinen kleinmütigen Gefährten mit folgenden Worten auf: »Owen, mach kein solches Armesündergesicht. Wir werden uns noch an diesem stutzohrigen Spitzbuben rächen. Brauchst deine glutrote Platte nicht so zu schütteln, Mensch. In der Tat, Owen, so ein schlauer Bursche wie du muss noch einiges Geld bei sich haben. Du bist nicht aus der Heimat gezogen wie ich, toll oder trunken, vielleicht auch beides. Na, leere deine Ficke aus, mein Freund.«

»Ja siehst du, Heinz, einiges Geld habe ich noch, aber alle unsere Kleider und meine Sonntagsschuhe mit den plattierten Schnallen - der Psalmen verdrehende Halunke!« »Sei wohlgemut und lass sehen, wie es mit deiner klingenden Münze aussieht. Ei, Owen, das ist ja vortrefflich. Aber wir müssen jetzt weiter nach Newport, zuerst aber unsere Geschichte ein bisschen besser ordnen, damit wir auf Zufälligkeiten gefasst seien. Höre mich an.«

Morgan teilte nun seinem Freund einen Operationsplan mit, dessen erfolgreiche Resultate bald zur Sprache kommen werden.

Siebentes Kapitel

Morgan verlässt den Covenanter stockstill und reist mit Owen nach Bristol, trifft dort mit einem freundlichen Fremden zusammen, welcher mehr von seinen Verhältnissen kennt als er selbst.

Vor zweihundert Jahren machten die Leute viel früher Nacht, als es heutzutage der Fall ist, und diesem Verhältnis zufolge kamen unsere müden Reisenden sehr spät in Newport an. Hier gab sich der junge Morgan die Miene des Herrn, und Owen fand sich leicht und natürlich in die Haltung des Dieners. Mit ein bisschen mehr Autorität, als die Gelegenheit gerade nötig machte, bestellte der junge Squire ein Nachtessen, Herrichtung von Betten sowohl für sich selbst als auch für seinen Diener, und Schreibmaterialien. Zugleich deutete er an, er sei wegen eines Geschäftes von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit nach Newport geschickt worden, und sein Vater habe ihn, soweit bloßer körperlicher Schutz in Betracht komme, der Obhut seines Dieners Thomas anvertraut.

Den Bedürfnissen der beiden Abenteurer wurde achtungsvoll entsprochen. Als sich Henry allein mit Owen befand, zeigte er ihm zum ersten Mal die Prise, welche er dem Reiter stibitzte hatte. Es war ein Haftbefehl für augenblickliche Aufgreifung eines gewissen Anthony Hazelboon, eines bekannten Kavaliers und sehr pestilenzialischen Rebellen, der Inhalt selbst aber an alle Friedensrichter, Constables, Büttel und gute Untertanen des Reichs gerichtet. Der Flüchtling sei zuletzt in der Verkleidung eines Reiters vom Regiment des Obristen Bekehre-die-Gottlosen Thomson gesehen worden. Dann folgten eine umständliche Schilderung seiner Person

und Eigentümlichkeiten.

»Gut«, sagte Morgan, als das mit großen Buchstaben und klecksender Feder geschriebene Dokument vor ihm lag, »ich danke Euch, Lynia Glenllyn. Um Eures freundlichen Unterrichts willen kann ich Euch fast Eure kürzliche Geringschätzung und den Umstand vergeben, dass Ihr mich als Knaben ungerecht behandelt habt. Dies soll wenigstens beweisen, dass ich Mannesverstand habe.«

Owen schüttelte seine roten Locken unter einem Gelächterausbruch, lehnte sich über Morgans Schulter und sah zu, wie dieser in dem Dokumente radierte, verbesserte und änderte, bis das Signalement vollkommen auf Schlag-den-Beelzebub-nieder passte. Dann fuhr Henry fort, anzugeben, der Signalisierte habe kürzlich den Überbringer dieses Dokuments seines Gepäcks beraubt, dessen Inhalt namentlich aufgeführt wurde. Der Verräter ziehe unter dem Namen eines bekannten agitierenden Reiters umher, wisse dessen Manieren gut nachzuahmen, werde wahrscheinlich Psalmen singend in die Stadt einreiten und nur auf den Namen Schlag-den-Beelzebub-nieder Dobson Rede stehen.

Nachdem er diese Änderungen und Zugaben mit einigem Schmutz versehen hatte, begaben sich unsere beiden Landstreicher wohlgemut zu Bett, um von ihrer Rache und von ihrem künftigen Glück zu träumen.

Am anderen Morgen rief Morgan den Wirt und befahl ihm bei seinen Bürgerpflichten, sich mit ihm und seinem Diener zu dem Major zu begeben. Dann las er ihm den Haftbefehl vor und erzählte seine Märchen. Der Wirt lobte den jungen Yeoman höflich, und sie befanden sich bald nebst drei oder vier anderen Gevattern vor der würdigen Magistratsperson. Der betagte Mann der Weisheit, welcher seine Nachtmütze

auf dem Kopf und die wässrige Feuchtigkeit des letzten Abends noch in seinen Augen hatte, hustete gegen den jungen Morgan seine Beifallsbezeugung heraus und sprach sehr gelehrt von der Notwendigkeit, die ganze bewaffnete Macht zur Festnahme des wohlbewaffneten Royalisten aufzubieten.

Morgan, welcher aus sehr gewichtigen Gründen nicht wünschte, dass sich allzu viele in der Sache beteiligten, deutete darauf hin, der Royalist werde ohne Argwohn einreiten und könne daher leicht von zwei oder drei stämmigen Kerlen in der Tracht von Bauern überrumpelt werden. Die Sache wurde demgemäß eingeleitet und eine Wache bestellt, um Schlag-den-Beelzebub-nieder willkommen zu heißen.

Ungefähr zwei Stunden später ritt, wie Morgan vorausgesagt hatte, der gottselige Reiter in das Städtchen ein. Er hatte das Felleisen vor sich liegen und sang in kläglichem, aber sehr lautem Ton einen der Bußpsalmen. Die Bauern griffen ihn an, rissen ihn von seinem Pferd herunter, entwaffneten ihn und schlossen ihn dann wegen seines Widerstandes im Namen des Parlamentes krumm.

Bald danach brachte man ihn vor den Major, welcher da saß, in Ehrfurcht gebietender Würde die Majestät der beleidigten Gesetze aufrechterhaltend und mit seinem grimmi-gen Blick bis in die Knochen des Gefangenen bohrend. Schlag-den-Beelzebub-nieder war anfangs ein wenig - ja, wir dürfen wohl sagen, sehr verdutzt, aber da das Sprechen ebenso gut wie das Fechten zu seiner Profession gehörte, so griff er, weiler von dem Letzteren keinen Gebrauch machen konnte, zum Ersteren und rührte mannhaft seine Zunge, ohne übrigens viel damit zu erzielen; denn er gewann sich damit bloß den Kredit, dass er ein ganz durchtriebener

Spitzbube sei.

Endlich wurde das Mittimus ausgefertigt. Da aber das Ortsgefängnis nicht im besten Zustand war, so beschickte man in aller Eile nach dem nächsten Militärposten eine Geleitmannschaft, um den Übeltäter zum Grafschaftsgefängnis zu transportieren. Um der zu größeren Sicherheit willen aber wurde der Verbrecher unter dem Spott und Gelächter aller alten Weiber und kleinen Knaben des Orts in den Stock gelegt. Nachdem Morgan und Owen ihr Angaben unterzeichnet hatten, erhielten sie unter vielen Lobsprüchen ihr Gepäck wieder zurück und begaben sich unter dem Zurufen eines kleinen Haufens von Kannegießern und Narren zum Wirtshaus, wo sie ihre letzte Nachtherberge genommen hatten. Sie merkten wohl, dass es nicht rätlich sein dürfte, länger in Newport zu bleiben. Nachdem sie sich daher erfrischt, ihren Anzug geordnet und ihre Rechnung bezahlt hatten, schieden sie unter den Danksagungen und Bücklingen ihres Wirtes, wobei natürlich Owen kraft seiner Dienstbarkeit das Felleisen trug, eine Maßregel, gegen welche er durchaus nichts einzuwenden hatte.

Auf dem Weg durch das Städtchen konnte sich Morgan die Freude nicht versagen, an dem Reiter vorbeizugehen. Als er sich näherte, machte ihm der spottende Pöbel ehrfurchtsvoll Platz. Der Soldat saß da in der brünstigsten Ergebung, die Augen so aufgeschlagen, dass man nichts als das Weiße davon sehen konnte. Er litt heroisch für die gute Sache.

Henry näherte sich ihm von hinten, ergriff seine beiden Ohren und zerrte sie mit solcher Gewalt, dass sie zuverlässig hätten reißen müssen, wenn sie nicht stärker gewesen wären als die beste gebeigte Ochsenhaut.

Wie der Indianer am Pfahl verschmähe es der Reiter, auf

diese kleinliche Folter zu achten, obwohl er nicht verhindern konnte, dass sein Gesicht von Ost nach West vibrierte, je nachdem Morgan härter an dem einen oder dem anderen Ohr riss.

»Höre mich an, Beelzebub«, sprach Morgan durch die geschlossenen Zähne. »Fluch über dich, ich wünsche, ich könnte dich schreien machen. Siehst du, dass deine Füße im Stock legen? Aber der Tölpel achtet auf nichts! Beelzebub, ich zerschlitze dir das Ohr mit meinem Messer - ja, beim heiligen David, das will ich, wenn du nicht sprichst. Wird dich dies fortan nicht lehren, keine armen Knaben mehr zu berauben und zu misshandeln? Hattest du nicht ihnen diese hölzernen Strumpfbänder zugedacht? Mir scheint, sie seien schwerer und um einen Gedanken oder so etwas weniger schön als die zarten Handschellen, mit denen du uns so verbindlich bedenken wolltest. Sprich, du Hund! Komm Owen, das Vieh hat weniger Gefühl als die eichene Bank, auf der er sitzt. Wenn ich Zeit hätte, so wollte ich dich weiter erproben, Freund Beelzebub. Wir haben dich niedergeschlagen - so leb denn wohl, Schlag-den-Beelzebub-nieder. Höre auf, gute Weisen mit deiner abscheulichen Stimme zu verderben und Knaben zu misshandeln, damit du vielleicht einen oder zwei Monate später auf deinem dir zum Voraus bestimmten Totenbett, dem Düngerhaufen, stirbst.«

Statt aller Antwort schrie der geduldige Reiter, als sich sein Quälgeist entfernte, aus der vollen Macht seiner Stimme:

*Der Herr ist meine Zuversicht,
in diesem großen Leiden.*

Als die zwei Knaben das Städtchen eine ziemliche Strecke

im Rücken hatten, machte sich Owen an Henris Seite und sagte: »Henry, ich bin zwar fast zwei Jahre älter als du, aber ich will nie mehr eine Ziege melken, wenn du nicht zweimal so viel Manns bist als ich.«

»Das ist nichts Neues.«

»Schätz wohl, das kommt von deinen Büchern her. Hast du nicht Lust, jetzt auch das Felleisen eine Weile zu tragen?«

»Nein.«

»Es ist schwer, Henry, und die Sonne brennt übermäßig, Heinz.«

»Lass dir den Gedanken daran vergehen, Owen. Ich bin ein Gentleman. Aber wenn du müde bist, armer Junge, so will ich für dich ein Pferd stehlen. Ich sehe auf jener Wiese dort einige schöne Tiere. Dies kann ein Gentleman wohl tun.«

»Und dafür baumeln, Henry. Nein, ehe mein edler Gebieter den Galgen zieren soll, will ich lieber tot unter meiner Last niederfallen. Mit dem Reiter hast du es zum Wunder gut angegriffen. Henry Morgan, so einfach ich auch bin, prophezeie ich dir doch, dass du entweder ein großer Mann oder gehängt werden wirst.«

»Ich will gehängt werden, wenn das Erstere nicht eintrifft.«

»Ich sehe, es wird so ziemlich darauf hinauslaufen, und fürchte, dass du die Nase allzu hochträgst. Schätz wohl, das kommt alles von deiner Liebe zu unserer jungen Gebieterin her.«

»Wen nennst du meine Gebieterin?«

»Tu nur nicht gleich so wild, Heinz. Bitte, lass das bleiben. Wen anderes als Miss Glenllyn? Ah, Heinz ...«

»Einfaltspinsel - es gibt kein geschaffenes Wesen, das ich je als meine Gebieterin oder meinen Gebieter anerkennen werde - das heißt, wenn die Superiorität infrage kommt. Und

siehst Du - ich liebe Miss Glenllyn nicht - ich hatte nur einmal einige wirre Träume, der Dirne Gutes zu erweisen und ihren stolzen bettelhaften Vater zu erheben. Aber der halb ersäufte Hund von einem Spanier, den ich auffischte und ans Ufer warf - diese leere gefärbte Blase hat mir die Augen geöffnet. Mich als einen Buben zu behandeln! Na, ich will mich nicht mehr darüber ärgern. Aber du musst wissen, Owen, dass wir Monmouthshirer Morgans sind, die alle von dem ersten der fünf großen walischen Könige abstammen. Sir George Glenllyn ist nichts weiter als ein bloßer Normanenpilz. Sein Großvater hatte einen aufgeschossenen französischen Namen - ich glaube, er schämte sich dessen, denn er bat die Königin Bess um die Erlaubnis, sich Glenllyn nennen zu dürfen, was allerdings ein wenig Verstand von seiner Seite verriet. Aber ich sehe, dass ich mit einem Windei spreche. Nur so viel merke dir, dass durch die ganze Welt ein Monmouthshirer Morgan an Abkunft allen anderen lebenden Menschen überlegen ist. Wenn du dies nicht begreifst, so will ich es dir einprügeln.«

»Du mich prügeln?«

»Jawohl - ich denke, ich könnte es. Aber ich will es nicht tun. Übrigens siehst du in der Tat müde aus, armer Owen, und doch willst du nicht haben, dass ich für dich ein Pferd stehle. Nun, hier kennt niemand meine Abkunft. Und wenn uns jemand begegnet, während ich das Bündel trage, so nenne mich nicht Morgan, sondern Glenllyn Stuart oder sonst unter einem gemeinen Namen. Was ist im Grunde Abkunft anders als altes Getrümmer? So gib den Pack her.«

Unter solchen Gesprächen und im Tragen des Gepäcks abwechselnd kamen sie abends wohlbehalten zu Blackrock an, von wo aus sie am anderen Morgen über die Severn Bay

nach Bristol zu gehen gedachten.

Morgan nahm nun wieder die Rolle des Gebieters auf und Owen fügte sich geduldig darin, von dem Rang des Gesellschafters zu dem des Dieners herabzusteigen. In Blackrock gab Henry vor, er sei von seinem Onkel abgeschickt worden, um eine alte Tante in Bristol zu besuchen. Auch habe er die Erlaubnis erhalten, unter der Obhut seines Bedienten das schöne Wetter zu einer Fußreise zu benutzen, damit er auch mit dem Land bekannt werde. Dieser Bericht klang sehr wahrscheinlich und erregte keinen Argwohn. Am anderen Morgen trafen sie in Bristol ein, welches schon damals wie heutzutage ein sehr wichtiger Platz war. Die Stadt bot unseren jungen Reisenden viel Interesse, da sie zwei oder drei Belagerungen durchgemacht hatte und abwechselnd in den Händen der Royalisten und der Parlamente gewesen war. Allenthalben trafen sie auf rühriges Leben, und Wichtigkeit oder Aufregung war fast auf jedem Gesicht, das ihnen begegnete, zu lesen. Sie verbrachten den ganzen Vormittag damit, dass sie sich umsahen, die zerschossenen Mauern besuchten und mit großäugiger Bewunderung die zahlreichen, prächtigen Schiffe betrachteten, welche den Hafen füllten.

Die Knaben hatten sich eine Weile auf den Werften und Kais umhergetrieben, als sie sehr höflich von einem reich gekleideten Mann angeredet wurden, dem der prunkhafte Anzug des Kavaliers weit besser als der ernste des Puritaners zuzusagen schien. Seine Züge waren hart und um seine Lippen schwebte ein beständiges Lächeln, an welchem sein übriges Gesicht selten teilzunehmen schien.

»Ich sehe, Gentlemen«, sagte er, indem er sich achtungsvoll gegen sie verbeugte, »dass Ihr Fremde seid. Kann ich Euch in irgendetwas dienen? Ich werde mich glücklich

schätzen, Euch all die Merkwürdigkeiten dieses Platzes zu zeigen. Gestattet mir die Ehre, Eure Bekanntschaft zu machen. Vermutlich Brüder?«

Über diese letzte Bemerkung machte Morgan eine etwas gekränkte Miene, während Owen lächelte, sich in die Brust warf und mit einem Kratzfuß seine Mütze abnahm, so eine üppige Fülle des roten Haares entfaltend.

»Ihr seid im Irrtum, mein gütiger Sir«, sagte Morgan. »Der Bursche ist ein guter Junge, aber nur mein Dienstmann.«

Der Fremde warf heiter ein Silberstück in Owens Hut.

»Oder vielmehr der meines geehrten Onkels«, fuhr Morgan fort, »des guten Mr. Price ap Price von Carmarthen. Vielleicht kennt Ihr ihn?«

»Oh, ich kenne diesen würdigen Gentleman recht gut. In der Tat, als wir noch jünger waren, haben wir uns manchen lustigen Tag gemacht. Ist mein guter Freund, der schätzbare Mr. Price ap Price noch immer so wohl wie sonst?«

»Wie sonst«, antwortete Morgan im höflichen Erstaunen.

»Ob ich ihn kenne! Wie sollte ich meinen alten Gefährten Price ap Price nicht kennen! Recht angenehm ... nun und dann ...« »Ei, dann Sir - da ich ein Waise bin, wie Ihr vielleicht gleichfalls wisst, kennt Ihr am Ende auch mich?«

»Lasst mich Euch noch einmal ansehen, Sir ... ei, ja ... nein ... die Züge wechseln gar sehr in Eurem Lebensalter ... aber ich bin überzeugt, Sir, dass ich Euch bald kennen lernen werde ... schätze mich sehr glücklich, Eure Bekanntschaft zu machen.«

Die Verbeugungen wiederholten sich, und Owen grinste von einem Ohr bis zum anderen.

»Mein Vater hat zu mir gesagt, Sir«, fuhr Morgan fort.

»Euer Pate, meint Ihr?«

»Nein, mein väterlicher Onkel - er sagte zu mir: Bristol ist eine sehr große Stadt und der Zufluchtsort von grundsatzlosen Spitzbuben aller Art. Schurken gibt es dort im Überfluss. Daher nimm dich hauptsächlich vor aufgeschniegelten Fremden in Acht, Heinz. Und vor allen Dingen beantworte keine unverschämten Fragen. Ich spiele damit nicht im Geringsten auf Euch an, Sir.« Henry verbeugte sich abermals. »Nur möchte ich Euch zu verstehen geben, dass mir guter Rat zur Seite steht und ich mich nicht anführen lasse.«

»Eure Klugheit ist sehr löblich, mein junger lebenswürdiger Sir. Ich habe selten einen Gentleman, der so frisch wie Ihr vom welschen Gebirge herkommt, besser Englisch sprechen hören. Allerdings habt Ihr noch ein bisschen den Geißengeschmack auf Eurer Zunge, aber ein wenig Verkehr mit der feinen Gesellschaft, in welche ich Euch einzuführen gedenke, wird Euch bald so reines Englisch sprechen lehren, als wäret Ihr zu Southwark erzogen worden. Verzeiht mir meine Teilnahme an Euch, aber natürlich habt Ihr Eure Tante schon besucht. Ich vergaß ihren Namen - wie habt Ihr sie doch genannt, Sir?«

»Oh, wahrscheinlich kennt Ihr sie so gut wie meinen Onkel. Sie heißt Meredith, Sir.«

»Ah, die gute Mrs. Meredith? Freilich kenne ich sie - eine Witwe mit fünfzehn Kindern?«

Darüber kann ich keine Auskunft geben, Sir, da ich meine Vettern nie gesehen habe. Aber was diesen Punkt betrifft, sind wir in großer Verlegenheit. Dieser Bengel da, meines Onkels jüngster Diener - eine Art Unterpage, der mir mitgegeben wurde, um mich wohlbehalten hierher zu bringen, hat den Brief an meine gute Tante verloren, und wir haben in der Tat den Namen der Straße vergessen.«

»Überlasst es mir, die gute Dame aufzufinden. Wollt Ihr nicht inzwischen an Bord meines armen Schiffes gehen und eine kleine Erfrischung einnehmen?«

»Und welches ist Euer Schiff, mein edler Sir?«, fragte unser Held hastig.

Der Fremde deutete auf eines der prächtigsten Schiffe hin - auf ein edles Fahrzeug, welches, wie man es heutzutage nennt, *en flute* bewaffnet, das heißt ebenso gut für den Krieg als auch für den Handel geeignet war. Henrys Herz hüpfte hoch auf vor Freude.

Zu jener Periode sahen die Schiffe weit prunkvoller aus als heutzutage; denn auch die besten, sowohl im königlichen Dienst als auch in dem der Kaufleute zeigen derzeit nur eine majestätische Einfachheit und in ihrem Prunk eine dorische Strenge. Wir sehen nicht länger den lästigen hohen Stern, die Hütte auf der Hütte, die Überladung mit Skulptur und das Flitterwerk von Gold und Malerei. Die Schiffe jener Periode waren zuverlässig, weit prachtvoller als heutzutage und ganz besonders geeignet, die Begeisterung eines jugendlichen Gemütes zu wecken.

Wir brauchen nicht zu sagen, mit welcher Freude die Einladung angenommen wurde. Morgan und Owen betrachteten alles mit einem Entzücken, das in seiner tiefen Einfalt wohl kindisch genannt werden konnte. Das Schiff war in seiner Art allerdings so vollkommen wie nur eines, welches bis dahin die englische Küste verlassen hatte.

In der Kajüte wurden ihnen Erfrischungen mit Weinen und gebrannten Wassern vorgesetzt, von denen sie ebenso gierigen Gebrauch machten, als sie ihnen freigebig geboten wurden. Owen durfte sich an einen Seitentisch setzen und nicht nur an dem guten Mahl, sondern auch an der Unter-

haltung teilnehmen. Morgans Herz tat sich auf, und mit einem Gemisch von Schlaueit und Zutraulichkeit enthüllte er seinen Wunsch, sich dem abenteuerlichen Leben eines Seemanns zu weihen, obwohl ihm seine Geburt, seine Ehre und seine Erziehung nicht gestatten würden, anders denn als Offizier zu dienen.

Der Fremde, der sich als Kapitän van Vagardo angekündigt hatte, schien jetzt gedankenvoll zu werden, billigte aber zu gleicher Zeit den Entschluss und den Mut seines jungen Gefährten. Das Vertrauen schien sich wechselseitig zu steigern, während jeder den anderen zu hintergehen versuchte.

Nach einem kräftigen Mahl, bei welchem weit mehr als rätlich getrunken wurde, drückten Henry und Owen ihren Wunsch aus, wieder an Land gesetzt zu werden, um die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zu betrachten. Der Kapitän hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden, sondern erbot sich sogar, sie zu begleiten. Das beste Boot wurde bemannt und die Matrosen ruderten mit großem Achtungsgepränge Morgan, Owen und ihren Wirt an Land. Sie streiften einige Zeit durch die Stadt, und Morgan stellte tausend Fragen über den Sold, die Beförderung und die Gebräuche auf einem Schiff, wie das, welches ihr angeblicher Freund kommandierte. Die Antworten stellten goldene Berge in Aussicht. Im Verlauf des Gesprächs gab sich Owens verschmitzte Einfalt doch nicht zufrieden und steckte bei jeder schwunghaften Schilderung des Kapitäns van Vagardo seine Zunge in die linke Wange, wahrscheinlich, weil ihm kein besseres Mittel einfiel, um sie schweigend zu erhalten; denn er begann zu denken, dass er in Wahrheit der geschworene Knecht und Diener Henrys sei.

Der Abend begann hereinzubrechen, und Morgan machte

seinem Talent, das ihn später berief, der Führer von Männern und der Verrichter unsterblicher Taten zu werden, viele Ehre, indem er während des langen Gesprächs, das ihn vonseiten des schlaun Weltmanns den verfänglichen Fragen aussetzte, keine einzige wahre Silbe, wohl aber einen ganzen Band von Lügen äußerte, die wunderbar wie Wahrheit aussahen. Sein eigentliches Leben hatte bereits begonnen. Der Kapitän schien von seinen Mitteilungen und seinem Verstand ganz bezaubert zu sein. Endlich machte Kapitän Vagardo den Vorschlag, da die Nacht bald hereinbreche, so dürfte es gut sein, wenn sie sich auf den Weg machten, Mrs. Meredith allen Ernstes aufzusuchen. Diese Andeutung fand bei Henry eine sehr kühle Aufnahme, obwohl er es nicht wagte, sie entschieden abzuweisen. Der Kapitän dagegen war so ungemein höflich, nicht weiter darauf zu bestehen.

Es erhob sich nun die Frage, wie die beiden Abenteurer für die Nacht untergebracht werden sollten. Bisher hatte sich Morgan mannhaft gehalten, aber jetzt wurde sein Benehmen zum ersten Mal befangen, und er wollte nicht recht heraus mit der Sprache, bis er sich endlich einzuräumen genötigt sah, durch die Nachlässigkeit seines Bedienten sei das Geld, womit ihn sein Onkel für die Reise versehen hatte, fast ganz verloren gegangen. Sie hatten nur noch wenige Silberstücke übrig und wollten sich daher gerne mit der allerbescheidensten Herberge begnügen, bis sie den Aufenthalt der Tante aufgefunden hätten.

Jetzt aber zeigte Kapitän Vagardo seinen ganzen Wert; sie sollten an Bord seines Schiffes schlafen. Sie sollten dort nicht beunruhigt werden und wegen des Geldes nicht die geringste Sorge haben. Wenn sie es aber vorzögen, an Land zu über-

nachten, so stehe er ihnen auch mit barer Aushilfe zu Diensten. Allerdings wimmle es in der Stadt von Betrügern aller Art, und ob sie schon zwei sehr verständige Jünglinge seien, folglich auch leicht den gelegten Schlingen entgehen könnten, so dürften sie doch vielleicht der Gewalt weichen müssen. Wie dem sein mochte - wollte Morgan Geld annehmen?

Owen streckte augenblicklich die Hand aus, aber Henry stieß sie hastig und mit Verachtung zurück.

»Wie, Schlingel - du, der du mir, ich weiß nicht wie viele Engel und Mark verloren hast?«

»Weiß nichts davon.«

»Still, Spitzbube, und lerne die dir angewiesene Stellung kennen. Mein höflicher Sir«, fuhr er gegen seinen neuen Freund fort, »ich nehme ohne Bedenken das Erbieten Eurer Gastfreundschaft an, und wenn Ihr in die nördlichen Teile des Fürstentums kommt, wird Euch mein Vater, mein Pate, will ich sagen - der gütige Onkel nämlich, von welchem ich so viel gesprochen habe - Eure Güte hundertfältig belohnen. Jagden, Rennen, Fischerei - Landvergnügungen aller Art sollen Euch zu Diensten stehen.«

»Sprecht nicht weiter davon, mein wackerer junger Freund. An Bord, an Bord! Bei Jove, wir wollen uns eine lustige Nacht machen!«

Sie gingen wieder an Bord des *Delphin*, und bald danach wurde ein sehr appetitliches Nachtessen aufgetragen, an welchem Owen Lywarch, dem ein kleiner Seitentisch angewiesen wurde, teilnahm.

Nach dem Mahl wurde der Kapitän beredt. Er teilte Morgan mit, dass sein edles Schiff mit allen Arten Goldwaren befrachtet sei, die er in den spanischen Ansiedlungen der Neuen Welt einzuschmuggeln gedenke. Viele der Gegen-

stände würden einen ungeheuren Gewinn abwerfen. Der größte Vorteil des Kreuzzuges bestehe darin, dass er, wenn er seine ganze Ladung veräußert habe, auf der Heimfahrt sein Schiff mit einer anderen zu befrachten gedenke.

»Vermutlich ist es Euerm Scharfblick und Eurer Fassungs-
gabe nicht entgangen«, fuhr er fort, »wie gut bewaffnet diese
schöne Dame der Meere ist. Sobald ich in Indien bin, werde
ich bloß meine Mannschaft verdoppeln und auf eigene Rechnung dem König Philipp von Spanien förmlich den Krieg erklären. Niemand verabscheut den Seeraub mehr als ich. Aber wenn man den zerrütteten Zustand dieser Reiche ansieht, wenn man Zeuge ist, wie Seine Majestät vermittelt Dero eigenen Parlaments Krieg gegen sich selbst führt und zu gleicher Zeit in enger Haft gehalten wird, so erachte ich es für die Pflicht aller guten Untertanen, Englands Oberherrlichkeit zu behaupten. Ich weiß zwar wohl, dass wir auf dieser Seite der Wendekreise mit den Spaniern im Frieden sind, aber auf der anderen Seite hat jeder, dem Schiffsplanken wie diese unter den Füßen schwimmen, die Wahl, ob er mit was immer für einem Potentaten im Frieden oder im Krieg leben will. Von Seeraub ist da keine Rede, denn, wie zuvor gesagt, ich hasse die Piraten. Es handelt sich nur um Abenteuer, Prisen und Glück - lauter Dinge, welche die Schneide im Leben des Menschen schärfen können. Ich bin in der Tat der Ansicht, dass dies die einzige Lebensweise ist, zu welcher sich ein Mann von Mut, ein Gentleman herablassen sollte.«

Dies stand ganz mit Henrys eigenen Gesinnungen im Einklang. Nachdem er einen gewaltigen Schluck Wein zu sich genommen hatte, sprach er seine Herzensmeinung aus. Er begann dann zu diplomatisieren und schlang dabei den Köder seines Verlockers hastig hinunter, stets der Überzeu-

gung lebend, dass er den Täuscher täusche.

Es würde zu viel Raum wegnehmen, wenn wir ausführen wollten, wie beide Teile sich allmählich dem Punkt näherten, auf welchen der eine den anderen zu bringen wünschte. Mit sprachlosem Staunen und, wir müssen sagen, mit großer Bestürzung hörte nun Owen mit an, wie sein Gebieter von eigener Schöpfung endlich einwilligte, an den nirgends existierenden Onkel einen Brief zu schreiben und ihn pflichtmäßig um die Erlaubnis zu bitten, dass er mit dem ritterlichen Kapitän Vagardo einen Kreuzzug machen dürfe. Zugleich wollte er gleichen fabelhaften Onkel ersuchen, ihm fünfzig Pfund Sterling nach Liverpool zu übermachen, damit er sich passend als Offizier ausrüsten könne. Auch dürften zwanzig weitere nötig sein, um die Equipierung des Bedienten Owen zu besorgen.

Kapitän Vagardo verstand sich seinerseits dazu, Henry als Kadetten oder Freiwilligen anzunehmen, bis er ihn bei erster Erledigung zum Offizier machen könne. Bis dahin solle er mit aller Achtung als Gentleman behandelt werden, als Begleiter des Kapitäns an dessen Tisch speisen, und Owen als ausschließlicher Diener Henrys funktionieren. Ferner wurde die Übereinkunft getroffen, dass Morgan und Owen an Bord bleiben sollten, bis das Schiff aussegle, weil der nichtexistierende Onkel den flüchtigen Neffen aufsuchen lassen könnte, im Falle er seine Einwilligung zu der Verabredung verweigerte. Nachdem alles bereinigt war, wurde jedem der beiden Knaben eine sehr gut ausgestattete kleine Schlafkajüte angewiesen, worauf sie sich samt und sonders sehr spät zur Ruhe begaben.

Am anderen Morgen erwachte Henry Morgan mit einigem Kopfweh, aber seine Brust schwoll in Hoffnung und seine

Eitelkeit blähte sich noch mehr auf in der Vorstellung, dass er den Kapitän überlistet habe. Sein glühender Geist ließ ihn nicht daran zweifeln, dass er sich ehestens auszeichnen werde. Er berechnete eifrig die Wahrscheinlichkeiten der Todesfälle infolge von Schlachten und Krankheit und befand sich in seiner erhitzten Einbildungskraft bereits als Zweiter im Kommando, mit geplündertem Geld überladen und der Fama nicht unbekannt, wieder auf der Heimfahrt. Seine plötzliche und warme Freundschaft gegen den Freibeuterkapitän hinderte ihn nicht einmal, sogar auf dessen Tod zu spekulieren und das Kommando schließlich auf sich selbst zu übertragen. Auch meinte er mit einem solchen Schiff so viele Fahrzeuge zu erobern, dass er mit ihnen die halbe Welt besiegen könne.

Der Kapitän brachte fast den ganzen nächsten Tag an Land zu, sodass Morgan und Owen sich meist selbst überlassen blieben. Sie nahmen ihre Mahlzeiten in der Kajüte ein und trafen allerseits nur auf Zeichen der Achtung - freilich nur abgemessen und vorsichtig, aber doch war es Achtung.

Der Sohn des Harfners teilte nun allerdings Morgans geistige Erhebung nicht. Er bedeutete seinem Freund, er habe aus reiner Liebe zu ihm freiwillig Heimat und Vater verlassen und halte es doch für sehr ungerecht, dass er mit einem Mal für unbestimmte Zeit zu einem Fröhner herabgewürdigt werde. Ihm zu gefallen habe er nichts dagegen, eine kleine Weile jede beliebige Rolle zu spielen. Indessen müsse es ihm doch sehr schmerzlich werden, wenn er also unter rohen Fremden bloß auf ein dienstliches Verhältnis angewiesen sein solle.

Auf alle diese Vorstellungen antwortete Morgan nur scherzhaft und zuverlässig mit allzu wenig Rücksicht auf

die Liebe, mit der Owen an ihm hing, und auf das Opfer, das er ihm gebracht hatte. Er bedeutete seinem armen Freund, was einmal geschehen sei, lasse sich nicht ändern - sie müssten für einige Zeit in der gleichen Weise fortfahren. Wenn sie sich aber einmal auf dem Weg zu Ruhm und Reichtum befänden, so wolle er die erste Gelegenheit benutzen, ihn von seiner unangenehmen Knechtschaft zu befreien. Dass er dies bald zu tun imstande sein werde, war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Owen sollte sich daher nur auf seine Beförderung vorbereiten, indem er sich aller gemeinen und niedrigen Gedanken entschlüge, namentlich aber ja kein Misstrauen in seine Ehre und in die des edlen Kapitäns Vagardo setzte. Morgan hatte bereits angefangen, großartig zu sprechen.

Ein Nachtesen in dem gleichen Stil, wie das von gestern, schloss den zweiten Tag, und der bramarbasierende Kapitän Vagardo zeigte sich womöglich noch liebenswürdiger als vorher.

Am anderen Morgen sehr früh verließ der *Delphin* die Docks und befand sich unter einer günstigen Flut bald in dem Severn. Da von den Knaben keiner an die See gewöhnt war, so zeigten sie sich weniger auf den Decks, als man wohl hätte erwarten sollen, obwohl sie auch durchaus nichts von den Manövern eines so großen Schiffes verstanden.

Als sie rasch an den Vorgebirgen von Caermarthen und Pembrokeshire vorbeikamen, fühlte Henry einige herbe Gewissensbisse, während sich des natürlichen und einfacheren Owens ein herber Schmerz bemächtigte.

»Es wird nur für eine kurze Weile sein«, sagten sie gleichzeitig zueinander. Aber wenn der Mensch auf die Zeit spekuliert, endet die Rechnung in die Ewigkeit.

Der *Delphin* hatte es weder auf Liverpool noch auf einen anderen Platz abgehoben, sondern verfolgte stetig seinem Kurs nach Westen. Nachdem er jedoch das Landende umschifft hatte, holte er ein wenig kanalaufwärts und legte vor Falmouth bei. Hier kamen mehrere große Boote heran und brachten das gemischteste Lumpengesindel an Bord. Viele waren gefesselt und kamen augenscheinlich aus dem Gefängnis; indes waren sie lauter starke, kräftige junge Männer.

Als sie die Laufplanke heraufkamen, streifte einer davon Morgans Kleid. Unser Held schüttelte sich voll Ekel über diese Berührung und fluchte mit den Gebärden eines nach Zibet duftenden Höflings über den gefesselten, mit Lumpen umhüllten Menschen.

Der Mann wandte sich gegen ihn um und sagte ruhig: »Junger Naseweis, ich hoffe, dass Euer Fluchen schon hier, nicht erst jenseits gesühnt werden wird.«

»Der lausige Schurke will gar noch Widerpart halten!«

Mit diesen Worten wandte sich Morgan um und traf dabei auf den Blick des Kapitäns. Er fand darin einen Ausdruck, den er nicht beschreiben konnte, obwohl er ihm durchaus nicht gefiel.

Diese Leute wurden auf dem Halbdeck in hölzerne Käfige gebracht. Sie waren zum Besten unserer jugendlichen Kolonien als weiße Sklaven eingeschifft worden.

Achtes Kapitel

Unser Held und sein Freund sind wie der würdige Neffe des Gil Pepez gefangen. Morgan wird beredt über das an ihm geübte Un-

recht und versucht sich in einem ruhmlosen Kampf

Alles war angenehm genug vonstattengegangen, bis der *Delphin* die Chops des Kanals zurückgelegt hatte und die letzte Spur von England in dem bläulichen Nebel verschmolzen war, welcher auf der bestimmt gezeichneten Linie des Horizonts den Himmel mit der See vereinigte.

Es war ungefähr zwei Uhr nachmittags, als Henry Morgan mit schwellender Brust und einer lordartigen Miene in der Hauptkajüte hin und her schritt und sorglos den Vorbereitungen zusah, welche der Kajütenjunge unter Anweisung des Schiffstewards für das Mittagessen traf.

Mag sich die Philosophie ihren stoischen Mantel umwerfen, so wird sie doch einer kleinen Neugierde nicht widerstehen können, wenn vor ihren Augen Zurüstungen für eine so wichtige Angelegenheit, wie ein Mittagessen ist, vorgehen. Henrys ganze Selbsterhebung konnte ihn nicht hindern, von Zeit zu Zeit nach den Vorbereitungen hinzusehen. Auch entging es seiner Aufmerksamkeit nicht, dass in den Gesichtern des Stewards und des Knaben ein drolliger Ausdruck lag, der wirklich boshaft hätte erscheinen können, wenn er nicht so unzweideutig die Merkmale der Heiterkeit an den Tag gelegt haben würde.

»Ihr seid ja recht vergnügt, mein Freund«, sagte Henry patronisierend.

»Blaues Wasser, mein junger Squire. Wenn man dies sieht, grinsen einem die beiden Seiten der menschlichen Futterfalle.«

Über diese tiefsinnige Bemerkung entfaltete der garstige Kajütenjunge ein paar Zahnreihen, die einem Kadmus gut gelassen haben wurden.

»Na«, versetzte Henry ein wenig pomphaft, »Mein Dienstmann Owen soll Euch bei der Zurüstung des Diners helfen, wenn Ihr es wünscht. Er ist zwar nicht sonderlich gewitzt ...«

»Ja, ja, das ist keiner von Euch beiden«, versetzte der Kajütenjunge.

»Unverschämter Benager schmutziger Knochen, wie unterstehst du dich, mir so zu antworten? Dies, dies und dies wird dich lehren, elender Spitzbube, wie du einen Gentleman anzureden hast. Und wenn du damit noch nicht genug hast, so nimm dies als Dreingabe und lerne Respekt.«

Das Geschrei des zerwalkten Buben brachte den gefürchteten Kapitän Vagardo in die Kajüte, in dessen Gesicht alsbald eine ungestüme Wut aufkochte. Bei seinem Eintreten steigerte der Kajütenjunge seine Lamentationen zu einem höchst kläglichem Ton, welcher bald wie ein Gewinsel, bald wie ein Geheul klang. Der Kapitän ging mit geballter Faust auf Morgan zu, um ihn zu schlagen. Dieser aber, der seine Geistesgegenwart nie verlor, trat zurück, riss von einer der eisernen Kanonen in der Kajüte den Rammer weg und stellte sich kaltblütig zur Verteidigung auf. Owen war gleichfalls bereit, den Angreifer von der Seite zu bedrängen, und in dieser Lage ließ sich der Kapitän zum Parlamentieren herab.

Mit schrecklichen Flüchen fragte er Morgan, wie er sich habe unterstehen können, das Deportiertengefängnis auf dem Hauptdeck zu verlassen und sich in seine Kajüte einzudrängen. Er schickte dann augenblicklich nach seinem Ersten und Zweiten Lieutenant, desgleichen nach drei gut bewaffneten Matrosen. Als diese ankamen, erteilte er Befehl, Morgan und Owen zu ergreifen und sie mit Fesseln aneinander zu schließen.

Mehr Entrüstung als Furcht raubte unserem Helden anfangs das Sprachvermögen. Sobald aber seine Leidenschaft Worte fand, brach er in einen überwältigenden Erguss von Schimpfreden aus. All dies erzielte jedoch vonseiten des Schiffers nur ein geringschätziges Lachen, in welches die Offiziere und Matrosen einfielen.

»Lasst Euch sagen, ihr beide sollt augenblicklich mit dem schmutzigsten Marlpfriemen des Schiffs geknebelt werden, wenn Ihr nicht eine höfliche Klapper in Euren Bugen führt. Es findet hier ein kleiner Irrtum statt, Mr. Spunyarn. Diese beiden Burschen sind aus Bridewell entwischt. Zeigt mir die Schiffsliste der Deportierten - ja, da ist es. Simon Simeox, ungefähr sechzehn Jahre alt ...« Dann fuhr er fort, ein genaues Signalement von Morgans Person abzulesen. »... ist dreimal wegen kleiner Diebstähle gepeitscht und nun vom Sherif verurteilt worden, als Sklave auf den Pflanzungen in Barbados verkauft zu werden. Ohne Zweifel ein gewalttätiger kleiner Spitzbube. Sein letztes Verbrechen bestand darin, dass er einem Gott suchenden Mitglied einer der selbstverleugnenden Gemeinden ein Zahnbürstlein und ein Traktätchen, betitelt *Die Leiter der göttlichen Liebe, oder fünfzehn Sprossen aufwärts* aus der Tasche mauste. Na, Simon Simeox, was habt Ihr hingegen einzuwenden?«

»Schädlicher, tückischer Verräter, Ihr wisst wohl, dass ich Henry Morgan heiße, ein Name ...«

»Den Ihr von Eurem Paten und Onkel, dem guten Mr. Price erhieltet«, entgegnete der Kapitän mit einem boshaften Hohnblick. »Und ich bin überzeugt, Eure achtbare Tante, die Dame Meredith, wird dafür als Zeugin eintreten. Mr. Spunyarn und Mr. Deadeye, ich kenne die ganze Geschichte dieses Springinsfeld. Ungeachtet seiner schönen Worte könnt

Ihr wohl bemerken, dass seine Sprache stark nach Lauch riecht. Er war Page eines Kavaliers und hat da einige schöne Phrasen aufgelesen. Aber wegen seiner zahlreichen kleinen Mauseereien wurde er aus jenem ehrlichen Dienst gepeitscht, denn nichts war sicher, an was der Knirps seine Hand legen konnte. Er hat die Prügel aller Gefängnisse von Nord- und Südwaies zu schmecken bekommen und wurde dann auf die Straße gestoßen, wo er sich durch Stehlen und Betteln fortbrachte, bis er in London anlangte. Aber dort war man ihm zu scharf, weil er es nicht pfiffig genug angriff. Vor Gericht gab er sich den Namen Simon Simeox, vermutlich, um seine welsche Abkunft zu verbergen, aber sie drückt sich noch immer zu stark in seiner Sprache aus. Der andere - lasst mich sehen - heißt Joseph Bradley, ein ebenso großer Schelm wie sein Kamerad, aber auch ein viel größerer Dummkopf. Na, da sie ein paar starkgliedrige Kerle sind, so werden sie unter den Pflanzern einen guten Preis einbringen. Für den rotköpfigen Joseph kriegen wir wenigstens hundert Pfund, und es müsste schlimm hergehen, wenn sich für diesen Simon Simeox nicht hundertfünfzig erzielen ließen.«

»Schändlicher Lügner - Menschendieb! Oh, glaube nicht, dass du meiner Rache entrinnen wirst. Deshalb habe ich also das Haus meines ehrlichen Vaters verlassen?«, rief Morgan in der Bitterkeit seines Schmerzes.

»Da seid Ihr im Irrtum, meine interessante junge Waise. Ihr meint Euren verherrlichten Paten; und Ihr wisst ja, dieser jagte Euch aus dem Haus, weil Ihr aus seiner Speisekammer Rahm und neuen Käse stahl und den Dienstmägden allerlei Tand entwendetet.«

»Meine Freunde«, sagte Morgan, indem er sich an die Leute um ihn wandte, »wenn die Worte der Wahrheit und die

Gefühle des Rechts Einfluss auf Euch haben, so glaubt mir, dass wir zwei arme Jungen sind, die in schnöder, in der allerschnödesten Weise und unter dem Vorwand der Gastlichkeit an Bord dieses Schiffes betrogen wurden. Ihr alle müsst wissen, dass dieses schändliche Geschöpf, welches sich Kapitän nennt und dem ihr gemeinerweise Gehorsam leistet, mich bis auf diese Stunde als seines Gleichen behandelte. Schließt Euch mir an, um ihm zu beweisen, wie gottvergessen er handelt. Und wenn er mich nicht, wie er mir versprochen hat, zur Gesellschaft haben will, so duldet wenigstens nicht, dass er mich wie einen Verbrecher behandelt.«

Die rohen Menschen, welche er also anredete, grinnten nur und schüttelten heiter ihre zottigen Köpfe. Sie waren zu sehr an derartige Szenen gewöhnt, um sich nicht an dem hochtragenden Wesen zu ergötzen, das, wie sie meinten, der junge Morgan nur angenommen hatte.

»Weißt du auch, du kleines sommersprossiges Vieh«, sagte der Kapitän, »dass ich dich an meine Nocke da könnte knüpfen lassen, weil du meine Offiziere und Matrosen zur Meuterei verlockst? Aber ich bin ein Freund von Gerechtigkeit, und obwohl ich mich erniedrige, wenn ich mich über mein Benehmen gegen einen solchen pestilenzialischen Vagabunden eine Erklärung abgebe, so will ich doch, nur damit meine ehrlichen Matrosen sehen, welch ein vollendeter Lügner und Dieb du bist, anführen, wessen du dich schuldig gemacht hast, ehe du in London wegen deiner letzten Mauseerei an dem frommen Mitglied Wisch-ab-die-Flecken-der-Un-gerechtigkeit Hogflesch (denn so lautet der wiedergeborene Name des würdigen Mannes) verurteilt wurdest. Wohlan denn, Simon Simeox, der du dich fälschlich Henry Morgan nennst, unterstehst du dich, vor mir, vor diesen Gentlemen

und vor diesen ehrlichen Matrosen zu wiederholen, dass du in Bristol eine Tante Namens Meredith und in Caermarthen einen Onkel Namens Squire Price ap Price mit großen Besitzungen und weiten Jagdgründen hast?«

Morgan bebte unter dem Blick des zornigen Kapitäns. Sein Gesicht erbleichte, und es fehlte wenig, dass er zitterte.

»Und hier ist ein von vier Friedensrichtern unterzeichneter Haftbefehl, welcher genau diese zwei jungen Vagabunden schildert. Sie sollen aufgegriffen werden, weil eine schwere Beschuldigung des Meineids gegen sie erhoben wurde, indem sie fälschlich und böslich den wohlbekannten, tätigen agitierenden Reiter Schlag-den-Beelzebub-nieder Dobson angeklagt haben. Ihr Satansbrut, wagt Ihr dies in Abrede zu ziehen?«

Und der furchtbare Kapitän schlug mit seiner Rechten mehrere Male auf das Papier, das er in seiner Linken hielt. Das knitternde Geräusch erschreckte Morgan mehr als eine volle Lage einem Linienschiff.

»Sind das nicht saubere Burschen?«, fuhr der Kapitän fort, indem er sich verächtlich an seine Leute wandte. »Aber Simon Simeox, ich bin noch nicht fertig mit dir. Du junger Teufelsbraten, was ist schändlicher und feiger als Meuchelmord? Memme, die du bist - liegt es an dir, dass ein gewisser edler Spanier noch lebt?«

Die Zuhörer des Kapitäns wichen mit Zeichen des Abscheus einen Schritt von Morgan zurück. Dieser aber wandte sich wütend gegen den armen Owen, fasste ihn mit seiner ungefesselten Hand an der Kehle und würde ihn wohl auf der Stelle erdrosselt haben, wenn man den zitternden Jungen nicht seinen krampfhaften Griffen entrissen hätte.

»Und auch du, Owen!«, keuchte Morgan hervor, »hast du

deinen Freund verraten?«

»Schäme dich, Henry«, versetzte Owen in welscher Sprache, sobald er wieder hinreichend Atem gewonnen hatte. »Mir ist nie ein Wort über die Lippe oder ein Gedanke durch den Kopf gegangen, der dir nachteilig werden konnte. O, mein armer Vater, wollte Gott, ich könnte wieder die wilde Musik deiner Harfe hören. Zum ersten Mal bereue ich, dass ich mich dem Geschick dieses wilden jungen Menschen angeschlossen habe.«

Owen sprach dies mit so tiefem Pathos, und die ursprünglichen Worte waren so rührend einfach, dass Morgan vergeblich das Hervorquellen seiner Tränen zu unterdrücken versuchte. Aber diese Innigkeit gegen seinen Begleiter schien ihn nur noch mehr gegen seine Quälgeister aufzubringen. Er wandte sich daher mit der glühenden Bosheit des Hasses gegen den Kapitän und redete ihn folgendermaßen an: »Tyrann, ich habe gelogen - ich bekenne es - aber du bist ein scharlachfarbiger Lügner im Vergleich mit mir. Ich habe nur gelogen, um mich zu schützen und meinen Gefährten sicherzustellen. Aber du, du tatest es, um ein paar Menschen um ihr junges Leben zu betrügen und es zu zerstören. Jede deiner Lügen ist schlimmer als der Dolch eines Meuchelmörders, denn wer im Dunkeln zustößt, läuft doch einige persönliche Gefahr. Du aber - doch es ekelt mich, weitere Worte an dich zu verschwenden. Ich werde nicht mehr lügen - ich habe keinen Versuch auf das Leben des Spaniers gemacht. Du weißt, dass ich es rettete, wenn du anderes von der ganzen Sache Kunde hast. Aber wäre er auch gestorben, so hätte er es verdient, denn ich hasse ihn, wie ich dich hasse - offen und männlich.«

»Bringt den Gefangenen auf das Deck«, lautete die einzige

Antwort, deren ihn der Kapitän würdigte.

Obwohl sehr schlau, war doch Henry Morgan zu ländlich erzogen worden, um die Bräuche und das Treiben der Welt im Großen gut würdigen zu können. Zwar verbreitete sich in jenen Zeiten eine Kunde nicht mit solcher Geschwindigkeit, wie heutzutage, aber dennoch kamen Nachrichten in Umlauf, und mehr als ein Späher war unseren jungen Galgenstricken nachgesandt worden. Wären sie nicht an Bord des *Delphin* gegangen, so würden sie in Bristol aufgegriffen worden sein, denn man nahm allgemein für gewiss an, dass die Kugel, welche Don Alonzo verwundet hatte, von Morgan abgefeuert worden sei. Es passte nicht in die Pläne des Kapitäns, die jungen Leute vor den Friedensrichter zu stellen, und da einige Formen nötig waren, so musste er ihnen eine Verurteilung andichten, um ihren beabsichtigten Verkauf rechtfertigen zu können.

Die Seelenverkäuferei war damals eine Art Nebenverdienst für die Schiffer, welche nach Indien reisten, (denn so nannte man damals die Neue Welt) und alle, welche dahin bestimmte Schiffe kommandierten, waren stets mit den nötigen gefälschten Dokumenten versehen, in welche sie nur Namen und Signalement der gestohlenen Personen einzutragen brauchten. Die Ausführung der Schwarzen war damals erst kürzlich in Anwendung gekommen, und die Pflanzungen wurden entweder von den eingeborenen Indianern, welche unter der ungewohnten Arbeit schnell dahinstarben, oder von weißen europäischen Sklaven bebaut, welche sich freiwillig für eine gewisse Summe von Jahren - gewöhnlich zwanzig - verkauft hatten. Den Leser, der über diesen Gegenstand weitere Auskunft zu erhalten wünscht, müssen wir auf Defoe verweisen, welcher ihn sehr umständlich be-

handelt hat². Wir wollen hier nur noch erwähnen, dass Cromwell die Gemeinen der besiegten Royalisten zu Hunderten und sogar Tausenden in dieser Weise deportieren zu lassen pflegte.

Virginia und unsere anderen nordamerikanischen Kolonien wurden kaum anders bevölkert. In der Zeit, als Morgan in die Schlinge fiel, war Barbados der Lieblingsplatz.

Auf ihrem Weg zum Deck drückten sich Henry und Owen unbemerkt die Hände, trotz der Fesseln, durch die sie zusammengeschlossen waren. Als sie vor dem Kapitän standen, hatten sich viele Matrosen und einige der achtbareren Personen, welche sich auf den Inseln niederlassen wollten, um sie gesammelt. Der Kapitän nahm nun die Miene der Gerechtigkeit und Mäßigkeit an, wandte sich in mildem Ton an die Umstehenden und setzte ihnen die Umstände auseinander, unter welchen die Knaben deportiert wurden. Nachdem er sie und sich selbst völlig zufrieden gestellt hatte, fragte er Henry Morgan feierlich, ob er noch immer in Abrede ziehe, dass er die in dem Deportationsbefehl beschriebene Person sei und dass man ihn unter dem Namen Simon Simeox verurteilt habe. Zugleich setzte er wohlmeinend bei, dass sein eigentlich walischer Name nicht in Betracht komme.

»Ich ziehe es in Abrede«, rief unser Held mit Nachdruck. Obwohl ich höchst töricht und unter Umständen, die großen Verdacht auf mich lenken, das Haus und die Liebe meines Vaters verlassen habe, werde ich doch nimmermehr seinen Namen aufgeben. Unter allen Verhältnissen, seien sie ehrenvoll oder beschimpfend - ob sie mir Weh oder Wohl bringen

² Das Leben des Colonel Jack

- will ich als Henry Morgan leben und sterben?«

»Wohl gekräht, mein kleiner Hahn. Und du, schlichthaariger rotplattiger Tölpel - dein Name ist vermutlich auch nicht Joseph Bradley?«

»O ja, wenn es Euch so beliebt, Sir«, versetzte Owen sehr ruhig.

»Na«, verlautete der Kapitän, »so einfältig dieser Junge aussieht, hat er doch im Grunde mehr Verstand als der andere. Und Du bist nicht sein Bedienter, Joseph?«

»Nein, wenn es Euch nicht ansteht, Sir«, entgegnete Owen sehr unterwürfig.

»Er ist vernünftig - aber was den anderen betrifft, der ist ein toller Narr. He, Schließer, schafft sie beide in den Käfig unter den Luken. Dem Rohen da, dem Joseph Bradley, könnt Ihr die Handschellen abnehmen, aber den anderen lasst in Eisen liegen, bis er sich auf seinen wahren Namen besinnt. Hinweg mit den welschen Dieben, sie stinken abscheulich nach faulem Käse und muffigem Lauch.«

Der Mann, den man am Ufer den Schließer genannt haben würde, näherte sich nun, Hand an die Gefangenen zu legen. Aber jetzt entfalteten diese mit einem Mal eine wunderbare Einmütigkeit, obwohl sie während der letzten Viertelstunde nicht sonderlich gleichen Sinnes gewesen waren. Die linke Hand Henryks war an Owens Rechte geschlossen und jeder erhob jetzt das gefesselte Glied, um es mit furchtbarer Gewalt auf den Schädel des Schließers niederfallen zu lassen. Sein schwerer Hut hinderte nicht, dass er durch den Schlag nicht völlig betäubt wurde. Diese plötzliche Handlung befreite die zwei Knaben von den bereits losgemachten Schellen, und noch ehe die Umstehenden sich von ihrer Überraschung erholen konnten, hatte jeder dem nächsten Matrosen

einen Stutzsäbel entrissen und für sich einen sehr achtungsgebietenden Kreis gelichtet.

»Owen, kannst du hier mit mir sterben?«, rief Morgan in walisischer Sprache.

»Recht gut, Heinz«, versetzte Owen in derselben Zunge.

»Wir wollen uns nun und nimmermehr als Sklaven verkaufen lassen.«

»Es würde nicht sehr gemächlich. Cambria für immer!«

Und ein Hieb seines Säbels trennte dem nächststehenden Matrosen das Ohr vom Haupt.

»Gib ihnen die Spitze, Owen, Bruderherz - und geh nicht von dem Mast weg. Du musst nicht im Kreis fuchteln, sondern in dieser Weise stoßen. Sie sollen mir zugestehen müssen, dass ich meines Vaters Sohn bin!«

»Und ich der des meinen«, erwiderte Owen, mannhafte Stöße führend.

Sie deckten sich den Rücken mit dem Mast, und die Angelegenheiten begannen eine ernste Gestalt zu gewinnen. Ein Mann lag bereits in seinem Blut und mehrere waren den kräftigen Stößen, die ihnen von allen Seiten so freigebig geboten wurden, kaum entkommen.

»Sollen wir hineinstürzen und die törichte Knaben entwaffnen?«, fragte der Erste Offizier.

»Nicht doch«, versetzte Kapitän Vagardo. »Es hieße, den bettelhaften Landstreichern zu viele Ehre erweisen, wenn man sie wie Männer erschläge oder überhaupt nur Männerwaffen gegen sie brauchte. Bringt des Kochs Geschiedelfass herbei ... so ... jetzt trinkt sie damit.«

Im Augenblick waren sie fast erstickt und völlig geblendet durch die Güsse des gesammelten Fettes und Schiffsunrates. Man entriss ihnen, ehe sie noch sehen oder zu Atem kom-

men konnten, die Säbel, stieß sie mit Fußstritten in ihre Höhle und schleuderte sie, so mit Unreinigkeiten aller Art besudelt, unter die Verbrecher.

Neuntes Kapitel

Ist voll von Anschlägen und Gegenanschlägen - Morgan zeigt Symptome von Talent, gewinnt seine Freiheit wieder und lernt den Matrosendienst, nämlich Bieten, Reffen und Steuern.

In seinem engen heißen und schmutzigen Gefängnis, wo er sich kaum rühren konnte, blieb nun Henry in einem Zustand finsternen, rachsüchtigen Schweigens. Er war schwer gefesselt und sowohl ein Gegenstand des Abscheus als auch des Hohnes seiner Mitgefangenen. Um der Lüftung willen zwang man ihn, jeden Tag ein paar Stunden auf das Deck zu gehen; aber auch bei diesen Anlässen wurden ihm die Fesseln nie abgenommen. Wenn er sich auf dem Deck befand, nötigte man ihn zu beständiger Bewegung, indem man ihn die Laufplanke hin und her traben ließ und empfindlich mit einer langen Pike kitzelte, im Falle er nur einen Augenblick innehielt. Niemand schenkte ihm auch nur die geringste Anteilnahme. Der Kapitän und die Offiziere schienen sein Vorhandensein ganz vergessen zu haben, und eben diese gänzliche Verachtung war es, was ihn am meisten folterte.

Anfangs versuchte er sich auszuhungern, aber dies machte den Schließern wenig Sorge. Mit einem eigens dazu gefertigten Instrument sperrten sie ihm den Mund auf und stießen ihm sehr ekelhafte Bissen, aus Fett und Mehl bestehend, in die Kehle hinunter, sodass er sich bald wieder die reichliche

und gute Schiffskost belieben ließ; denn das marktbare Vieh will man nicht verhungern lassen.

Owen benahm sich während aller dieser Drangsale sehr verständig, indem er sich nie störrisch oder ungestüm erwies, sondern stets eine ruhige Gleichgültigkeit an den Tag legte. Er weigerte sich nicht, mit seinen Nebengefangenen zu sprechen oder zu scherzen, obwohl er ihre Unterhaltung nicht aufsuchte, verzehrte wohlgemut, was ihm gereicht wurde, und benahm sich stets sehr gehorsam und höflich den Offizieren gegenüber, namentlich aber gegen den Wundarzt und seine Gehilfen. Hin und wieder gaben sich auch die Matrosen die Mühe oder waren so wohlwollend, mit ihm durch die hölzernen Stangen seines Käfigs zu sprechen - eine Aufmerksamkeit, die er herzlich erwiderte.

Doch gegen Morgan benahm er sich mit einem wahrhaft schönen Instinkt - wir müssen es so nennen, denn es kam so natürlich und ohne allen Zwang. Er sorgte für die Reinlichkeit seines Freundes, wie eine Mutter für die eines Lieblingskindes, denn anfangs vernachlässigte Henry gar alles. Mehrere Tage versuchte es Owen nicht, ihn anzureden, aber er nährte ihn täglich, streichelte sein Gesicht, scheitelte sein Haar und hätschelte ihn wie einen kranken Knaben.

Diese ganze Zeit über schien Morgan für die Welt verloren und mehr als halb tot zu sein, aber dennoch war er nie so lebendig gewesen. Er schrieb auf die Tafeln seines Herzens tiefe Inschriften des bittersten Hasses gegen seine Mitmenschen, und die grausame Qual, die er empfand, lehrte ihn selbst grausam zu werden. Am siebten Tag seiner Einsperung, als er dicht neben Owen saß, rang er seine Hände und fing zum ersten Mal wieder an, in der Zunge seiner Heimat zu sprechen.

»Owen, Freund meines Herzens!«, sagte er, und die Tränen rannen über seine bleichen Züge herunter. »Mein Spielgefährte am weißen Sand des Meeres - besinne dich, mein teurer Bruder, was jetzt dein und mein Vater tun mögen. Sage es mir, Owen, damit mir das Herz nicht zerspringe.«

»Es ist jetzt Sonnenuntergang«, versetzte Owen gleichfalls in walisischer Sprache, »und dein Vater - möge er lange leben in seiner Halle und sein Schatten sichtbar sein an den Bergen, bis seine Jahre wunderbar sind an Zahl - dein ehrenwerter Vater steht nun auf dem kleinen Hügel am Weg, der zu seinem Haus führt. Er hat seine Heugabel in der rechten Hand und sieht den Hirten zu, welche das Vieh in den Farmhof treiben. Er zählt sie, teurer Heinz, aber er zögert, denn er hat die Zahl verloren. Jetzt fährt er mit dem Rücken seiner linken Hand über die Augen ... sie sind voll Tränen. Er denkt an seinen abwesenden ältesten Sohn.«

»Meinst du? Ja ... ich sehe ihn. Ein milder Sonnenstrahl verklärt seine breite Stirn ... wie edel er aussieht in seinem Schmerz! Bemerkest du nicht, teuerster Owen, dass er seine Augen gen Himmel gekehrt hat ... seine alten liebevollen Augen ... ohne Zweifel betet er ... glaubst du wohl, es sei für mich?«, sagte Henry in bebendem Ton.

»Oh ja; und da kommen deine fröhlichen jungen Brüder - aber sie sind nicht mehr fröhlich, sondern traurig. Dennoch sehen sie freundlich aus. Der kleine Davy versucht, deinen Vater auf sich aufmerksam zu machen, aber es gelingt ihm nicht. Das Herz des alten Mannes ist weit weg.«

»In die Spitze unseres Berges, des edlen Cader Idris, scharlachrot von der letzten Berührung der Licht ausgießenden Sonne? Sage mir dies, Owen, denn meine Augen sind sehr trübe.«

»Ach, wir betören uns bitter, teuerstes Blut meines Herzens! Dass wir doch wieder die geliebten Berge sahen und durstig die Morgenluft unserer grünen Täler einziehen könnten! Aber lass uns sie für eine Weile vergessen. Blicken wir lieber auf unser Elend und ertragen wir es wie Männer, obwohl wir bloß Knaben sind. Aber bemerkst du denn nicht, Henry, dass du nur deshalb gefesselt bist, weil sie sagen, du seiest widerspenstig? Soll ich die Schildwache rufen und ihr bedeuten, du hattest deine Meuterei, wie sie es nennen, aufgegeben?«

»Welch ein schreckliches Getöse diese niedrig geborenen Spitzbuben machen!«, sagte ein deportierter Londoner Lehrling. »Die Schweine im Stall sogar würden ihre Schnauzen abwenden vor ihrem walischen Kauderwelsch. So ein echter Taffy ist halb Ziege, zum vierten Teil ein Schwein und zum vierten Teil ein Mensch.«

»Soll ich diesem Tropf eins ins Gesicht schlagen?«, fragte Owen, noch immer in walisischer Sprache.

»Nicht doch, wir könnten bei Gelegenheit seines Beistandes bedürftig sein. Aber merke dir ihn für einen passenden Zeitpunkt.

»Nein - ich will jetzt zuklopfen, solange mein Blut in Wallung ist, oder ich vergesse es.«

»Lass es gut sein - es fällt mir etwas ein. Schaffe mir nur dieses verwünschte Eisen vom Leib. Ich will sehr demütig sein und ein bisschen lächeln.«

»Recht so, Henry. Du bist ein guter Junge. Diese Worte haben uns zweihundert Stunden näher an Penabock und die liebe alte Ruine gebracht. Und dort ist eine schöne, dunkle Jungfrau, Heinz.«

Owen leitete die Sache so gut ein, dass sein Freund sehr

bald derselben Nachsicht genoss, deren sich die übrigen Gefangenen erfreuten - wenn anders etwas wie Freude Zutritt an einem Ort finden konnte, wo alles darauf abzielte, die Gegenwart elend und die Zukunft hoffnungslos zu machen. Doch auch im bittersten Leiden muss es Abstufungen geben.

Es war augenscheinlich, dass Morgans Seele durch den Schatten des dunklen Verzweiflungstals gewandelt war und einen weit finsteren Charakter, eine schwarze Farbe angenommen hatte. Er war jetzt abgehärtet gegen die Widerwärtigkeit und hatte in seinem Vornehmen, sich selbst Recht zu verschaffen, beschlossen, allem Rechte Hohn zu sprechen. Er sah jetzt deutlich das Ziel, welches er suchte, und wehe denen, welche es wagten, seinen Absichten entgegenzutreten oder seinen gefährlichen Pfad zu kreuzen. Sein Geist kräftigte sich zur Gesundheit in dem festen Blick auf sein Ziel, und er hatte sich vorgenommen, erst wieder an ein Glück zu denken, wenn er es erreicht hätte. Seine gegenwärtige Lage war elend genug; aber bereits hatte sich die Lampe der Hoffnung und des Ehrgeizes entzündet, und er nährte sie mit dem Vorgefühl künftiger Rache. Er beschloss sich zu verstellen.

Er wurde jetzt höflich, lächelnd und sehr bescheiden gegen alle seine Haftgenossen. Jeder der hölzernen Käfige barg ungefähr zwanzig, welche so eng aufeinander gepackt waren, dass sie nicht alle gleichzeitig sitzen konnten. Wenn sie schliefen, so hingen ihrer Zehn in Matten über den anderen, welche auf dem bloßen Deck lagen - und so wechselten sie jede Nacht. Obwohl die Gefangenen in kleine Häufchen getrennt waren, konnten sie sich doch leicht von einem Käfig zum anderen über die ganze Länge des Hauptdecks besprechen; denn, wie bereits angegeben wurde, bestand um der

Lüftung willen jedes Gefängnis nur aus einem starken hölzernen Gitter, dessen Zwischenräume hinreichend weit waren, um dem Kopf eines Menschen Durchgang zu gestatten. Es konnte sie daher nichts hindern, sich gegenseitig ihre Gesinnungen mitzuteilen und, soweit sie handeln durften, es im Einklang zu tun.

Die beiden Knaben waren bereits die Lieblinge sowohl ihres eigenen Fachs als auch dessen, das sie hinter und vor sich hatten, geworden. Morgan begann ihnen leise auf den Zahn zu fühlen, ob sie wohl geneigt und fähig wären, einen Versuch für ihre Freiheit zu wagen. Es steht sehr zu bezweifeln, ob er es aufrichtig meinte. Jedenfalls aber brachte er sie auf diesen Glauben. Er begann mit einem doppelten Verrat.

Lange, ehe er einen wirklichen Aufstand seiner Mitgefangenen zur Sprache brachte, vertraute er den Schildwachen, welche öfters den Dienst bei ihnen hatten, einen Anschlag, den er später auszuführen gedachte, sodass wenigstens drei Personen wussten, nächster Tage würden um Mitternacht, just nach Ablösung der Wache, die Verurteilten gleichzeitig aus ihrem Gefängnis ausbrechen, die Offiziere ermorden, die Matrosen überwältigen und von dem Schiff Besitz nehmen.

Nachdem Morgan diejenigen, welche wir seine Feinde nennen können, also vorbereitet hatte, schickte er sich an, seine Freunde aufzustacheln. Er räumte ihnen ein, dass er zu jung, zu schwach und zu unwissend sei, um bei dem Ausbruch weiter als eine untergeordnete Rolle zu übernehmen, erklärte ihnen aber zugleich, er wolle lieber im Befreiungsversuch umkommen, denn als Sklave sterben. Die Übrigen schienen völlig seiner Ansicht zu sein, und so wurden denn während der Mittelwache der Plan, die Zeit und die Art der

Ausführung vorn und hinten von Käfig zu Käfig besprochen und festgesetzt. Sie waren alle einstimmig bis auf einen einzigen Punkt - wer nämlich das Kommando übernehmen sollte. Ihre Vorbereitungen waren sogar schon so weit gediehen, dass in jedem Käfig das meiste Gebälk hinreichend losgemacht war, um im Augenblick entfernt werden zu können. Sie waren in der Tat nur noch freiwillige Gefangene.

Die ganze Zeit über wusste jedoch Kapitän Vagardo, was seine Aufruhr spinnenden Pflegebefohlenen trieben, oder glaubte es doch zu wissen, denn er unterhielt einen regsamem Verkehr mit Morgan, welcher ihn täuschte. Endlich hatten sich die Gefangenen über einen wagehalsigen Kerl vereinigt. Dieser sollte jedoch das Kommando nur für einen einzigen Monat übernehmen, weil sie später ihre Vorgesetzten durch Ballotage wählen wollten. Die dritte Nacht wurde für den gleichzeitigen Ausbruch festgesetzt. Sie wollten den Schildwachen die Waffen entreißen, über die Mannschaft herfallen und alle diejenigen ermorden, welche sich ihnen anzuschließen weigerten.

Dies auszuführen war selbst unter den günstigsten Umständen sehr schwierig und gefährlich, denn obwohl die Gefangenen der Zahl nach noch einmal so stark waren, als die Mannschaft, hielt doch Letztere stets ihre Wachen mit gezogenem Stutzsäbel. Und auf der Hütte befand sich ein Stand mit Feuerwaffen, welcher gleichfalls von Schildwachen gedeckt war. Aber die Meuterer hofften, der Mannschaft bei der Ablösung zuvorzukommen, wenn die letzte Deckwache eben im Begriff wäre, ihre Waffen der aufziehenden zu übergeben. Morgan hatte vermitteltst seiner Spione den ganzen Plan bis auf den kleinsten Umstand ausführlich dem Kapitän Vagardo und seinen Offizieren zu wissen getan. Er

täuschte Ersteren nur in einem einzigen, freilich aber höchst wichtigen Punkt, indem er den Ausbruch auf eine Nacht später angab, als wirklich ausgemacht worden war. Hierdurch hoffte er allen Verdacht zu beseitigen und den Gefangenen den Sieg zu erleichtern.

Zu jener glorreichen Periode waren die Leute in Betreff der Menschenleben weit weniger bedenklich als heutzutage, denn der Mord, welchen man damals mit dem Namen Bürgerkrieg beehrte, war in England zu einem natürlichen Zustand geworden. Kapitän Vagardo hatte ein wenig - ja, wir dürfen wohl sagen, mehr als ein wenig von dem allgemeinen rachsüchtigen Geist und war mit der Mehrheit der Ansicht, dass es für alle Krankheiten, mochten sie nun politisch oder sozial sein, an Land oder auf der See vorkommen, kein trefflicheres Heilmittel gebe als ein bisschen Blutlassen. Er wollte Opfer haben, und um sich so viele zu sichern, als ihm die Laune des Augenblickes wünschenswert erscheinen ließ, traf er die Vorsorge, den Meuterern die Freiheit des Versuches zu gestatten, weil man sie dann mit ein wenig Gliederabhacken zurücktreiben könne. Freilich beabsichtigte er nicht, dass zu viele verstümmelt oder getötet werden sollten, da dadurch seinem Gewinn ein allzu wesentlicher Abtrag geschehen wäre; denn er hatte sie alle zu fünfzehn Schilling für den Kopf samt Verköstigung dem frommen Parlament abgekauft. Aus etwa zwanzig Opfern machte er sich nichts, denn es gab dann nur bessere Bequemlichkeit für die Übrigen, aber mehr wären ihm doch zu viel gewesen. Der Wundarzt hatte ihn versichert, sie seien so dicht zusammengepfercht, dass er darauf zählen dürfe, wenigstens dieselbe Anzahl zu verlieren, wenn sie in die warmen Breiten kämen. Es war daher weit besser für alle Parteien, wenn sie durch

das Schwert starben. Die mit Säbeln und Pistolen Bewaffneten konnten sich so viel Elend ersparen, und die Übrigen hielten sich dann zuverlässig für den Rest der Reise ruhig, abgesehen davon, dass er wieder an dem Proviant der Gefallenen gewann. Er hatte sich daher aus Motiven der Nützlichkeit vorgenommen, den Aufwieglern jede Bequemlichkeit für den Angriff zu gestatten - in der Tat ein echtes Staatsmannsgewissen.

Auch Morgan war über die Sache mit seinem Gewissen ins Reine gekommen. Wenn der Kapitän getäuscht und besiegt wurde, so hatte er volle Rache. Seine Schlauheit ließ ihn hoffen, den Aufstand zu seinem Vorteil zu lenken. Er hatte sich jedoch vorgenommen, an sich zu halten und zu sehen, welche Partei wahrscheinlich siegen dürfte, ehe er sich in die Sache einmischte. Er war nur ein armer schwacher Knabe. Auch riet er Owen, sich in gleicher Weise zu verhalten.

Wenn Kapitän Vagardo nicht überwunden und erschlagen werden konnte, hatte er dann nicht große Ansprüche an seine Dankbarkeit? Freilich fand ein Irrtum in der Zeit statt, aber der Fehler lag nicht an ihm. Die Gefangenen hatten in schurkischer Absicht ihn getäuscht, weil sie längst argwöhnten, dass er im Einvernehmen mit dem Kommandeur stehe. Wer war also so glücklich wie Henry Morgan?

Anders verhielt es sich mit den Gefangenen selbst. Diejenigen, welche große Taten verrichten sollten, blickten wunderbar kleinmütig drein, und obwohl es unerträglich heiß zu werden begann, schauderten und gähnten sie doch an einem fort - das heißt, viele unter ihnen. Die kräftigeren Geister aber hatten jedem den Tod geschworen, der Bedenken trage. Es erschien nun sogar den Feigen weit sicherer zu sein, in die Gefahr zu stürzen, als sie vermeiden zu wollen. Die Ei-

senfresserei nimmt viele seltsame Masken an und sucht gar wundersame Zufluchtsmittel. Man sieht sie bisweilen in Regimentsuniform, wie sie mutig zum Angriff führt und den Lohn entgegennimmt, welchen wahren Mut aufzusuchen viel zu verständig gewesen wäre.

So scharfsichtig Henry Morgan war, besaß er doch schon damals den nur zu gewöhnlichen Fehler gescheiter Männer - ein Misstrauen in die Ehrlichkeit anderer. Er ließ Owen teilweise im Unklaren und beging den Missgriff, ihn nicht als Freund, sondern als ein Werkzeug zu behandeln. Natürlich wusste der Bardensohn von der Verschwörung, denn man hatte auch ihn dazu gezwungen. Desgleichen hatte ihm Henry mitgeteilt, er habe die Sache an den Kapitän verraten, nicht aber, dass er den Kapitän gleichfalls verriet.

Owen machte sich nur wenig aus dem Verrat gegen die Gefangenen. Er hielt ihren Plan für verrückt und meinte, dass er unmöglich gelingen könne. Deshalb empfahl er auch Morgan, die Sache anzugeben, da dadurch viel Blut erspart werde. Freilich wusste er nicht, dass sein Freund allem aufgebieten hatte, um möglichst viel Unheil zusammenzubrauen - nur in der Absicht, den Lauf der Dinge abzuwarten.

Schon war die anberaumte Nacht angebrochen, und Morgan fühlte sich entzückt. Man hätte sein Entzücken eine teuflische Lust nennen können, aber es war eine Aufregung, die ihn übermäßig heiter machte. Er hatte unter den Gefangenen Bedeutsamkeit gewonnen. Da im Vorrücken der Nacht die Stangen der Käfige weggenommen worden waren, so ging er von dem einen in den anderen, um sich von dem Mut und der Stimmung der Insurgenten zu überzeugen.

Owen, welcher diese ganze Zeit über glaubte, Morgan habe treu gegen den Kapitän gehandelt, war über die Maßen

erstaunt, als er sah, dass man gar keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte. Die Schildwachenschienen im Gegenteil ungewöhnlich säumig zu sein. Alles um das Gefängnis her trug den Charakter des Vertrauens und der Sicherheit. Die Stunde nahte heran, und er dachte an nichts als an Henrys Sicherheit. Da er ihn aber in dem dichten Gedränge und der stygischen Finsternis nicht finden konnte, so ellbogte er sich gegen die Schildwache hin und flehte durch das Gitter aufs Angelegentlichste, man möchte ihn doch ja augenblicklich zu Kapitän Vagardo führen. Der Mann zögerte anfangs; aber als ihm Owen feierlich beteuerte, dass die Sicherheit aller an Bord davon abhängen, so schaffte man den Bardensohn zum Hinterschiff, wo der furchtbare Schiffer eben seine Nacht- mahlzeit beendet hatte und sich in jenem glücklichen Zustand von Erhebung befand, in welchem man gern andere niederschlägt.

»Na, Joseph Bradley, was hat deinen flammfarbigen Schopf hierhergebracht? Du wirst mir doch nicht hier hinten mein Schiff anzünden wollen?«

»Wenn Ihr nicht vorsichtig und schnell seid, so wird Euer Schiff nicht nur hinten, sondern auch vorn, in der Mitte und allenthalben angezündet werden. Aber rettet meinen armen Henry ... er hat einen alten Vater noch am Leben ... und ... und ich gleichfalls.«

»Dein Heinrich steht nicht übel in meiner Gunst. Du brauchst daher keine Sorge zu tragen. Vermutlich bist du sein Vertrauter und er hat dir alles mitgeteilt. Morgen werden wir einige von ihnen zeichnen.«

»Morgen? Nein diese Nacht ... in dieser Stunde sogar! Sie haben Morgan nicht getraut und ihn über die Zeit getäuscht. Oh, lasst ihn nur wegbringen von ihnen und fangt mit den

anderen an, was Ihr wollt.«

»Ah! Sagst du so? Das scheint möglich. Geh und suche ihn so schnell, wie es tunlich ist, beiseite zu bringen. Man muss da Einsicht nehmen. Für deine und seine Sicherheit soll alle Vorsorge getroffen werden. Doch halt - ihr beiden könnt auch zuerst ausbrechen und dann hinter unsere Reihen herüberkommen. Ich werde Befehl erteilen, nicht zuzuschlagen, bis ihr beide in Sicherheit seid. Beeile dich!«

Kapitän Vagardo war ebenso entschieden wie zuversichtlich. Er stellte bis an die Zähne bewaffnete Männer um die Käfige auf, wo sie in der Dunkelheit völlig verborgen waren. Dann zog er die Schildwachen zurück, damit sie nicht plötzlich überwältigt und erschlagen werden könnten, und wählte für sich selbst eine Stellung, welche es ihm möglich machte, leicht die verratenen Gefangenen beim Heraustauschen aus den Käfigen seiner eigenen Wahl nach wie ebenso viele Ratten niederzuhauen; denn es war angeordnet worden, dass beim ersten Tumult augenblicklich Licht herbeigebracht werden sollte.

Henry Morgan hatte sich während Owens Abwesenheit fleißig für den Kampf vorbereitet. Er besaß wie alle anderen Gefangenen ein Messer. Auch war es ihm gelungen, eine Handspacke beiseite zu kriegen, an deren Ende er das Erste befestigte, sodass er dadurch eine ziemlich leidliche Pike gewann. Sämtliche Verschworene hatten sich so gut wie möglich auf den Kampf vorbereitet.

Nach einigem Umhertappen trafen die beiden Freunde zusammen.

Henry flüsterte Owen auf Walisch ins Ohr: »Was hast du für Waffen?«

»Keine.«

»Ach du Einfaltspinsel! Wo hast du denn dein Taschenmesser?«

»Ich habe es draußen in der hölzernen Schüssel gelassen.«

»Wie unvorsichtig du bist! Doch gleichviel, tritt nur hinter mich, Owen. Ich war stets der Ansicht, dass wir bis zuletzt warten sollten. Was kann man auch von bloßen Knaben, wie wir sind, verlangen!«

Er befühlte mit großer Selbstzufriedenheit die Spitze und Schneide seiner neu gemachten Waffe.

»Wir müssen zuerst hinausgehen - ich bin bei dem Kapitän gewesen und habe ihm deinen Irrtum auseinandergesetzt. Wie hast du dich aber auch nur von diesen Elenden täuschen lassen mögen? Es hätte dich dein Leben kosten können.«

»Und du hast also den Kapitän berichtet? Du bist ... du bist ... na, gleichviel, Owen. Sage mir alles, unverhohlen alles.«

Ohne Bedenken und Bemäntelung teilte ihm Owen alles mit, was vorgefallen war, und was er für ihre wechselseitige Sicherheit getan hatte.

»Ich danke dir von Herzen für alles, was du ausgerichtet hast«, sagte Morgan, »weil ich deine wohlwollende Absicht gegen mich darin erkenne. Aber mein lieber Freund, du hast das hübscheste Scharmützel, das je veranschlagt wurde, verderbt. Ich glaube zwar in meinem Inneren, dass diese Elenden, so memmenhaft sie auch sind, doch den Sieg davongetragen haben würden, denn sie sind vor Hitze und unerträglichem Durst bis zum Wahnsinn gespornt. Du bist zwischen mich und meine Rache getreten, denn ich beabsichtigte, diesen diebischen Seelenverkäufer noch heute Nacht zu einem Souper zu zerlegen. Es ist jedoch nur verschoben. Je weiter wir südwärts kommen, desto mehr erhalten wir Gäste für das schmutzige Mahl. Die Haifische sind bis jetzt noch sel-

ten.«

»Was mich betrifft, Henry, so möchte ich ihm wohl einen Fußtritt geben, dass er bis zur Spitze des Snowdon hinauf sauste, während mein ehrenwerter Vater zu seinem Flug die schnurrigsten Weisen auf seiner Harfe spielte. Aber wir sind zu jung, um uns schon mit Blut zu beflecken, und so wollen wir lieber diese armen, verblendeten Elenden warnen, teurer Henry, denn wenn sie den Versuch machen, werden viele von ihnen nie wieder Land sehen.«

»Dummkopf, und dann wird eines von zwei Dingen zutreffen. Dieser verfluchte Vagardo wird uns beide an die Rahe hängen lassen, weil wir falschen Lärm gemacht haben. Oder, wenn er uns auch glaubt, dass wir ihm treu gewesen seien, so schneiden uns diese Elenden in der Dunkelheit die Kehlen durch, weil wir sie verrieten. Du hast eine allerliebste Schüssel voll Höllenbrühe verderbt, indem du deinen einfältigen Lauch hineinstecktest. Aber komm, da wir zuerst hinausmarschieren sollen, so müssen wir uns auch bereithalten.«

Morgan sprach einige Worte mit den Übrigen, und der Ehrenplatz wurde ihm und seinem Freund überlassen.

Die acht Glockenzüge hatten aufgehört, über das fast schweigende Meer hin zu vibrieren, als mit einem Mal ein wildes Hurra durch das Schiff ertönte - ein Hurra, in welches sich das Geschrei feiger Verzweiflung mit dem Ruf der Ermutigung und dem triumphierenden Jubel der Tapferkeit mischte. Unter den zur Sklaverei Verurteilten befanden sich kräftige Herzen, Männer, welche tapfer, aber eben unglücklich in einigen der heißesten Schlachten, die letzter Zeit England entvölkert, mitgefochten hatten. Für sie gab es keinen anderen Gedanken, als den welcher in dem Wort *vorwärts* be-

griffen war; denn sich zurückziehen und sterben hatte für sie dieselbe Bedeutung.

Hurra!

Und nieder fielen die schon vorher losgemachten Stangen, und mit wildem Jubel eilten so viele hinaus, wie in dem engen Raum des Hauptdecks, welcher nicht von den hölzernen Käfigen eingenommen war, stehen konnten.

»Zu den Luken!«, lautete nun der Ruf, dem aber bald Halt geboten wurde. Dann brachen das Geschrei des Entsetzens und das Stöhnen des Schmerzes los. Scharfe Stutzsäbel klirrten unter ihnen, und noch ehe einer fiel, erschienen die Lichter, welche die Meuterer erkennen ließen, dass sie von wohlbewaffneten Männern umringt waren.

»An euer Werk«, brüllte Kapitän Vagardo. »Aber schlägt nur die Alten und Kränklichen nieder! Lehrt den Galgenvögel ein bisschen nötige Mannszucht.«

Die Außenstehenden konnten wegen des Drucks von innen nicht wieder zurück, und nun erhob sich ein klägliches Geschrei um Gnade, die demütige Bitte um Pardon. Aber nicht alle schlossen sich dieser Erniedrigung an. Die alten Kavaliersoldaten rannten mannhaft gegen die Spitzen der feindlichen Waffen an, und der furchtbare Kapitän Vagardo stand zwischen seinem Geiz und seinem Blutdurst in einer schlimmen Verlegenheit. Mehrere Male war er auf dem Punkt, seine lange mit eisernem Griff versehene Toledoklinge in den Leib irgendeines mannhaften Meuterers zu senken, aber er dachte an die hundert oder hundertfünfzig Pfund Sterling, welche er dadurch verlor, hielt seinen Arm zurück und schonte so manches Leben.

Owen Lywarch fühlte sich furchtbar erschüttert und stand leichenblass vor Schrecken und Mitleid hinter der Kämpfer-

linie. Es war das erste Mal, dass er vermessen Menschenblut vergießen sah. Morgan stand mit verschlungenen Armen als ruhiger Zuschauer an seiner Seite und blickte auf den Kampf hin, als werde eine Gladiatorenszene vor ihm ausgeführt. Wenn er auf irgendeiner Seite einen tüchtigen Hieb, einen kräftigen Stoß oder eine gute Parade bemerkte, lächelte er grimmig und nickte leicht mit dem Kopf Beifall. Sah er einen der Gefangenen fallen und mannhaft sterben, so leuchtete in seinem Gesicht ein seltsames Leben auf. Aber dennoch rührte er sich nicht von der Stelle, und seine Zunge schwieg. Er studierte seine Lektion für die Praxis eines künftigen Tages.

Endlich befahl Kapitän Vagardo seinen Leuten, Pardon zu geben. Die verschonten Meuterer wurden in ihre Haft zurückgebracht, die Stangen wieder festgemacht und die Schildwachen verdoppelt. Drei Leichen wurden über Bord geworfen und die einzige Zeremonie, welche das feuchte Begräbnis begleitete, bestand in einem Fluch, in einem Seufzer und in der Bemerkung des Schiffers, dass dreihundert Pfund von seinem Eigentum dahin seien. Die Verwundeten wurden der Obhut des Chirurgen und seiner Gehilfen übergeben, und eine kleine Viertelstunde später trieb der Kiel des Schiffes stumm wieder gen Westen.

Wie Morgan vorausgesehen hatte, wirkte dieses blutige Ereignis zu seinen Gunsten. Weder er noch Owen wurde wieder unter die Gefangenen gesperrt. Auch gestattete man, auf Henrys Bitten beiden, auf dem Schiff den Matrosendienst zu lernen. Sie wurden in kurzer Zeit sehr brauchbare Toppsgasen. Durch ihre Aufmerksamkeit, ihre Rührigkeit und ihren Frohsinn gewannen sie bald die gute Meinung sowohl der Offiziere als auch der Mannschaft, namentlich aber die des hartherzigen Kapitäns.

Morgan wurde wieder heiter und knabenhaft. Er schien nicht länger über verzweifelte Taten zu brüten oder sein junges Leben in traurigen hoffnungslosen Gesichtern des Ehrgeizes zu verträumen. Die finstere entschlossene Miene, welche ihn letzter Zeit bezeichnet hatte, war aus seinem Antlitz gewichen. Sein Äußeres wurde ansprechend und wohlgemut - kurz, er war ein sehr hübscher fröhlicher Matrosenknabe.

Auch Owen wurde so heiter, wie es ihm sein Wesen nur gestatten mochte, und man muß ihm nachsagen, daß er große Anlage zum Frohsinn hatte. Morgan gewann ihn mit jedem Tag lieber. Er beklagte sehr die Mängel in der Erziehung seines Freundes und ging angelegentlich ans Werk, einigen derselben Abhilfe zu leisten. Bei ihren Wachen auf dem Deck und unten lehrte er ihn nicht nur schreiben und die Anfangsgründe der Arithmetik, sondern brachte ihm auch einige Vorstellungen von der Geometrie bei. Owen war dankbar und aufmerksam. Als sich das Schiff Barbados näherte, schien Morgans Schicksal, wenn es auch nicht so glänzend war, wie er erwartet hatte, an der Heiterkeit des schönen Klimas teilzunehmen, dessen sie sich jetzt erfreuten.

Schon einige Zeit vor ihrer Ankunft zu Barbados erwies sich Kapitän Vagardo sehr herablassend und bisweilen wohlwollend gegen unseren Helden und seinen Gefährten. Die meisten Offiziere begannen zu glauben, er werde die Knaben nicht wie deportierte Verbrecher behandeln, sondern sie unter seiner Schiffsmannschaft behalten. Indes erlaubte er sich nie gegen sie Vertraulichkeiten und nannte sie stets bei den Namen, welche er für sie erfunden hatte.

In diesem Punkt war Henry Morgan unbeugsam, obwohl ihm deutlich zu verstehen gegeben wurde, wenn er sich um

des Kapitäns willen fügen wolle, so dürfte es ihm sehr nützlich werden. Owen behandelte die Sache mit der größten Gleichgültigkeit und glaubte am Ende selbst, dass er Joseph Bradley sei, da ihn niemand anders nannte. So groß ist die Macht des Beispiels, dass sogar Morgan ihn ebenso oft bei seinem neuen, als bei seinem alten Namen anredete. Da ihn Owen später nie wieder ablegte, so wollen wir nicht so überpünktlich sein, um uns nicht der allgemeinen Gewohnheit zu fügen, und ihn daher künftighin gleichfalls Joseph Bradley nennen, wenn nicht etwa eine sehr bedeutende Gelegenheit uns Anlass gibt, davon eine Ausnahme zu machen.

Der *Delphin* lag endlich in Carlisle Bay vor einem einzigen Anker. Man hatte die Gefangenen gut gesäubert und auf den Decks aufgestellt. An Bord wimmelte es von Pflanzern, Eigentümern und bürgerlichen oder militärischen Beamten. Die Listen und Signalements wurden beglaubigt, und der Verkauf christlicher Menschen an christliche Menschen begann. Kapitän Vagardo war ein zäher Menschenhändler und setzte auf sein Eigentum einen Wert, welcher für die Abgeschätzten sehr schmeichelhaft war. Der Verkauf ging nur langsam vor sich.

Da weder Morgan noch Joseph Bradley mit den Übrigen zur Besichtigung aufgestellt wurden, so fingen sie an, sich der sanguinischen Hoffnung hinzugeben, dass sie mit dem quälenden, herabwürdigenden Ordal der Sklaverei verschont bleiben dürften. Sie schleuderten daher sorglos auf den Decks umher oder betrachteten mit der Neugier der Jugend die Landschaft, welche in der ganzen Pracht einer tropischen Sonne vor ihnen lag. Die armen Geschöpfe! Sie beriethen sogar untereinander, ob es wohl angehe, den gefürchteten Kapitän um ein paar Stunden Urlaub zu bitten, damit

sie an Land gehen und die Wunder des Platzes näher in Augenschein nehmen könnten.

So verbrachten sie den ersten Tag, an welchem sie nur wenige Geschäfte zu besorgen hatten. An Bord war strenge Wache gehalten und ein Wachboot ruderte die ganze Nacht um das Schiff herum. Am folgenden Morgen begann der Markt aufs Neue und war viel besser und zahlreicher besucht. Mehrere Pflanze waren aus dem Inneren der Insel gekommen, und die Deportierten brachten höhere Preise ein. Der mannhaft Kapitan war daher in weit besserer Laune. Als er zufällig an Morgan vorbeikam, scherzte er mit ihm. Dies ermutigte den Jüngling zu der Kühnheit, seine Bitte vorzutragen, dass es ihm und Joseph gestattet werden möchte, für ein paar Stunden an Land zu gehen und den Platz zu betrachten.

»An Land zu gehen? Das soll geschehen, mein wackerer Bursche. Ich habe bereits dafür Vorsorge getragen. Glaubt ihr, meine kleinen Zickelchen, dass ich im Sinn habe, euch hier einzustellen? Wartet noch eine kleine Weile, meine Schätzchen, und ihr sollt Land genug haben, um eure Herzenswünsche zu erfüllen.«

»Auch möchten wir um einen oder zwei Dollar Geld zum Verbrauchen bitten«, fuhr Morgan stockend fort. »Ihr könnt es ja von unserem Lohn abziehen, Sir.«

»Ihr seid allzu bescheiden. Warum fordert ihr nicht etwa fünfzig oder so etwas und gebt mir dafür eine Anweisung an eure achtbare Tante zu Bristol?«

»Nun, Geld ist nicht gerade nötig, Sir, wenn wir nur ein wenig an Land dürfen.«

»Seid unbesorgt. Es soll alles so eingeleitet werden, dass Ihr nicht nur gemächlich, sondern sogar angenehm an die

Küste gehen könnt.«

Morgan schien nun der glücklichste Junge in der Welt zu sein. Joseph war aber noch viel glücklicher und musste demnach in einem oberirdischen Glück geschwelgt haben.

Waren Morgans schlimme Leidenschaften in eine Starrsucht gelullt, welche ihnen den Tod in Aussicht stellte? Um der Ehre der menschlichen Natur willen hoffen wir, dass es sich so verhielt. Wir hoffen, dass er dem tückischen Vagardo vergeben hatte und dass er es wohl zufrieden war, sich seinen Weg in der Welt ehrlich und ehrenhaft aufwärts zu bahnen.

Nach langer Zeit wurden Morgan und Joseph wieder zum ersten Mal eingeladen, um Mittag die Gastlichkeit der Kapitänskajüte zu teilen. Sie gingen mit leichtem stolzen Herzen dahin. Der Tisch war mit den auserlesensten Weinen und den köstlichen Früchten der Region überladen, und an der Tafel saßen der Schiffer und zwei Männer, von denen der Ältere ziemlich in den Jahren vorgerückt, von gesetztem, sogar puritanischem Aussehen und starren, scharf markierten Zügen war. Er mochte wenigstens fünfzig Jahre zählen, trug eine sehr bedeutsame Miene zur Schau und hatte einen Hut mit sehr breitem Rand auf dem Kopf, während die Übrigen mit unbedecktem Haupt dasaßen. Vor ihnen lagen unterschiedliche Papiere und Pergament - Dokumente, daneben ein Haufen funkelnder Dublonen. Der jüngere Mann war schön, aber doch sehr abgelebt. Er hatte ein gutmütiges Gesicht, in dem sich jedoch deutliche Spuren der Ausschweifung blicken ließen, und schien an der Verhandlung nur wenig Anteil zu nehmen.

Der ältsche Mann musterte die beiden Jungen in einer mehr neugierigen als höflichen Weise. Nachdem er bemerkt

hatte, dass sie wild und sehr jung aussähen, fragte er Kapitän Vagardo ganz kaltblütig, ob er dafür stehen könne, dass sie an Lunge und Gliedern gesund seien. Ob dieser ungebührlichen Frage begann Morgans Herzblut zu kochen, und er fragte den alten ernsten Gentleman sehr kühn, ob er ihn zu kaufen gedenke. Darüber lachte der junge Gentleman sehr herzlich und der Schiffer desgleichen. Ein sarkastisches, Unheil verkündendes Lächeln zuckte über die Züge des älteren Mannes, und Morgan und Owen, die sich selbst besonders possierlich vorkamen, schlossen sich der Heiterkeit an. In der Tat eine recht joviale Gesellschaft.

Diese Geselligkeit hinderte jedoch den alten Nüchternkopf nicht, mehrere geringschätzigte Bemerkungen über die beiden jungen Leute zu machen. Zu welchem Dank fühlten sie sich nicht dem Kapitän verpachtet, als sie hörten, wie nachdrücklich derselbe ihre Partei ergriff!

»Ihr könnt in das neben dem Schiff liegende Boot steigen, meine lieben jungen Freunde«, sagte der Schiffer in ganz väterlicher Weise. »Mein würdiger Freund, der vortreffliche und achtbare, Gott suchende Mr. Hetherfall wird für eure Gemächlichkeit Sorge tragen und euch wie seine eigenen Kinder behandeln. Das Geld, um das ihr mich angingt, um euch an Land gütlich zu tun, wird euch, wie ich nicht zweifle, dieser euer zweiter Vater reichen. Geht, meine Söhne, mit meinem Segen und möge euch nebst dem frommen Mr. Hetherfall der Himmel in seine heilige Obhut nehmen.

Diese Worte wollten den Jungen nicht ganz gefallen, obwohl sie dieselbe nicht ganz verstanden. Indes stiegen sie, von einigen sehr übel aussehenden Kerlen begleitet, in das Boot und wurden bald an dem rauen hölzernen Kai von Bridge Town gelandet, wo man sie, noch ehe sie Zeit hatten,

sich umzusehen, in ein großes Gefängnis warf und wohlverwahrt einschloss. Das war ein kläglicher Willkomm für unsere beiden Abenteurer, welche sich in erstauntem Schweigen anstierten, da sie nicht wussten, was zunächst kommen sollte.

Zehntes Kapitel

Unser Held ist ein weißer Sklave - sieht sich in die äußerste Not versetzt - ist fast wahnsinnig, verhält sich aber mannhaft. - Er und sein Freund versöhnen sich mit ihrem Geschick. - Einige Berichte, wie man im 17. Jahrhundert auf Barbados zu leben pflegte.

In jener Periode befand sich Barbados in seinem besten Wohlstand, obwohl es kaum erst fünfzig Jahre kolonisiert war. Als Morgan anlangte, lagen 22 Schiffe in der Carlisle Bay vor Anker, und der Verkehr in den Booten war so lebhaft, wie heutzutage auf der Themse unter der London Bridge.

Die erste Erwähnung dieser schönen Insel geschah im Jahr 1600, und fünf Jahre später war sie noch immer völlig unbewohnt, denn um jene Zeit landeten einige Engländer, pflanzten ein hölzernes Kreuz auf und schrieben darauf *Jakob, König von England und dieser Insel*. Endlich begannen sich Engländer in den verlockendsten Teilen niederzulassen, und man sprach viel von den herrlichen Dingen, die da zu finden wären, sodass sich der Graf von Marlborough dadurch veranlasst sah, hinzugehen und vom König die Insel für sich und seine Erben auf ewige Zeit zu erbitten. Dieses bescheidene Gesuch wurde natürlich genehmigt. Indes scheint es,

dass das so leicht Verschenkte ebenso leicht wieder zurückgenommen wurde. Karl I. verlieh im Jahr 1627 alle karibischen Inseln auf ewige Zeiten an James Hay, den Grafen von Pembroke, und dann schenkte er wieder Barbados dem Grafen von Carlisle.

Diese beiden Edelleute statteten Schiffe aus und schickten Ansiedler ab, von denen sich die eine Partie windwärts, die andere auf der Leeseite der Insel niederließ. Nun führten sie gegenseitig einen höchst furchtbaren, blutigen und verräterischen Krieg, während Carlisle und Pembroke die Schlacht an König Karls Hof ausfochten. Ersterer behauptete endlich das Feld, aber bald danach verlor der Inselverschenker seine eigene und den Kopf dazu. Diese ganze Zeit über war Barbados sich selbst überlassen und gedieh ungemein gut. Sie war ebenso gut mit Royalisten als auch mit Rundköpfen bevölkert. Da sie sich auswärts verständig benahmen, obwohl sie in der Heimat die betörtesten aller Toren waren, so lebten sie gemeinschaftlich auf dem freundschaftlichsten Fuß. Sie hatten es sich zum Gesetz gemacht, dass jeder, welcher sich so weit vergäße, auf eine Partei anzuspieren oder die Worte Kavalier und Parlament in den Mund nahm, ein gutes Diner an alle seine Nachbarn verwirkt habe. Dieses Gesetz wurde so gut beobachtet, dass niemand es anders als im Scherz übertrat, um dadurch Gelegenheit für die Ausübung der unbegrenztesten Gastfreundschaft zu finden.

Zur Zeit der Ankunft unseres Helden wurde das Land sowohl durch weiße als auch durch schwarze Sklaven gebaut, obwohl man Ersteren die Ehre erwies, sie Diener oder bisweilen auch Lehrlinge zu nennen. Sie wurden mit maßloser Härte und Grausamkeit behandelt, sodass sie wie Fliegen dahinstarben. Doch wir werden bald Gelegenheit haben, da-

rüber weiter zu sprechen.

Unsere beiden Freunde wurden bald nach ihrer Einkerkierung vor einen finster aussehenden Mann berufen, welcher sie nicht zu Wort kommen ließ, sondern eben ein Dokument unterzeichnete und sie zusammengefasst einem Polizeidiener übergab, welcher sie einige Meilen ins Innere des Landes führte. Sie begriffen nun vollkommen, dass sie entweder als Verbrecher für Lebenszeit oder für fünf bis sieben Jahre als Lehrlinge, Diener oder Engagés, wie es die Franzosen damals nannten, verkauft worden waren.

Die Hitze war drückend, kriechende und geflügelte Insekten gaben ihnen einen sehr deutlichen Vorgeschmack von dem, was die Katholiken ein Fegefeuer nennen. Aber alles dies war nichts gegen die Folter der Seele, die namentlich unseren Morgan maßlos quälte. Es war augenscheinlich, dass sie allenthalben verachtet wurden, denn so oft sie mit Sklaven und Lehrlingen ihresgleichen zusammentrafen, wurden sie verhöhnt und mit Schimpfnamen aller Art begrüßt. Die Menschheit geriet furchtbar tief in Henry Morgans Schuldbuch. Obwohl er beschlossen hatte, geduldig den Zahltag abzuwarten, war er doch mit sich einig, dass die Ausgleichung voll werden solle, selbst bis zum Überfließen.

Barfuß und beinahe erschöpft von Hitze kamen die beiden unglücklichen Knaben endlich auf der Pflanzung des Friedensrichters Hetherfall an. Nachdem der Führer und der Constable den Aufseher herbeigerufen hatte, wurden ihnen die Fesseln abgenommen und sie unter dem Namen Henry Morgan, alias Simon Simcox und Joseph Bradley ausgeliefert.

Der Aufseher hatte ein grausames Gesicht, aufgedunsene Züge und eine Farbe, ähnlich der einer wohlgebräunten

Kupferpfanne. Er war hager, aber dabei stark und muskulös, und trug in seiner Rechten ein Rohr, das von dem einen Ende bis zum anderen mit Blut befleckt war. Ihm folgte ein herkulisch gebauter Neger mit einem Folterwerkzeug, das aus starker, ungegerbter Ochsenhaut verfertigt war. Diese war in drei Riemen geschnitten und an einer kurzen, starken hölzernen Handhabe befestigt. Wie der Schwarze herankam, grinste er wie ein Werwolf die beiden Knaben an und begann mit grässlicher Jovialität seine Geißel zu schwenken.

Der Aufseher war ein wortkarger Mann und hieß Mandeville, wurde aber wegen seiner Grausamkeit und Kürze halber bisweilen auch »Devil« oder wenn man seinen vollen Abscheu ausdrücken wollte »damned Devil« genannt. Er ging nach einigen Locusten-Bäumen voran. Dort ließ er sich nur so weit herab, über seine blauen dünnen Lippen die Worte *Entkleidet euch!* fallen zu lassen.

Henry begann einige sehr entrüstete Vorstellungen, wurde aber durch die Wiederholung vorgedachter Worte und einen schweren Schlag mit dem Rohr über seine Schultern unterbrochen. Wie der Streich auf den Leib unseres Helden ertönte, schwang der Neger seine Geißel mit Macht über dem Kopf.

Ein Schlag war eine Entwürdigung, die Morgan noch nicht erdulden gelernt hatte. Er ballte seine Fäuste und war eben im Begriff, auf Mandeville loszuspringen, als ihn ein abermaliger Streich des Rohres über das Gesicht und ein furchtbarer Hieb vonseiten des Negers blutend zu Boden warf.

Joseph Bradley sah all dieses mit Entsetzen an. Er wusste nicht, sollte er Widerstand leisten oder gehorchen. Aber die Peitsche sauste über seinen Kopf und er fügte sich. Morgan wurde von den anderen Negern nackt ausgezogen, dann

warf man ihnen zwei grobe, sehr grobe leinene Hemden nebst zwei Paar Hosen von demselben Material zu. Darauf bedeutete man ihnen, sie sollten sich ankleiden und dann zum Magazin kommen, um sich mit Schuhen zu versehen. Die groben Kleider mochten passen, wie sie eben wollten. In Betreff der Schuhe war es ihnen übrigens gestattet, nach ihrem Fuß die Wahl zu treffen.

Der Mensch muss sich unter die Umstände beugen, wenn er ihnen nicht unterliegen will. Morgans Geist war zu federkräftig, um unter was immer für Umstände zu brechen. Außerdem wurde er auch durch einen glühenden Rachedurst aufrechterhalten. Er wischte sich das Blut von der zerfleischten Stirn, schlüpfte in sein Hemd und in seine Hosen, die er mit einem Weidenband um seinen Leib befestigte, und begab sich in Bradleys Geleit mit störrischen Blicken und finsternem Schweigen zum Magazin, um sich mit Schuhen zu versehen. Unter dem Spott und Hohngelächter der schwarzen und weißen Sklaven wurde jedem eine Monmutkappe auf den Kopf gesetzt, und unsere beiden Freunde waren nun völlig für die Pflanzearbeit ausgestattet. Der Neger mit der Peitsche führte sie nun zu einem Platz, der mit einigen Palmen beschattet war, gab jedem ein Hakenmesser und befahl ihnen, sich an einer gewissen Stelle ihre Hütten zu errichten. Dann stolzierte der schwarze Kerl ab. Morgan rief ihn aber in sehr höflichem, demütigen Ton zurück und bat ihn um Rat, wie sie es anzugehen hätten.

»Eh! Buckran-Junge - komm' zu sein' Sinn! Aber warum denn Ihr nicht dank' mir für die schöne Hieb', die ich geben. Sie bring' ihn zu sein Sinn, Sär - dank mir, und ich lehr Euch mach' einen Hütt'.«

»Herr Neger, ich bin Euch sehr verbunden für die Mühe,

die Ihr Euch mit meiner Besserung gegeben habt«, sagte Morgan zwischen Hohn und Zwang, oder vielmehr höhrend über den Zwang, dem er sich zu unterwerfen genötigt sah.

»Neger, Sär? Wenn der Teufel du dir nenn' Neger? Ich bin schwarz' Schennelman Unteraufsehers erster Bedient. Neger, Sär, is der arm Deifel, der mit arme Buckra-Deifel im Feld arbeit. Mein Name, Sär, Ganymede.«

»Bitte, Herr Ganymed, zeigt uns, was wir tun sollen.«

Ganymed ließ sich erweichen und schickte bald nachher zwei weiße Sklaven, durch welche unsere Freunde unterrichtet wurden, wie sie ihr Geschäft anzugehen hätten. Während sie so mit Abschneiden von Stöcken und Weidenruten beschäftigt waren, fragten Morgan und Bradley natürlich ihre Gefährten, warum sie sich eine solche schreckliche Grausamkeit gefallen ließen, und ob es nicht leicht sein würde, sich zu erheben und ihren Tyrannen die Gurgeln durchzuschneiden. Die beiden Männer waren jedoch verständig und nur deshalb deportiert worden, weil sie nicht recht zu unterscheiden wussten, für welche Seite sie ihre Untertanenpflichten rechtmäßig zu erfüllen hatten. Sie bedeuteten Morgan, dass an einen Aufstand nicht zu denken sei. In der Kolonie befänden sich bereits tausend Mann Kavallerie, die alle gut beritten wären, und mehr als die Hälfte derselben zöge trotz der Hitze des Klimas stets völlig gepanzert aus. Auch seien mehr als zehntausend Infanteristen vorhanden, und diese vereinten Streitkräfte patrouillierten sorgfältig durch die ganze Insel. Die Neger seien zwar doppelt so stark als die Christen und blutgierig genug, dabei aber doch sehr furchtsam und würden in einer solchen wegwerfenden Zucht erhalten, dass sie es kaum wagten, ihre Augen vor ei-

nem freien, weißen Mann zu erheben. Außerdem werde jeder, der, was immer für eine Waffe anrühre, fast zu Tode gepeitscht. Die Musterungen der weißen Truppen und der Donner des Geschützes gebe ihnen eine gewaltig hohe Meinung von der Macht ihrer Gebieter. Dazu komme noch, dass sie sich aus Mangel einer gemeinschaftlichen Sprache kaum gegenseitig verständlich machen könnten, denn sie seien aus verschiedenen Teilen der afrikanischen Küste zusammengefasst. Obwohl die weißen Deportierten Sklaven wären wie sie, hassten sie doch diese noch mehr als sogar die gemeinschaftlichen Verfolger.

Aus dem weiteren Gespräch entnahm Morgan, dass er wahrscheinlich nebst Joseph Bradley infolge eines falschen Dokuments als verurteilter Verbrecher auf fünf oder sieben Jahre verkauft sei und dem Unrecht unmöglich Abhilfe geleistet werden könne. Er müsse sich eben gedulden und könne seine Lage nur dadurch einigermaßen erträglich machen, dass er sich zufriedenstelle und Unterwürfigkeit zeige.

Noch vor Sonnenuntergang dieses ereignisvollen Tages waren die beiden Hütten fertig. Sie bestanden aus einigen geraden Stöcken, die senkrecht in den Boden geschlagen waren, und einigen weiteren, welche oben in die Quere gingen. Das Ganze war mit Weiden ausgeflochten, welche auf dieser Insel in großer Stärke und Menge vorkommen. Das Dach wurde durch Platanenlaub gebildet und war kaum hoch genug, um eine erwachsene Person darunter sitzen zu lassen. Boden hatten sie keinen anderen als denjenigen, welcher aus der Hand des großen Baumeisters der Natur gekommen war.

Nachdem dieser ärmliche Notbehelf, über den ein ägyptischer Zigeuner mit unaussprechlicher Verachtung die Nase

gerümpft haben würde, zustande gebracht war, entfernten sich die weißen Sklaven, den Knaben kaum ein Wort der Teilnahme oder des Wohlwollens zollend. Leiden hatten ihren Geist ebenso gut in Fesseln geschlagen, wie die Tyrannei ihre Körper. Unsere Freunde hatten sich nicht lange allein befunden, als ihnen ein anderer Neger eine Kalabasse Wasser und einige Kartoffeln brachte, ihnen zugleich bedeutend, dass dies alle Nahrung sei, welche sie zu erwarten hatten. Dann erbot er sich, ihnen zu zeigen, wie sie ihr Essen kochen müssten, wenn sie ihm die halbe Ration abließen.

Das Erbieten wurde angenommen. Der Schwarze zeigte ihnen sodann jene eigentümliche Art dürrer Holzes, welches, wenn es über etwas wilder Baumwolle gerieben wird, durch die Friktion fast augenblicklich eine Flamme hervorbringt. An Blättern und Ästen fehlte es nicht. Sie bildeten daher aus Sand und kleinen Steinen einen sehr ländlichen Ofen. Das Essen wollte unseren jungen Gentlemen nicht sonderlich schmecken, obwohl ihnen nach ihrer erschöpfenden Wanderung das Wasser sehr zustattenkam. Als der kühle Abend einbrach, beteten sie in ihrem Leid zu Gott, dass er sie gegenseitig segnen möge, und zogen sich dann in ihre erbärmlichen Laubhöhlen zurück - nicht um zu schlafen, ja nicht einmal, um zu ruhen.

Owen Lywarch, den wir hinfort nur bei seinem angenommenen Namen nennen wollen, war ein gutmütiger, geduldiger Junge, der viel auszudauern vermochte. Er hegte nicht nur einige Zuneigung, sondern auch eine große Verehrung gegen Henry Morgan, und war vielleicht mehr um seines Freundes als um seiner selbst willen bekümmert. Morgan dagegen war abwechselnd ungeduldig und finster. Er barg jene kräftigen Elemente in sich, welche entweder große

Handlungen oder große Verbrechen erzeugen. Es war ihm nicht gegeben, sich zu beruhigen. In seinem Charakter lag der Geist des Widerstandes, nicht der Duldung, wenn nicht etwa Letztere zu seinem Operationsplan gehörte und irgendein großes Ziel fördern helfen sollte. Es ist jedoch zweifelhaft, ob er je der ausgezeichnete und grausame Mann geworden wäre, als welcher er später in der Welt auftrat, wenn er in seiner Jugend nicht so ungerecht behandelt worden wäre. Freilich ein Wildfang würde er immer geblieben sein.

Der schöne tropische Mond erhob sich in seiner Strahlenglorie und blickte mild - ja, man hätte glauben können mitleidig - auf die beiden Laubhütten nieder, welche sich fast wie grüne Gräber in unseren ländlichen Kirchhöfen ausnahmen. Und waren es nicht Gräber, welche zwei gequälte lebende Körper bargen? Man hörte deutlich ein dumpfes Stöhnen daraus hervorgehen, und die unglücklichen Knaben weinten bitterlich, die feuchte Erde mit ihren Tränen tränkend, welche sie aus Stolz oder gegenseitigem Mitleid zurückgehalten hatten, als sie beisammen waren. Die gebrechlichen Behausungen zitterten, wenn sie ihre fiebrigen Glieder umherwarfen, und Bradley betete um den Tod, Morgan aber um Rache.

Endlich stürzte Henry, der sein Leid nicht länger zu ertragen vermochte, ins Freie hinaus, erhob seine Hände außer sich zu der glorreichen Lampe des Nachthimmels und rief: »Kann dies derselbe sein, der über meinen eigenen lieben Bergen schläft? Er scheint glänzender und größer. Oder kommt es mir vielleicht nur so vor, weil ich schlecht und herabgewürdigt worden bin? O mein Vater! Und die herzlose, die stolze Lynia! Was gäbe es auf Erden, was ich nicht für dich getan hätte! Könntest du nur sehen, wohin du mich ge-

trieben hast! Dieses mit Blasen bedeckte Gesicht - diese geschwollenen Füße - dieses brennende Gehirn - Alles habe ich dir und deiner süßen, ruhigen, gewinnenden Weise zu danken. Ein Sklave, ein gepeitschter Sklave! Oh, ich werde noch toll! Ich könnte nun jenem herrlichen Wald zujubeln - könnte, so lahm ich hin, in diesem heiteren Mondlicht tanzen - ja - ich werde wahnsinnig; aber noch nicht - nicht, bis ich diesen Teufel Vagardo gefoltert und ermordet habe! Auf, Owen! heraus - willst du nicht kommen? Dummkopf, Esel! Komm heraus, sage ich, aus deiner grünen Höhle! Wie, bist du trotzig?«

Nun hatte Joseph Bradley Henry schon mehr als einmal in seinen wilden Launen gesehen, und da er dieselben nicht begreifen konnte, noch weniger aber eine Rolle dabei spielen mochte, so stellte er sich an, als schlafe er, weil er ihm ja doch keinen Trost zu bringen imstande war. Aber sein Freund war nicht so leicht zu umgehen. Mit wenig Kraftaufwand riss er die ganze Hütte über Joseph auf den Boden und zerstörte mit einem Ruck dessen Wohnstätte. Dieser kleine Kollerausbruch hatte jedoch so viel Possierliches in sich, dass Morgans Wut für eine Weile einem schallendem Gelächter Raum gab. Dann aber erging er sich in einem nicht weniger leidenschaftlichen Tränenenerguss über ihre gemeinschaftliche, freundlose, traurige und klägliche Lage.

Bradley versuchte ihn mit einfachen Gemeinplätzen des Mitleids zu beschwichtigen, aber seine Blicke übten in dem milden Mondlicht eine weit größere Wirkung als seine linkischen Worte. Sie schworen sich gegenseitig wieder und wieder eine unvergängliche Freundschaft. Joseph versprach in allen Dingen, sich von Henry leiten zu lassen, und dann kamen sie miteinander überein, sich demutsvoll, geduldig und

unterwürfig zu benehmen. Sie beschlossen allem aufzubieten, um sich überall Freunde zu machen und ihren Schmerz, ihre Klagen nur für sich zu behalten. Indes bestand Morgan auf zwei großen Prinzipien, Freiheit und Rache, welche sie nie auch nur einen Augenblick außer Augen lassen sollten. Aus Letzterer machte sich nun Bradley nicht viel, obwohl er in Betreff der Ersteren ebenso begeistert war wie sein Freund.

Vor allem lenkte Morgan die ganze Fülle seines Hasses gegen den schlaunen, großsprecherischen Kapitän Vagardo, indem er nur noch Don Alonzo grimmiger hasste. Er sehnte sich dem Tag entgegen, an welchem er mit beiden Abrechnung halten konnte. Er schloss jedoch das Gespräch mit den Worten: »Lassen wir dies, Joe. Wir haben heute Nacht die Großartigen gespielt. Lass uns jetzt für eine Weile gute Knaben sein und sehen, was wir durch Unterwürfigkeit erzielen können. Ich habe dir dein Haus zusammengeworfen, so krieche denn jetzt in das meine. Je voller es ist, desto weniger Raum ist für die verwünschten Moskitos vorhanden. Aber verlass dich darauf, Joe, ich bin das Schicksal dieses elenden schwadronierenden Vagardo.«

Während der übrigen Nacht konnten sie nur einen kargen, unvollkommenen Schlummer tun. Am anderen Morgen um sechs Uhr wurden sie durch die schrillen Töne eines Hornes geweckt und fortgetrieben, um ein Zuckerrohrfeld zu säubern. Der Tag war eben erst angebrochen, um das lebende Rot des Himmels lieblich anzuschauen; aber für sie gab es keine andere Aussicht als die Nacht einer erschöpfenden Mühe und unausgesetzten Elends, in deren Hintergrund die Verzweiflung lauerte.

Einige Monate lang verstrich ein Tag wie der andere, und

wir wollen nun einen kurzen Bericht über die wechselten Mühseligkeit geben, denen sich unsere jungen Abenteurer unterziehen mussten. Wir schildern die Behandlung der verurteilten und verkauften weißen Sklaven im Jahre 1648. Sie arbeiteten unter den strengsten Aufsehern, welche unaufhörlich die Peitsche und das Rohr in Anwendung brachten, von sechs bis elf Uhr, und erhielten dann ihr Mittagessen, das bald aus einem Gericht Loblolly, bald aus Benevist oder Kartoffeln bestand. Loblolly ist nichts anderes als Mais oder Welschkorn, das in einem großen Mörser grob zerstampft und dann mit Wasser zur Dicke eines Weizenbreis eingekocht wird. So viel, wie für acht Personen nötig ist, wird nun in eine Mulde getan, kalt verabreicht und nur selten etwas Salz beigegeben. Sogar die Neger verabscheuen dieses garsrige Mahl, über das sie nur allzu gerne in Rebellion ausgebrochen wären. Aber dennoch bildete es die Haupt- und fast einzige Nahrung derer, welche in den Pflanzungen arbeiteten. Benevist ist eine Wurzel, welche in derselben Weise zubereitet wird und heutzutage Yam heißt.

Es muss hier bemerkt werden, dass die Neger weit besser genährt wurden, als die *christlichen Diener*, wie man sie damals nannte, weil die meisten der Letzteren nach Ablauf einer gewissen Periode Hoffnung auf Erlösung hatten, während die schwarzen Sklaven lebenslängliches Eigentum waren. Die männlichen Neger erhielten statt des Loblolly, Benevists oder statt der Kartoffeln wöchentlich je zwei Salzmakrelen und jedes Weib eine einzige. Auch wurde Samstag abends jedem männlichen oder weiblichen Schwarzen ein großer und zwei kleine Büschel Paradiesfeigen verabreicht. Indes hatten die weißen Diener doch den Vorteil über die Schwarzen, dass sie, wenn ein Stück Vieh an Krankheit fiel,

das Fleisch verzehren durften, die Schwarzen aber nur die Köpfe, Häute und Eingeweide erhielten, welche von dem Aufseher satt des übrigen vegetabilischen Mundvorrats an sie ausgeteilt wurden. Die gleiche Bewandtnis hatte es mit den gefallenen Pferden, Eseln, Maultieren und Kamelen, welch Letztere in jener Zeit samt den schwarzen Sklaven aus Afrika zu der Insel eingeführt worden waren.

Der gewöhnliche Trunk der christlichen Diener bestand nur aus reinem Wasser. Indes erhielten sie doch an Festtagen oder sonstigen freudigen Anlässen eine kleine Quantität Mobbie oder Beverage. Das Mobbie war ein Getränk, welches in folgender Weise angefertigt wurde. Man brachte Kartoffeln mit wenig Wasser in einen eisernen Topf, ließ sie über langsamem Feuer kochen und bedeckte dabei das Geschirr mit drei- oder vierfach zusammengeschlagener Leinwand, um die Entweichung des Dampfes zu verhindern. Dann nahm man die Kartoffeln heraus, maischte sie in reinem kalten Wasser klein und ließ sie anderthalb Stunden stehen. Sodann brachte man die ganze wässrige Schlämme in einen großen, am Ende zugespitzten Beutel, ließ sie in einen Krug abtropfen, und in zwei Stunden begann der Gärungsprozess. Nun wurde der Krug zugedeckt, und am anderen Tag war das Mobbie trinkbar. Es konnte so stark gemacht werden, dass es schon in kleinen Quantitäten berauschte. In geeigneter Bereitung aber war es ein angenehmes, Durst stillendes Getränk, welches einige Ähnlichkeit mit Rheinweinmost hatte. Das Beverage wurde aus Quellwasser, Farinzucker und Orangen angefertigt.

Man kann sich leicht denken, wie all dies dem hochstrebenden Geist und dem glühenden Temperament des jungen Morgan zusagte. Aber ungeachtet aller Entbehrungen und

Arbeit gediehen doch er und Bradley wunderbar auf der Pflanzung. Sie betrachteten ihre Lage mit kluger Mäßigung, arbeiteten so wenig, wie die Aufseher gestatten mochten, legten dem wilden Geflügel Schlingen, bestahlen den Hühnerhof, melkten die Kühe und beraubten in der überlegtesten und salbungsvollsten Weise alle Gärten. Da sie stets bereit waren, dem Aufseher, ihren Mitsklaven und sogar den Negern kleine Dienste zu erweisen, so wurden sie allgemein sehr beliebt, und sie schienen sogar glücklich zu sein.

Über die Sonntage konnten sie frei verfügen, und auch Feiertage kamen zahlreich genug vor, sodass sie hinreichend Zeit fanden, um die Sitten der verschiedenen Klassen auf der Insel gut zu studieren. Auch begaben sie sich oft zu den kleinen Seehäfen, um dort einen Vorrat von Erkundigungen einzuziehen, die später Morgan für seine Zwecke gut zu benutzen wusste. Ihre Hütten waren in einem viel größeren Maßstab wieder aufgebaut worden. Bald danach erlaubte ihnen auch ihr Gebieter, der Friedensrichter Hetherfall Hängematten zum Schlafen, in denen sie es sich recht behaglich machten. Früher hatten sie, wenn sie vom Regen bis auf die Haut durchnässt nach Hause kamen, die ganze Nacht auf dem bloßen Boden liegen müssen. Wenn sie sich infolgedessen unwohl fühlten und auf die Krankenliste gesetzt werden wollten, so wurden sie vom Aufseher grausam geschlagen. Freilich kann es nicht bezweifelt werden, dass derartige Barbareien ausgeübt wurden, aber dennoch wird es uns schwer, an die Möglichkeit derselben zu glauben.

Der junge Squire, Mr. Philipp Hetherfall, der Sohn des Friedensrichters, begann sich nun viel auf der Besetzung umzusehen. Da er auf die beiden Jungen viele Rücksicht nahm, so verbesserte sich ihre Lage sehr. Der Vater war ihnen stets

günstig gewesen, weil er an ihnen einen sehr guten Handel gemacht hatte, denn um die Zeit, als sie erkaufte wurden, hatte Oliver Cromwell den Markt in dieser Ware völlig zugrunde gerichtet, indem er von England und Irland aus fast achttausend Mann einschiffte, welche seiner und des Parlaments Autorität mit Waffengewalt Widerstand geleistet hatten. Sie erreichten jedoch ihren Bestimmungsort nie, denn sie standen gegen ihre Hüter auf und bemächtigten sich der Transportfahrzeuge. Da sie nur wenig von der Schifffahrt und der Behandlung eines Schiffes verstanden, außerdem aber auch ungünstiges Wetter eintrat, so wurden sie an die Küsten von St. Domingo verschlagen, wo sie samt und sonders elend zugrunde gingen. Fünfzig Jahre danach sah man noch große Haufen gebleichter Knochen in einer kleinen Bay unweit des Kaps Tiburon. Auch nannten bis auf die letzte Zeit die Franzosen und Haitier jenes Golgata *L'anse aux hibernois*.

Morgan hatte sich etwa ein Jahr in der Dienstbarkeit des Friedensrichters befunden, als diese Kunde einlief, welche seinen eigenen und Bradleys Marktwert bedeutend steigerte. Man hatte jene Ladungen unglücklicher Wesen lange erwartet und viel darüber gesprochen. Ihr furchtbares Ende übte aber die Wirkung, dass die Dienstleute über der ganzen Insel viel besser behandelt wurden. Henry hatte jedoch außer seiner Bescheidenheit und Höflichkeit auch noch andere Ansprüche auf die Achtung seines Gebieters. Ehe wir hierauf entgehen, wollen wir den Bericht eines Autors jener Zeit, welcher an Ort und Stelle schrieb, anführen, um dem Leser begreiflich zu machen, wie sehr jene erwartete Einfuhr von Verurteilten den Markt verkümmert hatte.

»Schweine haben wir hier in großem Überfluss, ohne dass man sie jedoch wild oder frei herumlaufen ließe; denn wenn

man dies tun wollte, würden sie mehr Schaden anrichten, als sie wert sind. Man schließt sie ein, und jedermann kennt sein Eigentum. Diejenigen, welche Schweine züchten, verkaufen sie, lebendig gewogen, zu einem Groot das Pfund - bisweilen auch zu sechs Pence, wenn das Fleisch teuer ist. Auf der Insel war ein Pflanzer, welcher zu seinem Nachbar kam und sagte: ›Nachbar, ich höre, dass Ihr kürzlich einen guten Vorrat Diener vom letzten Schiff, das aus England kam, gekauft habt. Auch ist mir zu Ohren gekommen, dass es Euch an Proviant mangle. Es fehlt mir sehr an weiblichen Dienstboten, und ich würde gern einen Tausch machen. Wollt Ihr mir einiges von Eurem Weiberfleisch abtreten, wenn ich Euch dafür Schweinefleisch entgegebe?‹

So wurde denn der Preis für ein Pfund Schweinefleisch zu einem Groot³, das Pfund Weiberfleisch aber zu sechs Pence angeschlagen. Die Waage wurde aufgestellt, und der Pflanzer holte ein ungemein fettes, träges und unnützes Mädchen herbei, welches Honor hieß. Der Mann brachte eine große fette Sau und legte sie in die eine Waagschale, während Honor in die andere gesetzt wurde. Aber als er sah, um wie viel das Mädchen seine Sau überwog, brach er den Handel ab und wollte nichts mehr davon wissen. Obwohl nun ein derartiger Fall selten vorkommen mag, so ist es doch ganz gewöhnlich, dass man die Dienstleute auf die Dauer ihrer Verpflichtung gegenseitig für Waren, wie sie auf der Insel zu haben sind, eintauscht.«

Dieses kleine Zitat zeigt deutlich, wie die weißen Diener geachtet werden. Wir wollen nun berichten, in welcher Wei-

3 vier Pence oder zwölf Kreuzer

se Morgan sich bei seinem Gebieter noch weiter empfahl. Schweinefleisch war vorzugsweise die animalische Nahrung der Pflanze und Landbesitzer - überhaupt auch bei Weitem das Beste, das auf der Insel zu haben war. In den Zeiten der ersten Ansiedlungen auf Barbados fand man dort Schweine, welche ohne die Eingeweide vier Zentner wogen; zur Zeit von Morgans Ankunft aber waren sie bereits gezähmt. Weil man sie nur schlecht behandelte, so wurden sie kaum so groß, wie man diese Tiere gewöhnlich in England laufen sieht. Sie waren in rohen, schlechten Ställen eingesperrt, welche nur aus gefällten und unbehauen aufeinandergelegten Bäumen bestanden. Auch waren so viele Tiere beisammen, dass sich aus Mangel an Raum, Bewegung und Reinigung in der Hitze des Klimas die Zucht sehr verschlechterte.

Morgan machte in höchst achtungsvoller Weise den Friedensrichter auf diesen Missstand aufmerksam und erhielt bereitwillig die Zustimmung desselben, dass er sie in wirklicherem Stil züchten durfte. Zu diesem Zweck wurden ihm mehrere Dienstleute und Neger untergeordnet. Er las sich nun die trockene Seite eines Berges aus, dessen Boden fast ganz aus Felsgrund bestand, und führte dort eine Steinmauer im Umfang von einer Meile auf. Die Stelle lag zwischen zwei Pflanzungen so, dass das Futter leicht von einer oder der anderen Seite beigebracht werden konnte.

Dieser Schweinepark wurde mit einem großen Teich und, je nach dem Alter der Tiere, mit mehreren Fachwerken für die Mutterschweine und ihre Ferkeln ausgestattet. Ferner ließ er am Berg hinab Gräben ziehen, um den Unrat abschwemmen zu können. Durch diese Anordnungen verbesserte sich die Herde so sehr, dass die Tiere an Größe und

Wohlgeschmack fast wieder den wilden Schweinen der früheren Art gleichkamen, und Friedensrichter Hetherfalls Schweinefleisch kam über die ganze Insel in Ruf. Morgan wurde daher selbst zu einem Aufseher befördert und Bradley von der Feldarbeit weggenommen, um im Haus Dienste zu leisten. Dieser Wechsel zum Besseren fand in nicht zwei Jahren statt und hatte bloß in dem Umstand seinen Grund, dass die betreffenden Personen einsehen lernten, wie fruchtlos es sei *gegen den Stachel zu lecken*.

Elftes Kapitel

Kurzer Bericht über den Zustand von Barbados - Morgan macht sich nützlich und wird zu etwas mehr als einem Schweinehirten befördert. Die weißen Sklaven zetteln eine Verschwörung an, die aber fehlschlägt und ihre Züchtigung zur Folge hat.

Wir müssen nun auf einen anderen Gegenstand übergehen und eine neue Person einführen - eine Person von derselben historischen Wahrheit wie Henry Morgan und Owen Lywarch, der nun stets Joseph Bradley genannt werden wird. Zur Zeit, als Morgan seine Lage verbessert hatte, langte in Carlisle Bay das gute Schiff *Achilles*, Tonnenlast dreihundertfünfzig und von Mr. Thomas Crowder kommandiert, von London an. Es hatte auch einen Obristen Thomas Modiford an Bord, der, weil in England seine Mittel seinem Ehrgeiz nicht entsprachen und ihm die Wendung der politischen Angelegenheiten in jenem unglücklichen Land zuwider war, wie viele andere mannhafte Geister herausgekommen war, um ein besseres Glück in einer jüngeren Welt zu

suchen.

Obrist Modiford hatte Geld und Güter mit sich gebracht und kaufte kurze Zeit nach seiner Ankunft dem Major William Hilliard die Hälfte seiner gut bewirteten und blühenden Pflanzung ab. Seine Erwerbung bestand aus »fünfhundert Acres Land mit einem großen Wohnhaus, einem Ingenio, das in einem vierhundert Quadratfuß großen Raum stand, einem Sudhaus, einem Magazin, Zisternen und Brennerei, einem Boardinghouse, hundert Fuß lang und vierzig Fuß breit, Ställen, einer Schmiedeesse, Räumen, um Mais und Bonavist aufzubewahren, Hütten für Neger und indianische Sklaven, sechsundneunzig Negern und drei Indianerfrauen nebst ihren Kindern, achtundzwanzig Christen, fünf- undvierzig Stück Zugvieh, acht Milchkühen, einem Dutzend Pferden und sechzehn Assinigoes.«

Das Ingenio ist die Zuckermühle des heutigen Tages, die Assinigoes aber sind Maulesel. Für diesen Kauf erlegte er tausend Pfund bar und weitere sechstausend in halbjährigen Raten.

Obrist Modiford war kein gewöhnlicher Charakter. Seine Ankunft unter den Pflanzern übte bald einen bedeutsamen Einfluss aus. Man kann wohl sagen, dass er der Rührigkeit und dem Unternehmungsgeist der barbadischen Gesellschaft neuen Schwung gab. Er war der Erste, der gegen seine weißen Diener einen christlicheren Sinn zeigte. Er ließ bessere Wohnungen für sie bauen, gab ihnen zweimal wöchentlich Fleisch, gestattete ihnen samt und sonders gute Hängematten und ließ aus England warme Flanellröcke, wie sie in den Spitälern getragen werden, kommen, weil er bemerkte, dass ihre Leinwandkleider stets mit Schweiß getränkt waren, wenn sie erschöpft von der Arbeit nach Hause kamen.

Sie wechselten dann ihren Anzug und legten sich in ihren Hängematten zur Ruhe nieder, ohne besorgt zu sein, dass die Erkältung ihre Leiber mit Krankheit schlug. Desgleichen gestattete er jedem eine Viertel Pinte Rum, welcher damals nicht unter diesem Namen bekannt war, sondern Teufelstöter genannt wurde und nicht nur als angenehmes Getränk, sondern auch als Arznei in hohem Ruf stand, da ihn die Ärzte im Allgemeinen für fast alle Krankheiten, welche den Negern und den unglücklichen Christensklaven zustießen, verordneten.

Über dieses geistige Getränk spricht sich ein zeitgenössischer Schriftsteller folgendermaßen aus: »Die Diener kommen abends erhitzt und schwitzend nach Hause, setzen oder legen sich nieder und müssen sich so notwendig erkälten, wodurch bisweilen Krankheiten unter ihnen erzeugt werden. Fühlen sie sich unwohl, so beklagen sie sich bei dem Apotheker der Pflanzung, den wir ›Doktor‹ nennen. Er gibt ihnen jedes Mal ein Kelchglas dieses Geists. Dies ist unsere dermalige Kurmethode.«

Obrist Modiford verdankte seinen menschenfreundlichen Einrichtungen ungemeine Vorteile, denn von Krankheiten wusste man auf seinem Gut fast gar nichts, und die Arbeit wurde mit heiterer Pünktlichkeit verrichtet. Unter seinen Leuten befanden sich keine Faulenzer und boshafte, hämische Personen. Sein Reichtum mehrte sich ungemein und seine Nachbarn kamen zur Einsicht. Viele machten sich sein philanthropisches Beispiel zunutze, alle aber sahen sich durch die Scham genötigt, bei der Behandlung ihrer Sklaven ein besseres System in Anwendung zu bringen.

Richter Hetherfalls vortrefflich geleiteter und einträglicher Schweinepark konnte der Aufmerksamkeit eines so achtsa-

men Mannes, wie Obrist Modiford war, nicht entgehen. Seine Erkundigungen über den Gegenstand machten ihn mit unserem Helden bekannt, den er bald sehr lieb gewann. Bereits war Henrys Los im Vergleich mit dem Geschick seiner Umgebung beneidenswert geworden. Er war jetzt der vertraute Hauptaufseher, und Bradley kam gleichfalls zur Beförderung. Von Hunger, Durst und Leben aufreibender Feldarbeit war keine Rede mehr, und auch in ihrer Kleidung unterschieden sie sich nur wenig von ihrem Gebieter. Wenn es an anderer Gesellschaft fehlte, so setzten sie sich mit dem Friedensrichter und seinem lebensfrohen, etwas wilden Sohn zu Tisch. Sie bezogen ein anständiges Gehalt und erfreuten sich sehr umfassender Vorrechte, obwohl Joseph stets seinem Freund untergeordnet war.

Beide näherten sich nun der Mannheit. Bradley war trotz des tiefen Rots seiner Haut und seiner Haare ein hübscher Bursche mit einem kecken, feurigen Gesicht, das allerdings nicht sehr einsichtsvoll, aber doch gewiss recht gutmütig war. Henry Morgan dagegen konnte ein sehr schöner Mann genannt werden. Obwohl kaum einundzwanzig hatte er doch eine würdevolle Haltung, welche bekundete, dass er zum Befehlen geboren war. Das Klima schien ihm angemessen zu sein, denn er erfreute sich der kräftigsten Gesundheit. Er war bei Weitem der schönste Mann auf der Insel, und wir glauben nicht, dass ihn je ein Mann südlich vom Äquator an persönlicher Schönheit übertraf. Alles betrachtete ihn daher als einen Charakter, der sich mit der Zeit heben musste.

Das Landgut seines Gebieters lag genau halbwegs zwischen der Maxwell und Austin Bay, nicht sehr weit vom südlichen Ufer der Insel, während die Besitzung des Obristen Modiford und mittelbar hinten an die des Friedensrichters

stieß. So wirkte also alles zusammen, um den Verkehr zwischen dem Obristen und unseren Helden enger und freundschaftlicher zu machen. Ersterer verstand Morgan augenblicklich und wusste seinen Charakter durchaus zu würdigen. Morgan und Bradley befanden sich nun schon mehr als vier Jahre auf der Insel. Da sich für den gewöhnlichen Termin von sieben Jahren verkauft worden waren, so hatten sie noch eine hübsche Zeit vor sich, um erfahrene Pflanzer zu werden. Bradley erfreute sich der Gegenwart, denn er hatte kein Gelübde zu erfüllen, keine Rachsucht zu befriedigen. Obwohl noch eine lange Zukunft vor ihm lag, so quälte er sich sehr wenig damit, da er nie an sie dachte. Jedermann liebte ihn, und er fühlte sich übergücklich.

Wie sich Morgana allmählich zugunsten des Friedensrichters hinaufhob, war er weit beliebter gewesen als sein Gefährte. Nachdem er aber die Höhe, die er gesucht, erreicht hatte, wurde er zwar mehr als je von seinen Oberen geschätzt, verlor übrigens viel von seiner Popularität bei denen, welche früher seinesgleichen waren und nun so tief unter ihm standen. Der grausame Aufseher Mandeville hasste ihn maßlos. Er war jetzt Morgan untergeben, und obwohl er bitter hassen konnte, besaß er doch weder Verstand noch Mut genug, diese Leidenschaft einen wirksamen Nachdruck zu geben. Er war eine Trunk liebende Bestie, und die Unmäßigkeit erhöhte viel seine natürliche Wildheit. Was ihn betraf, so verdiente der Teufeltöter nicht seinen Namen, den niemand trank mehr davon, als er, und doch wollte er nicht daran zugrunde gehen.

Die einzige Methode, welche Mandeville einfiel, um Morgan zu ärgern, bestand darin, dass er von ihm stets als von dem deportierten Negertreiber sprach. Henry hatte ihn zwar

mehrere Male dafür zu Boden geschlagen, aber der Teufeltöter gab Mandeville stets wieder frischen Mut, sich neue Verunglimpfungen zu erlauben.

Henry würde sich vielleicht mit den vielen Züchtigungen, er diesem Mann angetan hatte, begnügt und ihn stets mit Verachtung behandelt haben, wenn diese nicht eines Tages, als er nicht so betrunken war, wie gewöhnlich, von mehreren Gentleman Morgan daran erinnert hätte, dass er die Narbe auf seiner Stirn, das Merkzeichen seiner Sklaverei und der früheren Überlegenheit des Mannes, der ihn damit gezeichnet habe, mit ins Grab nehmen müsse. Dieser Hohn des Torren besiegelte jedoch dessen Schicksal, denn nur wenige haben Morgan je unbestraft beschimpft.

Bei dieser Gelegenheit waren außer Obrist Modiford noch der junge Philipp Hetherfall und sechs andere Pflanzer zugegen, welchen Henry eben eine Verbesserung zu ihrem gemeinsamen Besten vorschlug. Alle hörten ihm nicht nur aufmerksam, sondern achtungsvoll zu. Die schnöde Rede hat den nicht wie gewöhnlich zur Folge, dass der Beschimpfter zu Boden geschlagen wurde. Henry fühlte sich tief - ja bis zu Tränen ergriffen. Dann erzählte er mit der ihm natürlichen Beredsamkeit, wie grausam er und sein Freund von Vagardo geraubt worden und wie achtbar seine Stellung im Leben gewesen sei.

Morgen fand unbedingten Glauben, und alle Anwesenden erklärten, sie wollen ihren Einfluss auf den Friedensrichter benutzen, dass er Mandeville von seiner Stelle entferne. Ja, der junge Squire beteuerte sogar rund heraus, dass es augenblicklich geschehen müsse. Mit stolzer, aber ruhiger Verachtung bat übrigens Henry die Anwesenden, sie möchten es ihm überlassen, sich in dieser Sache zu seinem Recht zu ver-

helfen. Es sei genug für ihn, sagte er, dass er bei den achtbaren Personen, die er vor sich habe, Glauben finde – das Zeichen auf seiner Stirn sei nicht ganz so schimpflich wie das des Kain, weil er es nicht verdient habe. Wenn die schwarzen und braunen Damen von Barbardos der Ansicht wären, dass es seine Stirn entstelle, so brauche er nur eine Locke etwas tiefer hereinzustreichen. In der Tat war die Narbe kaum bemerkbar, aber dennoch leuchtete sie oft wie lebendige Glut unter der Haut, und er dachte in seinem bösen Herzen, dass nichts als Menschenblut sie je löschen könne.

Mandeville murmelte aus Bosheit heraus, dass er nur seine Pflicht getan habe. Da Morgen, trotz der Würde, die er sich anmaße, doch nur ein verkaufter Verbrecher sei, so könne ihm wohl wieder von seiner Seite eine ähnliche Behandlung zustehen, was ihm gar nicht leidtun sollte.

»Hinaus mit dir, du Hund!«, schrie der junge Philipp, und Mandeville wurde ohne Umstände mit Fußtritten fortgetrieben.

Wir kommen nun zu einer anderen sehr wichtigen Epoche im Leben unseres Helden. Die natürliche Folge der Behandlung, welche Obrist Modiford gegen seine weißen und schwarzen Sklaven übte (denn es wäre bitterer Hohn, wenn man sagen wollte, dass die christlichen Diener keine Sklaven waren), begannen bald augenfällig zu werden. Fast alle Sklaven auf der Insel waren durch seinen Vorgang in günstige Verhältnisse gekommen, aber die Verbesserung ging nur sehr ungleich und in einer Weise vonstatten, dass die Erleichterung, die zwar allerdings anzuschlagen war, doch noch als Grausamkeit erschien im Vergleich mit dem Glück, dessen sich die Angehörigen von Modifords Pflanzung zu erfreuen hatte. Die Brandfackel begann zu wüten, und zwei

sehr hochstehende Eigentümer, welche nicht grausamer waren als die übrigen, sahen ihre noch stehende Zuckerrohrernten in Flammen aufgehen. Einer davon, ein Mister Constantine Silvester, verlor auch sein Wohnhaus und sein Ingenio durch das Feuer, während Mister James Holdeupper bloß mit dem Verlust seiner Ernte und seiner Außengebäude davonkam. Wir wollen die Gefühle der Unzufriedenheit, welche damals um sich griffen, durch die Feder eines Augenzeugen schildern lassen und dann in unserer Erzählung fortfahren.

»Einige Herren wurden so grausam und brachten ihre Diener durch maßlose Behandlung und schreckliches Schlagen dermaßen auf, dass diese in Verzweiflung gerieten und sich zusammenrotteten, um an ihren Quälern Rache zu nehmen. Es fand dann unter ihnen ein Verkehr statt, dergleichen man hier nie zuvor gesehen hatte. Da ihre Leiden aufs Höchste gestiegen waren und ihre täglichen gegenseitigen Beschwerden über die unerträgliche Bürde, unter der sie kämpften, über die ganze Insel liefen, so entschlossen sich endlich einige darunter, deren Geister nicht fähig waren, solche Sklaverei zu erdulden, ihre Bande zu zerreißen oder in dem Versuch zu sterben. Sie verschworen sich daher mit einigen anderen ihrer Bekanntschaft, deren Leiden ebenso, wo nicht größer als die ihren waren, und die ihnen an Mut gleichstanden. Auch nahmen sie sich vor, möglichst viele Unzufriedene in das Komplott zu ziehen. Unter dieser Zahl gehörten die meisten weißen Diener auf der Insel.«

Unter die Zahl der Unzufriedenen hätte nun früher auch eine nicht geringere Person gehört wie unser Held Henry Morgan. Doch war dies durch gute Kost, Bevorzugung und Ansehen ganz anders geworden. Als er noch sein Leben un-

ter der unerträglichen Tropensonne in den Feldern dahinschleppte, hätte er sich wohl auch unter die eingeweihten geschlagen. Aber selbst damals besaß er trotz seiner Jugend doch Verstand genug, um einzusehen, dass ein Erfolg an die Unmöglichkeit grenze und vielleicht nicht einmal sonderlich wünschenswert sei, im Falle er sich erzielen lasse. Wären allen Pflanzern pflichtlich die Kehlen durchgeschnitten worden, so hätte eine solche Anarchie eintreten müssen, dass der Gurgelschneiderei kein Einhalt mehr zu tun gewesen wäre. Die ganze Insel wäre eine Höhle von Meuchelmördern und wilden Bestien geworden, während die vielen emanzipierten und blutdurstigen Neger zuletzt die Minderzahl der Weißen ausgerottet haben würde. Aber selbst wenn dies auch nicht so schnell vor sich ging, fand doch die baldige Ankunft englischer Streitkräfte zu gewärtigen, welche durch Strick und Beil das zu Ende brachten, was der Mord versäumt hatte.

Morgana, der alles dies wohl begriff, bot daher alle seine geringe Kraft auf, um von dem übereilten Versuch abzuraten. Die Folge davon war jedoch, dass ihm die Verschwörer nicht trauten und er nicht mehr zu ihren Beratungen hinzugezogen wurde.

Die Sklaven auf dem Besitztum des Friedensrichters hatten sich über sehr viel zu beklagen. Die Aufseher waren grausam und konnten nicht so leicht gebessert werden. Aller allerdinge hatten sie es nach dem Vorgang auf der Pflanzung des Obristen viel gemächlicher, aber dennoch sahen sie sich der Beschimpfung, dem Druck und den Schlägen der Treiber ausgesetzt.

Morgan hatte mit alledem nichts zu schaffen, da ihm die allgemeinen Verbesserungen zugewiesen waren. Er entwarf

die Pläne, und die Aufseher mussten für deren Ausführung Sorge tragen. Er war letzter Zeit viel im Inneren der Insel auf einer großen gebirgigen Besetzung gewesen, um zu untersuchen, ob sie sich für Weideland und Viehzucht eigne. Nur zwei Tage vor dem Tag zurückgekehrt, »an welchem die weißen Sklaven über ihre Gebieter herfallen, ihnen samt und sonders die Kehlen durchschneiden und so sich nicht nur zu freien Leuten, sondern auch zu Herren der Insel machen wollten.«

Ganz anders verhielt es sich mit Josef Bradley, der einen Haufen Arbeiter unter sich hatte, welche unter seiner Obhut in der Tat recht gut gediehen. Er war stets singend und scherzend unter ihnen, durch seine Ermutigung wurde ihnen die Arbeit leicht. Während unter den trostlosen Sklavenreihen, welche die Zuckerrohrfelder auf der anderen Seite des Gutes mit der Harke bearbeiteten, nichts als Gewinsel und Stöhnen, Fluchen und das Schallen der Peitschen zu hören war, herrschte unter Josefs Häuflein Scherz und Heiterkeit. Sie arbeiteten entweder zum fröhlichen Gesang eines Negers oder hörten der drolligen Erzählung eines Weißen zu. Bradley, der stets der Lauteste im Beifall war, verschmähte es nicht, gleichfalls seinen Anteil zu der Geschichte oder zu dem Lied beizutragen. Er war mehr als geliebt, denn im Gegensatz mit dem Benehmen seiner Kollegen erschien das seine wahrhaft wie das eines Engels.

Am Vorabend des verabredeten Aufruhrs, als sie eben im Begriff war, von der Arbeit abzulassen, bemerkte Josef, dass ein kleiner welscher Deportierte, sonst das lustigste Blut in dem Haufen, ungewöhnlich traurig war. Um die Sache kurz abzufertigen – dieser ließ sich von Bradley das Versprechen der Geheimhaltung geben und teilte ihm dann das ganze

Komplott mit, indem er ihm zugleich Rat erteilte, wie er für seine persönliche Sicherheit sorgen könne.

Es war verabredet worden, dass auf sämtlichen Besitztümern um Mitternacht das Gemetzel mit der Ermordung der Aufseher, welche stets vom Pflanzehaus getrennt schliefen, begonnen werden sollte. Kein Erbarmen sollte gezeigt, keine einzige Ausnahme gemacht werden. Wo nicht genug Leute vorhanden waren, um den Herrn und seine Familie gleichzeitig mit den Aufsehern zu erschlagen, sollten Letztere zuerst abgefertigt werden. Die Neger wollte man nicht beunruhigen. Der Plan war einfach und entschieden.

Wir müssen bemerken, dass dieser verbrecherische Anschlag nicht allgemeine Teilnahme gefunden hatte, aber doch sehr allgemein um sich gegriffen hatte. Sogar unter den fünfundzwanzig Christen auf Obrist Modifords Pflanzung befanden sich drei schändliche, undankbare Seelen, welche sich dem herzlosen Meuchelmord anschlossen.

Ohne sein Versprechen, die Mitteilung geheim zu halten, auch nur einen Augenblick zu beachten, teilte Josef Bradley Morgan mit, was er erfahren hatte. Es war nur wenig Zeit übrig, um von dieser kein Moment zu verlieren. Kavallerie und Infanterie wurden alsbald aufgeboden und rückten ins Feld. Die schnellsten Reiter brachten die Kunde von Pflanzung zu Pflanzung. Sämtliche weiße Diener wurden überwältigt, gebunden, und nicht ein einziges Leben fiel in jener Nacht unter dem Messer der Mitternachtsmörder.

Jeder ohne Ausnahme lobte Morgans schnelles und entschiedenes Handeln. Seine Stimme wurde, wie infolge stiller Zustimmung vonseiten aller Übrigen, die lauteste in den Beratungen. Die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln erschienen als die weisesten. Vierundzwanzig Stunden lang war

sein Wille weit mächtiger als der des Gouverneurs Philipp Bell. Er hatte für diese Periode die moralische, wenn auch nicht nominelle Gewalt eines Diktators.

Sein Ruhm war groß, und er erhielt von allen Seiten der Insel viele Geschenke. Indessen benahm er sich bei seiner plötzlichen Berühmtheit mit einer Bescheidenheit, welche an einem so jungen Mann wirklich wunderbar war. Auch Bradley wurde in der allgemeinen Freude über das glückliche Entkommen aus einer so plötzlichen und schrecklichen Gefahr nicht vergessen. Man theilte unseren Abenteurern mit, dass außer den freigebigen Geschenken, welche sie bereits empfangen hatten, der Gouverneur und die Ratsversammlung beabsichtigten, sie mit einer ausgedehnten Verleihung auf der Insel zu belohnen. Ihr Deportationsurteil wurde förmlich widerrufen, fortan nahmen sie ihre Stellung unter den Stolzesten der Insel ein.

Aber die Rache der Pflanzter war schrecklich. So viel Ehre man den guten alten Zeiten erweisen mag, und wie mannigfaltige und männliche Tugenden auch unsere Vorväter besaßen, so waren diese Zeiten doch höchst unglücklich und die Temperamente dieser verehrten Vorväter sehr grausam und rachsüchtig. Alle, welche des Komplotts überführt wurden, und viele, die man nur im Verdacht der Theilnahme hatte, wurden gehängt. Auf der Insel gab es nicht eine einzige Pflanzung, auf der nicht einer oder mehrere Verschwörer baumelten. In manchen hatten sogar sehr viele mit dem Leben büßen müssen. Doch verweilen wir nicht länger bei Szenen, welche der Menschheit zu so bitterer Schande gereichen. Die Verursacher derselben vergaßen sie bald. Und da wir Engländer sind, so wollen wir ihrer gleichfalls nicht länger gedenken.

Zwölftes Kapitel

Ein Stückchen von Gastronomie. Morgan kommt zu großem Wohlstand. Er ahnt einen Glückswechsel, welcher auch eintrifft, obwohl er die Insel als reicher Mann verlässt.

Wir müssen nun rasch über drei Jahre in dem Leben unseres Helden hingehen, indem wir bloß andeuten, dass er, weil ihm jedermann an die Hand ging, sein Land oder vielmehr ihr Land bald anstocken konnte. Die Verleihungen, die an ihn und Joseph Bradley abgegeben worden waren, lagen nämlich dicht nebeneinander. Sie bearbeiteten die Güter nur als ein einziges, weil sie unter dieser ökonomischen Maßregel nur eines einzigen Wohnhauses und Ingenios samt dessen Zugehör bedurften. Nach dem Brauch der guten alten Zeiten kauften sie Neger und weiße Sklaven und stahlen Indianer. Sie wurden reich; aber ihre Herzen gehörten damals nicht jener sonnenverbrannten Insel an. Ebenso wenig gefiel es ihnen unter den stolzen, durch ihren Wohlstand verdorbenen Einwohnern. Sie dachten an eine schleunige Rückkehr zu dem guten alten Wales, seinen kühlen Winden und seinen nebligen Bergen. Ihr Eigentum musste, wenn es dorthin verpflanzt wurde, ungeheuer erscheinen, und wie Joseph in Ägypten glühten sie danach, zu erfahren, ob ihre Väter noch lebten. Die Umstände trugen bald dazu bei, dieses Heimweh zu verstärken.

Wir wollen nun, da sich die Mehrzahl meiner Leser dafür interessieren dürfte, eine Schilderung von der Art und Weise geben, wie unser Held lebte. Die Morgen wurden einer fleißigen Beaufsichtigung aller Fortschritte auf der Pflanzung, in den Zuckerwerken und in den Brennereien ge-

weiht. Die beiden Freunde behandelten alle ihre Abhängigen mit der größten Menschlichkeit, welche sich mit der Stellung derselben und der zu verrichtenden Arbeit vertrug. Hierin lag vielleicht das große Geheimnis ihres beispielloser schnellen Gedeihens.

Die Abende wurden gewöhnlich Festlichkeiten geweiht, welche von den Pflanzern abwechselnd gegeben wurden. Sie soupierten um Sonnenuntergang – eine Mahlzeit, die unserem modernen Diner entsprach, da ihr Mittagessen, was die substantielle Kost betraf, kaum unserem Lunch entsprach. Denken wir uns nun die Gesellschaft, bei Obrist Modiford in einem langen einstöckigen Holzhaus mit so niedrigem Dach, dass man kaum aufrecht darunter stehen kann. Keller sind nicht vorhanden. Das Hauptgemach ist dem Festmahl geweiht; aber die Fenster sind ohne Scheiben und ohne Blenden; denn erst viele Jahre danach wurden die kühlen Jalousien erfunden. Da solche Fenster stets nach Westen hinausgingen, so traf man in den Zimmern beim Eintritt in der Regel auf eine Temperatur, die kaum kühler war als in einem zum Backen

vorbereiteten Ofen. Wenn jedoch die Lichter gebracht wurden und der Abendwind zu wehen begann, milderte sich auch das Drückende der Hitze.

Denken wir uns in einem derartigen Zimmer ungefähr zwanzig Pflanzler versammelt, die sich gegenseitig wie Brüder lieben und trotz ihrer verschiedenen Glaubensbekenntnisse aufs Bewunderungswürdigste harmonieren. Damengesellschaft traf man damals durchaus nicht auf der Insel, denn jeder Eigentümer gedachte nur möglichst kurze Zeit an Ort und Stelle zu bleiben. Keinem fiel es ein, auf Barbados zu heiraten oder zu sterben. Man kann sich daher die Sexu-

alimmoralität dieser guten Gentlemen, mochten sie nun Puritaner, Royalisten oder was immer sein, leicht vorstellen. Ihre Pflanzungen lieferten ihnen nicht nur Vermögen, sondern auch Harems. Dieser gesellschaftliche Zustand erhielt sich lange auf allen westindischen Insel.

Als erster Gang wurden wahrscheinlich zwei Fleischgerichte aufgetragen – am oberen Ende etwa ein gesottenes, am unteren ein gebratenes Lendenstück, und zur Seite befanden sich gebackener Schweinskopf, ein Stückchen geröstete Brust, die Zunge und die zu Pastetchen verarbeitete Leber. Da jedoch die Tafel sehr groß und geräumig war, so standen, wo sich für eine Schüssel Platz finden ließ, Seebarben, Makrelen, Papagaienfische, Schnapper, rote und graue Cavallos, Terburns, Krabben, Hummer und noch viele andere Dinge umher, für welche die Barbadianer noch keinen Namen erfunden hatten. Die verschiedene Fische waren zwar durch ihre mannigfaltige Bereitungsweise appetitreizend genug gemacht worden, zogen aber doch selten die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich und wurden gewöhnlich wieder abgetragen, um dem Hausgesinde, den Kranken und den Kindern auf der Besetzung zugute zu kommen.

Das zweite Gericht des ersten Ganges bestand aus zerhacktem Fleisch, mit angenehmen Kräutern, Fett, Gewürz und Korinthen zubereitet; dann kamen die Knöchelchen und anderes Zugehör; dann ein Olio Podrido, eine Schüssel mit Markbeinen, Schildkrötensuppe und Schildkröten verschiedenartig zugerichtet. Diese späteren Gerichte wurden schon schärfer bearbeitet, während an den ersteren die Gäste nur rekognoszierten. Dann kam der zweite Gang, bestehend

erstlich aus einem Schweinsbug, der wohl nirgends in der Welt seinesgleichen finden konnte, einem gefüllten Zickel-

chen, der Schulter einer jungen Ziege, welche mit einer Soße aus dem eigenen Blut und Thymian angerichtet war, und einem Spanferkel, das wohl kein anderes Land fetter, saftiger und wohlschmeckender hervorbringen konnte, nebst einer trefflichen Soße aus dem Gehirn des Tieres, Salz, Salbei, Muskatnuss und Claret. Vielleicht kam auch eine Hammelschulter, obwohl dies ein etwas ungewöhnliches Gericht war, welches noch obendrein nicht sehr vermisst wurde, da es an Güte dem englischen unendlich nachstand.

Ich muss hier bemerken, dass für jedes Gericht zahlreiche Vegetabilien auf den Seitentischen aufgelegt waren, welche nur auf Verlangen dargeboten wurden. In dieser Periode des Mahles begannen die Gäste allen Ernstes.

Die zweite Abteilung des zweiten Ganges war noch vielfältiger und der Angriff steigerte sich hier auf die höchste Höhe. Sie bestand aus Ziegen- und Kalbfleischpasteten, gut mit Pfeffer, Salz und Muskatnuss gewürzt, Kalbsnierenbraten, einem Kartoffelpudding, schottischen Collops, gebratenen und frikassierten Hühnern, drei jungen Indianen in einer Schüssel, zwei großen, fetten gebratenen Kapaunen, ein paar Hähne, vier Enten, acht Turteltauben, zwei gespickten Muscovy-Enten und drei stark gewürzten Kaninchen.

Aber die Erfahreneren bewahrten alle ihre Energie für den letzten Gang auf, welcher dem Geschmack in tropischen Zonen stets am besten zusagte. Es kamen westfälische und spanische Schinken, englisches Schweinefleisch, geräucherte Zungen, Botargo, gepickelte Austern, Kaviar, Anchovis, geschlagenes Ochsenfleisch, wie es die Bukanier bereiteten, ehe dieser Name noch auf die Piraten angewendet wurde, und eingesalzter Stör. Alles dies reizte den Appetit nicht zu Überfüllung und diente vortrefflich dazu, den Durst anzu-

regen und denjenigen einen Vorwand zum Trinken zu geben, welche ohnehin schon durstiger Natur waren.

Es würde unmöglich sein, die verschiedenen köstlichen Früchte aufzuzählen, aus denen der Nachtschiff bestand. Indes kann man sich denken, dass es nicht an Paradiesfeigen, Bananen, Guajaven, verschiedenartigen Melonen, Kaktusfrüchten, Liebes- und Ochsenherzäpfeln, namentlich aber nicht an jener Königin aller Früchte, der herrlichen Ananas fehlte.

Dazu kommen noch alle mögliche Arten von Weinen und sonstigen geistigen Getränken, welche der Handel nach diesen Ufern führte und die unter den Namen von Keres, weißen Weinen, Rheinweinen, Kanariensekt, Claret, rotem Sekt und Wein von Scall bekannt waren – des auf eigenem Boden erzeugten Palmweins, des Mobby, Beverage und einiger anderen gegorenen Getränke, vor allem aber des damals als Lebenselixier geschätzten Teufeltöters nicht zu gedenken.

Wir haben die gewöhnliche Art, in jener Zeit zu leben, so ausführlich angegeben, weil die Pflanzer keine andere Unterhaltung oder Erholung hatten als die, welche ihnen die Anwendung der Gastfreundschaft bot. Doch nein, es gab auch noch einen anderen entzückenden Zeitvertreib: Wir meinen das Hetzen der entlaufenen Sklaven und christlichen Diener vermittelt der Bluthunde, welche man damals Siamhunde nannte, und die Ausflüge schnell segelnder Pirogen nach einer der virginischen Inseln, um dort die Indianer zu überfallen und ein Häuflein derselben in die Sklaverei zu entführen.

Wir bedauern, sagen zu müssen, dass Morgan trotz seiner sonstigen Menschlichkeit eine große Freude an derartigen Ausflügen hatte und mehr Indianer auf seinem Gut beschäf-

tigte als irgendein anderer Pflanzer. Aber obwohl er sie in so ungerechter Weise gewonnen hatte, behandelte er sie doch so gut, dass sie sich bald mit ihrer Gefangenschaft versöhnten und dieselbe sogar gewissermaßen ihrer Freiheit vorzogen.

Um diese Zeit fiel die so berühmt gewordene Geschichte Incles und Maricos vor. Dieselbige Marico wurde von Morgans bestem Freund, dem Obristen Modiford gekauft und wird von einem, der sie gut kannte, folgendermaßen geschildert.

»Wir hatten eine Indianerin als Sklavin im Haus, welche von vortrefflicher Gestalt und Farbe war. Ihr Teint bestand aus einem reinen Lichtbraun. Die Brüste waren klein und die Wärcchen von Porphyrfarbe. Diese Frau wollte sich durchaus nicht bewegen lassen, Kleider zu tragen.«

Wir wollen nichts von ihrer Züchtigkeit und ihrer Treue sagen – fern sei es von uns, einen hübschen Roman verderben zu wollen. Damit das Gefühl zu ihren Gunsten unbeeinträchtigt bleibe, wollen wir den Spötteleien gegenüber, von denen Edwards in seiner Geschichte Westindiens Gebrauch macht, angeben, dass das arme verblendete Mädchen wirklich das Leben des Schurken rettete, der sie als Sklavin verkaufte, und dass der tapfere Offizier, im meisten Betracht ein menschenfreundlicher und gerechter Gentlemen, sie kaufte, obwohl er wohl wusste, wie mein Gewährsmann sich ausdrückt, dass »dieser Inle (wir halten den Namen für falsch), als er zu Barbados an Land kam, das Wohlwollen des armen Mädchens, welches ihr Leben für seine Rettung gewagt hatte, vergaß und eine Person, welche so frei geboren war, wie er, als Sklavin verkaufte. Und so verlor die arme Marico um ihrer Liebe willen die Freiheit.«

Wir erlaubten uns diese Abschweifung, nur um zu zeigen, in welcher moralischen Atmosphäre Morgan lebte. So werden wir wohl seine künftigen Handlungen auch etwas milder beurteilen müssen. Er sah überall, dass Gewalt und Recht als gleichbedeutend behandelt wurden und das Unrecht nur auf Seiten der Schwachen lag. Zwar ist der Anschein heutzutage geschmeidiger; aber wenn man reiflich darüber nachdenkt – ist es so viel anders als damals, sobald die Maske einer lieblicheren Einkleidung gefallen ist. Lasst uns daher weder Morgan noch uns selbst allzu streng richten.

Morgan hat jetzt sein dreiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt. Er ist reich, geachtet und in Besitz einer Persönlichkeit, die, wenn ihm die Wahl freistünde, ein Held sich auslesen würde, um sowohl in der Liebe als auch im Krieg sich Erfolg zu sichern. Sein Geist hatte sich womöglich noch höher entwickelt als sein Körper. Von seinem Herzen wollen wir nichts sagen, denn dieses konnte nur Gott und ihm selbst bekannt sein. Sein Verkehr mit der Gesellschaft hatte seinen Manieren viel weltliche Politur gegeben. Barbados war ein Freihafen und wurde von Schiffen aller Nationen besucht. Diesen lernte er mit einer Leichtigkeit, welche an ein Wunder grenzte, ihre Sprachen ab. Er war von Natur beredt und bei allen Gelegenheiten kaltblütig und besonnen. In allem schien er weiter und schneller zu gehen als die übrigen Menschen, ohne dass er sich selbst dabei anzustrengen brauchte.

Wir wollen nun versuchen, eine kurze Skizze der damaligen Geschichte von Barbados zu geben. Nach der Enthauptung Carl I. unterwarf sich die Insel nach kurzem Widerstand dem Staat, und Lord Willougy, im Herzen ein Royalist, wurde zum Gouverneur ernannt. Diese Unterwerfung

tat dem Wohlstand der Insel bedeutenden Eintrag, denn Cromwell erließ nun die berühmten Schifffahrtgesetze, die er zur Überraschung und zum Ärger der Westindier nachdrücklich handhabte. Früher waren, was auch in Europa vorgehen mochte, alle Nationen in Barbados willkommen gewesen. Aber jetzt sollten die Bewohner an die Engländer verkaufen und ihre Produkte nur in englischen Schiffen verführt werden.

Morgan erkannte die unseligen Wirkungen dieser Gesetze vor den Übrigen und beeilte sich, die ihm und seinem Freund gemeinschaftlich angehörige Pflanzung zu verkaufen. Dies ging leicht, und er errang sehr vorteilhafte Bedingungen. Die erlöste Summe legte er in den wertvollsten Inselprodukten an, mietete ein schönes Schiff von sechshundert Tonnen und bereitete sich unter den Glückwünschen und dem Bedauern seiner alten Freunde vor, die Insel zu verlassen. Es stand ihm jedoch noch eine Gefahr, bevor, die er für so unbedeutend hielt, dass er sie entweder durch seine Klugheit umgehen oder durch seine Tapferkeit überwinden zu können hoffte.

Ein verzweifelter Kerl, welcher durch den Marquis von Ormonde eine Bestallung von König Carl II. erhalten zu haben vorgab, strich mit einer für jene Zeit sehr schönen Fregatte und einer lateinisch aufgetakelten Schaluppe um die Insel her, jedes Schiff zur Prise machend, welches von den Ufern abstieß. Zwar war er von vielen Kriegsschiffen des Staates mehrere Male abgetrieben worden, aber um seiner überlegenen Segelgeschwindigkeit willen stets wieder entronnen. Sein Verfahren war höchst grausam, denn er verkaufte seine Gefangenen stets an die Spanier als Sklaven. Er nannte sich Sir Paul Plunket und war ein so schurkischer Pirat, wie nur

je einer existierte.

Als sich Morgan und Bradley in dem von ihnen gemieteten Schiff, welches der *Barbadier* hieß, eben einschiffen wollten, steckte Plunkets unverschämter kleiner Begleiter sein Bugspriet in die Carlisle Bai herein und es fehlte nicht viel, dass er unter dem Stern des Kauffahrers vorbeigegangen wäre. Aber noch ehe die Batterien gerichtet werden konnten, war die Schaluppe schon wieder außer Schussweite.

Dies war ein zureichender Beweis, dass sich der *Drache*, Plunkets Fregatte, nicht weit davon befinde. Jedermann riet Morgan, nicht auszusegeln, sondern die Ankunft eines englischen Kriegsschiffes abzuwarten. Aber sein Ungestüm überwältigte seine Klugheit. Obwohl Bradley sonst immer gern den ruhigeren und sichereren Weg einschlug, fügte er sich doch in gegenwärtigem Fall bereitwillig der Ansicht seines Freundes. Morgan bemannte daher auf eigene Kosten den *Barbadier* mit mehreren entschlossenen Leuten, füllte alle Pforten mit Geschütz und versah das Fahrzeug nicht nur reichlich mit kleinem Gewehr und Handgranaten, sondern auch mit aller Art von Munition. Indes war er doch nicht so übereilt, um einen Kampf zu suchen. Er wartete in der Bai bis zum Neumond, lichtete dann in einer sehr dunklen Nacht die Anker und steuerte mit aller Ruhe in die See hinaus. Wenn gute Wünsche und sogar Gebete ihm günstigen Wind verleihen konnten, so musste seine Fahrt wohl sehr glücklich ausfallen.

Der Meister des *Barbadiers* wusste, dass es Morgans Absicht war, lieber zu kämpfen, als sich zu ergeben, weshalb sie untereinander ausgemacht hatten, dass das Kommando des Schiffes auf unseren Helden übergehen sollte, sobald sie zum Gefecht gezwungen würden. Während des verzögerten

Aufenthalts im Hafen hatte Letzterer seine Leute an dem Geschütz eingeübt und sie gelehrt, im Einklang zu handeln und dem Kommando zu gehorchen.

Als sie vom Land abgestoßen waren, rief er alle seine Leute auf das Deck und forderte sie auf, ihm nur für diese einzige Nacht ihre Ruhe zu opfern. Sie sollten stets für ihre Posten vorbereitet sein und für ihr Wachen sowohl in Branntwein als auch in Gemächlichkeit reichliche Entschädigung finden, sobald sie die Gefahr überstanden hätten. Die Matrosen gaben bereitwillig ihr Versprechen und waren augenscheinlich Leute, auf die man sich verlassen konnte.

Das Schiff kam im Laufe der Nacht weit in die See hinaus. Morgan und Bradley gingen stets auf den Decken umher, spähten in der sie umgebenden Dunkelheit und unterhielten sich bald wohlgemut, bald ängstlich über die drohende Gegenwart und die verheißungsvolle Zukunft. Bradley war nicht so sanguinisch wie sein Gefährte, nahm aber doch die Gefahr ziemlich leicht und wünschte nur, dass das Gefecht vorüber sein möchte, da nichts so ärgerlich sei wie die Ungewissheit.

Als der Tag zu grauen begann, hatte alles ein günstiges Aussehen gewonnen. Das Schiff warf die Wellen lustig vor seinem Bug her und kam rüstig vorwärts unter einer unstenen Brambrise, welche auf die Steuerbordvierung blies.

Als Morgan den Horizont mit seinem Glas musterte, bemerkte er zu seinem Verdruss die kleine Schaluppe, welche mit auf das Deck niedergelassenen Rahen unmittelbar im Kurs des Barbadiers lag. Sie war in der Tat ein Seeskorpion, der auf diesem wässerigen Pfad lag, und sah auch wie ein solcher aus. Um der niedrigen Masten willen war sie in dem grauen Morgennebel kaum sichtbar, und die Leute an ihrem

Bord schienen keine Ahnung zu haben, dass Morgans Schiff so rasch herankomme.

In Anbetracht der schlechten Mannszucht unter den Piraten und des Umstandes, dass dieses Schiff nicht unter dem wachsamen Auge Plunkets und seiner Hauptoffizieren stand, konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, dass nicht an Bord alles, selbst den Ausguck mit eingeschlossen, schlafte. In der Tat konnte sie auch nichts als ihr Pflichtgefühl wach erhalten; denn da die Schaluppe keine Segel aufgezogen hatte, so rollte sie ganz gemächlich, die Breitseite vor dem Wind, in den Wellentrögen umher.

Morgan kommandierte augenblicklich seine Leute auf die Posten, sprang auf die Hütte und rief dem Mann am Steuer zu, auf ihn zu achten, worauf er den Schiffskurs anzudeuten begann. Sein Gesicht wurde starr und schrecklich finster. Der *Barbadier* hüpfte geraden Wegs auf die kleine Feluke zu. Dem Schiffmeister, ein zu schwacher Mann, um den schrecklichen Zufälligkeiten des Schiffslebens jener wilden Tagen ins Auge zu sehen, vermochte kein Wort hervorzu bringen, sondern faltete seine Hände und blickte flehend zu Morgan auf; aber da war kein Erbarmen.

»Ums Himmelswillen, Heinz, schicke die armen Teufel nicht schlafend zu ihrer letzten Rechenschaft«, sagte Bradly sehr aufgeregt, »und noch obendrein ein so kleines Fahrzeug.«

»Ruhe!«, lautete die Antwort. Dann rief Morgan mit lauter Stimme: »Noch einen Mann an die Steuerseile – ein wenig Backbord. Sehr gut so – stetig, so!«

Die Männer am Steuer konnten den Gegenstand, nach welchem sie so sorgfältig hinfahren sollten, nicht sehen. Morgan rief den Ausguck vom Vorderschiff weg – sein Zweck war

gänzliche Vernichtung. Ihn zu erfüllen, stürzte das rüstige Schiff munter vorwärts, als teile es den wilden Geist seines Lenkers.

Als der *Barbadier* noch etwa vierhundert Ellen von der Schaluppe entfernt war, erwachten die Insassen der Letzteren plötzlich zu einem Gefühl der ihren bevorstehenden Gefahr. Die auf dem Deck begannen augenblicklich mit der bitteren Energie der Verzweiflung an dem Ziehtau ihres Focksegels wegzubrassen, während die im Raum unten auf das Geschrei ihrer Kameraden zum Teil nackt heraufsprangen; aber ihr Abstand von der Ewigkeit war bald zurückgelegt. Das flatternde Focksegel hatte eben seine weiten Falten zu blähen begonnen. Der Schiffsschnabel drehte langsam ab und eine große Kanone wurde als Notsignal gelöst, als das hohe Brustholz des *Barbadiers* in Berührung mit der gebrechlichen Seite der Schaluppe kam. Sämtliche Insassen des dem Untergang geweihten Fahrzeugs hatten sich auf die Knie geworfen und blickten mit gerungenen Händen zu dem Zerstörer auf. Kein Laut ließ sich vernehmen. Die plötzliche Furcht hatte sie gelähmt, und sie blieben in ihrer flehenden Lage. Ehe noch der Ton ihres Geschützes über dem Gewässer zu zittern aufgehört hatte, schien das schwere Schiff auf das kleine Fahrzeug loszustürzen. Letzteres überhielt, riss mitten auseinander, und im nächsten Augenblick war nichts mehr sichtbar als einige Spieren und da und dort, weit voneinander getrennt, viele menschliche Wesen, welche hoffnungslos mit dem erstickenden Wasser kämpften.

Nachdem dieses zerstörende Werk, welches nicht mehr als zehn Sekunden gedauert hatte, vorüber war, wandte sich Morgan zu Bradly und sagte kaltblütig: »Was hast du Besseres wünschen können, Joe? Alle diese Schurken sind betend

gestorben.«

»O Morgan, ist es nicht schrecklich? Aber sie sind nicht alle tot – nicht alle – schau dahin und dorthin! Lege bei und mildere diese schreckliche Tat mit ein wenig Erbarmen.«

Aber der Knall einer schweren Kanone, ein zweiter und ein dritter unterbrach diese Bitte. Die Morgennebel rollten rasch dahin, und unmittelbar an ihrem Auge bemerkten sie dieselbe Fregatte, welche sie so ängstlich zu vermeiden gesucht hatten, unter vollen Segeln. Sie steuerte fast denselben Kurs wie der *Barbadier*, nur einen halben Strich näher am Wind, sodass sie nach Letzterem abhalten konnte, ohne etwas von ihrer Distanz zu verlieren. Sie hatte ihren Gefährten nicht gesehen, wohl aber deutlich den letzten Schuss vernommen, den derselbe je abzufeuern bestimmt war.

Es kam nun zu einem scharfen Rennen, in welchem aber der Kauffahrer, obwohl er alle tunlichen Segel aufgezogen hatte, von seiner Geschwindigkeit nicht viel hoffen durfte. Die Fregatte kam allmählich näher, ohne in den Stern zu fallen, und so liefen sie ungefähr eine halbe Stunde fort.

»Na«, sagte Morgan wohlgemut sich die Hände reibend, »habe ich nicht gutgetan, diesen kleinen Feuerdrachen im Salzschaum zu ersticken?«

Dreizehntes Kapitel

Morgan lässt unzweideutige Merkmale seiner künftigen Laufbahn Blicken, trifft auf einen alten Freund unter einem neuen Gesicht, der ihn zugrunde richtet.

Als der *Drache*, denn so hieß die Piratenfregatte, dem Barbo-

dier auf Kanonenschussweite nahegekommen war, schien sich an Bord des Ersteren einige Unschlüssigkeit kund zu geben, denn er holte plötzlich tot an den Wind auf und kam so sternwärts von Morgan, ohne ihn zu belästigen. Der Barbadiier setzte seinen Kurs unverändert fort und vergrößerte dadurch seine Distanz von der Fregatte bedeutend.

Der Meister des Barbadiers fühlte sich gehoben. »Sie wird uns nichts sagen wollen«, meinte er.

»Schmeichelt Euch nicht mit einer solchen törichten Vorstellung, sondern seht vielmehr, ob Ihr nicht ein bisschen weiter Tuch auf das Schiff klappen könnt. Die Fregatte sieht sich nur nach ihrem Begleiter um und ist ein bisschen verdutzt über dessen Abschiedsschuss. Sie begreift jetzt alles. Seht, sie legt bei und ihre Marsen sind voll von Offizieren. Ha, bei dem Genius meines bösen Geschicks, da ist auch sternwärts von ihr der Fockmast der Feluke, an welchem noch das Focksegel hängt! Sie kann jetzt nicht mehr im Unklaren sein. Ja, sie hat gefüllt und kommt wieder herunter!«

Der *Drache* hatte jetzt das Wetter und nahm mit allen Segeln, welche er ausbreiten konnte, die Verfolgung wieder auf. Für den Barbadiier war nur wenig zu hoffen, und seine Mannschaft durfte auf keine Schonung zählen, wenn das Schiff genommen wurde. Morgan säumte nicht, sie daran zu erinnern, und sie antworteten mit drei kräftige Hurrarufen. Alles war zum Gefecht bereit.

Der Meister, ein Mr. Timothy Townsend, machte Morgan den Vorschlag, zu Erleichterung des Schiffes einigen Zucker über Bord zu werfen, aber dieser weigerte sich entschieden, auch nur einen Schilling an Wert seines Eigentums zu opfern, und deutete dem Meister in aller Ruhe an, wenn er an ihm weitere Merkmale von Feigheit entdeckte, werde er sich

genötigt sehen, ihm sein Rapier durch den Leib zu rennen. Dies war eine wirksame Methode, alle unangenehmen Vorstellungen abzuschneiden.

Der *Drache* kam zuversichtlich auf den Barbadier herunter und rechnete augenscheinlich auf keinen Widerstand, da sich auf dem Kauffahrer alles merkwürdig ruhig verhielt. Nichts bekundete auf Letzterem auch nur die Geringste Verwirrung, denn es wurden weder Segel gesetzt noch gekürzt oder Veränderungen im Kurs vorgenommen. Die Windpfropfen steckten in den Kanonen, obwohl jede derselben geladen war und einen Mann mit brennende Lunte an ihrer Seite hatte.

Der *Drache* stand jetzt in Rufweite und der Wind trug einige unbestimmte Töne herunter. Aber nun brasste Morgan plötzlich seine Rahen, luvte an den Wind, fuhr unter den Stern des Piraten und gab ihm recht in seine Windvierung alle Kugeln, wie sie der Reihe nach treffen mochten. Dann holte der Barbadier dicht an den Wind auf, und der *Drache* fiel fast zwei Meilen leewärts, ehe er sich von seiner Überraschung erholen und seine Segel zu einer Windwärtsjagd setzen konnte. Nachdem er gleichfalls seinen Wind geholt hatte, machte er anfangs nur traurige Arbeit, denn seine Besanrah war in der Nähe der Stroppen entzweigeschossen worden, und es währte einige Stunden, ehe sie wieder hinreichend hergestellt war, um das Besansegel darauf setzen zu können. Aber trotz dieser Beschädigung ging der *Drache* doch schneller als der Kauffahrer und holte denselben zuletzt rasch wieder ein.

Nachdem die beiden Schiffe abermals in Schussweite standen, wurde das Gefecht scharf und ungleich. Die Fregatte luvte von Zeit zu Zeit in den Wind und gab dem Barbadier

ihre ganze Breitseite. Die Segel des Letzteren waren zerrissen, seine Masten und Rahen beschädigt, und sowohl auf dem Deck als auch an den Kanonen litt die Mannschaft bedeutend Not. Morgan manövrierte bewunderungswürdig, luvte mit seinem Gegner auf und gab ihm Breitseite für Breitseite. Indessen hatte er nicht halb so viel Metallgewicht zu werfen als der *Drache*, und auch seine Kanoniere waren weniger geübt.

Diese ganze Zeit über hatte Morgan mit seinen Steuerbordkanonen gekämpft, aber jetzt waren sie heiß und zwei davon ganz und gar unbrauchbar geworden.

Die Schiffe standen nun nahezu nebeneinander, der Pirat ein wenig voraus und im Begriff, Morgan den Vorsprung abzugewinnen. Der *Drache* musste, obwohl noch immer in Lee bald quer vor die Klüse seines Gegners kommen, aber Morgan zweifelte, ob er wohl in seinem verstümmelten Zustand zu laviere vermöge, um dadurch weiteren Schüssen zu entgehen. Auch hatte er kaum Raum genug zum Fieren, ohne an Bord seines Feindes zu fallen.

Jetzt kam ihm ein Unglück zu Hilfe. Sein Besanmast fiel über die Seite und riss die große Stenge nach. Er befahl daher, augenblicklich das Ruder hart aufzuziehen, und das Schiff flog nun vor dem Wind um. Zu gleicher Zeit sprangen die Matrosen zu den Steuerbordkanonen hinüber. Lange ehe der *Drache* fieren konnte, war er bereits wieder vollständig und mörderisch zerschossen.

Die Hoffnung des Entkommens steigerte sich nun an Bord des Barbadiers, aber nicht auf lange, denn der Pirat nahm bald die Jagd wieder auf. Der Kauffahrer konnte jetzt nur noch vor dem Winde laufen, und abermals begann der Kampf Seite an Seite.

Während die Schiffe so standen, musterte Morgan, der seine Person völlig bloßstellte, mit seinem Glas die Masten, Rahen und das Takelwerk des *Drachen*, ohne etwas entdecken zu können, was auf schwere Beschädigung hindeutete. Er gestand sich jetzt selbst ein, dass keine Hoffnung mehr vorhanden war, und beschloss daher, die Flagge einzuziehen. Zuvor aber befahl er seinen Leuten, dem Feind noch eine volle Breitseite zu geben, dann aber ohne Weiteres in den Raum hinunterzugehen und sich zu verstecken. Diese letzte Lage wurde mit Nachdruck und guter Zielfertigkeit gegeben. Die Splitter flogen und das Geschrei der Sterbenden und Verwundeten schallte von Bord des Seeräubers hinüber.

»Darf ich jetzt in den Raum hinuntergehen, Sir?«, fragte der Meister.

Morgan gab ihm eine Minute lang keine Antwort und prüfte während dieser Zeit den Zustand an Bord des feindlichen Schiffes. Da er aber keine Masten oder Rahen fallen sah, so stieß er Mr. Townsend mit dem Fuß von der Hütte hinunter und brach in ein gekünsteltes Lachen aus, als er den Mann die Treppen hinabrollen sah. Sodann ging er hin, um kaltblütig die Farben herunterzuholen.

»Das ist kein Spaß«, sagte Bradley, der mit Morgan allein auf dem Deck blieb.

»Freilich«, versetzte Morgan – »ein Weltspäß ist es. Aber setz dich hier unter das Lee dieses Balkenkopfs; denn, obwohl wir gestrichen haben, feuert der Schurke stärker fort als je, weil er es in aller Sicherheit tun kann. Horch, Joe, wie das Musketenfeuer gegen die Seiten und auf die Decks raselt. Erinnerst es dich nicht an den Hagel, der sonst in dem guten, lieben, alten Penabock an die Glasscheiben des Farm-

giebels zu schlagen pflegte? Doch die Eisenfresser werden diese Arbeit bald satthaben.«

»Ach, lieber Heinz, stelle dich nicht so an, denn ich kann mir nicht denken, dass es dir lustiger zumute sein sollte als mir.

Wären wir diesem Spitzbuben entgangen, wie glücklich hätte ich nicht den armen alten Harfner machen können! Beim heiligen David, ich habe gute Lust, aufzustehen und eine dieser Muskatenkugeln mit meiner unglücklichen Kehle aufzufangen.«

Bradley wollte aufstehen, wurde aber von Morgan wieder auf das Deck niedergerissen, der also erwiderte: »Ich versichere dir, Bradley, dass sich mein Herz leicht fühlt, obwohl es voll ist von Galle und Bitterkeit. Ich bin zu Grunde gerichtet, zum Bettler geworden und habe zu gewärtigen, dass demnächst mir auch die Kehle durchgeschnitten wird. Aber dennoch fühlte ich mich nie mehr zum Scherz geneigt. Es ist mir, als könnte ich mich von meinem Ich trennen und über dasselbe lachen wie über den größten Esel und den erbärmlichsten Gecken, der nur jemals lebte.

»Ja, Heinz, du fühlst jetzt, dass du meinem Rat hättest Folge leisten und auf ein Kriegsschiff warten sollen.«

»Ich versichere dir, mein lieber Joseph, etwas der Art fällt mir nicht ein. Den Grund kann ich dir jetzt nicht sagen und vielleicht wirst du ihn nie erfahren; aber ich werde künftighin ein weiserer Mann sein, und wenn ich nur aus diesem Ungemach das Leben davontrage, steht mir immerhin wieder Glück und Reichtum in Aussicht. Na, sie haben endlich mit ihren Begrüßungen aufgehört. So höre mich jetzt an, Joseph, und wenn du mich je geliebt hast, so tue, was ich dir sage. Erweise dich gegen diese Elenden so höflich, wie du

nur kannst, und erbiете dich, mit mir in ihren Bund einzutreten.«

»Wie, mit diesen blutigen Piraten?«, rief Bradley mit tugendhaftem Entsetzen.

Das Gefühl war aufrichtig, denn durch diese Piraten gingen ihm nahezu vierzehntausend Pfund verloren.

»Ja mit diesen blutigen Piraten – und da sind sie.«

Die Schiffe lagen nun nebeneinander, und die Seeräuber schwärmten, die Säbel in der Hand, wie Heuschrecken über die Buge, auf die Kuhl und auf das Halbdeck. Sie fanden keine Feinde. Morgan und Bradley standen hoch über ihnen; beide hatten die Hüte in der Hand, verbeugten sich und lächelten ihnen mit den angenehmsten Gesichtern von der Welt zu. Die Piraten hätten in der Tat vom wildesten Schlag sein müssen, wenn sie die zwei Männer, welche sich wie reiche Kaufleute trugen und von schöner gewinnender Außenseite waren, hart hätten behandeln wollen, denn es ließ sich kaum denken, dass die friedlich aussehenden Gentlemen Ursache des Widerstandes sein konnten, welcher für so viele ihrer Begleiter verhängnisvoll wurde.

Morgan hatte seine Grimassen noch nicht lange fortgesetzt, als der Kapitän der Fregatte, von seinen Hauptoffizieren begleitet, an Bord kam. Aber denke man sich sein und Bradleys Erstaunen, als sie in Sir Paul Plunket niemand anders als ihren alten Quälgeist, den seelenverkäuferischen Kapitän van Vagardo erkannten! Bradleys Gesicht verriet alle Kennzeichen von Entsetzen und Wut, während sich dagegen Morgan lebenswürdiger als je zuvor benahm. Er flog die Treppe hinunter zu der Stelle, wo Plunket stand, fasste mit Wärme dessen beide Hände und wünschte ihm mit viel anscheinender Herzlichkeit Glück zu der wertvollen Prise.

Sir Paul war anfangs geneigt, den Wilden zu spielen, wurden aber bald durch Morgans geschmeidiges Wesen milder gestimmt. Unser Held lehnte die ganze Ehre des Widerstandes von sich ab und übertrug sie auf den tapferen Meister Timothy Townsend, dadurch das Leben des friedlichen Mannes in große Gefahr versetzend. Indessen wusste Morgan es durch Bitten so weit zu bringen, dass auch dieser geschont werden sollte, denn ein Tapferer sei dem andern eine solche Anerkennung schuldig.

Unser Held ging sodann auf Erklärungen ein, und Sir Paul war nicht wenig erstaunt, als er erfuhr, dass Henry und Bradley so schnell ein schönes Vermögen erworben hätten. Auch gewann es Morgan zuletzt mit vieler Mühe über Plunket, dass er Leib und Leben der Barbadiermannschaft zu schonen versprach. Nachdem er sein feierliches Wort gegeben hatte, wurden die Meister und die Matrosen aus ihren Verstecken heraufgerufen.

Plunket war nicht wenig erstaunt, als er den tapferen Townsend blass und zitternd, mit schlotternden Knien und kalten Schweiß auf seiner Stirn vor sich stehen sah. Er befahl ihm, sich in beträchtlicher Entfernung leewärts aufzustellen, hielt dann seine Nase zwischen Zeigefinger und Daumen und ließ sich herab, ihn zu befragen.

Morgan sah sich genötigt, die Mittelsperson zu machen. Er lobte das Benehmen und die Tapferkeit des Schiffsmeisters während des langen Gefechtes und erklärte seinen dermaligen Schrecken durch die Ehrfurcht, welche er in der Anwesenheit des berühmten Kommandeurs Sir Paul fühle.

Während Morgan sprach, wurde Timothy zuversichtlicher, dann wacker und zuletzt entschieden mannhaft. Unser Held gestand mit aller Demut ein, dass er nicht viel von der-

artigen Dingen verstehe. Er sei mit Herz und Seele ein Pflanz-er geworden, und sein ganzer Ehrgeiz beschränke sich auf das Ansammeln von Reichtümern.

Schließlich flehte er mit einem Gewinsel, das ihm in einem Konventikel alle Herzen gewonnen haben würde, Sir Paul möchte ihm und Bradley eine Kleinigkeit von ihrem Eigentum zurückgeben, damit sie ihr Leben wieder neu beginnen könnten. Es war allerdings bloß Künstelei, aber Plunket ließ sich dadurch täuschen.

Morgan brachte dann in Gegenwart aller derer, welche von der Mannschaft des Barbadiers übrig geblieben waren, den gefährlichsten Punkt zur Sprache, indem er den Korsarenkommandeur mitteilte, sie seien in der Dunkelheit des Morgens auf etwas gerannt und hätten erst wahrgenommen, dass irgendeine Zerstörung stattgefunden haben müsse, als sie sehr geheimnisvoll unter ihren Bugen ein schweres Ordonnanzstück krachen hörten. Als er jedoch sah, dass Plunkets Stirne sich über diesen Bericht verdunkelte, lenkte er sehr gewandt von dem Gegenstand ab, indem er ihm die Ladescheine übergab und ihn in diesem kritischen Augenblick vom großen Wert der Prise unterrichtete.

Die Dinge gingen etwa eine Stunde recht ordentlich vonstatten, aber dann schien eine sehr schlimme Wendung für Morgan und seinen Freund einzutreten. Während sich Plunket in der Kajüte des Barbadiers mit seinen Offizieren an den guten Dingen labte, mit welchen sich Morgan für ausschließliche Tröstung seines eigenen inneren Menschen vorgesehen hatte, lief die Nachricht ein, dass die Fregatte keine zwei Stunden länger flott bleiben könne. Die paar Leute an Bord derselben hatten sich im Pumpen erschöpft und sie sei augenscheinlich in schnellem Sinken begriffen.

Die Sache verhielt sich nämlich so, dass auf dem schwer geladenen Kauffahrer, welche die ganze Zeit über mit seinen Leekanonen kämpfte, die Richtung der Kugeln sehr niedrig war. Viele derselben hatten zwischen Wind und Wasser eingeschlagen und fast alle den Rumpf des Gegners durchbohrt. Die Folge davon war bedeutender Verlust an Menschenleben und eine Verstümmelung der Fregatte, welche den Untergang derselben nach sich zog.

Morgan wurde fast toll, als er von diesem Stand der Angelegenheiten hörte, und Bradley hatte ihn nie zuvor so aufgeregt gesehen.

Indessen war Plunket, Vagardo oder wie auch sein wahrer Name lauten mochte, keineswegs der Mann, um in einem solchen Unglück müßig zu bleiben. Zuerst wurden die Verwundeten und dann die wertvolleren Vorräte von der Fregatte zum Barbadier geschafft. Man versuchte auch einige der ehernen Kanonen zur Prise herüberzuholen, aber mit einem Mal begann das Seeräuberschiff sich vorwärts zu neigen, und die Boote hatten kaum Zeit, schnell hinweg zu rudern, als der *Drache* mit einem schweren Schlingern unterging.

Der Barbadier war zwar ein größeres Fahrzeug, aber keineswegs wie ein Kriegsschiff ausgestattet. Er segelte nicht besser wie die meisten Kauffahrer und war nicht für eine hinreichende Geschützzahl gebohrt, um in einem Kampf furchtbar zu erscheinen. Der Verlust des *Drachen* war daher nicht wieder gut zu machen.

Seit der Zeit, als wir Sir Paul das letzte Mal zu Barbados sahen, können wir nicht viel über ihn, noch weniger aber zu seinen Gunsten sagen. Er war ein verzweifelter Abenteurer, eine Ausgeburt der unglücklichen Zeiten, in welchen er leb-

te. Seinen Namen hatte er schon so oft verändert, dass manche glaubten, er kenne seinen rechten selbst nicht mehr. Durch irgendein anrühiges Manöver, das der Autor dieser Memoiren nie genügend zu ergründen vermochte, war er in Besitz des *Drachen* gekommen, an dessen Bord er sich Paul Plunket nannte. Er wurde zu einem wilden Royalisten, ergaunerte sich von dem Herzog von Ormonde eine Bestallung und erhielt durch diesen Edelmann wirklich die Ritterwürde. Wäre er nicht allzu schlau gewesen und hätte er die Restauration erlebt, so würde er es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur zur Baronswürde, sondern auch zu großem Vermögen gebracht haben.

Den ganzen nächsten Tag waren Morgan und Bradley in eine der kleinsten Schiffskajüten eingesperrt und durften mit niemand Verkehr unterhalten. Die Seeräuber benutzten diese Zeit, um frische Stengen aufzusetzen und ihre Prise, jetzt ihre Heimat, in Ordnung zu bringen. Am zweiten Tag ihrer Haft um die Mittagsstunde wurden Morgan und Bradley vor ein sogenanntes Kriegsgericht geladen, in welchem Sir Paul und seine Offiziere als Richter fungierten, Morgan, Bradley und Mr. Timothy Townsend aber die Angeklagten darstellten. Auf dem Halbdeck stand ein Tisch, vor welchem mit Seilen eine Art Gerichtsschranke ausgespannt war. Die Angeklagten erhielten ihren besonderen Platz, und für den Präsidenten, welcher Ankläger Richter und Henker in einer Person war, stand ein Prunkstuhl da. Um die Szene noch imponierender zu machen, war über diesem Piratengerichtshof ein Baldachin von Flaggen ausgebreitet, während die Angeklagten barhäuptig in der Sonne stehen mussten.

Die Posse wurde durch einen Menschen eröffnet, welcher die Rolle des Sekretärs übernommen hatte und zuerst Sir

Paul Plunkets Ritterdiplom, dessen Bestallung unter dem großen Siegel Carl II., Königs von Irland, Schottland, Frankreich usw. verlas. Nachdem dies geschehen war, nahm Sir Paul eine finstere Miene an und hielt folgende Rede an die Gefangenen: »Simon Simcox, alias Henry Morgan, Joseph Bradley, überwiesene Verbrecher, deren Urteil lautete, als Kolonialsklaven verkauft zu werden und in dieser Eigenschaft auch wirklich verkauft wurden, und Ihr, Timothy Townsend, Schiffsmeister, ihr seid vor diesem ehrenwerten Gerichtshof angeklagt unterschiedlicher vielfältiger, großer Verbrechen, hauptsächlich aber der Rebellion und des Hochverrats gegen unseren souveränen Herrn, den König. Ihr seid angeklagt der Rebellion und des Hochverrats, indem ihr Krieg erhoben gegen Seine Majestät in offener Handlung und verbrecherischer Weise, viele seiner loyalen Untertanen erschlagen, verstümmelt und verwundet habt – nämlich (und nun wurden etliche und vierzig Getötete und mehr als sechzig Verwundete von der Mannschaft des *Drachen* aufgezählt.) Was sagt ihr dazu, schuldig oder nicht schuldig?«

Die Angeklagten sagten natürlich »nicht schuldig.« Bradley dampfte, Townsend quäckte und Morgan nahm eine scherzhafte Miene an, als stünde er im vertraulichsten und freundlichsten Verhältnis zu seinem Verfolger. Aber nicht nur dieser, sondern alle seine Offiziere und Leute befanden sich in sehr bitterer Stimmung.

Der gewonnene Reichtum tröstete sie durchaus nicht für den Verlust ihres Schiffs. Während daher Henry Morgan eine seiner süßesten Erwiderungen hielt, bat einer von den Matrosen den ehrenwerten Gerichtshof um die Erlaubnis, den Sprecher ohne Weiteres mit einer Handspacke vor den

Kopf schlagen zu dürfen. Es fehlte wenig, dass dieser bescheidene Gesuch genehmigt worden wäre. Dennoch ließ sich unser Held nicht zum Schweigen bringen.

»Was bedarf es da vieler Umstände?«, sagte der Präsident.
»Die Tatsachen liegen zu sehr auf flacher Hand, um weiterer Zeugnisse zu bedürfen. Natürlich schuldig, Gentlemen?«

»Freilich schuldig, schuldig – die Schurken!«

Und jede Schimpfrede wurde nun vom unparteiischen Gericht auf die Angeschuldigten gehäuft.

»Und das ganz von Rechtswegen. Ich habe jetzt nur noch das Urteil zu sprechen, welches dahin lautet, dass ihr als falsche Taugenichtse und blutdürstige Verräter innerhalb einer Stunde an der Focknocke gehängt werden sollt. Wenn ihr also noch so eine Art von Gebet brummeln wollt, so lasst euch ohne Weiteres nieder auf eure Markknochen, obwohl ich erwarte, dass zwei von euch kühn dem Tod ins Auge sehen und keine derartige Possen spielen werden, um den Teufel zu betrügen. Es wird uns alle freuen, euch wohlgemut abfahren zu sehen. Was die Gemeinen betrifft, so soll allen das Leben geschenkt sein, welche Seiner Majestät dienen und sich unter uns anreihen lassen wollen. Die Übrigen aber, welche den Untertaneneid verweigern, deportieren wir nach Portobello, Veracruz oder irgendeinen anderen Hafen Seiner allerkatholischsten Majestät.«

Bradley sah Morgan mit einer wunderlichen Mischung von Possierlichkeit und Unruhe an.

Letzterer aber tat, als ob die Vorgänge keinen Bezug auf ihn hätten und schien nie mehr zum Scherz aufgelegt gewesen zu sein. Indem er einen noch höheren Grad von Heiterkeit aufbot, redete er den Richter folgendermaßen an: »Sir Paul, das war in der Tat recht gut, aber ich bitte, führt den

Scherz nicht zu weit, denn er fängt bereits an, kitzlich zu werden. Seht, Ihr habt diesen Ehrenmann bereits schier getötet. Fasst Euch, Meister Timothy. Sir Paul will Euch nichts zuleide tun. Macht dem Ruf der Tapferkeit Ehre, den Ihr so wohl verdient habt.«

»Ich bin in meinem Leben nie ernster gewesen«, sagte der Pirat. »He, da vorne! Ist die Schlinge aufgezo- gen? Sagt dem Geschützmeister, er solle den beiden jungen Gentlemen die Ehre erweisen, ihren Aufschwung in die Ewigkeit mit Rauch zu begleiten. Was Poltron da betrifft, so soll er wie ein räu- diger Hund aufgeknüpft werden. Hinweg mit ihm und zieht ihn, wie er da so heult, an der Nocke hinauf. So überlegt doch, mein teurer Sir Paul, ich und mein Freund sind ja Eure alten Bekannten. Ihr habt Euch durch uns einen hübschen Pfennig gemacht. Ich will nicht sprechen von dem, was Euch unsere wertlosen Leiber eingebracht haben. Aber in diesem Schiff und seinem Cargo gewinnt Ihr im niedrigsten An- schlag mehr als dreißigtausend Pfund.«

»Meine schöne Fregatte! Mein süßer teurer, edler *Drache*! Morgan, Morgan, ich bekenne zwar unverhohlen, dass Ihr ein wackerer junger Bursche seid, aber dennoch müsst Ihr baumeln. Ich habe seit gestern etwas gelernt. An Euch, an Euch, mein braver Bursche, muss ich den Tod so vieler mei- ner tapferen Matrosen und Gefährten rächen.«

»Hängt ihn, hängt ihn!«, erscholl es von allen Seiten des Decks.

»Na, selbst wenn ich in der Luft zappeln soll, so lasst uns wenigstens die Sache in Freundschaft beleuchten. Der *Dra- che* ist untergegangen; aber verlasst Euch darauf, nicht durch die Schüsse, sondern durch die Ratten, durch die Ratten. Es war ein Glück, dass Ihr entkamt, und Ihr habt in der Tat mir

Euer Leben zu danken. Was den Verlust Eurer Matrosen betrifft, so sind sie wohl gestorben. Der Tod war in ihren Handel mit einbedungen, als sie bei Euch an Bord gingen, und es gibt nur umso mehr unter den Überlebenden zu teilen. Ich biete euch allen meine Freundschaft an. Was nützt es, mich zu hängen? Aber als einer von euch, sei es nun als ein Royalist, der für Carl kämpft (Gott segne ihn!) oder als Küstenbruder, kann ich euch von einigem Nutzen werden. Wollt ihr mich und meinen Gefährten annehmen? Wir sind bereit, uns unter euch einzuschwören.«

Es schien eine mildere Stimmung um sich zu greifen, aber noch immer wurde die Versammlung durch das Gewinsel Townsends geärgert, der unablässig von seinem verlassenen Weib und seinen sieben vaterlosen Kindern heulte und schluchzte. Diese pathetischen Berufungen weckten nur den Zorn der Seeräuber. Er wurde unter dem Ruf, man solle doch dem elenden Kerl den Garaus machen, auf den Knien zum Hinrichtungsplatz fortgeschleppt. Der Ärmste hatte, das Gesicht gegen seine Mörder erhoben, die Hände wie im Gebet gerungen. Bradley war eben im Begriff, laute Fürsprache für ihn einzulegen, als ihm Morgan nachdrücklich zuflüsterte, er solle ihn seinem Schicksal überlassen.

»Er ist das Blutopfer«, sagte er. »Meinem Geist ist eine Erleuchtung zugegangen. Wenn er stirbt, sind wir sicher.«

Der Mann wurde nun ohne Verhüllung seines Gesichtes oder Fesseln für seine Hände und Füße langsam zur Nocke hinaufgezogen. Seine Gebärden waren furchtbar. Er hielt sich an allem fest, was in seinen Bereich kam. Da er in der Todesnot seine Arme umherwarf, so blieb in jeder seiner Hände ein Bruchstück von den Hängemattengeländern zurück. Sein verzerrtes Gesicht wurde allmählich schwarz.

Bald war alles still, während seine Augen aus den Höhlen hervordrangen und dem gräulichen Gesicht das Aussehen eines toten Lebens gaben.

Bradley hätte bei diesem Anblick vergehen mögen, während Morgan mit der ruhigsten Gelassenheit zusah. Bei den übrigen Zuschauern äußerten sich verschiedene Wirkungen. Einige schienen sich der schrecklichen Szene zu erfreuen. Sir Paul behandelte die Sache kavaliermäßig, aber seine Gleichgültigkeit war nur erkünstelt.

Das furchtbare Schauspiel hatte unter der Mannschaft des Barbadiers alle Bedenken beseitigt. Sie kam samt und sonders nach hinten, erbot sich zum Huldigungseid für Carl II. und trug die Bitte vor, unverweilt in den Dienst eintreten zu dürfen.

»Ich zwingen niemanden«, sagte der Kapitän stolz. »Mein Schreiber mag diese Freiwilligen als einen Teil meiner Mannschaft eintragen.«

»Und warum wollt Ihr mich des nämlichen Vorrechts berauben?«, fragte Morgan. »Könntet Ihr Euer Benehmen vor Seiner aller gnädigsten Majestät verantworten, wenn Höchstdieselben davon Kunde erhielten?«

»Oh, mein lieber Freund, macht Euch in Euren letzten Augenblicken nicht um meinetwillen Sorge. Es tut mir in der Tat unendlich leid um Euch – möchte gern alles Vernünftige tun, um Euch zu verbinden. Wir haben ein paar heitere Stunden zusammen verbracht. Ich will allen meinen Kräften aufbieten, um Eure letzte so angenehm und ehrenhaft wie nur möglich zu machen. Noch eine Kleinigkeit von Gebet, während die Bugkanonen geladen werden ...«

»Nein, Kapitän, ich bin nicht der Mann, um in dieser Weise zu sterben. Während geladen wird, will ich ein Glas Wein

genießen. Was meinst du, Joseph? Nicht dass ich falschen Mut in dem Getränk zu holen wünsche, sondern damit uns die Augenblicke so angenehm wie möglich verrinnen, denn in der Tat, trinken ist jetzt weit angenehmer als sprechen, nachdem die Unterhaltung eine so ärgerliche Wendung genommen hat.«

»Heda, Aufwärter, zwei randvolle Gläser vom besten Wein! So Gentlemen, hinunter damit! Möge es euch gut bekommen und eure Herzen erfreuen.«

Morgan und Bradley standen jetzt Angesicht gegen Angesicht vor den Piraten und hatten ihre unberührten Gläser in den Händen. Einer kam zum Hinterschiff und berichtete, die Taue seien über die Nocken geschlungen und die Bugkanonen zum Abfeuern bereit. Sie hatten den Meister, dessen Blut in den Adern noch nicht erkaltet war, von der Steuerbordnocke abgeschnitten. Die Leiche befand sich bereits weit im Stern, unter welchem zwei Haifische ihre Rücken zeigten und mit ihren ungeheuren Köpfen gegeneinander anstießen.

»Gentlemen«, sagte Morgan, wir trinken euch zu als ihre Gäste.«

Er und Bradley leerten ihre Gläser zur Hälfte.

»Und nun«, fuhr Morgan fort, »wenn ihr es wagt, die heiligen Rechte der Gastfreundschaft zu verletzen, so sollen eure Leben verflucht sein und mögt ihr selbst den unerträglichsten Tod sterben. Wie wir diesen Wein auf das Deck gießen, so möge das Blut eurer Mütter und Schwestern die Erde befeuchten, damit es die Hunde eurer Feinde auflecken! Jetzt hängt uns, wenn ihr es wagt!«

Und sie wagten es nicht! Unter den wilden Menschen erhob sich allerlei Gemurmel. »Sie seien ein paar wackere Bur-

sche – man könnte nie wieder Glück haben, wenn man ihnen etwas täte. Ein Opfer sei genug. Warum sie nicht als Kameraden einschreiben, da sie doch so mutige Männer seien, die man recht gut brauchen könne?«

Dann erhob sich der Kapitän von seinem Sitz und sagte: »Junge Gentlemen, eure Geistesgegenwart hat euch das Leben gerettet. Da ihr die Aufnahme unter uns nachsucht, so will ich mich darüber bedenken. Inzwischen aber habt ihr euch als Gefangene auf Ehrenwort zu betrachten. Wollt ihr mir euer Ehrenwort geben, gegen mich oder meine Offiziere kein Komplott anzuzetteln? Ihr sollt dann aller Freiheit genießen, welche der beschränkte Raum eines Schiffes bietet. Vor allem aber muss ich eure Zusage haben, dass ihr keine Ränke spinnen wollt mit denen, welche von der Mannschaft des Barbadiers an Bord sind.«

»Wir verpflichten uns feierlich dazu«, entgegnete Morgan.

»Dann gebt mir Eure Hand darauf.«

Morgan drückte Sir Pauls Hand mit allem Anschein von Aufrichtigkeit und Herzlichkeit. Bradley aber tat es nur mit dem größten Widerstreben, indem er zugleich flehentlich seinem Freund in das Gesicht sah.

Die Zeremonie der Händedrücke wurde gegen alle Offiziere wiederholt und die größte Herzlichkeit schien unter denen zu herrschen, von welcher noch vor einer Minute der eine Teil schonungslos wollte hängen lassen und der andere gehängt werden sollte. Die zwei Bugkanonen wurden als Freudenschüsse gelöst. Ihr Rauch kräuselte sich nicht über den Verzerrungen der Sterbenden.

Am selben Tag speisten Morgan und Bradley mit Sir Paul und seinen Offizieren. Während des Dinners herrschte geräuschvollste Harmonie. Während dieser Schlemmerei

wussten unsere beiden Freunde in ihren Libationen so sehr Maß zu halten, dass sie einen nach dem anderen von ihren Zechgenossen *hors de combat* sahen. Nur der Kapitän behielt seine Besinnung, obwohl er gegen Mitternacht sehr aufge-reizt wurde. Morgan redete ihn nun also an.

»Ho, glorreicher Sir Paul, noch ein volles Glas – so das ist recht. Nun, mein Apostel des Seeraubs, ich will Euch jetzt aburteilen auf Tod und Leben.«

»Gut, mein scherzhaftes Zickelchen, verurteile mich ... es ist gut ... und so spa ... spaßhaft ... und gar lustig und heiter und obendrein angenehm; und was noch mehr ist, vernünftig und ernst und traurig ... sehr traurig. Ach, Morgan, du bist ein armseliger Tropf. Ich habe wohl gemerkt, dass du deinen Wein wässertest und das ist gottvergessen und abscheulich. Dennoch sollst du mich aburteilen auf Tod und Leben. Nicht schuldig ... lass das Urteil lieblich sein ... eine Art angenehmen Scherzes.«

»Nun, schaut her, mein edler Spiegel der Ritterschaft. Ihr habt wacker und heldenhaft gehandelt, tut nichts halb, sondern seid ein vollkommener Held. Ihr seid glücklich. Euer Herz sollte sich allen guten Gefühlen öffnen. Wenn Ihr je edelmütig sein könnt, so muss es jetzt sein.«

»Ich bin edelmütig ... habe Euch zwei diesen Morgen nicht hängen lassen. Er richtet mich sehr zierlich auf Leben und Tod ... edelmütig ... fahre fort.«

»Ihr müsst gegen ein paar arme Engländern nicht bloß halb edelmütig sein. Bedenkt, was wir von Euren Händen schon gelitten haben. Wir bitten Euch nur um ein paar hundert Pfund von unserem eigenen Geld, damit wir in Barbados wieder einen Anfang machen können.«

Trotz seines trunkenen Zustandes blieb der Kapitän doch

so habsüchtig wie der filzigste weinscheue Geizhals. Aber obwohl er die Schranken seiner Großmut kannte, wusste er doch seiner Zunge keine zu stecken! Morgan setzte ihm mit den beweglichsten Bitten zu, aber er zeigte keine Spur von Geneigtheit und verriet sogar in der Aufregung des Rausches und in der Hitze des Gesprächs, dass es ihm nicht nur nicht einfalle, ihnen irgendeine Gunst zu erweisen, sondern dass er im Gegenteil nur deshalb jetzt dem spanischen Festland zusteure, um sie mit der übrigen Mannschaft des Barbadiers an die Spanier zu verkaufen.

»Ich liebe euch zärtlich, meine zwei walischen Bergjungen«, schluchzte er, »aber ich habe Verlust erlitten und muss mir einen ehrlichen Penny verdienen. Außerdem, mein gewaltiger Morgan, habe ich schlimme Träume, und nie sucht der Alp mit seiner widerlichen Last meine Brust heim, ohne zuletzt Eure Gestalt anzunehmen. Ihr seid mein beharrlicher Inkubus, und das will mir nicht gefallen. So ein ordentlicher Bursche Ihr auch seid, mag ich doch nicht in meinem Schlaf mit Euch ringen. Ich bin nicht abergläubisch, muss Euch aber beim Don in Sicherheit bringen, mein Schätzchen, doch wie kommen wir darauf? Wir wollten uns einen kleinen Spaß machen und Ihr solltet Gericht über mich halten – eine lustige Posse.«

»Es war keine Posse«, sagte Morgan feierlich.

»Ei, und warum fahrt Ihr nicht fort?«

»Das Gericht ist vorüber.«

»Possierlich, possierlich, mein kleiner Schalk. Und wie lautet das Urteil meines Herrn Richters?«

»Schuldig, bei meiner Ehre!«

»Wie, was, wessen schuldig?«, stotterte jetzt Sir Paul.

»Eines todeswürdigen Verbrechens«, entgegnete Morgan.

Plunket machte eine sehr ernste Miene, dann schielte er, blickte zornig auf, rieb gedankenvoll seine Stirn, ergriff sein Glas, leerte es, lachte blödsinnig vor sich hin und sagte: »Richter, sehr schnurrig das ... und das Urteil, mein welcher Daniel, wie lautet das Urteil, das Urteil?«

»Der Tod eines Schelms.«

»Amen«, pflichtete Bradley mit Andacht bei.

»Was soll das?«, murmelte der Kapitän. Bin ich betrunken? Wer wagt es, den Sir Paul zu beleidigen?«

Er zog dann eine Pistole aus seinem Gürtel, machte einen unwirksamen Versuch, sie zu spannen, begann zu lachen und rief: »Späßhafte possierliche Hunde!« Dann fragte er, wie der Schiffsschnabel stehe, beantwortete seine eigene Frage, befahl jemanden an, um einen Strich abzuhalten, ließ den Kopf auf den Tisch sinken und lag im nächsten Augenblick hilflos wie ein Kind im tiefen Schlaf der Trunkenheit.

Die beiden jungen Männer sahen ihn eine Weile mit stummem Abscheu an. Die Lampe, welche über dem Tisch hing, ging auf die Neige und verbreitete nur noch ein mattes, rotes, flackerndes Licht. Die Gäste lagen auf den Stühlen oder auf dem Boden, in den verschiedenen Stellungen sinnloser Betrunkenheit. Nur oben ließ sich der unablässige Schritt des Wachhabenden Offiziers vernehmen.

Bradley nahm die Pistole aus der kraftlosen Hand des Seeräubers, spannte sie und setzte sie bedächtig an dessen Ohr. Morgan sah düster zu. Joseph richtete den Blick fragend auf seinen Freund.

Dieser lächelte matt, schüttelte den Kopf und sagte dann mit gedämpfter, aber doch deutlicher Stimme: »Komm fort, das wäre nicht der Tod eines Schelms.«

»Du hast recht, Heinz, und würde höchstens mir den Tod

eines solchen bringen.«

»Possen! Lass uns zu unseren Hängematten gehen. Ich will morgen Nacht in der Mittelwache weiter mit dir darüber sprechen.«

»Gott behüte dich, Henry!«

»Schweig mir davon. Sei ein Mann und behüte dich selbst. Gute Nacht.«

Bradley ging zu seiner Kajüte und Morgan aufs Deck, wo er dem Offizier der Wache den Zustand derer, die er in der Kajüte gelassen hatte, meldete.

Man traf die nötigen Maßregeln, um den Stall zu säubern, brachte die menschlichen Schweine zu ihren Lagern. Danach unterhielt sich Morgan wohlgemut und freundschaftlich mit dem Offizier, bis dieser abgelöst wurde.

»Es ist doch gut, dass wir diesen lustigen jungen Burschen nicht gehängt haben«, sagte der Offizier zu dem, welcher ihn ablöste.

»Er ist ein fideler Kerl, in dem kein Arg steckt. Hat sich mit dem betrunkenen Haufen drunten so viel Mühe gegeben, als wären es seine leibhaftigen Brüder. Nein, es steckt keine Bosheit in dem Jungen.«

Vierzehntes Kapitel

Morgan legt sein Glaubensbekenntnis ab, welches sehr vermessen lautet. Eine polemische Unterhaltung mit seinem Freund, der daraus die Überzeugung gewinnt, dass unser Held nur ein ärmlicher Wicht ist.

Der Schiffskurs wurde gegen Cartagena gerichtet. Das Wet-

ter war schön und an Bord alles gemächlich und heiter. Nein, nicht alles heiter – denn es fanden sich auch viel Verwundete vor, die sterbend in den dunklen, heißen Winkel des Schiffes lagen. Wunden waren damals bei Personen von der Lage unserer Seeräuber, wenn sie nicht etwa ganz unbedeutend waren, ebenso viele Todesurteile.

Sir Paul hatte alles, was bei der Schlemmerei des letzten Abends vorgefallen war, ganz vergessen und erkünstelte gegen Morgan eine derbe Herzlichkeit, welche denselben fast täuschte. Unsere Helden speisten wieder mit ihm, brachen aber früh auf, und es kam zu keinem Übermaß.

Um die Mittelwache saßen Morgan und sein Freund auf der hohen einsamen Bramhütte, ohne dass jemand in der Nähe gewesen wäre. Es hatte den Anschein, als sei die Domäne des weiten Gewässers ihr Eigentum, als zögen sie in ihrem Triumphwagen darüber hin. Groß und glänzend hingen über ihnen die Sterne. Es war kein Mond vorhanden, um ihnen ihren klaren Schimmer streitig zu machen. An der Stelle, wo die Freunde sich niedergelassen hatten, war nirgends ein menschliches Wirken zu sehen. Das Schiff schien mit freiwilliger Bewegung begabt zu sein und ohne Unterstützung seinen raschen Kurs zu verfolgen. Die Prise spielte erfrischend um die Stirnen der einsamen Jünglinge. Eine Weile ergingen sich beide genussreich in ihren eigenen Gedanken.

Endlich begann Bradley. »Jetzt in Wales ...«

»Nein, mein Freund, sprich jetzt nicht von solchen Dingen, die uns vielleicht unmännlich machen könnten. Höre mir aufmerksam zu, mein teurer Joseph. Über mich ist ein sehr großer, vollständiger, bleibender Wechsel gekommen. Zwar schon früh zuckten in meinem Geist ähnliche Impulse wie

flüchtige Schatten auf – eine plötzliche Dunkelheit, die rasch wieder entschwand. Glaubst du an einen Gott?»

Die Frage war befremdend, nicht nur um ihrer Vermessenheit willen, sondern auch wegen der finsternen Weise, in welcher sie so plötzlich gestellt wurde. Bradley sah beim Sternenlicht in Morgans Gesicht. Es kam ihm blass und gespenstisch vor. So

mangelhaft auch Bradley erzogen worden war – denn die Strenge seiner Erziehung lag nur in den vielen erlebten Prüfungen und Wechselfällen – glaubte er doch an den einzigen, heiligen, unbegreiflichen und dreieinigen Gott. Statt aller Antwort auf diese

kecke Frage deutete er daher nur mit zitternder Hand zum sternbesäten Firmament hinauf.

»Ich gebe zu, dass der Beweis kräftig ist. Da ist Macht, aber ist Macht stets auch Gerechtigkeit? Betrachte unsere elenden Personen. Ist nicht dies eine schwimmende Hölle, die über dem Wasser von allen Gräueln der Ungerechtigkeit stinkend geworden ist? Die unschuldigen Wellen tragen sie so rüstig dahin, wie jene Arche, welche die einzige lebende Familie des Erdballs barg. Die Gottheit achtet entweder nicht auf uns oder wir sind, ohne es zu wissen, zu Werkzeugen ihrer Gerechtigkeit geschaffen, um uns gegenseitig zu strafen.«

»Es scheint mir doch, dass Gott auf uns achtet, Morgan. Du weißt, wie wenig gelehrt ich in derartigen Dingen bin. Aber wohin soll all dies führen? Mag auch das Schlimmste kommen, so haben wir doch einen erträglichen Anteil von Glück genossen. Ergeben wir uns in das, was vielleicht noch folgt. Kämpfen wir mit dem Übel und erfreuen wir uns des Guten.«

»Gesprochen wie mein Freund und Bruder, Joseph. Lass

uns gegen das Übel ankämpfen, aber das Übel lässt sich nur durch etwas überwinden, was die hohlköpfige Welt ein noch größeres nennt. Meinem Gehirn ist die Überzeugung eingepflanzt, dass der Mensch seine eigene Vorsehung ist. Der Erfolg hat mir nur gefehlt, weil ich eines Blutopfers bedurfte. Aber gleichviel – mag nun eine waltende Vorsehung über den Menschen wachen oder nicht. Das Resultat muss und soll mir hinfert das gleiche sein. Wenn der Mensch seine eigene Vorsehung ist, so will ich allem aufbieten, um die meine herrlich und siegreich zu machen. Waltet die Vorsehung durch menschliche Mittel, Tätigkeit und Werkzeuge, so will ich eines dieser Werkzeuge sein – ein recht wirksames schreckliches Werkzeug! Verdient nicht dieser Vagardo oder Sir Paul reichlich den Tod? Höre auf mich, Owen! Ich meine kein gewöhnliches Dahinsterben, kein ruhiges Hinübergleiten aus der Zeit in die Ewigkeit, sondern einen Tod mit verlängertem Sterben mit nachhaltiger Todesangst

und Qual! Weder der Strick noch das Beil würde ihn nach Verdienst belohnen. Aber ich bin das Schicksal dieses Mannes. Bei dem Strahlenglanz der Sterne dort oben, welche der Mensch nicht begreift, und bei dem noch unbegreiflicheren Zufall, der sie

ins Dasein rief, ich will seine Vergeltung auf Erden sein, gleich viel wie es ihm jenseits ergehen möge!«

»Zufall Morgan, du machst mich schauern.«

»Das Wort war übel gewählt. Glaube mir, dass ich es im Geist und in der Wahrheit zurückrufe. Ich habe keinen Namen für die geheimnisvolle erste Ursache. Und doch, obwohl du mich fast für einen Atheisten und für einen völligen Ungläubigen halten

magst, bin ich sehr abergläubisch. Ich glaube, dass mein

künftiges Gedeihen auf das Vergießen von Menschenblut gegründet ist. Es schwebt mir dunkel die Überzeugung vor, ich sei auserkoren, um das Amt des Schicksals durch Opferung von Leben zu üben. Bradley, ich habe den Menschen stets menschlich nahegestanden, habe mein ganzes Geschlecht geliebt und einige davon mit Innigkeit in mein Herz aufgenommen. Aber diese Schwäche hat mir alle meine Erfolge vergällt. Mein erstes Fehlschlagen war, dass ich das Leben jenes verwünschten Spaniers des Don Alonzo zum zweiten Mal rettete. Die Kugeln, die ihn verwundeten, kamen nicht aus meinem Rohr. Jenkins ap Sweyne, der oberste Ziegenhirt meines Vaters, nahm es auf sich, die mir zugegangene vermeintliche Unbill zu rächen. Ich war es, der ihm die Arkebuse beiseiteschlug, sodass der Schuss nicht tödlich werden konnte. Seitdem bin ich übel gefahren.«

»Ich wüsste nicht, wie du deine Lage hättest verbessern können, wenn der Mann gestorben wäre. Auf alle Fälle hättest du fliehen müssen, denn du würdest Sweyne nicht verraten haben.«

»Ich sage dir, du verstehst nichts von dem, was wahrscheinlich gekommen wäre. Ältere Köpfe als der meine hatten berechnet, dass die eine Hälfte von den Schätzen des Mannes dem Staat, die andere mir zugefallen sein würde – und die stolze schöne Katholikin. Welche Jahre von Glück habe ich verloren, indem ich schwachherzig ein bisschen papistisches Blut rettete!«

»Jedenfalls freut es mich ungemein, Morgan, dass du nicht so jung schon ein Meuchelmörder wurdest. Sei nicht weniger ehrenhaft in deinen reiferen Jahren.«

»Nachdem wir von diesem Schurken gestohlen wurden, machte ich mir viele Gedanken darüber. Ich sah, dass

Menschlichkeit mein Unglück war. So zettelte ich es an, dass im *Delphin* ein wenig Blut gelassen wurde. Aber du hast jenen Anschlag und unser gutes Glück vereitelt, Joseph.«

»Und bin auch herzlich froh darüber. Ist nicht zuletzt alles zu unserem Besten ausgefallen?«

»Höre mir eine Weile ruhig zu! Du vergisst all das Elend und die Beschimpfungen, welche deiner Handlung folgten. Das Elend wollen wir vergessen, wenn wir können, aber nicht die Schmach. Was kam weiter? Als die törichten Sklaven von Barbados ihren Aufstand verabredeten, überlegte ich eine volle Stunde und kam dadurch zu der Überzeugung, wir würden hundertfältig besser fahren, wenn wir das Gemetzel beginnen ließen. Es wäre immerhin noch Zeit gewesen, die meisten Pflanzer zu retten. Je größer die Gefahr, desto größer musste unser Lohn sein, während zugleich auch dem niederträchtigen Mandeville die Kehle durchgeschnitten worden wäre. Aber die Milch, die meine Mutter in meinen Herzen zurückgelassen hatte, wandelte sich in den Gährungsstoff des Mitleids um. Ich hatte Mitgefühl mit menschlichen Leiden und rettete viele Menschenleben. Der Umstand, dass nicht Blut flos, ist mir zum Gift geworden.«

»Du bringst den Wahnsinn in Methode. Ich glaube, jene Angelegenheit hat ganz herrlich für uns gewirkt. Wären wir nur wieder auf unserer Pflanzung.«

»Es tut mir leid, dass ich dich nicht überzeugen kann, aber du siehst das geheimnisvolle Kettenglied nicht, das mich an das Unglück bindet. Schon gut, höre nur weiter. Ich hatte beabsichtigt, den Mandeville eines peinlichen Todes sterben zu lassen, ehe ich mich von der Insel entfernte.«

»Barmherziger Himmel, höre ich recht?«

»Jawohl. Aber die Gedanken an meine Heimat, mein Glück

– alles stimmte mich mild und ich sagte: ›Mag der Wurm immerhin leben!‹ Ich glaube, dass ich sogar schwach genug war, ihm zu vergeben, aber diese Vergebung widerrufe ich für immer und immer!«

»Das tut mir sehr leid. Der Mensch hat mich ebenso oft gestriemt, wie er dich peitschte, aber ich habe seitdem als ein verständiger Mann und als ein Gentleman Genugtuung genommen, indem ich ihn überflüssig mit Fußtritten behandelte und ihm sein Lieblingsindianermädchen abnahm.«

»Ja, diese Rache reicht für dich zu. Dein Glück muss nicht die Bluttaufe erstehen. Gut; hätte ich nur vierundzwanzig Stunden länger verweilt, um meine Absicht auszuführen, so wären wir nicht von diesem, meinen Erzfeind gekapert worden.«

»Ja, du greifst dies in der Tat recht geschickt an, aber um deine Grundsätze passend auszuführen, musst du allen, die dir in den Weg kommen, die Kehlen durchschneiden. Vielleicht kommt seinerzeit auch an mich die Reihe.«

»Wie du mich missverstehst! Mein künftiger Grundsatz soll darin bestehen, kein Leben zu schonen, das meinen Interessen entgegentritt. Ich will bloß atmende Menschen aus meinem Weg schaffen, wie du jedes tote Hindernis beseitigen würdest, welches deinen Pfad beenzt, ohne dass ich mein eigenes Leben dabei in Gefahr zu bringen gedenke. Auch werde ich nie eine persönliche Kränkung oder Beschimpfung vergeben.«

»Der mildeste und menschlichste Kodex von dem ich je gehört habe! Henry, Henry, das ist bloß ein Werk deiner Einbildungskraft. Du kannst nicht danach handeln. Dein Blut ist erhitzt. Sir Paul verdient den Tod. Ich will dir diese Genugtuung nicht streitig machen, da ich ein Gentleman zu

sein beabsichtige. Aber spieße ihn mit deinem Rapier, wie es der Brauch ist. Zeichne und kitzle ihn wissenschaftlich nach den Gesetzen der Ehre. Ich möchte dir auch das Vergnügen nicht versagen, dass du ihn zuerst tüchtig mit Füßen trättest, aber nur keinen Meuchelmord, Heinz ... an hellem Tag ... der Mann vor dir mit seiner Parade ... und dann ... eins, zwei, drei ... da!«

»Ich kann nur mit meinesgleichen fechten«, sagte Morgan, indem er seine Arme stolz kreuzte und zu den Sternen aufblickte. »Gewürm muss ich zerstören, wie es beim Gewürm üblich ist, ohne dass ich meine Hände durch eine schnöde Handlung beflecke. Aber er versteht mich nicht. Er sieht nichts von dem geheimnisvollen Schicksal, das durch mich wirkt. O du Unerforschlicher, war es nicht dieses Mitleid mit dem Menschenleben, das mich wieder zugrunde richtete? Ich ließ mein Schiff kämpfen, bis ich glaubte, dass aller Widerstand vergeblich sei. Dann fühlte mein irregeleitetes Herz für meine Nebenmenschen. Wäre ich nicht schwach gewesen und hätte den Kampf nur noch eine halbe Stunde fortgeführt, so wäre mein Feind und alles, was sich mir entgensetzte, seinem Schicksal verfallen. Sein Todesgeschrei wäre mein Triumphlied und das Losungswort meines Glückes gewesen. Nein! Ich

will nicht mehr schonen, Bradley. Begreifst du dies?«

»Nein. Du bist unmutig, und so will ich mir nicht länger Mühe geben, dich zur Vernunft zu bringen. Außerdem wirst du bald genug hübsch säuberlich in einer Zuckerpflanzung jäten und häkeln. Der Herr helfe uns zwei armen jungen Welschmen! Und da spricht dieser, mein Freund, wie ein König der Erde vom Umbringen der Leute nach Dutzenden und Hunderten! Ich schäme mich deiner, Henry. Ich will zu

meiner Hängematte gehen und versuchen, ob ich nicht von Ale und geröstetem Käse träumen kann.«

»Ein guter Kerl«, sagte Morgan, als er sich allein sah, »ein sehr guter Kerl, aber aus recht gemeinem Ton geformt. Man braucht nur seinen Wanst zu füllen und kann ihn dann ungestraft in die Nase zwicken.«

Fünfte Kapitel

Morgans und Bradleys zweite Sklaverei. Sie werden getrennt. Für eine Zeit lang geht die Spur unseres Helden verloren, bis er zuletzt in sehr schlechter Gesellschaft wieder auftaucht.

Nach einer glücklichen Fahrt von einigen Tagen tat der *Barbadier* die Küste in der Nähe von Cartagena an. Nun befahl Sir Paul Plunket, dass alles, was von der ursprünglichen Mannschaft des Schiffes noch vorhanden sei, auf dem Deck bleiben solle. Ohne irgendeinen Grund anzugeben, wählte er eine beliebige Anzahl aus und ließ sie in Fesseln legen. Nachdem dies geschehen war, befahl er auch Morgan und Bradley, ihren reicheren Anzug bis sogar auf die Hemden und Unterbeinkleider abzugeben, worauf er sie gleichfalls in Fesseln schlagen ließ.

Sir Paul tat all dies in der höflichsten, angenehmsten Weise und unter tausend wohlgedrehten Entschuldigungen. Dieser Hohn belustigte die Umstehenden sehr. Aber während Bradley in schreckliche Flüche ausbrach, schien Morgan die Sache leicht und sogar verächtlich zu behandeln.

In Cartagena angelangt, verkaufte Sir Paul alle seine Gefangenen unter der königlichen Flagge von England. Nach

vielen Jahren wurden zum ersten Mal Morgan und Bradley getrennt, da sie von verschiedenen Herren angekauft worden waren. Sie schieden in bitterem Schmerz, aber nicht ohne die Hoffnung einer Wiedervereinigung. Wenn sie bei ihrem Lebewohl keine Tränen vergossen haben, so müssen wir dies nicht dem Mangel an gegenseitiger Zuneigung, sondern vielmehr dem männlichen Stolz zuschreiben, welcher sie hinderte, vor Sir Paul und einer Anzahl von Spaniern, welche auf dem Markt waren, eine solche Schwäche blicken zu lassen. Morgan fiel einem Don Jose de Ribidera, einem der reichsten Männer in Maracaibo zu.

Zwei ganze Jahre blieb Morgan in der Eigenschaft eines Fröners auf dem Besitztum des Don. Es schien, als habe ihn sein guter Genius verlassen, denn er tauchte während dieser Zeit nie aus der Dunkelheit eines Sklaven auf, und ihn selbst hörte man später nie auf diese Gefangenschaft anspielen. Ob er auf dem Feld oder im Haushalt beschäftigt war, lässt sich nicht mehr ermitteln. Indes lernte er doch die Lebensweise der südamerikanischen Spanier kennen, und die spanische Sprache nebst den Zungen der Indianer mit der Geläufigkeit eines Eingeborenen sprechen.

Ob Morgan in der langen Zeit von zwei Jahren in finstere Verzweiflung versank, und ob er als Ketzer vielen Miss-handlungen ausgesetzt wurde, muss der Nachwelt wohl immer verborgen bleiben. Wir wissen nur so viel, dass er aus seiner Gefangenschaft als ein schlauerer und verhärteter Mann auftauchte.

Während dieser Periode hatten Pen und Venables Jamaika unter nur wenigem Widerstand eingenommen, und Obrist Modiford, welcher gleichfalls dahin gegangen war, wurde zum Gouverneur dieser Insel ernannt. Der Wohlstand von

Barbados hatte furchtbar gelitten, denn die strenge Handhabung der Schifffahrtsgesetze war ein Todesstoß für seinen Handel, und Oliver Cromwell benahm sich zu wachsam, um den Schleichhandel aufkommen zu lassen.

Sir Paul Plunket hatte seine Prise, den *Barbadier*, nach Antwerpen genommen und sie dort samt Morgans und Bradleys reichen Kaufmannsgütern veräußert. Durch irgendein Taschenspielerstückchen, an dergleichen er sich von Kindheit an gewöhnt hatte, bejaunerte er seine Offiziere und Matrosen um ihre Anteile und machte sich mit dem ganzen Anteil unsichtbar. Er begab sich nach London und erhielt dort gegen Erlegung von tausend Pfund einen Generalpardon des Staates für alle vor Ausstellung des Dokuments auf hoher See begangenen Vergehungen.

Er nahm jetzt den scheinheiligen Namen *Derherrliebt dich Loveall* an und nannte sich einen Wiedergeborenen. Indes hatte er in London keine bleibende Stätte, denn sein unruhiger Geist trieb ihn bald wieder zu neuen Abenteuern hinaus. Er stattete ein Schiff aus, belud es für den westindischen Verkehr und segelte nach Barbados, den Pardon in der Tasche mit sich führend, um jeden zufrieden stellen zu können, welcher ihn unter seinen früheren anderen Namen gekannt hatte.

Zu Bridgetown in Barbados angelangt, wurde er krank. Da er fand, dass ihn niemand kannte, so beschloss er, sich hier niederzulassen. Auch brachte er nach einiger Zeit Morgans und Bradleys Pflanzung für die Hälfte des Preises, um den sie verkauft worden war, in seinen Besitz.

Loveall war ein reicher Mann. Als er den schlechten Zustand der barbadischen Moral bemerkte, gab er sein *Der Herr liebt dich* auf und änderte seinen Namen in Lordly Lovel. In

so ungeordneten Zeiten nahm dies niemand Wunder. Natürlich benamste er sich im Kaufbrief mit der Bezeichnung, unter welcher der Pardon für ihn ausgestellt war, ohne jedoch die verschiedenen Alias, welche das Dokument enthielt, zu wiederholen.

Zu Penabock (denn Morgan hatte die Pflanzung nach der Farm seines Vaters genannt) führte Lovel das ausschweifendste Leben, worin er sein *summum bonum* fand.

Es gehört nicht in den Bereich dieser Biografie, über das Leben und die Taten der Bukanier, welche damals alle spanischen Besitzungen in Neuspanien unsicher machten, weitere Berichte zu erstatten, als gerade mit dem Leben unseres Helden in Verbindung stehen. Die Führer waren zahlreich, blutdürstig und roh. Sie entfalteten großen Mut im Angriff, führten aber das zügelloseste Leben und verschwendeten in ihrer wilden Gier wie Narren, was sie wie Helden errungen hatten.

Morgan hatte etwas mehr als zwei Jahre im Dienst Don Joses gestanden, welcher sich bisweilen auf dem Land, bisweilen in seiner sehr schönen Wohnung zu Maracaibo aufhielt. Letzteres war eine hübsche, bevölkerte Stadt an der Bay gleichen Namens

und enthielt eine große Kirche, vier Klöster und ein geräumiges Hospital. Die Bewohner waren reich und besaßen einen schönen Viehstand nebst ausgedehnten sehr ergiebigen Pflanzungen, die sich fast hundert Meilen landeinwärts erstreckten. Der Verkehr war beträchtlich. Von den viertausend Bewohnern waren nahezu tausend imstande, Waffen zu tragen.

Die Stadt besaß einen großen sicheren Hafen, in welchem jährlich viele Schiffe gebaut wurden. In der Tat war es im

Ganzen ein gedeihlicher, schöner und sehr angenehmer Platz. Eines Morgens jedoch sahen sich die Bürger durch eine Flotte von Schiffen unterschiedlicher Größe, welche in der Nähe der Stadt Anker geworfen hatte, in die höchste Bestürzung versetzt. Man konnte sich wohl denken, wer diese unwillkommenen Gäste waren, weshalb denn auch die ganze Einwohnerschaft alles, was sie Wertvolles mit sich führen konnte, aufpackte und durch das Binnenland nach Gibraltar zu flüchten begann.

Bei dieser Flucht wurden Morgans Schultern nicht geschont worden. Er wurde von Bewaffneten gezwungen, sich mit den Übrigen weiter zu placken, aber viele brachen unterwegs ohnmächtig zusammen! Unser Held tat dergleichen, als sei er einer der Allerschwächsten. Man wies ihm nun eine Stelle in den Wäldern an, wo er den größten Teil seiner wertvollen Last verbergen sollte. Dann wurde er nebst den Übrigen mit Speerspitzen vorwärts gedrängt.

Mittlerweile eröffneten die Eindringlinge, welche in der Stadt einen Hinterhalt fürchteten, ein wütendes Feuer auf einen Teil der Wälder, unter welchen die Hälfte ihrer Anzahl in Kähnen gelandet waren. Sie trafen keinen Widerstand und zogen nachher, vortreffliche Ordnung haltend, in die Stadt ein, welche sie ganz verlassen fanden. Obwohl kein menschliches Wesen vorhanden war, um sie willkommen zu heißen, fehlte es doch nicht an der vortrefflichsten Labung. Sie wählten sich die besten Häuser aus, setzten sich nur in den allerbesten Gemächern fest und stellten ihr großes Corps de Garde an der Hauptkirche auf, während ihre Patrouillen ganz wissenschaftlich die Tore besetzten.

Am anderen Tag wurde eine Abteilung von hundertsechzig Mann ausgeschiedt, um in den benachbarten Wäldern

nach Schätzen und Leuten zu fahnden. Sie kehrten abends mit zwanzigtausend Piastern, vielen Mauleseln, einer Menge von Kaufmannsgütern und zwanzig Gefangenen zurück, unter denen sich auch Morgan, welcher sich lahm stellte, und sein Gebieter Don Jose befanden. Wie es unser Held beabsichtigt hatte, bot er einen jämmerlichen Anblick. Sein Gesicht war mit Blut und Schmutz entstellt, während ihm sein Hemd und seine Hosen, der einzige Anzug, in Fetzen am Leib herunterhingen. Er erreichte seinen Zweck: Man übersah ihn, während jeder gut gekleidete Spanier nach dem lebenswürdigen Brauch dieser Küstenbrüder der Folter überantwortet wurde, damit er bekenne, wo er seine Habe verborgen habe. Indes erzielten sich nicht viel weiter als Ächzen und Stöhnen.

Diese Bande von Freibeutern stand unter dem Kommando des berühmten L'Olonois, eines Franzosen, welcher weit mehr vom Tiger als vom Affen in seinem Charakter hatte. Der Befehlshaber ergriff Don Jose, ließ ihm die Kleider vom Leib reißen, stellte ihn vor alle Übrige hin und begann ganz ruhig, bald auf dieser, bald auf jener Seite mit seinem Säbel an ihm herumzuhauen, wie etwa ein Zimmermann einen Holzblock mit seiner Axt bearbeitet. Wenn der arme Unglückliche zurück oder vorwärts rennen wollte, wurde er durch die Musketenkolben der Piraten wieder an seine Stelle geschoben.

Während dieses schrecklichen Auftritts hielt L'Olonois den übrigen Gefangenen eine Vorlesung über die Torheiten und Vermessenheit, vor ihm Güter verbergen zu wollen, indem er ihnen zugleich bedeutete, er werde sie in derselben Weise, aber mit stumpferem Säbel bedienen, bis er von ihnen erfahren habe, was er zu wissen wünsche.

Endlich war er mit Don Jose fertig. Der arme Spanier war tot zusammengesunken. L'Olonois hatte sich schon den Nächsten auserlesen, als Morgan vortrat und sich in sehr reinem französisch erbot, all die Verstecke zu verraten. Warum er nicht früher

sprach, können wir uns nur aus der Vermutung erklären, dass er entweder jetzt nach seinem Grundsatz, sein Glück erwachse aus Menschenblut, zu handeln begann oder dass er für die Grausamkeit seines vormaligen Gebieters Rache nehmen wollte. Morgan wurde mit allgemeinem Zuruf von den Piraten in ihre Reihen aufgenommen und stand bald wie sie bewaffnet und ausgestattet da.

Am anderen Tage führte er die Spähpartie an. Die Spanier hatten jedoch, weil sie argwöhnten, dass sich ihre Kameraden durch die Folter zum Bekenntnis bringen lassen würden, ihre Verstecke gewechselt, sodass nur wenig Beute erungen wurde. Indes war sie doch ergiebig genug, um den Beweis zu führen, dass Morgan kein falsches Spiel getrieben habe. Er stieg in der Gunst seiner Gefährten.

Die Seeräuber blieben fünfzehn Tage zu Moracaibo und verbrachten ihre Abende in Festlichkeiten, während sie den Tag über die Wälder nach Gefangenen und verborgenen Schätzen durchspürten. Als endlich die Lebensmittel und damit auch der Spaß zur Neige gingen, beschlossen sie gegen Morgans Rat, die Stadt Gibraltar, welche weiter innen lag und wohin die Einwohner von Maracaibo ihre Personen und die von den Freibeutern geretteten Schätzen geflüchtet hatten, anzugreifen.

Der Gouverneur von Merida, ein tapferer alter Soldat, hatte sich mit vierhundert Mann regulärer Truppen nach Gibraltar geworfen, sodass ihm mit den waffenfähigen Bewoh-

nern des Ortes eine Mannschaft von achthundert Streitem zu Gebot stand. Er errichtete mit Schanzkorb zwei Batterien, welche die Seeküste bestrichen, die eine aus zwanzig, die andere aus acht Kanonen. Nachdem so die Straße zur Stadt hermetisch verschlossen war, ließ er den Seeräubern einen anderen, schmalen Pass durch die Wälder und über Sümpfe offen, richtete er aber so ein, dass die Kanonen auf den Werken der Stadt den schlammigen Pfad vollständig bestreichen konnten. In der Tat wurden alle Vorbereitungen zu einem gebührenden Empfang dieser Gäste getroffen, welche nicht die geringste Ahnung von all diesen besorgten Aufmerksamkeiten hatten.

L'Olonois behielt Morgan als Ratgeber und Adjutanten in seiner Nähe. Sie fuhren mit ihrer Flotte, an deren Bord sie ihren Gefangenen und ihren Raub eingeschifft hatten, auf Gibraltar zu und fanden bei ihrer Annäherung, dass über der Stadt das spanische Banner flatterte – ein Merkzeichen, dass ihnen hier wohl warme Arbeit bevorstehe. Sie machten daher halt, beriefen einen Kriegsrat zusammen. L'Olonois hielt eine sehr feurige Anrede, in welcher das Wort *Ruhm* seine gewöhnliche Rolle spielte. Mit mehr Sachgemäßheit sprach er sodann von den Reichtümern, um welche sie von den Bewohnern Maracaibos betrogen worden seien und die hier zu erringen wären. Auch bemerkte er, je mehr im Sturm fielen, desto mehr bleibe für die Überlebenden übrig – ein Argument, das von allen wohl begriffen wurde. Dann fragte er sie, ob sie ihm folgen wollten. Die Antwort lautete bejahend, seine ungnädige Entgegnung aber darauf aber wortgetreu folgen dermaßen: »Recht so, aber lasst es euch gesagt sein. Der Erste, welcher

nur die geringste Furcht blicken lässt, erhält von mir eine

Kugel ins Gehirn.«

Wenn sich die Sache so verhielt, so war sein Kriegsrat eine etwas überflüssige Maßregel.

Am anderen Tag brachen sie, dreihundertachtzig Mann stark, wohlgemut mit der Sonne auf. Jeder der Seeräuber war gut bewaffnet und mit dreißig Patronen versehen. Morgan diente als Wegweiser und ging mit L'Olonois dem Haufen voran.

Als sie die Straße erreichten, fanden sie dieselbe unbegebar. Der andere Pass, welcher für sie offen gehalten war, wurde bald von ihnen entdeckt. Sie drangen trotz Morgans Bitten und Vorstellungen darauf vor.

Aber bald steckten sie im Schlamm wie Fliegen in einem Siruptopf. Und dann begann das Feuer der Bastei, welche die Gasse beherrschte, mit wiederholten Ladungen von Wurfmaterial, das wir heutzutage Kartätschen nennen würden, den Pass säubernd.

Gegen einen so mörderischen Empfang war mit Mut wenig auszurichten; aber dennoch hielten die Seeräuber aus. Morgan, den seine Tapferkeit nie zur Übereilung hinriss, trat beiseite und gewann den Schutz eines großen Mahagonistammes, hinter welchem er auch den wütenden L'Olonois zerrte, der, sobald der Kampf einmal begonnen hatte, an nichts anderes als ans Stürmen dachte.

Bei diesem ersten donnernden »Halt«! war für eine Weile an Rückzug nicht zu denken, denn die Seeräuber steckten fast bis an die Hüften im Sumpf. Indes rettete dieser Umstand vielen das Leben, indem sie dadurch kleiner wurden, sodass die Kugelschauer über ihre Köpfe hinwegsausten. Einige bogen nach rechts und links ab. Am Ende gelang es allen Überlebenden, sich aus dieser Falle zu ziehen, ohne dass

sie die Absicht eines neuen Versuches aufgaben.

Das Gebüsch war zwar schwierig zu passieren, schützte sie aber zugleich vor der Beobachtung des Feindes. Obwohl unser Held nachdrücklich zum Rückzug riet, versuchten sie doch bald wieder, sich einen Weg zu bahnen, indem sie zahlreiche Äste abhieben und sie im Weiterrücken auf den nachgiebigen Boden warfen. Sie kamen nur langsam und unter großem Verlust vorwärts, bis endlich die Spanier durch ihr rasches Feuer den leichten Wind eingelullt hatten. Die Angreifer blieben daher in einer dichten Rauchwolke verborgen. Unter dem Schutz derselben erreichten sie endlich den festen Grund wieder, wo ihnen nur eine Batterie in den Weg trat, welche viel zu hoch war, als dass sie dieselbe hätten ersteigen können.

Als sie von den Spaniern wieder entdeckt wurden, gebot ihnen eine volle Lage des sämtlichen, mit kleinen Kugeln und zerhackten Eisen geladenen Geschützes abermals Halt. Der Feind benutzte ihre Bestürzung und trieb sie aufs Neue ins Gehölz. Dann kehrten die Spanier wieder nach ihren Batterien zurück, von denen aus sie von Zeit zu Zeit eine einzige mit Kartätschen geladene Kanone ins Dickicht abfeuerten – ein Verfahren, das hin und wieder Wirkung tat, auf alle Fälle aber für die Angreifer sehr belästigend wurde.

Die Seeräuber hatten schon einen großen Teil ihrer Mannschaft verloren und waren noch so weit von ihrem Ziel, als nur je. L'Olonois hatte eine leichte Wunde erhalten, welche seine natürliche Wildheit zu eigentlichem Wahnsinn stachelte. Morgan zuckte gelassen die Achseln und bot alle seine Kraft auf, um für sich selbst Sorge zu tragen.

Die Angreifer gaben sich nun Mühe, einen anderen Ausgang durch das Gehölz aufzufinden. Aber wo das Dickicht

passierbar zu sein schien, hatten die Spanier große Bäume gefällt, deren Zweige nach außen gekehrt waren. So blieb ihnen also keine Gasse übrig, als der Sumpfweg, welcher unmittelbar auf die Hauptbatterie hinführte.

Nun sagte L'Olonois zu Morgan: »Mein englischer Freund, rennt mir Euren Säbel in den Leib, denn ich kann keinen Schmerz ertragen und die Schande ist noch schlimmer. Da, nehmt meine Börse – nur macht mir meinen Tod leicht.«

»Mein edelmütiger Wohltäter«, versetzte Morgan, »ich bin nur ein unbedeutendes Individuum und will daher die Gabe eines so berühmten Kommandeurs nicht zurückweisen. Aber lasst uns in einer edleren Weise sterben und schenkt meinem Vorschlag Gehör. Wir wollen dergleichen tun, als zögen wir uns in völliger Unordnung zu unseren Schiffen zurück. Die Spanier werden uns folgen. Sind sie eine ziemliche Strecke von ihren Batterien entfernt, so können wir uns mit dem Säbel in der Hand gegen sie umwenden. Werdet Ihr verwundet oder steht eine Niederlage in Aussicht, so will ich Euch Eurem Wunsch gemäß den Tod geben. Ich bin nur

eine geringe wertlose Person, und wenn ich sehe, dass wir am Feind unser Schlimmstes getan haben, werde ich unverhohlen den Rückzug antreten. Für mich ist dies keine Schande – ich bin kein großer Befehlshaber.«

»Wohl gesprochen, Morgan, und ganz nach der Weise eines Sklaven. Sei es darum.«

Die Seeräuber wurden nun aus dem Holz gerufen und erhielten die Weisung, sich tumultuarisch zu zerstreuen, bis sie durch den Kommandoruf zum Umkehren aufgeboten würden. Dann sollten sie mit dem nächsten besten Spanier anbinden und so vielen wie nur immer möglich, die Kehlen durchschneiden. Der Befehl war sehr einfach und konnte

nicht missverstanden werden. Als die Spanier den Rückzug bemerkten und ihre Gegner eine Strecke weit jenseits des Gehölzes sahen, begannen sie in derselben Unordnung, in welcher die Seeräuber zu fliehen schienen, die Verfolgung. Endlich mengten sich aber beide Teile zu einem blutigen Gemetzel, und in zehn Minuten hatten die Spanier ungefähr zweihundert Mann durch Messer und Säbel verloren.

Dieser Erfolg war unerwartet. Die überlebenden Spanier flüchteten sich in die Wälder, und die Seeräuber eilten nun Schnurstraks auf die Batterien zu, deren kleiner Bemannungsrest sich unter der Bedingung, dass ihnen das Leben geschenkt werde, ergab. Die Piraten machten alle Personen, die sie trafen, zu Gefangenen und sperrten sie in die große Kirche, welche sie befestigten, indem sie die Geschütze von den Werken der Stadt danach hinbrachten, denn sie fürchteten, die in den Wäldern zerstreuten Spanier möchten sich wieder sammeln und im Laufe der Nacht einen Angriff versuchen.

Am nächsten Tag wurde der ganze Platz in Verteidigungsstand gesetzt, und nun wandten sie ihre Aufmerksamkeit den Toten zu. So unglaublich es auch scheinen mag, fanden sie fast sechshundert erschlagene Spanier auf. Auch waren viele so schwer verwundet, dass an ein Aufkommen nicht zu denken war. Diejenigen, welche nur leichte Beschädigungen erlitten hatten, waren geflohen und in Verstecke gekrochen. Die Leichen der Spanier wurden in zwei große Boote gebracht und mehr als eine Meile weit in die See hinaus genommen, wo man die Boote und Spanier zumal versenkte. Von den Piraten waren nur vierzig gefallen, vierzig weitere aber verwundet, welche, mit Ausnahme von fünf, gleichfalls starben. Ihre eigene Toten bestatteten sie anständig in die

Erde. Sie waren nun im Besitz der Stadt und hatten hundertfünfzig männliche Gefangene, nebst mehr als fünfhundert Sklaven und vielen Frauen und Kindern. Alle Reichtümer, welche Gibraltar enthielt, fielen in ihre Gewalt, konnten aber doch, so ungeheuer sie auch waren, die Gier der Räuber nicht zufriedenstellen, denn Letztere durchsuchten stundenweit Wälder und Felder nach verborgenen Schätzen. Sie waren jetzt achtzehn Tage im Besitz der Stadt, während welcher Frist der Hunger einen großen Teil der Gefangenen aufgerieben hatte, weil ihnen die Seeräuber zu ihrem Unterhalt nichts als eine unzureichende Menge von Esel- und Maultierfleisch reichten. Die Frauen, aber welche nur halbwegs gut aussahen, wurden gepflegt und gut genährt, um den Lüsten ihrer Sieger zu dienen.

Nicht alle Gefangenen starben vor Hunger, den viele hauchten ihr Leben unter der Folter aus, die bei ihnen in Anwendung kam, um sie zur Angabe des Versteckes ihrer vermeintlichen Schätze zu zwingen. Natürlich fuhren diejenigen, welche gar nichts besaßen am allerschlechtesten.

Nachdem L'Olonois und seine Freunde sich achtundzwanzig Tage in der Stadt aufgehalten und alle Mundvorräte verbraucht hatten, schickten sie vier der Gefangenen, welche noch am Leben waren, zu den in den Wäldern verborgenen Spaniern, damit sie denselben erklärten, sie könnten ihre Stadt um den Preis von zehntausend Piastern vor der Brandfackel bewahren. Es solle ihnen zum Sammeln

und Einbringen dieser Summe eine Frist von achtundvierzig Stunden gestattet sein. Die Zeit verstrich und die Stadt wurde angezündet. Als die wenigen noch vorhandenen Einwohner bemerkten, dass sich ihre Sieger nicht hinhalten ließen, baten sie dieselben, das Feuer wieder zu löschen, und

versprachen im Namen ihrer Mitbürger, dass die Brandschatzungssumme augenblicklich erlegt werden solle. Die Seeräuber boten nun allen ihren Kräften auf, um den Flammen Einhalt zu tun, konnten aber doch den einen Teil der Stadt, in welchem die Kirche und das Kloster stand, nicht vor dem gänzlichen Untergang bewahren.

Das Lösegeld langte an, noch ehe die Asche des Brandes verkühlt war, und dann schifften sich die Piraten mit allen ihren Schätzen und vielen Sklaven, welche noch nicht losgekauft worden waren, ein. Mit dieser Fracht kehrten sie nach Maracaibo zurück und ankerten vor dieser Stadt. Die Seeräuber ließen an Land sagen, wenn die Bewohner nicht ihre Häuser mit achttausend Piastern auslösten, so solle der Platz wieder gestürmt und von Grund aus niedergebrannt werden.

Um zu beweisen, wie ernst es ihnen war, schickten sie einen Haufen ans Land, welcher aus der Hauptkirche sämtliche Bilder, Gemälde und Glocken mitnahmen. Dies setzte die Bewohner bald in Tätigkeit, wie sie sich denn auch ohne Zögern dahin vereinigten, dass sie zwanzigtausend Piaster und fünfhundert Ochsen als Lösegeld für die Stadt und die noch an Bord befindlichen gefangenen Spanier entrichten wollten, vorausgesetzt, dass die Piraten keine weiteren Feindseligkeiten gegen Personen verübten und nach Ablieferung des Geldes und Viehs friedlich abzögen.

Nachdem die Bedingungen erfüllt waren, segelten die Seeräuber zur großen Freude der beraubten Spanier aus; aber denke man sich den Schrecken der Letzteren, als sie ihre Feinde nach drei Tagen wieder in ihrem Hafen sahen. L'Olonois war jedoch nur zurückgekehrt, um einen Lotsen zu verlangen – ein Ansinnen, welchem bereitwillig entspro-

chen wurde.

Die Piraten langten mit ihrem Raube wohl behalten auf Isla de la Vacha, englisch Ash Island genannt, an, wo sie ihre Ladung an Land brachten und die Prise teilten. Sie hatten allein in barem Geld 260.000 Piaster und außerdem noch Waren von großem Wert erbeutet. Nachher schätzten sie die ungeprägten Silberbarren ab, indem sie je zwölf zu zehn Piastern anschlugen. Dann kam die Reihe an die Juwelen, welche man ganz willkürlich und abgeschmackter Weise bald viel zu hoch, bald viel zu niedrig anschlug. Nachdem die Gesamtteilung vorüber war, wurde jedem, von L'Olonois bis auf den gemeinsten Mann herunter, ein feierlicher Eid abgenommen, dass sie nichts verborgen hätten.

Morgan erhielt seinen Anteil als Offizier und ließ sich denselben, als er die Unwissenheit seiner Kameraden bemerkte, in lauter Juwelen geben, sodass er sich eine sehr beträchtliche Summe realisierte, denn L'Olonois überhäufte ihn mit Geschenken. Nachdem all dies bereinigt war, segelte die Flotte nach Tortuga, wo die Seeräuber ihre ganze, mit Blut erkaufte Beute nach kurzer Zeit in der empörendsten Schlemmerei verjubelt hatten.

Henry Morgan hatte bereits die Hauptzüge in L'Olonois Charakter kennengelernt und den Entschluss gefasst, sich von ihm zu trennen. Es fehlte dem Seeräuberchef an Haltung und Besonnenheit, obwohl er gut dazu passte, in einer verlorenen Hoffnung anzuführen. Dieser Entschluss bewies das gesunde Urteil unsres Helden; denn bald nachher ging sein vormaliger Befehlshaber in einem schlecht entworfenen Angriff auf Nikaragua elend zu Grunde. Die Indianer rissen ihn nämlich lebendig dort in Stücke und verbrannten die noch zuckenden Fragmente seiner Glieder vor ihren Augen, ehe

er vollends den Geist aufgab.

So war Morgan in die Schule des Seeraubes eingeführt worden. Während seines ganzen Zuges mit den Piraten hatte er einen wunderbaren Scharfblick und eine gute Beurteilung an den Tag gelegt. Er benahm sich vollkommen anspruchslos, gewann aber doch großes Ansehen unter seinen Kameraden, mit denen er seinen Glücksstern nicht fürder zu teilen wünschte, weil sie vorzugsweise aus Franzosen bestanden. Zu Tortuga lebte er nicht nur kostenfrei, sondern er wusste es auch durch seine Geschicklichkeit in allerlei damals üblicher Spielen einzuleiten, dass sein Eigentum beträchtlich vergrößert wurde.

Nachdem sich seine Kumpane völlig zu Bettlern gemacht hatten, begann er auf Veränderung seines Quartiers zu denken. Hierzu fand sich auch bald eine sehr günstige Gelegenheit, denn ein anderer Piratenhaufen hatte eben eine spanische Schebecke, die mit europäischen Manufakturen und Weinen von Cadix herkam, eingebracht. Unter der Zustimmung des Gouverneurs kaufte er dieses Schiff für ungefähr den zehnten Teil seines Wertes und begab sich nach Jamaika.

Sechzehntes Kapitel

Morgan kehrt nach Barbados zurück, trifft dort mit alten Freunden und noch älteren Feinden zusammen. Eine schwarze Venus, nach dem Leben gezeichnet. Morgans schreckliche Rache.

Während Morgans Sklaverei und seiner Dienste in L'Olonnois Flotte war in Westindien vielerlei vorgegangen. Wie wir

schon früher angegeben hatten, hatten Pen und Venables die schöne Insel Jamaika gewonnen, über die Obrist Modiford zum Gouverneur ernannt wurde. Barbados hatte seinen freien Handel fast ganz und damit auch viel von seinem Wohlstand verloren. Lordly Lovel aber saß nach immer auf Morgans früheren Besitztum und hatte Mandeville bei sich, der sein Oberverwalter und Faktotum geworden war. Diese beiden edlen Seelen passten wunderbar gut füreinander, Lovels Eitelkeit, Schlemmerei und Wildheit fand entsprechende Gegenzüge in der Demut, Geselligkeit und Schmiegsamkeit des parasitischen Mandeville, der einen Fußtritt mit ebenso viel Dank hinnahm, wie eine Handvoll Dollar. Der eine durfte sich nur auf Laster aller Art besinnen und der andere war diensteifrig, sie auszuführen.

Obrist Modiford befand sich zu St. Jago auf Jamaika und war hoch erfreut, seinen Liebling und Protegé Morgan wiederzusehen. Letzterer war in einem sehr gelegenen Zeitpunkt mit seinen Waren angelangt. Er verkaufte Ladung und Schiff mit ungeheurem Gewinn und war wieder vergleichsweise ein reicher Mann.

Aber Morgans Geist halte nun eine ganz andere Organisation gewonnen. Er unterhielt nicht länger den Wunsch, sich durch die langsame und verdrießliche Mühe des Gewerbefleißes sein Vermögen zu vergrößern, sondern hatte sich vorgenommen, sein Glück dem Schwert zu verdanken. Auf alle Bitten des Obristen, dass er sich in Jamaika niederlassen möchte, hatte er stets nur eine Antwort: »Noch nicht!«

Nachdem er fast zwei Monate die Gastfreundschaft des Gouverneurs genossen hatte, kaufte er sich ein kleingedecktes Fahrzeug, das zum Teil nach Indianerweise aufgetakelt war, aber vortrefflich segelte. In diesem schiffte er sich nach

Bridgetown auf Barbados ein. Er verabschiedete sich von seinem Freund aufs Innigste und nahm die Angabe zum Vorwand, er wolle sehen, ob er es nicht möglich finde, Penabock wieder anzukaufen, da der Preis der Pflanzung inzwischen beträchtlich gefallen sei. Auch wünsche er, seine alte Freunde wieder zu besuchen.

Morgan erreichte bald den Ort seiner Bestimmung und wurde von seinen Bekannten mit dem herzlichsten westindischen Willkommen empfangen. Um dies würdigen zu können, muss man wissen, dass ein Willkomm in den Indien zehnmal herzlicher ist als jeder andere, mag dieser nun sonst statthaben, wo er will. Morgan sprach nicht

viel von seinen vergangenen Abenteuern und verriet auch kein großes Erstaunen, als er entdeckte, dass Kapitän von Vagardo, alias Sir Paul Plunket und jetzt Squire Lovel, im ruhigen Besitz seines vormaligen Gutes war, welches derselbe, wie dem Leser bekannt ist, mit dem Geld unsres Helden gekauft hatte. Morgan war jetzt ein

Mann geworden, der stumm brütete und plötzlich handelte.

In seiner Abwesenheit war Friedensrichter Hetherfall gestorben und die Pflanzung auf dessen Sohn Philip übergegangen, welcher Morgan in seine alte Heimat einlud. Henry zog es jedoch vor, im schon damals sehr achtbaren Gasthaus Cowleys zu bleiben, und führte für seinen Entschluss so gute Gründen an, dass sich auch der junge Hetherfall zufriedengeben musste. Indessen wurde verabredet, dass er am nächsten Tag mit all seinen alten Bekannten bei einem Diner zusammentreffen solle. Wenn er auch hin und wieder einige Freunde vermisste, so werde er an ihrer Stelle die neuen Ankömmlinge treffen.

Morgan fand, dass sich während seiner dreijährigen Abwesenheit alles viel verbessert hatte. Das Speisezimmer, in welches er geführt wurde, war hoch, kühl, sehr geräumig und hatte durch grüne Veranden hinreichend Licht und Luft. Man fing gerade an, die Kunst eines gemächlichen Lebens unter den Tropen zu begreifen.

Wir übergehen die geräuschvolle Begrüßung, welche Morgan von seinen alten Freunden zuteilwurde, desgleichen die achtungsvolle Aufmerksamkeit, die er von den anwesenden Fremden genoss. Alles hatte bereits Platz genommen und die Gerichte waren aufgetragen; nur noch zwei Stühle standen leer. Endlich traten Lovel

und Mandeville ein – denke man sich ihre Überraschung, als sie Henry Morgan in guter Gesundheit und reich gekleidet auf dem Ehrenplatz sahen!

Lovel wurde leichenblass, ja, mehr als blass, denn die Bleifarbe des Todes malte sich auf seinem Gesicht ab. Die feurigen Karkunkeln seiner Nase wandelten sich zu einem hässlichen Blau um. Seine Hände fassten fest mit krampfhafter Gewalt die Lehne seines Stuhles, welcher ungestüm unter ihm erschütterte. So sich haltend blickte er Morgan sprachlos an, als sehe er ein Kirchhofgespenst vor sich. Mandevilles Aufregung war nicht so groß, aber er sah gleichfalls entsetzt den unerwarteten Gast an und wagte es nicht, ihn anzureden.

Diese kurze Szene erregte große Überraschung unter der Gesellschaft, denn niemand begriff den Grund derselben. Aber Morgan machte der Spannung bald ein Ende. Er schüttelte die Locken, welche reichlich über seine Schulter niederwallten, strich den Schnurrbart mit der Miene eines Petit-maitres, erhob sich vom Tisch und ging anmutig auf das er-

schreckte Paar zu. Der erste Gedanke der beiden Ehrenmänner war Flucht, aber noch ehe sie denselben in Ausführung bringen konnten, hatte unser Held schon jeden bei der Hand genommen, diese Gliedmaßen mit seinen ehernen Fingern so kräftig und schmerzlich zusammendrückend, dass die so Begrüßten gerne laut hinausgeheult haben würden, wenn sie sich nicht geschämt hätten.

»Sir Paul, Sir Paul, treffen wir so glücklich und fröhlich wieder zusammen?«, sagte Morgan scherzhaft. »Ihr sollt mich nicht mehr verfolgen, Sir Paul. Braucht nicht zu erschrecken, Mann – braucht nicht zusammenzufahren – Ihr habt mich nur zweimal

verkauft – was weiter? Alles in Ehren – es war Kriegsglück. Ihr seht, wir können uns nicht trennen und sind füreinander das Schicksal. Lasst uns daher heiter sein und der edlen Gastfreundschaft des Squire Hetherfall Ehre machen. Und Ihr, mein kleiner Mandeville – freut mich in der Tat, Euch zu sehen, obwohl ich wünschte, dass Ihr etwas fetter wäret. Häutig, aber stark, ohne Zweifel, und Ihr schwingt Euer Rohr noch so kräftig als nur je – ah, ich sehe es. Nun, Gentlemen«, fuhr er fort, indem er die Gefangenen noch immer festhielt, »wenn Ihr wüsstet, wie tief ich diesem würdigen Paar verpflichtet bin, so würde es Euch nicht überraschen, dass ich so hoch erfreut bin, Sie wiederzusehen. Sir Paul Plunket wird Euch selbst sagen, dass er ...«

Morgan hielt absichtlich inne. Lovel aber, der allmählich seine Geistesgegenwart wiedergewonnen hatte, bot all seine natürliche Unverschämtheit auf, warf sich in die drollige Positur eines Marktschreiers, blinzelte furchtbar und ergänzte in gedehntem Ton: »... den tapferen Mr. Morgan vom Strick rettete.«

»Richtig«, versetzte Henry. »Warum sollte also der achtbare Ritter nicht gleichfalls hocheifrig sein, mich zu sehen? Und Ihr, Mr. Mandeville, bin ich Euch nicht gleichfalls sehr verpflichtet? Nur keck herausgesprochen.«

»Nun ja«, erwiderte der Sklavenvogt, »ich denke ... ich glaube ... ich möchte mir anzudeuten erlauben, dass ich der Erste war, welcher Mr. Morgan lehrte, wie tugendhaft und verdienstlich es sei, seinen Vorgesetzten zu gehorchen. Und wenn ... wenn ... ich ein wenig zu hart schlug, so möge er vergeben und vergessen ...«

»Wohl gesprochen. Wir wollen vergessen, wenn wir vergeben haben. Ihr seht, meine Freunde, welche Dankesverpflichtungen mir gegen diese beiden Gentlemen obliegen. Und nun wollen wir mit Mr. Hetherfalls Erlaubnis uns so gütlich tun, als wären wir eben den Ochsenhautriemen und dem Galgen entkommen.«

Sie taten sich auch recht gütlich, diese wackeren Pflanzer. Morgan kehrte dieselbige Nacht nicht zu dem ehrlichen Mr. Cowley zurück, sondern taumelte in einem Zustand der vollkommenen Nüchternheit, die lustigsten Lieder singend, zwischen Lovel und Mandeville nach Penabock.

Man wies ihm das beste Bett an. Viele der Neger kamen und küssten ihm die Hände, vor Freude weinend, dass sie ihn wieder zu sehen bekamen. Morgan hätte in derselben Nacht nur seine Hand auszustrecken gebraucht, und Lovel wäre nebst Mandeville von seinem eigenen Haushalt in Stücke gerissen worden.

Am folgenden Morgen stand Henry frühzeitig auf und wandelte über die einst so geliebten Schauplätze, die, wie man wohl sagen kann, er selbst geschaffen hatte. Überall traf er auf Merkmale der glühendsten Anhänglichkeit. Einige

Fragen überzeugten ihn, dass alles zum Verderben ging, denn um die Ausfälle einer schlechten Wirtschaft wieder einzubringen und eine kostspielige Schlemmerei

fortführen zu können, wurden die Sklaven, namentlich die Weißen, grausam und über ihre Kräfte angestrengt. Sie alle baten Morgan, er möchte sein Eigentum wieder ankaufen oder ihnen wenigstens Befehl erteilen, den gegenwärtigen Besitzer zu ermorden.

Er brütete tief und schien mit einer großen Idee schwanger zu gehen. Vermutlich war er nicht gleichgültig gegen ihre Vorstellungen. Er brachte in Erfahrung, dass sich eine Weibsperson auf dem Gut befinde, die beträchtlichen Einfluss über Lovel besitze, aber nur selten sichtbar sei. Dies gab für eine Weile dem Strom seiner Gedanken eine andere Richtung.

Nie hat es wohl eine vollendetere Probe der tiefsten Heuchelei gegeben, als diejenige, welche Morgan in seinem Benehmen gegen Lovel an den Tag legte. Höflich und unbefangen schien er alles Frühere vergessen zu haben oder sich dessen nur mit Vergnügen zu erinnern, indem er seinen Feind auf den Glauben brachte, er halte das frühere Benehmen desselben für eine Schickung der Vorsehung, die zu seinem Glück führte, weshalb er ihm nicht grolle, sondern sich eher zum Dank gegen ihn verpflichtet fühle. All dies wusste er so und fein einzuleiten, dass Lovel der Überzeugung lebte, unser Held habe ihm nicht nur vergeben, sondern beehre ihn auch mit seiner Freundschaft. Zu gleicher Zeit wünschte Mandeville sich selbst Glück, dass er mit unzerbrochenen Gliedmaßen davongekommen war. Nach einem substantziellen Frühstück, bei welchem viel Heiterkeit und noch mehr Herzlichkeit herrschte, wagte es Lovel, Morgan zu bitten, er

möchte seinen Aufenthalt bei ihm wählen - eine Einladung, welcher Letzterer mit der Miene der unverhohlststen Freude annahm. Für denselben Tag wurde ein Erwidernsdiner veranstaltet. Zu Penabock trug alles den Anschein der freundschaftlichsten Gesinnung und des ungetrübtesten Frohsinns.

Der Leser weiß bereits, dass dieser Lovel, der Mann von vielen Namen und vielen Stellungen, nicht nur durchaus ein Schurke, sondern auch im höchsten Grad von eitler Prahlerei aufgebläht war. Wir müssen ihm aber auch noch mitteilen, dass er trotz seines längst zurückgelegten fünfzigsten Lebensjahr ebenso gut ein Schlemmer in seiner Diät als auch ein Lüstling gegen das zartere Geschlecht war. Er hatte zu einem ungeheuren Preis eine schöne Negerin angekauft. Damit man nicht glaube, wir bedienen uns in ihrer Schilderung einer in den Romanen so beliebten Figur, der Hyperbel, so wollen wir die Zeichnung ihres Porträts einem Augenzeugen überlassen, welcher als ein mehr denn sechzigjähriger Mann folgende Beschreibung von ihr gab.

»Eine Negerin von der größten Schönheit und Majestät, die ich nur je an einer Frauensperson sah, Ihre Statur groß und vortrefflich geformt, wohlgebildet, ein volles Auge und eine bewunderungswürdige Anmut. Sie trug auf ihrem Kopf einen Turban von grünem Taft mit Weiß und Philiamort gestreift, darüber einen kunstreichen Schleier, den sie nach Belieben zurückschlug. An ihrem Leib, zunächst der Leinwand, hatte sie ein Kleid von Orangegelb und Himmelblau, nicht in geraden Streifen, sondern wellenförmig, und darüber einen Mantel von purpurroter Seide mit strohfarbiger Zeichnung. Dieser Mantel war groß und mit einem sehr breiten schwarzen Band, dem ein reicher Edelstein zur Zierde

diente und über der rechten Schulter in einen Knoten schürzte. Er kam dann unter dem linken Arm hervor, hing lose und nachlässig fast bis auf den Boden. An ihren Beinen trug sie Buskins von gedrehter Seide, mit silbernen Spitzen und Fransen besetzt. Ihre weißledernen Schuhe waren mit himmelblauen Bändern geschnürt, und in ihren Ohren trug sie große Pendelocks, während ihr Hals und ihre Arme von schönen Perlen umgeben waren. Aber ihre Augen waren die reichsten Edelsteine – die größten und orientalischsten, die ich je gesehen habe.

Als ich alle diese Vollkommenheit an ihr bemerkte, beschloss ich, den Versuch zu machen, ob ich sie nicht überreden könne, dass sie ihre Lippen öffne, teils aus Neugierde, um zu sehen, ob ihre Zähne so schön weiß und rein seien, wie ich hoffte; denn es ist eine allgemeine Ansicht, dass die Neger weiße Zähne haben, obwohl man darin sehr irrt, weil das Weiß gegen das nahe Schwarz nur eben vorteilhafter absticht. Betrachtet man sie näher, so findet man die Zähne, welche in der Ferne von seltenem Weiß zu sein schienen, gelb und schlecht. Weil ich dies wusste, so wurde

ich neugierig, und deshalb erkundigte ich mich hauptsächlich; denn es gab nun nur noch ein Ding, was mir an der seltensten schwarzen Schönheit, die ich je gesehen hatte, besonders auffallen konnte. Ich meine ihre Sprache und eine anmutige Zurschaustellung dessen, was ihre Vollkommenheit in allem Übrigen vereinigen und bestätigen sollte. Zu diesem Ende nahm ich einen Gentleman mit mir, der gut Spanisch sprach, und wartete, bis sie herauskam. Dies geschah mit weit größerer Majestät und Anmut, als ich je die Königin von ihrem Prunksessel herabsteigen sah, um auf einem Maskenball im Banketthaus mit einem englischen Baron die

Measures zu tanzen. Und in der Tat, hätten ihre Begleiter und Freunde mit anderen Requisiten, (die im Gefolge so vielen Prunks und so großer Schönheit sein sollten) ihr aufgewartet, so würde ich haltgemacht haben und nicht weitergegangen sein. Da ich sie aber nur wenig bedient fand und zugleich in Betracht zog, sie sei nur Mr. Lovels Geliebte und daher zugänglicher, so redete ich sie mithilfe meines Dolmetschers an

und sagte ihr, ich habe in England einige Kleinigkeiten aufgefunden, die um ihres Wertes willen zwar ihre Annahme nicht verdienten, da sie aber neu seien, doch einiger Beachtung wert sein dürften, weil sie auch von großen Königinnen Europas getragen würden. Ich bat sie, dieselben der Annahme zu würdigen. Mit vieler Gravität und Zurückhaltung öffnete sie das Papier, aber sobald sie den Inhalt sah, gefielen ihr die Farben so sehr, dass sie ihren Ernst in das lieblichste Lächeln, welches ich nur je gesehen hatte, umwandelte. Dann zeigte sie ihre Perlenreihen so rein, weiß, orientalisch und wohlgeformt, wie Neptuns Hof nie mit etwas Ähnlichem gepflastert war. Und um zu zeigen, ob dies oder das Weiß ihrer Augen weißer oder orientalischer sei, schlug sie Letztere auf und warf mir einen Blick zu, der eine hinreichende Belohnung für ein weit größeres Geschenk gewesen wäre. Dann ließ sie mir sagen, ich solle mich auf etwas besinnen, worin sie mir einen Gefallen tun könne, und ich werde sie bereit und willig finden. Dann schlug sie mit einer anmutigen

Verbeugung ihres Halses den Weg zu ihrem Zimmer ein.«

Auf diese Schilderung der darin berührten schwarzen Schönheit kann man sich unbedingt verlassen, und Lovel war in Wirklichkeit der Sklave dieses Weibes; denn obwohl

sie den Namen trug, war doch er dem vollen Inhalt des Wortes nach der Geknechtete. Seine Eifersucht war grenzenlos, aber nur Wenigen der zügellosen Pflanze wurde es je gestattet, sie zu sehen. Sie hieß Zoabinda, obwohl man sie in der Regel nur als »die Mistress« anredete.

Zoabinda konnte damals nur Spanisch sprechen. Ihre Negerzunge hatte sie fast ganz vergessen und Englisch wollte sie nicht lernen. Natürlich mochte Lovel keinen anderen Beschützer als sich selbst in ihre Nähe kommen lassen. Man kann sich denken, dass er sich in diesem Punkt nicht so auszeichnete, wie im Seelenverkauf oder im Bukanierwesen.

Nun, am zweiten Tag seines Aufenthalts zu Penabock war es Morgan gestattet, diese *rara avis in terris* zu sehen. Aber dies genügte, in ihm schnell den Entschluss zur Reife zu bringen, dass er sie besitzen müsse. Seine Kenntnis der spanischen Sprache war Lovel nützlich, für ihn selbst aber vom größten Vorteil. Morgan warb um Zoabinda für seinen Freund und machte ihr vor den Augen seines Freundes den Hof für eigene Rechnung.

Er brauchte sich nicht viel Mühe zu geben. Die schwarze Schönheit liebte ihn augenblicklich mit all der blinden Wut ihrer leidenschaftlichen Natur. Zu gleicher Zeit gingen ihr aber auch die Augen für die Notwendigkeit eines ausgesucht schlauen Benehmens auf. Je mehr man ihr gestattete, in Morgans Gesellschaft zu sein, desto mehr gab sie sich den Anschein, als liebe sie ihren Gebieter. Dieser war nicht nur zufrieden, sondern auch hoch erfreut und wurde so zu seinem eigenen Glücke getäuscht.

Endlich hatte sich Lovel so weit einlullen lassen, dass er in seinen vermeintlichen Freund und in seine Geliebte das größte Vertrauen setzte. In der Tat fühlte er sich so vollkom-

men sicher, dass er die beiden allein oft beisammen ließ und sich eines größeren Glückes zu erfreuen schien als zu irgend-einer Periode seines sehr ereignisvollen Lebens. Morgan musste wohl das kleine Fahrzeug ganz vergessen haben, welches müßig in der Carlisle Bay lag. Er war in Anspruch genommen von den Freuden der Gastlichkeit und von dem süßen Austausch freundschaftlicher Dienstleistungen. Inzwischen hatte er Zoabinda ganz zu seinem Eigentum gemacht und sich dieselbe mit mancher einfachen und unnötigen

Förmlichkeit für jetzt und alle Zeit zugeschworen. Die Indianerweiber wissen, wie sie sich opfern müssen.

Alle Teile verharrten einen vollen Monat in dieser trügerischen Windstille. Die benachbarten Pflanzer meinten, Morgan werde sich zuletzt unter ihnen ansiedeln und dadurch ihren Wünschen entsprechen, denn er war allenthalben geschätzt und spielte den Liebenswürdigen zum Wunder gut. Er ging in den Geist ihres ganzen Treibens ein und machte sie, wenn er nicht gerade mit Festlichkeiten beschäftigt war, stets auf Verbesserungen aufmerksam. Man betrachtete ihn als ein Wunder von Heroismus und als das reinste Pröbchen eines guten wohlwollenden Herzens.

Endlich war seine kleine Barke vollständig viktualisiert und sorgfältig für die See hergerichtet. Dies erregte nur wenig Beachtung, denn Morgan hatte einige Winke fallen lassen, dass er eine Lustpartie zu machen wünsche. Die Krise nahte heran.

Morgan hatte eines Tages mit seinem Wirt über ein großes Geheimnis in Betreff der Zuckersiederei gesprochen – ein Geheimnis, welches er den Spaniern abgelernt haben wollte und durch das er imstande sei, aus dem gleichen Material,

welches die

Nachbarn benutzten, ein Produkt zu liefern, welches den doppelten Marktwert besitze. Zu jener Zeit übertraf der spanische Zucker den von den englischen Pflanzungen bei Weitem, da Letzterer viel gröber und voll von Unreinigkeiten war.

Lovel ging mit aller Gier hierauf ein, und die Nacht wurde festgesetzt, in welcher ihm Morgan das große Geheimnis lehren sollte. Die Mitteilung sollte um Mitternacht stattfinden und niemand dabei zugegen sein, als Lovel und sein Verwalter Mandeville. Morgan hatte einige wunderliche, aber doch wohlfeile Ingredienzien

beischaffen lassen und ließ dann Lovel und Mandeville feierlich auf die heiligen Evangelisten schwören, dass sie das Verfahren geheim halten wollten.

Alle Betreffenden sahen der Ankunft dieser wichtigen Nacht mit größter Sehnsucht entgegen. Der verschwenderische Pflanze hoffte, die Verluste, welche er seiner Schlemmerei und seiner üblen Wirtschaft verdankte, dadurch auszugleichen. Der Sklaventreiber dagegen meinte, es dürfte sich ihm bald eine schöne Gelegenheit bieten, durch ein Brechen seines Eides zu Vermögen zu kommen. Und Morgan – möge ihm Gott seine Hoffnungen und Handlungen vergeben!

Genau um Mitternacht begaben sie sich mit Lichtern zum Sudhaus. Morgan nahm mehrere Substanzen mit sich, darunter namentlich eine Flüssigkeit in einer großen Flasche. Sie standen am Rand eines großen, in Mauerwerk eingesenkten, fast zwölf

Fuß tiefen Kessels von entsprechendem Umfang, in welchen sie mittelst einer kleinen Leiter hinuntersteigen. Auf

dem Boden angelangt, verteilte Morgan mit großer Aufmerksamkeit auf die Ordnung zwei oder drei Schichten Salz, Alaun und Pottasche, sprach sehr gelehrt von den wunderbaren Wirkungen, welche sie auf

die Reinigung des Zuckers und Erhöhung der Süßigkeit üben, und begann dann zu zweifeln, ob er nicht übereilt gehandelt habe, indem er so willfährig sein Geheimnis zwei Personen mitteile, die vielleicht bald miteinander Händel kriegen, ihrem Eid zum Trotz das Geheimnis verraten, sich trennen und dadurch Anlass geben, dass der eine mehr Vorteil daraus ziehen als der andere.

Hierauf umarmten sich die beiden Freund Lovel und Mandeville und schworen sich gegenseitig ewige, wandellose Treue zu. Morgan war darüber hoch entzückt und forderte sie noch weiter auf, zu beteuern, dass sie freudig füreinander sterben wollten, sollte einem von ihnen je das Ansinnen gemacht werden, dieses Opfer

für den anderen zu bringen. Den Eid, welcher allem die Krone aufsetzen sollte, wurde geschworen, und Morgan drückte seine Zufriedenheit aus. Dann stieg er rasch die Leiter hinauf, zog sie nach und ließ die beiden im Kessel drunten.

Wir halten uns kaum für gerechtfertigt, das zu berichten, was der Sage nach nun folgte. Der Bericht stammt aus einer zweifelhaften und boshaften Quelle – aus einem Zeugnis, das bei der Untersuchung entweder nicht abgelegt oder doch unterdrückt wurde. Allerdings hat die Sache teilweise große Wahrscheinlichkeit für sich, wenn man Morgans bekannte Rachsucht und die unverzeihlichen Kränkungen und Benachteiligungen, mit denen er sowohl von Lovel als auch von Mandeville überhäuft worden war, ins Auge fasst. Un-

ser Gewährsmann ist ein weißer Sklave, welcher aussagt, er habe sich diese Nacht im Sudhaus verborgen, weil seine eigene

Hütte sogar unbequem gewesen sei. Seinem Bericht entnehmen wir nachstehenden Vorgang.

Morgan blickte auf sie hinunter, brach in ein wildes Freudengelächter aus und redete in seinem grimmigen Triumph einige Zeit so unzusammenhängend, dass die armen Elenden in dem Kessel eine geraume Weile nicht glauben konnten, es sei ihm wirklich ernst.

»Schurke, Memme, Blutsauger, schau auf, ich bin es ... Henry Morgan, der dich jetzt verhöhnt. Meine Zeit ist gekommen und auch die eurige, ihr elenden verächtlichen Wichte! Einer von euch wird lebendig gesotten ... ein Opfer soll mich zufriedenstellen ... nur ein einziges ... merkt euch dies ... Morgen, ehe der Überlebende befreit wird, werde ich in meinem schnellsegelnden Schoner diesen verhassten Platz weit im Rücken haben. Wer ist derjenige, welcher gesotten werden soll? Vereinigt euch darüber ... ihr seid ein paar lieben Freunde ... wer will für den Andern sterben? Ich will die Leiter niederlassen ... macht nicht allzu viel Umstände darüber, welcher von euch die Ehre und das Vergnügen haben soll, für den

anderen zu sterben ... aber beeilen müsst ihr euch. Zoabinda, Zoabinda, einige weitere Eimer Rohrbrühe ... jedenfalls wird einer von euch einen süßen Tod sterben ... süß in jedem Betracht ... ist es nicht süß, für einen Freund das Leben zu opfern? Was sagt Ihr, van Vagardo, Sir Paul? Was sagst du, Geißel der ehrlichen Menschheit, klapperdürrer Mandeville?«

»Habt Mitleid ... habt Erbarmen ... um Eures Erlösers wil-

len, erbarmt Euch!«, rief Mandeville.

»Bei der Mutter, die Euch gebar, hab Erbarmen«, stimmte Lovel ein.

Nun erschien Zeobinda mit einem sehr lieblichen Grinsen über der Ziegelmauer, schaute hinunter und goss auf die dem Verderben geweihten Elenden Eimer um Eimer Rohrbrühe, bis sie fast an die Knie in der süßen Flüssigkeit standen.

Während die Verurteilten heulten, beteten und weinten, fuhr Morgan fort, ihre Todesangst zu verhöhnen und erinnerte Vagardo an die verschiedenen Vorfälle der Vergangenheit.

»Mandeville«, sagte er, »kannst du diese Narbe auf meiner Stirn sehen? Das Licht ist zureichend. Blicke auf, Mensch! Es wird das letzte Mal sein, denn ich bin überzeugt, es wird dir eine Freude machen, für deinen teuren Freund und Gönner zu sterben.«

»O nein, nein, er ist ein kaltblütiger, herzloser Schurke.«

»Wie mögt Ihr auch so sprechen, Mister Mandeville? Welch ein Lügner müsst Ihr sein! Na, ich sehe schon, alle Tugend und aller Heldenmut muss sich in der Brust dieses tapferen Ritters konzentrieren. Er wird Euch überbieten und für Euch sterben, obwohl Ihr ihn geschmäht habt.«

»Der schmutzige Elende! Süßer, angenehmer Henry Morgan, nehmt mein halbes Besitztum und lasst diesen gemeinen Sklavenvogt sterben! Wir haben viele angenehme Tage miteinander verlebt, mein teurer Freund, und noch viele können folgen.«

»Na, das halbe Besitztum ist schon etwas, aber Ihr werdet alt, und es ist Zeit, dass Ihr Euch für das Grab vorbereitet. Tut Eure Sünden von Euch ... gebt mir die herrliche Zoabin-

da.«

»Von Herzen gern, rettet mich nur aus dieser Not.«

»Hörst du? Verstehst du dies, Zoe?«, fragte Morgan.

Sie verstand es vollkommen und goss ihre Verachtung gegen ihren Gebieter in einem neuen Eimer voll Brühe aus, den sie ihm über den Kopf schüttete.

»Ich hatte einen teuren Freund, einen gewissen Joseph Bradley. Kennst du ihn, du falscher Lovel? Er beredete mich, wenn ich dich in meine Gewalt bekäme, dir mit dem Schwert in der Hand ehrenhaft gegenüberzutreten. So schwöre ich dir denn jetzt: Wenn dein spitzbübischer Verwalter statt deiner in dem Kessel kocht und dir

die Leiter ablässt, so will ich dir einen Säbel in die Hand geben und dich, obwohl du ein Schurke bist, wie einen Gentleman erschlagen. Es geschieht um des armen Harfnerssohnes willen, der mit Herz und Seele ein Gentleman ist.«

»Lasst mich hinauf, guter Mr. Lovel«, sagte Mr. Mandeville, »Euer Tod ist gewiss, mein teurer Gebieter. Ich kann vielleicht ... entkommen.«

Statt aller Antwort packte Lovel seinen Diener an der Kehle, und es folgte nun ein ungestümer Kampf.

»Zünde das Feuer an, Zoabinda«, sagte Morgan mit entzücktem Kichern.

Sie gehorchte auf das Bereitwilligste. Als die Flüssigkeit warm zu werden begann, ließ er die Leiter nieder, und nun folgte ein schaudervoller Kampf unter den beiden Elenden, in dessen Verlauf die Flüssigkeit immer heißer und unerträglicher wurde. Es war ein verzweifelttes Ringen, und sobald einer die erste Leitersprosse erreichte, wurde er vom anderen wieder in das heiße Nass heruntergerissen. Sie schrien laut hinaus in wahnsinnigem Schmerz, zerrauften ei-

nander das Haar und bissen sich wie gefräßige Wölfe. Als endlich die Flüssigkeit zu kochen und das Fleisch sich in Massen von ihren Beinen abzulösen begann, wurde der Kampf eigentlich teuflisch. Es war im höchsten Grad grässlich, auf die Szene niederzuschauen, aber doch sah Morgan zu, und freute sich – ja, und mit Schauer müssen wir berichten, bei Zoabinda war es der gleiche Fall.

Die Leiter hing noch immer in den Kessel hinunter, aber der Dampf beraubte die tollkühnen Ringer bald ihrer Besinnung. Ihr Geächze und Geschrei wurde immer schwächer, bis endlich beide zusammenbrachen und in gegenseitiger Umarmung starben.

»Keiner wollte sich für den anderen zum Opfer bringen, und so sind jetzt beide liebend miteinander gestorben«, sagte Morgan ruhig. »Das Feuer wird von selbst auslöschen. Komm Zoe, lass uns zu Bett gehen, und mögen wir nicht den Tod dieser Schändlichen sterben!«

Die Leiter wurde im Kessel gelassen. Das Feuer erlosch allmählich, und Morgan schloss sorgfältig die Türen des Sudhauses.

Als sie sich nach Penabock zurückbegaben, bemerkte Letzterer bloß, *Sir*

Paul sei sein ganzes Leben über in heißem Wasser gewesen und jetzt sehr passend in heißem Zucker gestorben.

Am anderen Tag wurden die gesottenen Leichen der beiden Opfer aufgefunden. Morgan stellte sich sehr erschüttert. Zoabinda verfiel augenblicklich in eine höchst gefährliche Krankheit, und allenthalben verbreiten sich Bestürzung und Freude über dieses schreckliche Ende. Die Leichen wurden einer Untersuchung unterworfen. Da sich keine Beweise ermitteln ließen, wie sie also ihren Tod gefunden hatten – man

fand nämlich die Türen fest von innen verschlossen, und Morgan gab an, er habe den Verunglückten ein wichtiges chemisches Geheimnis in Betreff der Zuckerreinigung mitgeteilt – so kam die Jury zum Schluss, Lovel und Maudeville hätten sich eingeschlossen, seien aber in ihrer Hast oder von den Dünsten des Präparats betäubt, in den Kessel gefallen und dort zugrunde gegangen. Letzteres war die allgemeine Ansicht, da man die Leiter fest an ihrem Ort stehen sah. Das Verdikt wurde daher auf *zufälligen Tod infolge von Erstickung* erlassen. Der Kessel aber, weil er seinen Gebieter getötet hatte, mit meinem Deodand von fünfhundert Pfunden belegt. Man erhob diese Strafe vom Besitztum und ließ sie den Gerichtsdienern der Insel zugutekommen.

Dieses ehrenhafte und weise Verdikt hinderte nicht, dass bald danach sehr seltsame Gerüchte in Umlauf kamen, ohne dass sich übrigens jemand viel darum kümmerte, denn männiglich war eben damals mit dem Verkauf von Lovels Pflanzung, Sklaven und Eigentum im Interesse seiner Erben beschäftigt.

Nachdem Lovels Beerdigungskosten bestritten und seine Schulden bezahlt waren, blieben noch drei Pfund, vierzehn Schillinge und drei Pence Courant für seinen Erben übrig, wenn immer derselbe seine Ansprüche geltend machen mochte. Man muss gestehen, dass seine Nachbarn gute Käufe machten und viel zu höflich waren, einander hinaufzusteigern.

Man glaubte, Morgan werde das Ganze ankaufen, denn er hätte es für einen von ihm selbst bestimmten Preis haben können. Die Erinnerung an den hingeschiedenen Freund war ihm zu schmerzlich, als dass er sich im Besitz von dessen Verlassenheit hätte glücklich fühlen können, weshalb er

sich damit begnügte, nur die

krankte, sterbende Zoabinda anzukaufen, welche er für einige Dollar erstand, da die Ärzte sie bereits aufgegeben hatten. Es stellte sich indessen heraus, dass er eine sehr gute Spekulation gemacht hatte, denn sie befand sich kaum an Bord seines kleinen Fahrzeugs in der Carlisle Bay, als sie sich überraschend schnell wieder erholte.

Morgan hatte jetzt nichts mehr auf der Insel zu tun, als an dem Abschiedsmahl teilzunehmen, das ihm der Gouverneur, der Rat und einige der vornehmsten Einwohner gaben. Ehe er ihnen Lebewohl sagte, empfahl er ihnen mit Tränen in den Augen, dem Andenken an die Tugenden seines teuren hingeschiedenen Freundes

ein Marmormonument zu errichten. Sie würden auch ohne Zweifeleine Subskription eröffnet haben, wenn sie nicht so arm gewesen wären. So aber drückten sie eben dem Scheidenden die Hand und blieben wohlgemut beisammen, um sich mit einem Hasardspiel, bei welchem der Einsatz in ganzen Talerrollen bestand, zu vergnügen.

Siebzehntes Kapitel

Morgan geht mit seiner schwarzen Schönheit auf einen Liebeskreuzzug, spielt den Schulmeister und ist sehr glücklich. Der Erste in dieser Profession. Die Liebenden treiben ein bisschen Seeraub pour passer le temps, gehen nach Jamaika, richten sich dort zugrunde und versuchen aufs Neue, ihr Glück zu machen.

Wir können nicht länger auf dieselbe Teilnahme für den Charakter unseres Helden Anspruch machen. Er hat nun

vermessen und höchst grausam sich das Recht der Rache angemäßt und sich für berufen erklärt, Qualen zu verhängen und mit dem Menschenleben zu spielen, das er nicht fürder als eine heilige Gabe der Allmacht, sondern als eine bloße Kategorie des Daseins ansehen wollte, welche er verlängern oder zerstören konnte, je nachdem es seinem Interesse zusagte oder seine Leidenschaften befriedigte. Obwohl er kein Bedenken trug, die grauenvollsten Morde zu begehen, meinte er doch, vollkommen und makellos ehrenhaft zu sein. Nie zuvor war seine Selbstachtung so groß und seine Entschlossenheit, sich einen ruhmvollen Namen zu gewinnen, so fest gewesen, wie zu der Zeit, als er vom Schauplatz dieses doppelten Meuchelmordes in Gesellschaft der Geliebten eines der Ermordeten wegsegelte.

Und Zoabinda? Was war sie? Das ausgesuchteste Musterbild in Ebenholz geschnittener, menschlicher Schönheit, mit dem Urstoff für einen ebenso überlegenen Geist, welcher nur der Meisterhand harrete, um sich zur Tugend und sogar Größe ausbilden zu lassen. Sie war in allen Dingen höchst unwissend, einige Künste der Gefallsucht ausgenommen. Ihre Religion bestand aus dem kindischsten Aberglauben, ihre Vorstellung von der Seligkeit eines Jenseits würde nicht einmal einen Anfänger in der Zivilisation, der bloß die Bequemlichkeiten dieses Lebens im Auge hat, zufriedengestellt haben. Und doch sah sie, so weit ihr Gesichtskreis ging, lebhaft und richtig. Das ganze Sehnen ihres Wesens war dem Guten und Schönen zugewandt. Dass sie sich nichts aus einem Menschenleben machte und teilnahmslos auf die Gequälten niederblickte, entsprang nicht einer bösen und grausamen Sinnesart, sondern bloß aus der Macht der Gewohnheit, denn von ihrer frühesten Jugend an war sie unablässig

Zeuge gewesen, wie man die herbste Folter verhängte und mit Menschenleben noch verschwenderischer umging, als mit schmutzigem Wasser.

Die vorherrschenden Züge in Zoabindas Seele waren Liebe, Bewunderung sowohl physischer als auch geistiger Gewalt und eine aufopfernde Dankbarkeit. Für ihren vormaligen Gebieter hatte sie nur wenig Liebe und noch weniger Bewunderung gefühlt, folglich konnte sie auch keine Dankbarkeit für ihn im Herzen tragen. Und doch tue ich ihr Unrecht. Bis sie Morgan gesehen hatte, war sie ihm wohl geneigt gewesen, weil er sie reichlich nährte und prächtig kleidete, obwohl er sie bisweilen roh, abwechselnd aber auch mit einer bis zum Wegwerfen gemeinen Verliebtheit behandelte. Als jedoch Morgan erschien, gab sie ihm mit einem Mal ihre ganze Seele für immer hin. Nie zuvor hatte sie etwas so Herrliches in der menschlichen Gestalt gesehen oder auch nur geträumt. Sie hielt die Sonne selbst für weniger strahlend als die nämliche Schönheit seines Gesichtes. Im Laut seiner Stimme erkannte sie den Ton des Befehls, dem augenblicklich und unbedingt Gehorsam geleistet werden musste. Wenn sich diese Stimme gar zum Geflüster der Liebe ermäßigte, der Liebe zu ihr, so hätte die arme Zoabinda durch die bloße Kraft ihres Willens auf der Stelle sterben mögen, wenn er sie es geheißsen hätte. Morgan hatte bereits erfahren, dass Kenntniss Kraft ist, und die Kraft selbst machtlos wird ohne Werkzeuge. Als sie in dem kleinen Fahrzeug schwammen, das fast ganz Kajüte war, setzte er sich eifrig in Tätigkeit, um sie lesen und schreiben zu lehren, desgleichen ihr die Anfangsgründe fast allen nützlichen Wissens beizubringen. Ihre Fortschritte erregten die größte Bewunderung in ihrem zärtlichen, aber doch klugen Lehrer, und die

Schnelligkeit ihrer Ausbildung ließ sich bloß mit seiner Begierde, sie zu unterweisen, vergleichen. Morgan zitterte, während er sie unterrichtete. Er bemerkte bald, dass ihre Fassungsgebe die seine weit überbot, dass ihr Denken viel weiter ging und tiefer eindrang. Kurz, er sah sich oft genötigt, eine Frage mit einem Kuss zu ersticken, da er keine andere Antwort darauf geben konnte. Morgan erkannte wohl, dass der überlegene Geist, wenn man ihm nur ein geeignetes Ziel setzt, zuletzt herrschen muss, und fürchtete daher, seiner schwarzen Geliebten dienstbar zu werden. Sein stolzer Geist wollte sich nicht an diesen Gedanken gewöhnen, denn er vermochte es nicht zu ertragen, jemanden untergeordnet zu sein. Bereits hatte er sich deshalb vorgenommen, Zoabin das Kennntnisse auf eine gewisse Grenze zu beschränken, aber es war eine so angenehme Aufgabe, die außerordentlichen Kräfte ihres umfassenden Geistes auf die Probe zu setzen, dass er seinen Unterricht fortsetzte, in vielen wichtigen Dingen aber seine Schülerin sehr unrichtig belehrte, da er selbst in seiner Erziehung sehr verwahrlost worden war.

Er machte sie zu einer Deistin und einer Zweiflerin an der Zukunft. »Der Mensch«, brachte er ihr bei, »sei seine eigene Vorsehung und keine Handlung in Beziehung auf die ganze Gesellschaft recht oder unrecht, sondern sie müsse bloß in ihrem Verhältnis zu den Personen beurteilt werden, welche sich zu derselben vereinigt hätten.« So hielt er den Seeraub an sich für etwas sehr Gleichgültiges und war der Ansicht, dass die Beraubung eines Fremden kein Verbrechen sei. Dagegen sei es unverzeihlich, wenn ein Pirat den anderen bestehle.

Aber trotz seiner Verachtung gegen alle Glaubensbekenntnisse war doch Morgan sehr abergläubisch, denn er glaubte

an den Zufall und meinte zum Unglück für das Menschengeschlecht, es sei ihm zugefallen, erbarmungslos zu sein und eine gewisse Portion Menschenblut zu vergießen. Er erklärte gegen die Negerin, so oft er sich durch einen menschlichen Beweggrund habe beherrschen lassen, seien die Folgen für ihn stets schrecklich gewesen, während er dagegen nicht nur zu Macht und Reichtümern, sondern auch zu hohem Ruf gelangt sei, so oft er ohne Rücksicht auf Menschenleben gerade aus auf sein Ziel losgegangen. Wenn sie in Erwiderung auf alle diese Sophistereien sich über das Glück der Güte und des Wohlwollens verbreiten wollte, pflegte er ihr zu antworten, dass dies nur in Beziehung auf den engeren Kreis, welcher den Menschen umgebe, richtig sei. Wer aber solche Grundsätze auf die weiteren Kreise der Menschheit, auf ein ganzes Land oder auch nur auf eine große Umgebung anwenden wolle, sei ein Narr, der mit Recht alles Unglück verdiene, welches stets aus einer solchen Handlungsweise hervorgehe.

Morgan hatte sein kleines, sehr schnelles Fahrzeug *Owen* genannt. Es besaß einen einzigen, kurzen, starken Mast, an welchem ein großes lateinisches Segel mit vielen Reffen und ein schweres Klüver, hinten aber nichts weiter als ein Hammelschultersegel an einer ziemlich hohen, dünnen Spiere aufgehisst war. Bei dieser Ausstattung brauchte der *Owen* nur wenig Takelwerk und nahm sich, von einiger Entfernung aus betrachtet, mit niedergelassenen Segeln fast ganz unmerklich auf der Wasserfläche aus. In allen Segelstrichen legte er seine Entfernung wie ein Wasservogel zurück. Von allem, was damals auf dem Wasser schwamm, konnte sich nichts mit ihm messen, natürlich stets vorausgesetzt, dass keine so starke Bö blies, um ihn zu versenken. Die Beman-

nung bestand aus vier Negern und acht Weißen, lauter Vagabunden, die aus den verschiedensten Nationen zusammengelesen waren. Es fehlte nicht an guter Bewaffnung, denn Morgan hatte in seiner Kajüte hinreichend Kleingewehr und Munition, um eine zweimal so starke Mannschaft zu armieren. In dieser Weise über das schöne karaische Meer segelnd, war es ihm nicht so eilig zu tun, St. Jago de Vega zu erreichen, da er vielmehr seinen Ausflug zu verlängern gedachte.

Unser Held war nun wirklich verliebt. Indes war dies bei ihm kein tändelndes Gefühl, sondern ein Gemisch von Stolz, Vertrauen und Wollust. Dann wandelte ihn auch die Betrachtung an: *Warum sollte dies nicht nachhaltig sein? Aber ich und die herrliche Zoe werden zu träumerisch und metaphysisch. Wir bedürfen der Tätigkeit. Ich wünsche sie keiner Gefahr auszusetzen; aber doch würde es ein Hochgenuss sein, der heidnischen Götter würdig, ihr schönes Antlitz in der Begeisterung einer Schlacht oder im Augenblick des Sieges zu sehen. Ich muss sie doch fragen, ob sie ein*

Scharmützel zu sehen wünscht. Ich hoffe und fürchte zugleich, sie werde ja sagen.

»He, ihr auf dem Deck da!«, rief er laut aus seiner in Wahrheit schönen Kajüte hinaus, »haltet vier Striche ab und setzt neue Segel. Jedenfalls kann es nicht schaden, das spanische Festland ein wenig zu betrachten. Ich werde dadurch mit den Vorgebirgen bekannt und wenn wir mit einem schläfrigen Don zusammentreffen ...«

Wir würden der Dame nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir im Gespräch zwischen unserem Helden und Zoabinda die Ergüsse ihrer starken Seele durch den Negerjargon karikierten, denn erstens war sie keine Küstenne-

gerin, sondern in Abessinien in der Nähe der höheren Nilquelle geboren und besaß vollkommen die Fähigkeit, fremde Sprachen richtig zu erlernen; zweitens unterhielt sie sich mit Morgan stets auf Spanisch, obwohl sie bereits im Englischen und

Französischen gute Fortschritte gemacht hatte.

»Meine Schönheitskönigin, lege dein Buch beiseite und höre mir zu«, sagte Morgan, indem er sich zärtlich auf ihre Schulter lehnte.

»Ich höre! O wie gerne hört Zoabinda zu, wenn Henry spricht! Ich möchte nicht, dass mir der Ton von meines Liebsten Stimme je ferne wäre. Er ist es nie, nie.«

»Tyrannin meines Herzens, ist dies nicht in Wahrheit ein angenehmes Leben? Aber wir haben schon lange auf diesen zierlichen Wogen getanzt. Sehnt sich meine Zoe nicht nach frischer Ananas, möchte sie nicht die schönen Früchte einsammeln? Wahrlich, in der Abendstunde ist der Schatten des Palmbaums lieblich, wenn die

Sonnenstrahlen im Bund mit der westlichen Brise schräg über die funkelnde See niederfallen.«

»Ja, Pfühl meiner Seele, aber du bist hier, und wir sind allein. Ist nicht alles, soweit wir sehen können, unser Eigentum? Haben wir nicht jeden Tag ein neues Königreich? Nicht einmal der Hain von Zimtbäumen oder der Wasserfall darin wäre mir jetzt so verlockend, Henry. Wie frei sind wir auf diesen teuren Wellen, welche uns gehören! Gleichwohl lass uns an Land eilen. Ich werde dir nirgends Unehre machen. Du sehnst dich nach dem Bann der Häuser und den Stimmen der Menschen.«

»Nein, meine Herrlichkeit, ich will nichts von diesen. Aber ich fürchte, ich könnte zu weichlich werden. Mein Atem

wird kurz und mein Körper vom Fleisch überladen. Du könntest das Ungeheuer, zu welchem mich einige Monate üppigen Müßigganges machen würden, nicht länger lieben. Schüttle immerhin ungläubig deinen Kopf, aber mein Geist fordert Tätigkeit. Möchtest du wohl mit ansehen, wie ich ringe in dem glorreichen Getümmel der Schlacht?«

»Ja, ja – nein, nein! Ja, dann, dann wird mein Herz aufhüpfen vor Entzücken, wenn es dich sehen könnte in der Glorie deiner Kraft – nein, denn wenn du verletzt würdest, so müsste ich mich langsam zu Tode härmen.«

»Zoabinda, du bist zu mehr als einem Weib geboren. Würdest du dich getrauen, an meiner Seite zu fechten?«

»Du kränkst mich mit dieser Frage, mein edler Gebieter. Verlass dich darauf, wenn du im Gefecht stehst, werde ich auch da sein. Es ist Zoabinda, die dir diese Versicherung gibt.«

»Gefielest du dir wohl darin, meine schöne Amazone?«

»O Henry«, rief sie, sich in seine Arme werfend und ihn mit Innigkeit an ihre vollen Busen drückend. »Ich bin ein Weib – und doch, und doch – für ein einziges Mal möchte ich wohl ja sagen.«

»Mein herrliches Mädchen!«, entgegnete Morgan, indem er ihre Umarmung ebenso leidenschaftlich erwiderte«, du bist jetzt ebenso sehr Henry Morgan, als er es selbst ist. Du sollst deinen Wunsch erfüllt sehen. Ich wollte nur, dass mir der Zufall hold bliebe. Welch ein Reich könnten wir gewinnen, welch eine Dynastie könnten wir gründen! Aber die Großartigkeit des Gedankens darf uns nicht so blenden, dass wir unsere bescheidenen Mittel übersehen. Zoabinda, ich muss dich den Gebrauch der Waffen lehren.«

»Ah, das wird herrlich sein!«

Bücher und Federn wurden nun beiseitegelegt und unabhängige Übungen mit dem Rapier, an dessen Ende Kork eingebracht war, mit dem Dolch, der Pistole und der Muskete vorgenommen. Namentlich brachte sie es in der Letzteren bald zu hoher Vollkommenheit, denn sie war fast stets ihres Zieles sicher. So verbrachten die beiden Liebenden ihre Zeit höchst glücklich. Sie hatten nun schon seit einiger Zeit das spanische Festland in Sicht, aber Morgan nahm sich wohl in Acht, sich der Küste allzu weit zu nähern, damit sie nicht auf einige der zahlreichen Guarda-Costas träfen.

Da jedoch endlich sein Mundvorrat und namentlich das Wasser zur Neige ging, so beschloss unser Held, an Land zu fahren, um wenigstens frischen Proviant zu fassen und in Betreff anderer Dinge, die ihm vielleicht in den Weg fallen könnten, auf sein gutes Glück zu bauen. Nachdem er alle Vorbereitungen im Geist bereinigt hatte, rief er seine kleine Mannschaft nach hinten und redete sie mit den Worten an, er wünsche zu wissen, ob sie Memmen seien, ob sie nicht die tyrannischen und grausamen Spanier hassten, ob sie kein Verlangen trügen, einige Hundert Piaster verjubeln zu können, wenn sie wieder nach Jamaika kämen, und vor allem, ob sie die Gesetze der Küstenbrüder kannten und verstünden. Er erinnerte sie an die Heldentaten eines Davis, Scott, Rock, Brasiliano und einiger anderen ähnlichen Würdenträger, dabei sorgfältig die Erwähnung L'Olonois übergehend, und bedeutete ihnen zugleich, dass alle diese Männer mit Fahrzeugen begonnen hätten, welche bei Weitem nicht so groß und so wohl bewaffnet gewesen wären wie der *Owen*.

Die kleine Bande grinste dieser Anrede einen schrecklichen Beifall zu und erklärte, sie wolle mit ihm zum Teufel gehen. Dann nahm er ihnen mit viel Salbung den Buka-

niereid ab und ließ sie sich selbst Gehorsam schwören. So war er denn nun zum ersten Mal der Kapitän eines Korsaren. Seinen Schwarzen hatte die ganze Zeremonie ausnehmend gut gefallen. Schon in der nächsten Nacht landeten sie in einer kleinen Bucht östlich der blühenden Stadt Cartagena. Morgan hisste hier die spanischen Farben auf und erklärte dem Vorstand des Städtchens, sein Schiff sei ein Avisboot von Cádiz und überbringe wichtige Depeschen an den Gouverneur von Cartagena. Er verlange daher im Namen des Königs von Spanien Wasser, Ochsenfleisch und Mundvorrat aller Art. Man willfahrte ihm bereitwillig, und er stellte dafür Quittungen aus, sich für die schleunige Bedienung noch ferner dadurch bedankend, dass er viele selbst fabrizierte Neuigkeiten aus dem alten Spanien mittheilte.

Mit Tagesanbruch lichtete er seine Anker, und nach ein paar Stunden lag er unter kahlen Stengen und mit aufs Deck niedergelassenen Segeln weit in der See draußen, sodass man fast nichts von ihm sah, wenn er nicht gerade unter die Buge eines Schiffes, welches des Weges zog, zu stehen kam. Zwei Tage und Nächte blieb der *Owen* also in der Fahrstraße nach Cartagena liegen. Am dritten bemerkte Morgan mit der Dämmerung ein Schiff, welches sorglos gegen sie herunterkam.

Die Mannschaft des *Owen* war im Nu bewaffnet. Morgan schärfte Zoabinda gebieterisch ein, dass sie im Fahrzeug bleiben sollte, erteilte ihr aber zugleich die Erlaubnis, mit ihrer Muskete so viele Spanier niederzustrecken, wie ihrem zarten Herzen gutdünkte.

Die Leute standen auf ihren Posten, und alles war fürs Entern vorbereitet. Der *Owen* hisste kein Segel auf, hielt sich aber mit seinen Ruder unmittelbar vor dem Fremden, wel-

cher entweder das kleine Fahrzeug nicht sah oder es vielleicht für ein Küstenschiff seiner eigenen Nation oder ein Fischerboot hielt. Im Laufe der Zeit wurden die Ruder eingezogen, die Bootshaken eingeschlagen, geentert und die vier Mann auf dem Deck getötet. So geriet der Fremde in Morgans Besitz. Ein eigentlicher Kampf fand nicht statt. Das Ganze lief ohne viel Lärm ab.

Unser Held war eben im Begriff, den Schädel des spanischen Kapitäns zu spalten, der seinen mit der Nachtmütze gezierten Kopf durch die Luke herausstreckte, um nach dem Grund des Getöses zu fragen, das ihm geweckt habe. Da fühlte er plötzlich seinen Arm festgehalten. Als er sich umschaute, entdeckte er die ungehorsame Zoabinda an seiner Seite.

»Ah, Zoe, das ist kein militärischer Gehorsam«, sagte Morgan.

»Es ist der Gehorsam der Liebe, Henry.«

So blieb das Leben des Kapitäns gerettet. Morgan bedauerte es nicht, denn vier Opfer reichten zu, um seine abergläubischen Begriffe über das, was er für sein gutes Glück nötig hielt, zufriedenzustellen. Das Schiff erwies sich als wertvoll, da es mit allem beladen war, was man in Westindien schätzte. Die überlebenden Spanier wurden mit Wasser, Zwieback, Rudern und einem Kompass in ein offenes Boot gesetzt, um so ihre Fahrt zu beenden.

Vier Mann mussten den *Owen* schiffen, während Morgan und die Übrigen an Bord der *Prise* gingen und sie wohlbehalten nach Port Royal brachten, das unter der umsichtigen Sorgfalt und Wachsamkeit des Obristen Madiford außerordentlich aufzublühen begann. In der Tat hatte sich der Platz während der paar Monate von Morgans Abwesenheit so

sehr verschönert, dass ihn unser Held kaum mehr erkannte. Sein alter Freund bewillkommte ihn freudig. Die Prise wurde nun vorteilhaft verkauft und der Ertrag ehrlich geteilt.

Henry Morgan fühlte sich nun so gut und glücklich, dass er beinahe ein Jahr lang keine weitere Lust zu einem neuen Abenteuer verriet, sondern ein wildes lustiges Leben führte. Seine Dame wurde das Wunder des Platzes und gab unter der zügellosen Gesellschaft den Ton an, ohne jedoch selbst auch nur im Geringsten zügellos zu sein. Zu ihren Festen eingeladen zu werden, gehörte vorzugsweise zum *bon ton*. Der Ruf ihrer Schönheit und ihrer hohen Talente führte von den benachbarten Inseln viele Gäste nach Jamaika. Im wilden Leben, das sie umgab, benahm sie sich edel und mit viel Anstand. Ihr Geschmack zielte zwar aufs Prunkvolle, aber sie entwickelte dabei die größte Anmut.

Morgan war mit seiner gegenwärtigen Lebensweise so gut zufrieden, dass er wohl keine anderen gesucht haben würde, wenn seine Hilfsquellen zugereicht hätten, sie fortzuführen. Solange sein Geld ausreichte, dachte er nicht anderes. Erst als seine

Kassen erschöpft waren, teilte er seiner schwarzen Schönheit mit dem ruhigsten Gesicht der Welt mit, dass sie nun wieder in See stechen und Geld verdienen müssten.

»Das freut mich. Wir werden wieder in unserem hübschen kleinen Boot in der offenen See herumfahren und abermals ein spanisches Schiff nehmen.«

»Das können wir noch nicht tun. Unser hübsches kleines Boot ist längst verkauft. Zoabinda, ich wollte dich nicht früher aus deinen angenehmen Träumen wecken, wie es unbedingt nötig wäre. Du musst dich nun daraus gefasst halten, anderen Befehlen zu gehorchen als den meinen, meine Prin-

zessin. Du wirst dein Geschlecht verhüllen, und wir streifen dann gemeinschaftlich umher, bis uns das Glück in die Lage setzt, so zu handeln, wie wir jetzt nicht handeln können.«

In der Zeit, von welcher wir schreiben, trug jeder Kommandeur in wirklichem Dienst teilweise einen stählernen Harnisch. Es war Morgan vollkommen Ernst, dass Zoabinda seine Gefahren ebenso gut teilen sollte, wie seine Vergnügungen, weshalb er für sie einen leichten Kürass und einen vollständigen Anzug von starkem Leder, welches jedem gewöhnlichen Säbelhieb Widerstand leisten konnte, hatte anfertigen lassen. Der Hut jener Zeit mit einer hellroten Feder, ein leichtes Rapier, ein paar große Pistolen – und die Dame war in einen sehr schmucken schwarzen Kavalier, in einen modernen Kubaner verwandelt. Sie hatte inzwischen erträglich geläufig Englisch sprechen gelernt und konnte mit wunderbarer Zierlichkeit und Geschwindigkeit schreiben. Wir sehen uns genötigt, einzugestehen, dass sie sich auch an verschiedene Dinge gewöhnt hatte, welche man bei dem schwächeren Geschlecht Exzesse nennt, bei dem stärkeren aber nicht nur duldet, sondern sogar ermutigt.

Nachdem das Liebespäarchen seine ganze Habe mit Einschluss einiger Sklaven verkauft hatte, machte es sich in aller Stille von hinnen. Zoabinda hatte sich in einen kriegerischen jungen Nubier, den Sklaven und Sekretär ihres Begleiters, verwandelt. Sie schifften sich unter ausgedachten Namen auf einem Schiff ein, welches es eben nicht sehr genau nahm, von welcher Nation es seine Prisen holte. Auf diesem oder ähnlichen Schiffen verbrachten sie zwei Jahre als Offiziere untergeordneten Ranges.

Wir bedauern, dass die gleichzeitigen Berichte uns keinen Aufschluss über die nunmehrigen Bewegungen Morgans

und seiner *par amour* geben. Geschichte und Biografie schweigen sogar über den Namen der Schiffe, auf welchen sie dienten, und es wird von Henry nur gesagt, dass er mehrere Reisen mit einigem Gewinn und gutem Erfolg machte. Als er jedoch ungefähr dreißig Jahre alt war, finden wir, dass er sich ein hübsches Häufchen Geld errungen hatte. Man ersieht aus der Andeutung, dass er nur langsam dazu gekommen war und dass das Glück sein goldenes Horn nicht in plötzlicher oder üppiger Weise über ihm ausgeschüttelt hatte.

Nachdem er es endlich herzlich satthatte, anderen zu dienen, und sein Ruf als tapferer zuverlässiger Mann durch das Gerücht weit verbreitet worden war, sammelten noch einen Kreuzzug er und sein Sekretär zu Jamaika mehrere Küstenbrüder, welche unser Held Morgan bewog, ein Schiff anzukaufen und ihn zum Kommandeur, Zoabinda aber zum Schiffskommissar oder Zahlmeister zu ernennen. Nun war er zum ersten Mal der unbestrittene Kapitän eines Kriegsschiffes mit einer kriegerischen Mannschaft, gut zu Schutz und Trutz ausgestattet. Es gelang ihm bald, seine Mittel mit großem Vorteil in Anwendung zu bringen. Schon auf seiner ersten Fahrt machte er mehrere wertvolle Prisen, mit denen er triumphierend nach Jamaika zurückkehrte.

Das Geschlecht seiner Begleiterin wurde nicht beargwöhnt, denn als seine Geliebte hatte sie ein sehr abgeschiedenes Leben geführt und nur mit den ersten Personen der Insel Gesellschaft gepflogen, während die Leute, mit denen er nun verbündet war, in

Anbetracht ihres Ranges und ihrer Stellungen dem verzweifelten Auswurf aller Nationen angehörten. Wir haben nur wenig Zeit, bei dem Liebesroman dieser Biografie zu

verweilen, und wollen daher bloß sagen, dass Morgan mit seinem Geschick zufrieden war, die Negerin aber sich eines weit gedungenen und aufregenderen Glückes erfreute als je eine Dame, mochte sie nun die Heldin was immer für eines Romans oder einer Novelle werden. Ohne Zweifel würde sie in dem seltsamen und schrecklichen Treiben, in welches sie sich verflochten sah, eine weit glänzendere Rolle gespielt haben, wenn nicht ihr Ungestüm und ihr Unternehmungsgeist in hohem Grad durch ihre unterwürfige aufopfernde Liebe zu Morgan gedämpft worden wären. Jedenfalls leistete sie Letzterem unberechenbare Dienste nicht nur als Amanuensis, sondern auch als eine besonnene, klarsehende Ratgeberin.

Achtzehntes Kapitel

Unser Held schließt sich einem verrufenen alten Seeräuber an, verrichtet einige sehr glänzende Taten mit ihm, wird ehrgeizig und hat, wie Sancho ehrlichen Andenkens, ein Auge auf eine Insel.

Um dieselbe Zeit lag ein alter Erzpirat, namens Mansfeld, im Hafen und stattete eine bedeutende Flotte aus, um irgendeinen großartigen Versuch zu machen. Dieser graue Kenner der Eigentumsrechte warf, als er Morgan mit so vielen Schiffen zurückkehren sah, ein liebevolles Auge auf ihn, denn er hielt ihn ganz für einen Mann nach seinem Herzen – unerschrocken, kaltblütig, schlau und nicht bedenklich in punkto des Gewissens. Mansfeld, welcher fühlte, dass sich die Zeit mit seiner Person Freiheiten genommen hatte, welche dieser grimmige Niedermäher der Menschen nicht auch

auf sein Geist auszudehnen vermochte, suchte unseren Freund und seine Begleiterin auf, um unserem Helden, da er ihm ausnehmend wohl gefiel, ohne viel nutzlose Formen und Umschweife die Stelle seines Vizeadmirals und dem weiblichen Sekretär das Kommando eines seiner schönsten Schiffe anzubieten.

Morgan ließ sich diesen Antrag ohne Weiteres gefallen, obwohl Mr. John Smith (Zoabindas, Schiffsname) achtungsvoll den Befehl über die *Wasserschlange* ablehnte, da er es vorzog, beim neuen Vizeadmiral als Sekretär zu bleiben.

Die beiden Admirale hatten bald eine Flotte von fünfzehn Segeln, darunter einige ziemlich große Schiffe, zusammengebracht, und bemannten sie mit mehr als fünfhundert tollkühnen Kerlen, die hauptsächlich aus Wallonen und Franzosen bestanden. Wohlgemut und voll Vertrauen auf den Erfolg segelten sie zur Insel St. Catharina, unfern des spanischen Festlands und ungefähr fünfunddreißig Stunden von der Mündung des Flusses Chagre.

Sie landeten ohne Verlust und hatten sich bald der ganzen Insel mit allen ihren Forts und Schlössern bemächtigt. Diese Verteidigungswerke zerstörten sie bis auf ein einziges starkes Fort, welches sie mit hundert Mann von ihren eigenen Leuten besetzten, um dort alle den Spaniern abgenommenen Sklaven und die sehr wertvolle Beute unterbringen zu können. Sie nahmen auch eine kleine anliegende Insel, welche der anderen so nahe war, dass eine Brücke die Verbindung herstellte. Nachdem sie beide Inseln verwüstet und das Kommando der Garnison einem Franzosen, namens Simon, übergeben hatten, segelten sie auf das Festland von Südamerika zu.

So kurz auch dieser Feldzug war, legte doch Morgan so

entschiedene Beweise von Geschicklichkeit, Besonnenheit und überlegtem Mut ab, dass er mit einem Mal die rauen Herzen der Abenteurer gewann. Mansfeld verließ sich so auf ihn, dass die ganze Obhut über die Flotte eigentlich ausschließlich seiner Wachsamkeit und geistigen Überlegenheit belassen blieb.

Die Amazone Zoabinda war an Bord geblieben, ohne an den Kämpfen teilzunehmen, denn Morgan wünschte ihr so viel wie möglich den Hang abzugewöhnen, sich in das Getümmel des wirklichen Blutvergießens zu mischen, weil er es vorzog, sich nur ihrer geistigen Hilfsquellen und der wöllustigen Tröstung ihrer Zärtlichkeit zu bedienen.

Von diesem ersten Erfolge gehoben, verteilten die wilden Küstenbrüder, welche sich selbst der strengsten Manneszucht unterwarfen, ihre kleine Flotte über die liebliche See und näherten sich allmählich der Küste des spanischen Festlands. Sie schwelgten in einem tollen Glück, das, obwohl es bloß tierisch war, doch einen gewaltigen Reiz besaß, denn die Abenteuerlust ist eine höchst berückende Leidenschaft. Wer sich ihr einmal von ganzer Seele hingeeben hat, kann später nie wieder Gefallen an den ruhigen Vergnügungen des häuslichen Lebens finden.

Wie ganz anders war nun der welsche Knabe geworden, der zwar jeder schnellen Leidenschaft zum Opfer wurde und bald scheu, bald keck war, aber doch ein wohlwollendes, edelmütiges Herz besaß! Er stand jetzt da als das Leben und die Seele eines großen Unternehmens – ruhig, kalt und unbeugsam, mit Menschenblut rechnend und vor allem in seinem Inneren die gewaltige Gier einer neu erwachten Habsucht tragend. Von Rechten und Gesetzen wollte er nichts mehr wissen, denn er hatte sie schon längst verachtet. Weder

die Gesetze Gottes noch die der Menschen konnten seine Mittel und seine Zwecke rechtfertigen. Sein unbeugsamer Wille hatte bloß den Erfolg im Auge und errang ihn. Er war vom echten Urstoff, aus welchem Helden gebildet werden, wenn anders die Menschen so verständig sind, eine derartige Entwicklung zu gestatten.

Als sich die Flotte der spanischen Küste näherte, schienen die Piraten auf wenig anderes zu sinnen, als auf den gewöhnlichen Brauch, an Land zu plündern und zu sengen – eine Taktik, die mit weit mehr Gefahr als Vorteil begleitet war. Endlich langten sie an dem Colla-Fluss auf dem Costa-Rica-Gestade an, wo sie stromaufwärts fahren und die ziemlich beträchtliche Stadt Nata plündern wollten.

Aber dieses Verschwenden von Zeit und Kräften in kleinen Versuchen führte bald die natürliche Folge des Schwankens mit sich. Die Spanier zeigten sich mit einem Mal sehr tätig, und der Präsident von Panama, welcher von den Bewegungen des Feindes unterrichtet war, brachte eine bedeutende, wohlorganisierte Mannschaft zusammen, um mit ungewöhnlicher Entschiedenheit den schonungslosen Räubern entgegenzutreten. Sein Herannahen reichte zu, denn Mansfeld und Morgan, welche die Schwäche ihrer eigenen Streitkräfte kannten, lehnten weislich den Kampf ab und schifften sich mit aller Eile, welche sich mit der Vorsicht vertrug, wieder ein.

Obwohl sie bei diesem Feldzug keine sonderlichen Reichtümer gewonnen hatten, so war doch ihre Mannszucht und ihre Fähigkeit, im Einklang zu handeln, viel geregelter geworden. Sie segelten nach ihrer kürzlichen Eroberung der Insel St. Catharina, zurück und waren wohl zufrieden mit der Aufregung ihrer Fahrt.

Unter der Garnison, die sie unter dem sogenannten Sieur Simon zurückgelassen hatten, fanden sie alles nach Wunsch, denn dieser Kommandant hatte in Abwesenheit seiner Gefährten die Zeit gut genutzt. Die große Insel war in einer trefflichen Wehrverfassung und die kleine von seiner Mannschaft so gut angebaut worden, dass man die rückkehrende Flotte nicht nur für die augenblickliche Erfrischung mit Mundvorräten, Früchten und Vegetabilien versehen, sondern auch noch hinreichend für eine neue Reise aufbewahren konnte; so groß war die Fruchtbarkeit des Bodens.

Morgan erkannte den Wert dieser Maßregeln wohl, und Mansfeld teilte seine Ansicht, dass diese wertvollen Inseln als ausschließliche Appanage unter der Souveränität der Piraten verbleiben sollten – wenn wir sie anders Piraten nennen müssen. Um diese Periode war die Insel voll Wild und durch vier Bäche, von denen zwei in der größten Hitze auszutrocknen pflegten, gut bewässert. Die Bewohner bestanden aus weißen Verbrechern, welche von den spanischen Ansiedelungen zu diesem Teil der Welt verwiesen worden waren, denn die Insel war die Botany Bay jener Periode. Nun pflanzte diese Gentry *more suo* nur so viel, wie für ihren eigenen Unterhalt nötig war, und führte ein träges, glückliches Leben, welches sie nie in gegenseitigen Streit brachte, da sie kein Eigentum erwarben. Die unermesslichen Hilfsquellen des Platzes waren daher nie gehörig benutzt worden.

Es war ein gut befestigter Hafen vorhanden, der durch wenige Personen gegen jede Streitkraft, welche die Spanier gegen sie aufzubringen vermochten, verteidigt werden konnte; dazu noch ein Hafen, der in der Nähe der wertvollsten spanischen Besitzungen lag und folglich gut berechnet war,

den Verkehr derselben abzuschneiden.

Wenn das Gebiet dichter bevölkert und zweckmäßig angebaut wurde, so musste es eine sehr gewinnbringende Besitzung werden, da sie nicht nur Einkünfte abwarf, sondern auch den Schiffen *der Brüder* Rekruten stellen konnte. In der Tat sah Morgan darin den Kern einer künftigen Souveränität, die er sich seiner Zeit zu erringen beschlossen hatte.

Unter der Verabredung, dass die Insel für ewige Zeiten ihr Eigentum bleiben sollte, kehrten die beiden selbst geschaffenen Admirale nach Jamaika zurück, um Verstärkung für den Platz zu holen und Leute anzuwerben, welche denselben gegen jeden Angriff der Spanier militärisch verteidigten. Dies konnte nicht wohl geschehen ohne die Genehmigung des Obristen Modiford, denn es war eine kühne Maßregel, mitten in Westindien ein neues Reich zu gründen. Morgans Einfluss auf seinen alten und treuen Freund war vergeblich, denn der Obrist fürchtete das Missfallen des neu eingesetzten Karls II., seines Königs, auf sich zu ziehen.

Abgesehen davon hätten auch die Streitkräfte von Jamaika genommen werden müssen, welches damals selbst nicht sonderlich mit Verteidigern versehen war, und die Spanier behaupteten stets eine sehr drohende Haltung gegen das neue Gouvernement. Zwar unter liegt es keinem Zweifel, dass das Herz des Obristen voll in den Entwurf einging; indes erklärte er ihn doch für zu gefährlich, als dass er demselben in der gegenwärtigen Periode Vorschub oder auch nur Duldung gestatten konnte. So segelten Mansfeld und Morgan, nachdem sie viel wertvolle Zeit in Bitten verschwendet hatten, mit ihrer Flotte nach Tortuga, um etwa dort zu erzielen, was ihnen auf Jamaika verweigert worden war.

Mansfeld war jedoch kaum zu Tortuga, einer kleinen Insel an der Nordküste von San Domingo, angelangt, als er eines plötzlichen Todes starb. Er war zwar schon weit in Jahren vorgerückt und hatte ein sehr ausschweifendes Leben geführt. Indes regte sich doch großer Argwohn, der junge Kapitän oder Zahlmeister John Smith habe seinen Hintritt vor den ewigen Richter beschleunigt, denn der Admiral hatte kaum dessen Wohnung in der Stadt verlassen, als er taumelte, zusammenbrach und augenblicklich seinen Geist aufgab. Man trug sich mit dem Gerücht, er habe sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem, was sie wirklich war, mit einem Weib verhöhnt.

Dieser Mansfeld war ein großer Schurke gewesen. Die Schaudertaten, die er begangen hatte, hatten ihn sogar zum Abscheu seiner eigenen Mannschaft gemacht. Man verließ sich jedoch auf seine Haltung und seinen Mut, denn die Piraten würden dem Satan *in propria persona* Folge geleistet haben, wenn er die gleichen Fähigkeiten entfaltet und sich herabgelassen hätte, sie zu kommandieren.

Der Tod des Admirals brachte für eine Weile alles in große Verwirrung, und Sieur Simon kam dadurch in eine sehr unangenehme Lage. Er war als Gouverneur auf der Insel St. Catharina geblieben. Da er weder von Mansfeld noch von Morgan Kunde erhielt, so wurde er sehr ungeduldig und unruhig, wozu allerdings, wie man bald sehen wird, hinreichender Grund vorhanden war.

Das ganze Costa Rica war dem Kommando eines neuen und als neu natürlich auch tätigen Gouverneurs, namens Don Perez de Guzman, untergeordnet worden, der sich durch irgendeine glänzende Heldentat auszuzeichnen sehnte - und die Piraten hatten ihm dazu Gelegenheit bereitet. Er

hielt es nicht nur für unverträglich mit den Interessen, sondern auch für einen Schimpf gegen die Ehre des Königs von Spanien, dass die Bukanier im Bann seines Gouvernements die schöne Insel St. Catharina besitzen sollten.

Indes war es dem Don nicht sehr darum zu tun, seine eigene Tapferkeit zu erproben oder die Truppen unter seinem Kommando allzu scharf ins Feuer rücken zu lassen, weshalb er es zuvörderst sehr weislich mit Unterhandlungen versuchte. Er schickte an den Sieur Simon ein Schreiben, in welchem er demselben andeutete, wenn er die Insel ruhig an Se. katholische Majestät abgebe, so solle er gut belohnt werden. Im Weigerungsfall aber stehe ihm die schärfste Strafe bevor, denn er, der Don, könne und wolle den Platz nehmen.

Der hohe Ton dieses Sendschreibens focht den Sieur Simon nicht sonderlich an. Dagegen fühlte er sich furchtbar beunruhigt durch das Ausbleiben allen Succurses von Mansfeld, denn er sah nicht ein, was ihm oder seinen Leuten auch die hartnäckigste Gegenwehrenützen sollte. Indes forderte seine eigene Ehre einigen Widerstand. Nachdem er diesen zur Schau gestellt hatte, übergab er den Platz unter denselben Bedingungen, welche die Spanier von den Seeräubern erhalten hatten, als Letztere ihre Eroberung machten.

Don Perez setzte einen höchst bombastischen Bericht über diese Wegnahme auf, mit dem wir hier weiter nichts zu tun haben, obwohl wir uns nicht enthalten können, anzugeben, dass er eine der lächerlichsten Fanfaronaden war, mit denen je eine Regierung behelligt wurde.

Obrist Modiford erlitt gleichfalls eine gebührende Strafe für sein Abgehen vom streng rechtlichen Benehmen, das bisher seinen Charakter bezeichnet hatte. Mit einer Zweideutigkeit, die seiner Freundschaft zu Morgan ganz unwürdig

war, wünschte er sich die Ehre zu sichern, dass er seinem königlichen Gebieter diese Insel zugeeignet habe. Als er fand, dass die Piraten außer Weges waren, schickte er heimlich ein Schiff ab, welches nach St. Catharina einen neuen Gouverneur, eine reichliche Anzahl von Truppen und einen guten Vorrat von Männern und Frauen bringen sollte, damit die Insel mit englischen Untertanen bevölkert werde. Einige Tage, nachdem die Spanier den Platz wieder in Besitz genommen hatten, erschien dieses Schiff unter englischen Farben vor dem Hafen. Der Sieur Simon erfuhr durch ein Boot desselben, welches nach einem Piloten an Land gekommen und zurückgehalten worden war, den Plan der Engländer, ihn zu verdrängen. Da er den Angehörigen dieser Nation nicht sehr geneigt war, so ließ er sich von den Spaniern leicht bereden, selbst an Bord zu gehen und das Schiff in den Hafen zu führen. Er tat dies mit bewunderungswürdiger Verstellungskunst. So wurde das Schiff samt all seinen Leuten eine Prise der Spanier.

Der Leser muss nun wissen, dass damals die Unternehmungen der Bukanier gegen die Spanier von allen Nationen gern gesehen und im Geheimen unterstützt wurden, obwohl sie dies öffentlich in Abrede zogen. Wie immer die Verhältnisse der Regierungen in Europa sein mochten, ob friedlich oder kriegerisch – ihre Untertanen wurden, wenn sie in Ostindien zusammentrafen, Brüder und verbündeten sich in gleicher Weise gegen die Spanier. Letztere waren der allgemeine Feind und verdienten auch als solcher betrachtet zu werden. Ihre Grausamkeit gegen die Indianer, ihre Anmaßung, ihre Bemühungen, alle Nationen sogar von der Annäherung an die Küsten der Neuen Welt auszuschließen, und ihr bigotter Stolz machte sie zum gemeinsamen Gegenstand

des Hasses. Einige Abenteurer begannen sogar, aufgeregt durch die allgemeine Erbitterung, einen fanatischen Kreuzzug gegen sie, in welchem sie sich nicht Ruhm oder Gewinn, sondern bloß Rache zum Ziele steckten. So wurden dann die Grausamkeiten, welche Pizarro und andere Barbaren beginnen, hundertfältig in Mord und Foltern an Tausenden ihrer Landsleute gerächt, welche in Vergleichung mit ihnen unschuldig waren.

Neunzehntes Kapitel

Morgan wird einziger Admiral, rüstet eine Flotte aus, hält eine Rede und nimmt eine spanische Stadt, benimmt sich ungemein schlecht und erringt nur sehr wenig Beute, kehrt nach Jamaika zurück und lässt einen seiner Gefährten hängen.

Nie zeigte sich Morgans Charakter vorteilhafter als bei dieser Krise. Nach dem Tod des Admirals war die Mannschaft des Schiffes, welche hauptsächlich aus Franzosen oder Volk aus den Niederlanden bestand, durchaus nicht geneigt, unter Morgan zudienen oder überhaupt zu dienen, bis sie in jeder nur denkbaren Schlemmerei den Gewinn ihres letzten Feldzugs verschwendet hätte. Dazu kam noch, dass, abgesehen von diesen Hindernissen, die Flotte zusammenzuhalten, Tortuga eine französische Ansiedlung war und einen französischen Gouverneur hatte, sodass also auch das Gewicht amtlicher Autorität gegen ihn wirkte.

Obwohl die Schiffe unbemannt und meistens abgetakelt im Hafen lagen, so erschlaffte doch Morgan keinen Augenblick in seinen Bemühungen, Mannschaft und Mittel beizu-

bringen, um den Bukaniern den bleibenden Besitz der Insel St. Catharina zu sichern. Er schickte Erbietungen und Schreiben nach allen Richtungen aus, lud Ansiedler zur Einwanderung ein und schilderte das Klima, den Boden und die Eigenschaften des Platzes in den glühendsten Farben. Bei dieser Gelegenheit entwickelten sich die Talente seiner verkleideten Negerin in hohem Grade. Den ganzen Tag über war sein weiblicher Sekretär mit Korrespondenzen zu den entlegensten Orten beschäftigt. Ihr Ehrgeiz glich ganz dem ihres Geliebten, und ihre Fähigkeiten standen den seinen nur wenig nach.

Wo immer Engländer sich angehäuft hatten, liefen auch Morgans Gesuche und Versprechungen ein, und namentlich hatte er dabei die Ansiedler Neu-Englands und Virginians im Auge. Mehrere sehr einflussvolle Personen, reiche Kaufleute und andere begannen schon Einleitungen zu treffen, um Morgans Plan zu begünstigen, als mit einem Mal der ganze Entwurf vereitelt und alles bisher Geschehene abgebrochen wurde, weil sich die unwillkommene Kunde von der Übergabe der Insel an die Spanier verbreitete.

Nun wurde die Feder hastig beiseite geworfen, um dem Schwert Platz zu machen. Durch seinen Eifer gelang es Morgan bald, sein eigenes Schiff auszurüsten und vollzählig zu bemannen. Zugleich bot er jeden, dem es möglich war, auf, ein Gleiches zu tun. Das Beispiel war einmal gegeben. Durch die Armut gedrängt, schloss sich ein Schiff nach dem anderen an und der Hafen begann wieder ein kriegerisches Aussehen zu gewinnen.

Die so gesammelte Flotte wurde unter seinen Befehl gestellt. Als er alles bereit sah, berief er die Hauptkommandeure zu einem Kriegsrat und erklärte ihnen, ohne seinen

abschließenden Plan kundzutun, bloß, dass sie sich an einem gewissen Teil der Insel Kuba versammeln müssten.

Über die Gesetze, welche sich die Küstenbrüder auflegten, sind viele übertriebene Berichte und Erfindungen in Umlauf gekommen, weshalb wir hier in Kürze angeben wollen, welchem Kodex sie unbedingten Gehorsam leisteten. Die herrschenden Irrtümer verdanken ihre Entstehung Schriftstellern, welche dramatisch schreiben und gern vermittelt des Schrecklichen Eindruck machen wollten. Viele dieser Angaben sind abgeschmackt, lächerlich und der tapferen Kameraden, welchen sie zugeschrieben werden, durchaus unwürdig.

Die Seeräuberei war in jenen Tagen ein sehr achtbarer Beruf, und diejenigen, welche sich damit abgaben und Vorteil daraus zogen, nannten ihn Patriotismus.

Nehmen wir an, dass sich eine Flotte von fünfzehn oder zwanzig Schiffen verschiedener Größe gesammelt habe und zu ihrem Kommando ein Admiral ernannt sei, dessen Macht, da sie bloß in der öffentlichen Meinung beruht, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten beschränkt ist oder despotisch wird. Wenn alles seefertig ist, wird ein Kriegsrat an Bord des Admiralschiffs berufen. Hier bereinigen sie zuerst, welche wirkliche Bezahlungen an gewisse Personen geleistet werden sollen, die ihr Kapital und ihre Geschicklichkeit bei der Spekulation auszubeuten gedenken, ehe von der eigentlichen Verteilung der Prise die Rede ist. Der Kapitän, welcher fast stets Schiffseigentümer ist, erhält zum Beispiel so und so viel Geld für sein Schiff, je nach dessen Größe, keineswegs aber im Verhältnis zum Wert desselben, denn ein Schiff, das fünf oder sechstausend Pfund wert ist, bringt dem Kapitän nur hundert oder im höchsten Fall hundertfünfzig ein, weil

man dabei die Natur einer Miete im Auge hat. Der Wundarzt erhält stets ein Salär und ungefähr fünfzig Pfund für seine technischen Bedürfnisse. Der Zimmermann bezieht gleichfalls Lohn nebst einem Ersatz für seine Werkzeuge. In Bezahlung aller Übrigen gilt die alte Regel: *Keine Beute, kein Geld*. Sie erhalten vom Admiral abwärts – ein Matrose einen einfachen Teil und die Offiziere mehr, je nach ihrem Rang in der schriftlichen Übereinkunft. Die Knaben trifft nur ein halber Anteil.

Das unveränderliche Gesetz für persönliche Beschädigungen lautete folgendermaßen: Der Verlust eines rechten Armes oder rechten Fußes berechnete den Verwundeten zu hundertfünfzig Pfund Sterling oder einem fünffachen Anteil; der des linken Armes oder Fußes zu hundertfünfundzwanzig Pfund oder einer vierfachen Portion. Ein zerstörtes Auge wurde mit fünfundzwanzig Pfund oder einem vierfachen Anteil bezahlt. Ein Finger hatte den gleichen Preis wie das Auge. Andere Körperteile standen im Verhältnis zu dieser Skala. All dieses Schmerzensgeld wurde stets zuvor von der Beute abgezogen und an die Verwundeten ausgezahlt, ehe es an eine Teilung der Gesamterwerbung ging.

Wenn die Zeit der Teilung herankam, musste jeder öffentlich einen feierlichen Eid ablegen, dass er nichts verborgen habe. Es kam kaum je der Fall eines Meineids vor.

In der Regel standen sie untereinander im besten Einvernehmen. Sie waren gegenseitig freigebig und, wenn die Aufregung des Kampfes vorüber war, stets schonend ihre Gefangenen gegenüber, die farbigen ausgenommen, welche sie zu Gefangenen machten und nach der Sitte der Zeit und des Landes verkauften. Für einen Haufen gesetzloser Vagabunden führten sie in der Tat ein recht heiteres, glückliches Le-

ben. Da sich jeder unter ihnen an den Gedanken gewöhnt hatte, dass ihm nur ein kurzes Dasein beschieden sei, so betrachteten sie jeden Abend auch nur einen einzigen, weiteren frohen Tag als Gewinn.

Morgan als Admiral und Mr. John Smith als der Kapitän und Sekretär seines Schiffes kamen, ohne irgendeinem Abenteuer zu begegnen, zuerst unter den Kais an der Südseite von Kuba, einem gewöhnlichen Zufluchtsort der Piraten, vor Anker. Die übrigen Fahrzeuge trafen gleichfalls bald ein. Nun war Henry Morgan zum ersten Mal in seinem Leben der Oberkommandeur von zwölf Segeln, die zum Teil wenig besser als einfache Boote waren, und von siebenhundert rüstigen, verzweifelten Kerlen, die vor Begier nach Schlachten zu Wasser und Land brannten. Er musterte sie am Ufer und fand zu seiner großen Befriedigung, dass alle vortrefflich bewaffnet waren, denn jeder führte seine Muskete und viele waren noch außerdem mit Brustpanzern versehen.

Nach beendeter Musterung versammelte sich der große Rat unter einem geräumigen Zelt und verhandelte natürlich die Frage, wie eine so rüstige Streitmacht am vorteilhaftesten verwendet werden konnte. Sie glaubten, nichts sei zu schwierig, was sie nicht ausführen könnten. Es wurde daher der Vorschlag gemacht, Havanna, dieses großartige Emporium der Reichen im spanischen Westindien, anzugreifen. Morgan ließ diese Tollheit sich legen und machte nur hin und wieder in seiner ruhigen, nachdenkenden Weise auf die unübersteiglichen Schwierigkeiten aufmerksam, denen ein so großartiges Unternehmen notwendig unterliegen müsse. Als er endlich bemerkte, dass niemand mehr mit einem weiteren Vorschlag bereit war, redete er seine Offiziere und Ka-

meraden etwa in folgender Weise an: »Es macht mir große Freude, meine Brüder, unter meinem Kommando Männer zu finden, die nicht nur fähig sind, große Taten auszuführen, sondern auch sie zu entwerfen. Es ist sehr wahr, dass wir es mit diesen schurkischen Spaniern in punkto der Grausamkeit nicht genau nehmen dürfen, denn von allen Nationen sind sie selbst die grausamsten und blutdurstigsten. Ja, ihren Schaudertaten allein hat man es zu verdanken, dass auf diesen schönen Inseln der weiße Mann sogar noch schlimmer angesehen ist als der Teufel selbst. Monsieur Dunoirs Vorschlag, durch Überrumpelung die Pfaffen, Frauen und Kinder der Stadt Havanna gefangen zu nehmen und sie durch schreckliche Foltern zu Tode zu bringen, um die Übergabe der Zitadelle zu erzwingen, ist ein weiser, sehr tugendhafter Plan und in jedem Betracht des Kopfes und Herzens eines redlichen Bukaniers würdig. Lasst Euch für Euren Antrag umarmen, Monsieur. Zuverlässig könnte er bei keinem anderen Volk als nur eben bei diesen elenden Spaniern fehlschlagen. Ich kenne die Zitadelle gut. Der Versuch würde wenigstens fünfzehnhundert Mann fordern. Wenn wir sie nicht gewinnen, können wir die Stadt keine halbe Stunde behaupten oder nur eine halbe Meile weit mit unserer Beute einen sicheren Rückzug antreten. Ihr könnt alle Pfaffen, Frauen und Kinder ermorden, ehe die Einwohner nur mit einem einzigen Piaster ausrücken. Ich habe nichts gegen eine spanische Aderlässe einzuwenden; aber sie bloß um des Vergnügens und unter Gefährdung unseres eigenen Lebens vorzunehmen, meine lieben Freunde, ist mehr, als euer Führer und Bruder gutheißen kann. Hier ist mein würdiger Sekretär, ein junger Mann, aber doch gut im Rat, der es auch beim Handeln an nichts fehlen lässt. Sprecht, Mr. Smith, ist

Euch kein Plan eingefallen, durch welchen wir uns ebenso gut mit Ehre als mit Gold bereichern könnten?»

Die im Voraus unterrichtete Zoabinda begann sich nun über den Reichtum und die geringen Verteidigungsmittel der Stadt Puerto del Principe zu verbreiten. Einen der größten Empfehlungsgründe fand sie darin, dass er, als zu fern von der Seeküste, noch nie von Plünderern heimgesucht worden sei. Die Einwohner führten stets ihren Handel in barem Geld und ständen in einem beharrlichen, einträglichem Verkehr mit Havanna. Da die Leute des Platzes keineswegs kriegerisch waren, so zollte man diesem Vorschlag großen Beifall und nahm ihn augenblicklich an. Morgan erteilte daher Befehl, dass sich alles augenblicklich an Bord begeben und die Anker lichten sollte, um mit aller Behändigkeit nach el Puerto de Santa Maria zu segeln – einem Ankerplatz, welcher dem Ziel ihrer beabsichtigten Plünderung am nächsten gelegen war.

So schlau sonst die Piraten im Allgemeinen waren, konnten sie sich doch nicht gegen allen Unstern sicherstellen. Sie hatten an Bord ihrer Flotte mehrere Gefangene, darunter einen Spanier, welcher die französische und englische Sprache nicht zu verstehen vorgab. Dieser stürzte sich in der Nacht, in welcher die Flotte ankerte, in die See, schwamm an Land und machte in der Stadt Puerto del Principe Lärm.

Der Gouverneur bot augenblicklich die ganze Streitkraft des Platzes, sowohl Freie als auch Sklaven auf, verbarrikadierte die Hauptzugänge mit gefälltten Bäumen, stellte an allen wehrbaren Punkten Posten auf und legte an mehreren Orten Hinterhalte, all diese Vorbereitungen mit Feldstücken deckend. Seine Mannschaft belief sich auf mehr als achthundert gut bewaffnete Leute, die er hälftig an den Außenpos-

ten verteilte, während er die übrigen auf einer geräumigen Ebene vor der Stadt in Schlachtordnung aufziehen ließ.

Er hatte den Piraten eine ebenso große Überraschung zubereitet, als die war, mit welcher er von ihnen bedacht wurde.

Unsere Freunde rückten unter der ritterlichen Anführung Morgans vor, mussten aber finden, dass die Wege unbegehrbar waren und die aufgeworfenen Verteidigungsmittel nicht im Sturm genommen werden konnten. Aber die Vorsichtsmaßregeln der Spanier gereichten den Piraten nur zur Sicherheit und zum Triumph. Sie bahnten sich einen Weg durch die Wälder, umgingen so die Hinterhalte und rückten unmittelbar der spanischen Streitkraft gegenüber in die Ebene ein.

Die Savannah war ein Platz, auf welchem die Reiterei höchst wirksam manövrieren konnte. Sie erhielt daher den Auftrag, die aus den Wäldern auftauchenden Bukanier anzugreifen. Sie waren zu langsam in ihren Bewegungen und gestatteten dadurch dem Feind, bei Trompeten- und Trommelschall mit flatternden Fahnen einen gut geordneten Halbkreis zu bilden.

Die Spanier versuchten mehrere Male vergeblich, die Linie zu durchbrechen, wichen aber bald zurück, weil sie bemerkten, dass jeder Schuss des Feindes Wirkung tat. Die Piraten schoben nun den rechten Flügel ihres Halbkreises vor und brachten sich endlich zwischen die Kavallerie und die Stadt, sodass erstere zum Wald gedrängt wurde, aus welchem sie selbst hervorgekommen waren.

Die Spanier wurden durchbrochen, der Gouverneur getötet. Ihre Niederlage war vollständig. Da sie sich nicht durch den Wald Bahn brechen konnten, so fanden sie fast samt und

sonders den Tod, während die Piraten nur einen unbedeutenden Verlust erlitten, obwohl die Schlacht mehr als vier Stunden gedauert hatte. So lange auf der Ebene gestritten wurde, hatten das Fußvolk und die Truppen der Außenposten und Hinterhalte die Stadt gewonnen und sich in den größten Häusern festgesetzt. Von hier aus schossen sie auf Morgans Leute, welche in den Straßen auf- und abliefen und in Menge fielen. Jetzt versuchte es Morgan mit dem Parlamentieren und erklärte den Spaniern, wenn sie nicht aufhörten und sich nicht augenblicklich auf Gnade und Ungnade ergäben, würde er sie alle mit Weib und Kind lebendig in ihren eigenen Häusern braten. Dies erwirkte unverweilt die Übergabe.

Nun begann die Plünderung samt ihren Schrecken. Sie schlossen sämtliche Spanier, Männer, Weiber, Kinder und Sklaven in mehrere Kirchen ein, stellten starke Wachen davor und hielten sie in enger Haft. Dann durchspürten sie das umgebende Land mit gutem Erfolge, indem sie viele Gefangene, Mundvorrat und beträchtliche Beute zurückbrachten.

Nachdem alles in Sicherheit war, handelte unser Held – ja, er war ein Held – in einer Weise, die leider keine Entschuldigung zulässt. Dass die Sieger allen Ausschweifungen die Zügel ließen, kann ihm vielleicht nicht ausschließlich als Verbrechen zugerechnet werden, obwohl er daran teilnahm, denn viehische Rohheit und die rückhaltloseste Wollust ließ sich wohl von der siegestrunkenen Rotte erwarten, welche er nur dem Namen nach kommandierte. Aber die scharfsinnigen Foltern, welchen die Spanier unterworfen wurden, um sie zu Entdeckung von Schätzen zu zwingen, die ihnen bekannt oder nicht bekannt waren, müssen stets ein Flecken in Morgans Charakter bleiben – ein umso tieferer, blutigerer

Flecken, wenn man bedenkt, dass sich die Spanier mit den Waffen in der Hand als Kriegsgefangene ergeben und daher alle Ansprüche auf den Schutz und die milde Behandlung ihrer Sieger hatten. Die peinlichsten Qualen kamen in Anwendung, und wir enthalten uns einer Schilderung, da sie nicht nur die Gefühle der Menschlichkeit, sondern auch die Gesetze des Anstands aufs Gröbste verletzen müsste. Der Leser mag sich das Schlimmste erdenken, was in einem Zeitalter geübt wurde, in dem die Tortur eine Art Wissenschaft geworden war und Geschicklichkeit darin fast als etwas Ehrenvolles galt.

Diese Schrecken beschränkten sich nicht allein auf die Männer, sondern auch auf Weiber und Kinder, die man in den Kirchen eingesperrt verhungern ließ. Die Szene war schaudervoll. Viele Säuglinge starben an den milchlosen Brüsten ihrer verzweifelnden Mütter, während manche unglückliche Frau, welche den Anblick ihres ausgehungerten Kindes nicht mehr länger ertragen konnte, sein Gehirn an den Altären der heiligen Jungfrau zerschmetterte, welche ihnen nicht helfen konnte oder sie verlassen hatte.

Die Stadt war nicht so reich, als man geglaubt hatte, denn sie gab sich mehr mit dem Ackerbau als mit dem Handel ab. Ihr Hauptverkehr bestand in rohen und verarbeiteten Häuten – ein Artikel, der für die Freibeuter fast wertlos war. Sie hatten alles erhalten. Nun wurde aber auch der Mundvorrat selten. Sie konnten nicht umhin, aus diesem letzten Wink zu entnehmen, dass es Zeit zum Aufbruch sei.

Morgans Forderungen waren nun ebenso ungeheuer als sein früheres Benehmen. Obwohl er den Spaniern den letzten Heller abgepresst hatte, verlangte er doch von ihnen als Preis seines Abzugs ein doppeltes Lösegeld, eines für die

Personen, das andere für die Stadt. Konnten sie das Erstere nicht leisten, so sollten sie alle als Gefangene nach Jamaika deportiert werden. Wurde das Letztere nicht entrichtet, so wollten die Piraten die ganze Stadt in Asche legen.

Die Spanier konnten auf dieses maßlose Ansinnen keine andere Antwort geben, als dass sie außerstande seien, demselben zu entsprechen. Indes wollten sie sehen, ob ihre Landsleute in den benachbarten Städten nicht bereit wären, ihnen zu Erlegung des Geldes behilflich zu sein. Vier erhielten die Erlaubnis, diese Sendung anzutreten; aber ehe sie aufbrachen, ließ Morgan vor ihren Augen mehrere ihrer Nachbarn fast auf den Tod foltern, um der Deputation zu beweisen, dass es den Piraten Ernst sei. Auch erklärte man derselben, ihre Landsleute, Männer und Weiber sollten jeden Tag dieselbe Behandlung erleiden, wenn sie nicht mit dem Lösegeld zurückkehrten.

Dies war eine vollendete Grausamkeit, die sich keines anderen Urhebers als Morgans rühmen konnte. Die Spanier waren jedoch so hart gegen die Leiden ihrer Freunde und Verwandten, als die Piraten, welche dieselben verhängten. Sie beeilten sich nur wenig mit ihrem Auftrag.

Unser unheroischer Held nahm nicht teil an den wilden Ausschweifungen seiner Raubgenossen, denn er war mäßig im Essen und noch weit mäßiger im Trinken. Die verschiedenfarbigen Schönheiten des Platzes hatten keinen Reiz für ihn. Die einzige Leidenschaft, welche schrankenlos ihren Zepter über ihn schwang, war der Geiz – die einzige Erholung, welche er sich gestattete, das Spiel, in welchem er stets gewann.

Endlich kehrten die spanischen Emissäre zurück, berichteten, dass alle ihre Bemühungen erfolglos geblieben seien,

und baten um weitere Frist. In einer ungewohnten Anwandlung von Milde genehmigte Morgan dies und versprach, das Foltern einzustellen.

Inzwischen machten kleine Haufen in das benachbarte Land Ausflüge, und einer derselben brachte nebst beträchtlicher Beute auch einen Neger ein, den sie mit Briefen des Gouverneurs von St. Jago an die vornehmsten Bewohner von Puerto Prinzipe aufgegriffen hatten.

Letztere erhielten in dem Schreiben die Weisung, allen möglichen Vorwänden aufzubieten, um die Zahlung des Lösegelds für die Stadt und für Personen zu verzögern, denn der Gouverneur werde ihnen zuverlässig in ganz kurzer Zeit zu Hilfe kommen.

Diese Kunde bewog Morgan, alle seine Beute unverweilt einschiffen zu lassen und den Spaniern anzudeuten, wenn das Lösegeld nicht am anderen Tage einlaufe, so würde die Stadt in Brand gesteckt werden. Morgan wusste wohl, dass dies unmöglich war. Da er die erhaltene Nachricht verheimlicht hatte, so konnte er sich wohl anstellen, als neige er sich zur Milde hin. Er ermäßigte seine Forderung auf fünfhundert Ochsen mit einer zureichenden Menge Salz, um das Fleisch einzupökeln, vorausgesetzt, dass sie das Schlachtvieh selbst an Bord brächten. Mit dankbarer Bereitwilligkeit versprachen die Spanier dieses Ansinnen zu erfüllen, worauf er die Stadt verließ und nur sechs der vornehmsten Einwohner als Geiseln mit sich nahm.

Am anderen Tag brachten die Spanier das Vieh und das Salz zu den Schiffen hinunter; aber Morgan weigerte sich, seine Gefangenen herauszugeben, bis sie seinen Leuten geholfen hätten, das Fleisch einzusalzen. Auch dazu zeigten sich die Spanier bereit. Die Geiseln wurden zurückgegeben,

und Morgan, der sich nicht überraschen lassen wollte, beschleunigte seine Abfahrt.

Nun scheint es aber, dass die Markknochen der Ochsen, welche die Engländer so leidenschaftlich lieben, nur zu oft zu Zankknochen werden müssen. Ein John Bull stahl einem Franzosen das saftige Bein, welches ihm zugewiesen worden war, weil er den Ochsen selbst geschlachtet hatte. Es kam zu hohen Worten und zu einer Herausforderung auf Degen. Die Duellanten fanden sich an dem anberaumten Platz ein und wir bedauern, sagen zu müssen, dass der Engländer den Franzosen rücklings auf der Stelle totstach, noch ehe dieser Zeit gehabt hatte, sich in Wehrverfassung zu setzen.

Dieses verräterische Benehmen hatte einen Aufstand sämtlicher Franzosen gegen die Engländer zur Folge. Ohne Morgans Geistesgegenwart würden die Piraten zuverlässig einander selbst aufgerieben haben, oder doch die siegende Partei so geschwächt worden sein, dass die ganze Flotte leicht den Spaniern zur Beute geworden wäre. Morgan stürzte in das Handgemenge, ergriff den Meuchelmörder und ließ ihn augenblicklich gefesselt an Bord seines Schiffes bringen, indem er zugleich versprach, Gerechtigkeit zu üben, sobald sie in Jamaika angelangt wären.

Dies beschwichtigte die Franzosen vorderhand, und sie alle segelten gemeinschaftlich zu einer von den kleinen Inseln der Keys südlich von Kuba, wo sie ihren Raub teilen wollten. Dieser belief sich nicht höher als auf zwölftausendfünfhundert Pfund – eine Bagatelle, welche allgemeines Missvergnügen und Murren erregte, da sie lange nicht zu reichte, um die Wirtshausschulden der Mehrzahl zu tilgen. Morgan hielt eine Anrede an sie und tat sein Äußerstes, um

sie zu einem einträglicheren Unternehmen zu bereden; aber die Franzosen wussten allerlei Beschwerden anzubringen und trennten sich zuletzt von den Engländern. Dies geschah unter gegenseitigen Zuneigungsbezeugungen und mit allen äußerlichen Merkmalen der Freundschaft, indem ihnen Morgan noch zum Abschied versicherte, er wolle dafür Sorge tragen, dass dem Mörder sein Recht widerfahre. Er hielt sein Versprechen, denn er ließ ihn einige Monate später, als er zu Jamaika anlangte, aufknüpfen. Esquemelin bemerkt höchst possierlich, dies sei alle Genugtuung gewesen, welche die französischen Piraten erwarten konnten.

Diese Tatsache beweist, dass unsere Landsleute und ihre Behörden Morgan und seine Gefährten schon um jene Zeit als gesetzlich autorisierte Krieger betrachteten, denn der vorgedachte Verbrecher wurde gesetzlich gerichtet, verurteilt und hingerichtet. Man nahm also an, dass die ganze Bande unter der Gewalt der Gesetze stehe, was doch nicht wohl hätte der Fall sein können, wenn man sie nur als Räuber und Piraten angesehen haben würde.

Zwanzigstes Kapitel

Das Glück befreundet sich wieder mit unserem Helden. Ein Raubbruder schließt sich ihm an. Er entwirft ein großes Unternehmen und führt es glücklich aus, verliert aber dabei seine Geliebte, während er einen Freund findet.

Obwohl sich das letzte Unternehmen so unbefriedigend erwiesen hatte, hatte es doch in unterschiedlicher Weise den Admiral sehr bereichert und wieder mit dem Gedanken ver-

traut gemacht, in Neu-Spanien eine bleibende Autorität zu gründen. Die öffentliche Laufbahn unseres Helden nimmt uns dermaßen in Anspruch, dass wir seinen häuslichen und romantischen Abenteuern nur wenig Raum schenken können.

Nach dem Abzug seiner französischen Verbündeten blieb er einige Tage untätig vor Anker liegen und benutzte diese Zeit größtenteils dazu, Zoabinda zu bereden, dass sie mit ihrem angehäuften Reichtum in einem kleinen Schiff nach Jamaika ziehe und dort ihn erwarte. Sie war jedoch nicht weniger Heldin, als er Held, und weigerte sich mit Entschiedenheit.

Wie die meisten oder wohl gar alle Menschen, die ihrer Religion ledig geworden sind, hatte Morgan statt ihrer unwillkürlich zu einem sehr seltsamen und abgeschmackten Aberglauben gegriffen. Obwohl er sich zu Puerto Principe mit der maßlosesten Wildheit benommen hatte, trug sich doch sein Geist mit der grässlichen Meinung, er habe sein Glück noch nicht mit genug Blut getauft, denn im Verhältnis des Letzteren glaubte er, müsse sich sein günstiger Stern heben. Die schreckliche Vorstellung bemächtigte sich nun seiner, da er noch nicht hinreichend verschwenderisch mit Menschenleben umgegangen sei, so werde dieser Mangel an ihm heimgesucht werden mit Gefahr für dasjenige Leben, welches er am meisten schätzte – für das seiner Zoabinda.

Indes wies er derartige Schwächen von sich ab und beschloss, bei nächster Gelegenheit diese Trugbilder in einem Blutmeer zu ersäufen, das sie selbst vergossen hätte, denn aus seine Bitte hatte sie bisher so viele Sorge für ihre persönliche Sicherheit getragen, dass ihr Ruf als Kapitän des Admirals und Kommandeur eines der schönsten Schiffe in der

Flotte bedeutend Not litt.

Eine vernünftigeren und zweckmäßigeren Beschäftigung fand jedoch Morgan darin, dass er die Begeisterung seiner Matrosen aufrechterhielt. Dies wurde ihm leicht genug, denn sie glaubten, er brauche nur etwas zu unternehmen, um seines Erfolges gewiss zu sein. Er pflegte zu ihnen zu sagen: »Meine Brüder, habt nur noch eine kleine Geduld. Bringt eure Waffen besser in Ordnung, leistet treuen Gehorsam und ich werde euch bald reich machen.«

Seine Leute glaubten ihm unbedingt. Ein berühmter Pirat, welcher die Bay of Campeche zu beunruhigen pflegte, schien diese Überzeugung zu teilen, denn er schloss sich unserem Helden unerwartet und uneingeladen mit drei Schiffen an. Dieser plötzliche Zuwachs der Streitkräfte wurde fast als ein Wunder betrachtet, und Morgans Mannschaft heiterte sich in entsprechendem Grade auf.

Obwohl die Franzosen unseren Helden verlassen hatten, so befand er sich doch einige Tage nachher schon wieder im Kommando über eine Flotte von neun Segeln verschiedener Größe, von seinem eigenen Schiff an bis zu den Fahrzeugen, welche nichts weiter als große Boote waren. Die Gesamtbande bestand aus vierhundert entschlossenen, wohl eingeübten Männern. Nachdem er alles, was sowohl das Segeln als auch den Kampf betraf, in die bewunderungswürdigste Ordnung gebracht hatte, machte er sich, ohne jemand seine Pläne mitzuteilen, zur Küste von Neuspanien auf den Weg.

Als sie das Land antaten, rief Morgan sämtliche Kapitäne zusammen und teilte ihnen in aller Ruhe mit, dass er auf die Stadt Puerto Velo einen nächtlichen Sturm beabsichtige. Ein so keckes Unternehmen beunruhigte sogar einige dieser tollkühnen Leute; aber er beseitigte ihre Besorgnisse, indem er

ihnen bemerkte, da er die Sache für sich behalten habe, so müsse der Überfall gelingen. Wenn man die Streitkräfte nach ihrem Mut berechne, so seien sie nicht klein, und je weniger der Eroberer wären, desto größer würde der Beuteanteil sein.

Mit Ausnahme von Havanna und Caratgena war damals Puerto Velo die stärkste von allen Besitzungen des spanischen Königs in der neuen Welt. Der Eingang des Hafens war durch zwei für unüberwindlich gehaltene Kastele verteidigt und so gelegen, dass man der Ansicht war, sein Boot oder Schiff könne daran vorbeikommen. Der Platz hatte eine Garnison von dreihundert Mann regelmäßiger Soldaten, und die Stadt selbst war stets von vierhundert Familien bewohnt. Die ungesunde Lokalität verhinderte, dass viele bedeutende Kaufleute sich dort aufhielten. Die Stadt diente daher mehr als Magazin für den Kolonialreichtum; aber zu gewissen Zeiten war der Platz überfüllt, wenn zum Beispiel die mit Silber beladenen Maultiere über Land herkamen und die Schiffe der afrikanischen Compagnie mit Negersklaven eintrafen.

Morgan kannte den Platz gut, da er ihn während seiner Gefangenschaft unter den Spaniern oft besucht hatte. Die Flotte gelangte in der Dunkelheit zehn Stunden westlich von der Stadt bei Puerto de Naos an. Auf dem Fluss, an welchem dieser Ort gelegen ist, fuhren sie so weit hinauf, bis sie einen anderen Hafen, Puerto Pentin genannt, erreichten, wo sie unbelästigt Anker warfen. Hier griffen sie zu ihren Booten und stiegen um Mitternacht an Land. Dann marschierten sie unmittelbar auf die Außenposten der Stadt los, nahmen den ersten durch Überraschung und fesselten die Schildwache, noch ehe sie Zeit hatte, ihre Muskete zu lösen. Unbemerkt

erreichten das Kastell, das die Stadt beherrschte, und umringten dasselbe vollständig.

Nun zwang Morgan die Schildwache, die Truppen im Fort anzurufen und sie aufzufordern, dass sie sich in aller Stille ergeben sollten, da sie sonst bis auf den letzten Mann niedergemacht werden würden. Die einzige Antwort darauf war eine volle Salve, durch welche die Stadt alarmiert wurde. Aber die Piraten machten nun einen so verzweifelten Angriff, dass aller Widerstand vergeblich und das Kastell in kurzer Zeit genommen war.

Unter dem Einfluss seines blutigen Fatalismus ließ Morgan alle Leute, die in dem Fort aufgefunden wurden, in ein einziges Gemach sperren, zündete das Pulvermagazin an und jagte so mit einem Mal das Kastell und alle darin enthaltenen Spanier in die Luft. Dies war für die unglücklichen Einwohner der Stadt ein schrecklicher Vorbote der Gräuel, die ihrer harrten. Sie begannen ihre Juwelen und ihr Geld in Brunnen, Zisternen und an jeden heimlichen Ort zu werfen, der ihnen einfiel. Aber die Bukanier hatten ihr schreckliches Werk bereits begonnen. Eine starke Abteilung wurde zu den Klöstern geschickt, um sich aller Mönche und Nonnen zu bemächtigen.

Der Gouverneur war nicht nur ein Mann von Mut, sondern auch von Talent. Nachdem er vergeblich versucht hatte, die Bürger zur Verteidigung der Stadt zu sammeln, zog er sich mit den tapfersten Bewohnern und dem gesamten Militär in das stärkste der noch stehenden Kastelle zurück und eröffnete von da aus ein unablässiges, zerstörendes Feuer auf die Angreifer. Aber dieses Feuer schüchterte Letztere nicht im Geringsten ein, denn sie hielten sich so nahe wie möglich an die Schießscharten, und jede von den Spaniern abgeschosse-

ne Kanone kostete sie zwei oder drei Mann, da die Piraten vortreffliche Schützen waren.

Dieser blutige Kampf wütete bis Mittag. Die verschiedenen Kastelle ließen ihre Artillerie donnern, erschütterten die Häuser und rissen die Straßen mit ihrem schweren Ordonnanzgeschütze auf, welches unablässig vom Rasseln des Musketenfeuers und dem wilden Geschrei der Bukanier beantwortet wurde. Morgan deckte sich zwar stets, schien aber doch überall gegenwärtig zu sein und lenkte mit aller Ruhe die Operationen, auf die verschiedenen Details mit der Fassung eines geübten Schachspieles achtend, der ein schwieriges Spiel vor sich hat. Das gegenwärtige war in der Tat ein höchst schwieriges Spiel. Auf seinen Zügen war er stets von einer auserlesenen Leihwache begleitet, die von Zoabinda kommandiert wurde und als ein kleines Reservekorps betrachtet werden konnte.

Es war hoch am Mittag, ohne dass bis jetzt ein merklicher Eindruck auf die Kastelle ausgeübt worden wäre. Dasjenige, welches der Gouverneur in Person verteidigte, hauste furchtbar unter den Angreifern. Vergeblich versuchten die Piraten die Türen des Forts mit Brennmaterial in Brand zu stecken, denn die Spanier schlenderten auf ihre Köpfe Zerstörungswerkzeuge aller Art nieder.

Sogar Morgan begann zu wanken und seine Lage für nicht länger haltbar anzusehen, Die Fortsetzung des Gefechts schien das beste Mittel zu sein, seine Streitkräfte in Bälde ganz aufzureiben. Flucht war ebenso bedenklich. An dem Ort, wo sie waren, konnten sie nur als Leichen bleiben.

»Kapitän Smith«, rief Morgan mit lauter gebieterischer Stimme Zoabinda zu, »vorwärts und gehorcht Eurem Befehl. Komm hierher, meine Freundin«, fuhr er in veränder-

tem und sehr wehmütigem Ton ihr ins Ohr flüsternd fort. »Diese Spanier haben fechten gelernt und ich fürchte, dass ich nicht länger das Geschick in meiner Macht habe. Eines von uns oder wir beide werden umkommen; und doch ist schon genug Blut geflossen.«

»Henry! Held! Und soll das versprochene Königreich hier und so enden? Inmitten dieses Getümmels zittere ich und weiß, dass ich ein Weib bin. Ich zittre, Henry, und doch brenne ich nach einer kühnen Tat.«

»Dein Wunsch soll dir willfahrt sein. Diese wackeren Burschen murren über ihre Untätigkeit. Man erwartet etwas von dir, meine Liebe. Du sollst deiner Stellung als mein begünstigter Kapitän Ehre machen. Siehst du jenes Fort an der Seite von Kapitän Staveleys Partie? Sein Feuer hat er in der letzten Zeit sehr nachgelassen. Es kam mir vor, als habe ich seinen Befehls halber durch den Rauch mehr als einmal mit verschränkten Armen und mit seltsamer Gleichgültigkeit auf das Schlachtgetümmel niederblicken sehen. Nimm diese ganze Reserve mit dir. Du gehst mit ihnen, Zoabinda, aber nicht vor ihnen her. In keinem Fall kreuze die Straße, sondern mache einen Umweg.«

»Nun bin ich wieder etwas mehr als ein Weib«, entgegnete die Amazone. »Du hältst mich für würdig, dir zu gehorchen, und ich gehe, um dir es zu beweisen. Vorwärts!«

Sie schwenkte ihren Degen und tat, gleich einem echten Weib, gerade das, was ihr verboten worden war. Sämtliche Piraten hatten gut gedeckt unter dem Portal einer Kapelle gestanden, und wenn man über die Straße hinüberwollte, musste es angesichts des Feuers von dem Hauptkastell aus geschehen. Dies tat sie. Sie hatte kaum die Mitte erreicht, als sie durch eine Kanonenkugel niedergestreckt wurde. Aber

im Fallen noch rief sie: »Vorwärts!«

Der Trupp gehorchte ihrem sterbenden Befehl, ließ sie in Mitte der Straße liegen und befand sich bald an den Toren des Forts.

Morgan stürzte hinaus und trug sein Opfer in den Armen unter den Schirm des Kapellenportals. Sie waren allein, während die Schlacht schrecklich um sie tobte. Nie zuvor hatten die Augen der Negerin eine größere Begeisterung, eine innigere Liebe verraten.

»Mein armes Mädchen!«, war alles, was Morgan mit heiserer Stimme hervorzubringen vermochte. Er war ein Mann ohne Tränen.

»Als letzte Gabe ein wenig Wasser, mein Henry!«

Morgan goss ihr etwas Branntwein in den Mund.

Sie schien in seltsamer Weise wiederaufzuleben und sprach: »Dein Blutglaube hat sich falsch erwiesen – wenigstens an mir. Mich nützt es nichts. Ich wurde als eine Heidin geboren, habe als eine Ungläubige gelebt und sterbe hoffend. Ich würde glücklich sterben, Henry, wenn du mir ein christliches Grab versprechen wolltest.«

»Ich verspreche es dir!«

Sie wollte noch einige leidenschaftliche Worte beifügen, aber die Anstrengung war zu groß. Innerlich und äußerlich ergoss sich ihr Blut in Strömen, und sie starb an schneller Erstickung. Ihr Ende war rasch und das eines Kriegers. Morgan legte die Leiche mit anständiger Ehrfurcht auf die eine Seite, und im nächsten Augenblick schaute er wieder mit Ruhe auf den zweifelhaften Kampf.

Als er so in tiefem Nachdenken alleinstand, wurde er plötzlich durch einen dröhnenden Jubelruf und das Erscheinen des flatternden englischen Banners auf dem Kastell, zu

welchem er seine Geliebte gesandt hatte, geweckt. Bald nachher kehrte der ganze Trupp unter Siegesrufen wieder zurück und brachte den Kommandanten des Forts mit sich.

»Am Ende hatte ich doch recht mit meinem Glauben«, sagte Morgan zu sich selbst, »obwohl Zoabindas Blut ein teurer Preis für diesen Erfolg war.«

Der Leutnant des Trupps machte nun seine Meldung. Er gab an, er habe das Fort zur Übergabe aufgefordert. Der Kommandant habe darauf nur gefragt, wer der Führer der Angreifer sei. Als er (der Leutnant) ihm den Namen des berühmten Kapitän Henry Morgan nannte, habe der Befehlshaber des Forts befohlen, augenblicklich die Tore zu öffnen, und das Verlangen ausgedrückt, zu ihrem Anführer gebracht zu werden. Nun standen sie sich Angesicht in Angesicht gegenüber, jeder den anderen scharf ins Auge fassend.

Endlich rief der Gefangene: »Henry Morgan, wenn du Joseph Bradley vergessen hast, so bin ich sehr unnützerweise ein Schurke und Verräter gewesen.«

Sie umarmten einander aufs Innigste. Es war kein Zeit für Worte. Die Leiche der Negerin wurde aufgenommen, zum übergebenen Schloss gebracht, in einem der Gewölbe beigesetzt und eine Schildwache davor aufgestellt, damit es nicht geplündert werde. Die Bukanier wurden dann von ihren verschiedenen Angriffspunkten herbeiberufen und nur eine hinreichende, gut gedeckte Anzahl zurückgelassen, um die drei Kastelle zu maskieren, welche sich noch nicht ergeben hatten.

Im Ferneren trat nun ein Stillstand ein und Morgan nutzte diese Zeit, um mit möglichster Geschwindigkeit zwölf Leitern anzufertigen, welche breit genug waren, dass vier Mann nebeneinander daran hinaufsteigen konnten. Sobald dies ge-

schehen war, ließ er die Mönche, die Nonnen und die Weiber und Töchter der vornehmsten Einwohner antreten. Diese mussten, durch Schläge und Speerspitzen gezwungen, vor seinen Leuten hergehen und die Leitern zum stärksten Kastell tragen, welches der Gouverneur noch behauptete und so mannhaft verteidigt hatte. Wir könnten nun viele Seiten mit einer Schilderung dieser herzerreißenden Szene füllen, haben aber so viele wichtige Tatsachen zu berichten, dass wir nur wenig Raum für ein derartiges Wortgepränge haben.

Ehe der Angriff begann, wurde der Gouverneur abermals zur Übergabe aufgefordert. Die Antwort lautete jedoch, »so lange er das Leben habe, sei daran nicht zu denken«. Die Priester und Weiber gingen auf die Mündungen der Kanonen zu, wurden aber schonungslos abgeschlachtet. Vergeblich beschworen die Mönche den Gouverneur bei allen Heerscharen des Himmels, vergeblich erhoben die Weiber und Töchter ihre Hände. Der größere Teil der Bittsteller wurde niedergemäht, ehe noch sechs der Leitern angelegt werden konnten. Auf diesen nun stürmten die Seeräuber mit großer Wut hinauf, Feuertöpfe und Handgranaten mit sich tragend, welche sie, sobald sie den Mauerrand erreicht hatten, anzündeten und auf die Spanier hinunterwarfen. Dann folgten sie augenblicklich in Mitte der Mordszene und Verwirrung, die sie veranlasst hatten.

Nun wurde nur noch schwacher Widerstand geleistet. Anfangs warfen die Spanier ihre Waffen zu zweien und dreien weg, dann aber ergaben sich alle mit Ausnahme des tapferen Gouverneurs. Er war entschlossen, an Ort und Stelle zu sterben. Einige der Piraten hieb er nieder, als sie eben im Begriff waren, ihm Pardon anzubieten, und mehrere seiner Solda-

ten teilten das gleiche Geschick, weil sie ihm zur Unterwerfung rieten. Auf alle Bitten und Vorstellungen antwortete er nur, er wolle lieber als Soldat mit den Waffen in der Hand sterben, denn als Verräter und Memme gehängt zu werden.

Während er so wütete und focht, ließ sich ein durchbohrender Schrei vernehmen. Seine Gattin und seine Tochter warfen sich mit aufgelöstem Haare und unter bitterem Schluchzen vor ihm auf die Knie nieder, um ihn zu bitten, dass er ihr Leben und das seine schone. Dies schien ihn jedoch nur umso mehr aufzubringen, und sie entgingen kaum dem Tod durch seine Hand. Endlich sahen sich seine Feinde genötigt, ihn zu erschlagen. Er empfing die Todeswunde über den Häuption seiner eigenen Familie und starb in ihren Armen. Spaniens Ritterlichkeit war damals noch nicht ganz erloschen.

Von nun an wurde alle Gegenwehr aufgegeben, und die Bukanier sahen sich in unbestrittenem Besitz des Platzes samt allem, was er barg. Die Nacht hatte begonnen, und sie waren nun schon achtzehn Stunden fast ohne Unterlass im Gefecht gewesen. Alle männlichen Gefangenen wurden in das eine Kastell gebracht, die Weiber in ein anderes und vor beide einige Wachen gesetzt. Die Verwundeten warf man zusammen in einen großen Saal und überließ sie ihrem Schicksal, da man ihnen nicht nur keine ärztliche Pflege, sondern auch keine Nahrung reichte.

Nachdem sich die Piraten leidlich sichergestellt hatten, begannen die schrecklichsten Orgien der Nacht, und bis zum nächsten Tag hatte Morgans Befehl in Wirklichkeit aufgehört. Er wusste dies wohl, denn er kannte die zügellose Natur seiner Leute. Aber unter einem so großen Haufen gibt es stets einige, welche aus Beweggründen des Eigennutzes

oder weil sie von Natur aus nüchterner sind, an ihrem Kommandeur festhalten und nicht die Achtung aus dem Auge lassen, die sie ihm und sich selbst schuldig sind.

Unser Held nahm nicht an dem Zechgelage teil, sondern zog sich traurig zurück, die Nacht allein in Gesellschaft seines neu aufgefundenen Freundes Owen Lywarch, alias Joseph Bradley, zu verbringen. Als sie so wieder zusammentrafen, waren beide weit ernstere und weniger glückliche Männer, als sie zu einer Zeit gewesen, in welcher sie gewaltsam voneinander getrennt wurden. Sie waren viel, sehr viel schlimmer geworden; aber an Verbrechen hatte Henry Morgan seinen Freund weit überboten. Dennoch wagte er es, sein Benehmen zu rechtfertigen und die blutigen Erfolge als Beweise der Richtigkeit seiner Doktrin anzuführen.

Bradleys Abenteuer waren bald erzählt. Man hatte ihn anfangs sehr schimpflich als bloßen Feldsklaven behandelt; aber sein gutes Gemüt und sein wohlwollendes Herz halfen ihm bald weiter. Er gewann das Vertrauen seines Gebieters, um dessen Person er fortan Dienste leistete. Im letzten Überfall hatten ihm die Behörden der Stadt im Vertrauen auf seine Erfahrung und auf das Zeugnis, das ihm sein Gebieter beilegte, die Verteidigung des kleinen Forts übertragen, welches er ohne Weiteres an Morgan abgab, sobald er erfuhr, wen er zum Gegner hatte. Es geschah den Spaniern recht, wenn sie ihre Sicherheit einem Sklaven vertrauten.

Während seiner Gefangenschaft hatte sich Bradley über wenig weiter zu beklagen, als dass er eben ein Sklave war. Mit seinem steigenden Ansehen gab er sich auch den ausschweifenden Leben hin, welches in den Kolonien herrschte. Er war nun ganz darauf vorbereitet, jede verzweifelte Laufbahn einzuschlagen, wenn sie ihm nur die Mittel zur Befrie-

digung seiner Gelüste bot.

Nichts konnte den großen Wechsel, der in Morgan stattgefunden hatte, deutlicher bezeichnen, als dass er Bradley nicht länger seine Geheimnisse vertraute, obwohl er ihm alle brüderliche Freundschaft anbot und auch zu halten beabsichtigte. Während er Joseph eine kurze Skizze seines Lebens gab, färbte er alle Handlungen, die er ihm vertraute, sehr zu seinen Vorteil. Als er auf den schrecklichen Kapitän Vagardo zu sprechen kam, sagte er bloß ganz kalt, sie beide seien vollkommen an ihm gerächt, denn er habe einen elenden Tod erlitten.

»Und nun Joseph«, fuhr er fort, »habe ich eine kleine Angelegenheit ins Reine zu bringen. Ist diese abgetan, so wollen wir beide uns der so nötigen Ruhe hingeben, denn morgen müssen wir diese Schurken wieder unter Mannszucht bringen. Hörst du, wie die Bestien heulen und schreien? Auch die Weiber kreischen entsetzlich – aber es sind Spanierinnen, Joseph.«

»Ja, Morgan, aber diese Mädchen sind so nahe zu Engel, als man es an diesem heißen Platz nur zu finden erwarten kann. Ich wünschte, deine Leute freiten weniger viehisch.«

»Lass sie gewähren. Doch da habe ich einen Heidenhund von einem jungen Neger, der mir ordentlich diente und den ich liebte. Er wurde gestern niedergeschossen. Im Sterben wandelte ihn noch die Grille an, er möchte ein christliches Grab haben. Bei meiner blutigen Rechten, sein Wunsch soll ihm willfahrt werden, und zwar in einem christlichen und katholischen Begräbnis mit allen Förmlichkeiten der katholischen Kirche und am heiligsten Platz dieser Stadt. Welcher ist dies?«

Joseph Bradley war ein Ketzer, weshalb es nicht überra-

schen darf, dass er einen Besonderen Altar andeutete, welcher einem vergessenen Heiligen geweiht war, deren darunterliegende Gebeine als wundertätige Reliquien betrachtet wurden. Morgan war in seiner Wahl schnell schlüssig.

»He da, Roderich Russel«, rief Morgan einem seiner diensttuenden Sergeanten zu, »holt mir augenblicklich drei der am besten aussehenden Pfaffen hierher. Sie sollen ihre Messgewänder, ihre Rauchfässer und was dergleichen Mummerei mehr ist, mitbringen. Und trifft Ihr auf ein paar oder mehr unserer Schanzgräber, welche nüchtern genug sind, um eine Harke handzuhaben, so lasst sie mitkommen.«

Die zitternden Priester wurden herbeigebracht und Zoabindas Leiche, mit einem Tuche bedeckt, auf eine Bahre gelegt. Es bildete sich sofort eine kleine Prozession, welche Morgan anführte. Als sie durch die blutgetränkten Straßen unter den Toten und Sterbenden dahingingen, schielte ihnen mancher trunkene Pirat erstaunt nach. Sobald sie aber die Gestalt und die Stimme ihres Generals erkannten, schlichen sie sich scheu von dannen. Der Zug kam in der Kathedrale an und näherte sich dem Altar. Als aber die Schanzgräber das darunterliegende Grab zu entweihen begannen, blickten die Priester entsetzt zum gewölbten und mit Schnörkelwerk verzierten Dache auf, vergeblich dem rächenden Feuer entgegensehend. Sie waren fast ebenso sehr Leichen, wie die, welche vor ihnen lag.

Man bedeutete ihnen, sie sollten in der Beerdigungszeremonie fortfahren, aber die Dolchspitzen mussten ihr Fleisch empfindlich kitzeln, ehe sie gehorchen wollten. Die Hoffnung des Lebens siegte. Vielleicht wurden sie aufrechterhalten durch die Erwartung der kommenden Rache. So versahen sie denn, die weißen Stollen mit ihrem eigenen Blut ge-

tränkt, die heilige Zeremonie, während Bradley sich jedes Mal ins Mittel legte, so oft eine Abänderung oder Auslassung versucht wurde. Ohne Zweifel verrichteten die Priester ihre Funktion mit vielen unausgesprochenen Gelübden und Beteuerungen – mit allen Arten geistigen Vorbehalts. Indessen taten sie doch, was man von ihnen verlangte, und die junge garstige Leiche der schwarzen Beischläferin ward unter die wenigen dünnen Gebeine des Heiligen gelegt, um dort in feuchter Verwesung hinzumodern, bis das Ganze nur noch ein nicht unterscheidbarer Staubhaufen war.

Das Grab wurde nun wieder in so gute Ordnung gebracht, dass am anderen Tag niemand etwas von der vorgegangenen Entweihung ahnte.

Nachdem alles geschehen war, sagte Morgan ruhig, aber streng: »Kapitän Bradley, Kraft meiner eigenen Vollmacht ernenne ich dich zum Amt und Kommando meines teuren verstorbenen Freundes John Smith. Sei so gut, mit diesen braven Burschen zu meinem Quartiere zurückzugehen. Sie werden schweigen über die Torheit, die wir heute Nacht hier gespielt haben. Ich wünsche, mich noch ein wenig mit diesen frommen Männern über das Heil meiner Seele zu unterhalten. Lasst mich mit ihnen allein.«

Alle, mit Ausnahme der Priester, entfernten sich unterwürfig. Rupert Russel aber brummte gewaltig, als er mit seinen Leuten weitertrabte, und meinte, mit ihrem edlen Kapitän sei alles vorüber, wenn er zum Beten, zu Pfaffen und zu den Messen greife. Falle es einem freien Küsterbruder einmal ein, an den Himmel zu denken, so sei es höchste Zeit, dass er den kürzesten Anlauf dazu nehme, indem er blindlings auf einer Planke über Bord spaziere.

Kapitän Bradley fühlte sich zu sehr als Neuling in seinem

erst kürzlich erworbenen Amt, um dem missvergnügten Veteran einen Verweis zu erteilen. Sie alle zogen sich in ihre Quartiere zurück. Am anderen Morgen fand man die drei Priester an verschiedenen Plätzen in der Nähe der Kirche erschlagen. Es war also niemand von den Eingeborenen mehr übrig, um über den Vorgang der Nacht aus der Schule schwatzen zu können. Durch wessen Hand sie fielen, ist nie völlig ermittelt worden, obwohl viele der Seeräuber die Tat sich selbst zueigneten und sogar um die Ehre derselben Händel kriegten. Sie waren jedoch durchgängig zu betrunken gewesen, um ihre Berichte glaubwürdig machen zu können.

Nach dem Abzug der Seeräuber hatte der Altar der Heiligen nichts von seiner Heiligkeit verloren. Es wurden an demselben später ebenso viel Mirakel gewirkt, wie zuvor.

Kehren wir wieder zu den Piraten zurück. Nie zuvor hatten sie sich einer so viehischen Schlemmerei hingegeben. Das Übermaß machte sie so hilflos, dass in Mitte der Nacht oder gegen den frühen Morgen hin zwanzig entschlossene Männer die Stadt leicht hätten wiedergewinnen und die zügellose Bande dem Tod preisgeben können, den sie – wir können nicht umhin, es zuzugeben –

wohl verdient hatte.

Doch am nächsten Morgen trat Morgan wieder unter ihnen auf. Aus seiner Tätigkeit gewann der Sergeant die Überzeugung, dass ihm die Pfaffen eigentlich doch nichts hatten anhaben können. Die Männer wurden im großen Viereck gemustert und die noch Betrunkenen getunkt, bis sie wieder nüchtern waren. Dann stellte Morgan Joseph Bradley als den Nachfolger des Kapitäns Smith vor und besiegte bald das bisschen Murren, welches sich hören ließ, durch seine Be-

redsamkeit, indem er seine Gefährten überzeugte, dass sie ohne den gegenwärtigen neuen Kapitän nicht nur die Stadt, sondern wohl samt und sonders auch das Leben verloren hätten. Dies versöhnte sie, und Bradley wurde mit Jubel willkommen.

Dann begann die methodische Plünderung der Stadt, welche die betriebsamen Gentlemen den ganzen Tag lang in Anspruch nahm. Die Nacht entschwand in derselben Weise, wie die vorige, nur eine starke Wachmannschaft blieb gezwungenermaßen nüchtern.

Am dritten Tag wurden die Gefangenen in der gewöhnlichen Weise gefoltert, damit sie ihre verborgenen Schätze entdeckten. Viele starben unter diesen Grausamkeiten. In dieser Weise wurde fünfzehn Tage lang fortgetollt, dass endlich Morgan und Bradley über die Verminderung ihrer Leute unruhig wurden, welche unter dem ungesunden Klima und noch mehr infolge ihrer maßlosen Ausschweifungen in Menge dahinstarben.

Der Präsident von Panama vernahm mit Erstaunen die Kunde dieser Vorfälle und begann die ganze Macht des Landes aufzubieten, eine Maßregel, um welche sich jedoch Morgan durchaus nicht kümmerte. Hatte er doch die Wahl, entweder die Stadt zu verteidigen oder sie in Brand aufgehen zu lassen und sich dann wohlbehalten nach seinen Schiffen zurückzuziehen. Er fürchtete nur das Klima und die selbstmörderische Schlemmerei seiner Mannschaft, welche die einzigen Beweggründe zu seinem schleunigen Aufbruch abgaben.

Unter Bradleys Beistand schiffte Morgan wohlbehalten alle Beute ein, viktualisierte seine Flotte und befahl sodann den noch übrigen Gefangenen, ihre Stadt mit fünfundzwanzig-

tausend Pfund auszulösen – eine sehr große Summe in jenen Tagen. Zwei Spanier wurden an den Präsidenten von Panama abgeschickt, um dieses Geld eizutreiben, aber Letzterer antwortete nur dadurch, dass er seine Truppen vorrücken ließ. Bradley nahm bloß hundert Mann mit sich, besetzte damit einen Pass und schlug die ganze Armee des Präsidenten zurück.

Während dieser seine Truppen neu verstärkte und sich von seiner erlittenen Niederlage erholte, ließ er Morgan sagen, wenn er sich nicht von Puerto Velo zurückziehe, so werde er, der Gouverneur, ihn und alle seine Begleiter aufknüpfen lassen, sobald er dort anlange. Morgan antwortete darauf, er wolle bleiben, bis das Lösegeld eingelaufen sei. Wenn dies nicht schleunigst bezahlt werde, so werde er alle Gefangenen erschlagen, die ganze Stadt niederbrennen und die Kastele zerstören lassen.

Da der Bombast des Präsidenten so wenig als dessen militärische Operationen Erfolg gehabt hatte, so geriet dieser Ehrenmann in ein gewaltiges Erstaunen, wie Morgan mit nur vierhundert Mann eine große Stadt habe nehmen können, die durch

so viele starke Kastele verteidigt und mit tapferen regulären Truppen bemannt war – umso mehr, da die Piraten keine Artillerie oder sonstige Maschinen hatten, um eine Breche zu erwirken.

Zunächst schickte er unserem Helden einen Boten und ließ ihn fragen, was er doch für Waffen besitze, die ihn augenscheinlich so unüberwindlich machten. Morgan behandelte den Gesandten höflich und sandte ihn mit einer kleinen Pistole nebst einigen Kugeln zurück und beauftragte ihn, seinem Gebieter zu sagen: »Der Präsident solle dieses kleine

Muster von den Waffen, womit er Puerto Velo erobert habe, annehmen und es zwölf Monate behalten. Nach dieser Zeit wolle Morgan nach Panama kommen und es wieder abholen.«

Der Präsident erwiderte die Höflichkeit damit, dass er Morgan einen goldenen Ring überbringen und die Pistole mit der Bemerkung zurückgeben ließ: »Letztere brauche er nicht, da es ihm an Waffen durchaus nicht fehle. Auch bitte er Morgan, sich nicht mit einem Besuch in Panama zu bemühen, da er dort sicherlich nicht so gut fahren werde wie zu Puerto Velo.«

Während die beiden Kommandeure so Liebenswürdigkeiten austauschten, wurden die armen Bewohner Puerto Velos aufs Schlimmste bedrückt und gefoltert, bis sie die volle Summe von 25.000 Pfund zusammengebracht hatten. Nachdem diese Beute nebst den Kanonen der Forts, welche von Nutzen sein konnten, an Bord gebracht, die übrigen aber unbrauchbar gemacht worden waren, segelte die Flotte zum alten Sammelplatz, einer Insel unter dem Keys, südlich von Kuba, wo sie ruhig ihren Raub teilten. Sie fanden, dass sie allein in barem Geld siebzigtausend Pfund zusammengebracht hatten, während die erbeuteten Kaufmannsgüter jedenfalls eben so viel wert waren.

Sobald die Teilung vollzogen war, begaben sie sich nach Port Royal in Jamaika, wo sie im Laufe eines Monats diesen ganzen Reichtum auf die unsinnigste Weise verschwendeten. Jamaika hatte allen Grund, die Freibeuter zu lieben. Von diesen Toren müssen wir jedoch Morgan und Bradley ausnehmen, denn obwohl sie sich gleichfalls gütlich taten, hatten sie doch beide Verwendung ihrer Schätze höhere Zwecke im Auge.

Einundzwanzigstes Kapitel

Morgan spekuliert auf eine Fregatte, erreicht seinen Zweck, fliegt aber in die Luft. Er stattet eine Flotte aus und begibt sich zu seinen alten Schlupfwinkeln Maracaibo und Gibraltar. Sein arges Treiben an diesen Plätzen.

Man ließ der Flottenmannschaft hinreichend Zeit, sich zu Bettlern zu machen und so sich besser für ihren Beruf zu qualifizieren (es bedurfte dazu nur einer ungemein kurzen Frist). Dann bestimmte Morgan eine kleine Insel südlich von San Domingo,

La Vaca genannt, zum Sammelplatz für diejenigen, welche gesonnen waren, seinem Glücksstern zu folgen.

Alle Arten von Abenteurern strömten ihm in großer Anzahl zu, denn unser Held hatte nun eine hohe Berühmtheit gewonnen. Sogar sein alter Freund, Obrist Modiford, der selbst auch gerne schnell reich geworden wäre und sich unbedingt auf die Geschicklichkeit und den Mut unseres Helden verließ, schickte ihm eine höchst wertvolle Zugabe in einer großen, gut ausgestatteten Fregatte mit sechsunddreißig Kanonen, die eben erst von Neu-England angekommen war.

Bisher waren Morgans Heldentaten nur durch erbärmlich kleine Schiffe ausgeführt worden, und dieser Kräftezuwachs ließ in seinem Inneren die ungeheuersten Entwürfe entstehen. Bei seiner gegenwärtigen Stärke sehnte er sich danach, noch kräftiger zu werden, indem er seinem Kommando ein anderes sechsunddreißig

Kanonenschiff zufügte, das den Franzosen gehörte. Diese aber waren eifersüchtig auf seinen Ruf, fürchteten seine Parteilichkeit und wiesen alle seine schmeichelnden Bitten zu-

rück, sich unter einen Befehl zu stellen.

Der Leser muss nicht glauben, dass Henry Morgan so leicht einen Entwurf aufgab. Da seine Überredungskunst fehlgeschlagen hatte und er es nicht wagte, offene Gewalt in Anwendung zu bringen, so beschloss er, zur List seine Zuflucht zu

nehmen. Vor einiger Zeit hatte das französische Schiff, weil nach langer Seefahrt seine Mundvorräte aufgebraucht worden waren, aus einem englischen Kaufmannsschiff, welches ihm in den Wurf kam, einigen Proviant genommen und dafür nicht in Geld, sondern in Wechseln auf Jamaika und Tortuga Zahlung geleistet. Sobald dies zur Kunde unseres Helden kam, lud er den französischen Kapitän und dessen Offiziere an Bord seiner Fregatte zum Diner ein, nahm sie aber statt aller Bewirtung als Seeräuber gefangen und setzte sich ruhig in Besitz des französischen Kriegsschiffes.

Dies war ein großartiger politischer Handstreich von heroischem Guss. Aber auch die schlaueste Politik kann nicht immer alle Ereignisse berechnen. Das gegenwärtige Verfahren erwies sich sehr unheilvoll in seinen Resultaten, welche beinahe Morgans Laufbahn ein Ziel gesteckt hätten. Die ehrenwerten Abenteurer, welche die Seeräuber so sehr hassten und den Diebstahl so gewissenhaft zur Strafe zogen, waren in einem Kriegsrat unter sich einig geworden, die spanischen Gallionen abzufangen. Ihr bisheriger Erfolg und der Vorgenuß weiterer Siege setzte sie in eine so schwunghafte Stimmung, dass sie den Rückblick auf ihr gutes Glück durch eine großartige Zecherei zu feiern beschlossen, in welcher sich die ganze Mannschaft aufs Ritterlichste betrank. Als sie eben die Freude ihres Herzens durch Lösen des Geschützes befunden wollten, flog das Schiff plötzlich mit dreihundert-

fünfzig Engländern und allen französischen Gefangenen, die sich im Raum befanden, in die Luft. Nur ungefähr dreißig Personen kamen mit dem Leben davon, darunter Morgan, Bradley und die meisten Offiziere, welche sich während des verhängnisvollen Augenblicks in der Hinterkajüte befanden und deshalb nur ins Wasser geschleudert wurden. Viele von den Matrosen hätten gerettet werden können, wenn sie nicht so jämmerlich betrunken gewesen wären. Natürlich wurde dieser Unstern den Franzosen zugeschrieben.

Dieses Missgeschick lähmte für eine Weile Morgans weitere Spekulationen. Indessen benutzte er die Zeit, um das Schiff, welches er genommen hatte, zu Jamaika gesetzlich verurteilen zu lassen. Die Gerichtshöfe billigten nicht nur die Wegnahme, sondern erließen auch den Spruch, dass sämtliche Gefangene, welche bei dem Auffliegen nicht umgekommen waren, gehängt werden sollten. Sie entgingen jedoch dem Galgen, indem sie einer langen Gefängnisstrafe unterworfen wurden.

Die verschiedenen Berichte aus dieser Zeit stimmen zwar vollkommen überein, aber dennoch können wir ihnen keinen unbedingten Glauben beimessen, da sie Morgan ein Betragen unterstellen, das seinem Charakter ganz fremd war. Es heißt, er habe

die vierhundert Leichen der bei der Explosion Umgekommenen acht Tage um seine Schiffe herschwimmen lassen und erst am neunten befohlen, sie einzusammeln. Dies sei nicht in der Absicht geschehen, ihnen ein anständiges Begräbnis zu erteilen, sondern bloß, um ihnen alles Wertvolle abzunehmen. Nachdem dies bereinigt gewesen war, habe er sie den Ungeheuern der Tiefe überlassen. Ein so kluger Mann wie Morgan konnte nicht wohl die Vorurteile der

Überlebenden so gröblich verletzen.

Endlich segelten sie nach Savannah, um mit einer Flotte von fünfzehn kleinen Fahrzeugen (das einzige große darunter war die *Resistance*, welche Morgan als Oberbefehlshaber und Bradley als Kapitän an Bord hatte) und nahezu tausend Mann die spanischen Silberschiffe abzufangen. Drei Wochen versuchten sie vergeblich, sich um das Kap Tiburon zu schlagen. Sie hätten ihr Vorhaben ganz aufgeben müssen, wenn sie nicht auf ein englisches Schiff getroffen wären, von welchem sie für Bargeld die nötigen Mundvorräte bezogen.

Im Hafen Okoa angelangt, stiegen sie an Land, nahmen das Vieh weg und kriegten Streit mit den Spaniern, in welchem sie einige Männer verloren, aber noch mehr selbst töteten. Morgan rächte den Widerstand an den harmlosen Bewohnern des

Landes in furchtbarer Weise mit Feuer und Schwert.

Endlich erreichte die *Resistance* mit nur sieben weiteren Schiffen die Insel Savannah. Morgan musste hier so lange auf den Rest warten, dass er denselben bereits für verloren hielt. Um sich die Zeit zu vertreiben, versuchten sie einige Städte an der

Küste von Hispaniola zu plündern. Aber sie waren zu schwach, und die ausgeschickte Mannschaft kehrte mit Schmach zur Flotte zurück. Die übrigen Schiffe langten nicht an, und weder Morgan noch seine Leute konnten sich länger müßig verhalten.

Morgan gab nun seine ursprüngliche Absicht auf und beschloss, mit seinen acht Schiffen und ungefähr fünfhundert Mann einen der Schauplätze seines früheren Lebens, Marakaibo, zu besuchen. Nach aller menschlichen Berechnung war die ihm zur Verfügung stehende Streitkraft dem Unter-

nehmen, welches er beabsichtigte, durchaus nicht gewachsen, doch wo wäre der Heldenmut der Welt, wenn nicht bisweilen selbst der Wahnsinn das Feld behauptete? Mit seinen Schiffen, von denen zwei bloße Boote waren, langte er nach kurzer Fahrt an diesem großen Salzwassersee an und befand sich bald an der Barre des Einganges.

Morgan entdeckte nun, dass seit dem letzten Angriff durch L'Olonois die Spanier ein weiteres Fort errichtet hatten, um den Eingang zu schützen. Es war nötig, die Forts zu entwaffnen, denn wenn sie einführen, konnte ihnen durch dieselbe der Rückweg

abgeschnitten werden. Morgan brachte seine kleine Flotte in die beste Stellung und begann das Gefecht so bedächtig, als wären die Steinmauern, welche er beschoss, so leicht durchdringlich wie die schwachen Seiten seiner Schiffe.

Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, und als sie nachts an Land stiegen, fanden sie das Fort verlassen, zugleich aber eine Lunte mit dem Pulvermagazin in Verbindung gebracht, welche rasch weiterbrannte. Morgans Geistesgegenwart rettete der Mehrzahl seiner Leute das Leben, indem er die Lunte im Augenblick vor der Explosion eigenhändig auslöschte. Diese tückische Art, Krieg zu führen, trug nicht dazu bei, die Liebe zu erhöhen, welche die Freibeuter bereits gegen die Spanier hegten.

Das Pulver, welches die Eindringlinge vertilgen sollte, wurde nun das Hauptmittel zu ihrem Siege, denn es war ein Material, dessen sie sehr bedurften, und wurde augenblicklich unter die Flotte verteilt. Auch andere militärische Vorräte waren in großem Überfluss vorhanden. Die Kanonen auf dem Fort wurden demontiert und vernagelt, auch die Verteidigungswerke so weit zerstört, wie es die Zeit gestat-

tete. Am anderen frühen Morgen erhielten die Schiffe Befehl, gegen die See hinaufzufahren. Indessen konnten wegen Niederstandes des Wassers die größeren Fahrzeuge, so klein sie auch waren, nicht über die Barre wegkommen. Sie mussten

daher zu ihren Booten greifen und langten, nur mit Kleingewehr bewaffnet, am folgenden Tag vor Marakaibo an. Die Stadt und das Fort La Bacca, welches dieselbe beschützen sollte, waren verlassen, denn bei der Annäherung der Piraten hatte alles, mit Ausnahme einiger armen Teufel, die nichts zu verlieren hatten, sich in die Wälder geflüchtet.

Nachdem sie die Stadt in Besitz genommen hatten, suchten sie sich die Quartiere aus, welche ihnen am besten zusagten, indem sie zugleich die Kirche zur Hauptwache umwandelten. Dann begannen die gewöhnlichen Szenen roher Gewalttat. Jeden Tag wurden hundert Mann ins Land hineingeschickt, um nach Menschen und Kaufmannsgütern zu fahnden, und täglich wurden viele Unglückliche und noch mehr Schätze eingebracht. Natürlich kam nun wieder die Folter in Anwendung. Dies währte drei Wochen. Nachdem Morgan eine beträchtliche Beute gesammelt und mehr als hundert der angesehensten Einwohner gefangen genommen hatte, beschloss dem von L'Olonois eingeschlagenen Plan zu folgen und nach Gibraltar zu ziehen.

Die Flotte, welche inzwischen die Barre passiert hatte und vor Marakaibo angekommen war, wurde nun neu equipiert, die Disziplin schärfer gehalten und die Mannschaft in allen kriegesischen Übungen vervollkommenet. Dann schiffte Morgan die Beute samt den Gefangenen ein, lichtete die Anker und langte bald vor Gibraltar an.

Als sie vor der Stadt Anker warfen, wurden sie mit einer lebhaften Kanonade begrüßt, welche jedoch nur dazu dien-

te, die Piraten heiter zu machen. Mit dem Anbruch des anderen Tags setzte Morgan alle seine Leute an Land. Da er die Örtlichkeiten gut kannte, so vermied er die Straßen und rückte auf den Pfaden in den umgebenden Wäldern gegen die Stadt an.

Als der Feind vor den Toren und unter den Kanonen erschien, flüchteten die Spanier, welche der letzten Heimsuchung noch eingedenk waren, ohne Widerstand und führten alles Wertvolle nebst ihrer gesamten Munition mit sich fort. Zuvor hatten sie ihre Kanonen vernagelt.

Man fand nur einen einzigen armen Blödsinnigen am Platze. Die Seeräuber, welche seine Geistesschwäche für Verstellung hielten, brachten ihn ihrer Gewohnheit gemäß auf die Folter. Der arme Tor räumte bereitwillig ein, dass er im Besitz großer Schätze sei, und führte die Gierigen zu einem elenden Loch, wo er ihnen triumphierend einen Haufen von Lumpenkram zeigte. Es folgten nun weitere Qualen und weitere Bekenntnisse. Der Blödsinnige erklärte sich für einen Bruder des Gouverneurs. Sie folterten ihn mit so ausgesuchter Geschicklichkeit, dass er eine halbe Stunde darauf starb. Am anderen Tag wurden die gewohnten Spürpartien begonnen. Man brachte einen Bauern nebst zweien seiner Töchter ein, welche mit der Folter bedroht wurden. Der Mann führte sie an mehrere Plätze, wo seine Leute kurz zuvor sich selbst und ihr Eigentum verborgen hatten. Letztere waren jedoch inzwischen weiter ins Land hineingezogen, und die Seeräuber, welche sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen, rächten, sich an ihrem Führer dadurch, dass sie ihn an einen Baum hingen.

Mit Erröten müssen wir bekennen, dass unser Held nun mehr ein Dämon als ein Mensch zu sein schien. Indessen

zweifeln wir nicht, dass er, wenn man nur seine Verteidigung hören könnte, sein Benehmen zu bemänteln und den Beweis zu führen vermochte, wie er nicht schlimmer war als die meisten anderen Helden.

Morgan theilte seine Streitkraft in verschiedene Partien, um das Land in allen Richtungen zu durchstreifen. Aber die früheren Verwüstungen hatten die Spanier vorsichtig gemacht, sodass sie zu den sichersten Verstecken griffen, in denen sie nur durch Verrat entdeckt werden konnten. Morgan fing endlich einen Negersklaven,

dem er seine Freiheit und goldene Berge versprach, wenn er ihm entdecken wolle, wo sich die Spanier verborgen hätten. Der Sklave brachte die Seeräuber bald zu einem großen Haufen der Einwohner, und Morgan befahl ihm nun, um sich seiner noch mehr zu versichern, mit kaltem Blut, ein Dutzend derselben zu ermorden, was denn auch der Schwarze sehr bereitwillig und augenscheinlich mit großem Vergnügen tat. Der Neger wurde nun als Bluthund benutzt. Nach einem Ausflug von acht Tagen kehrte Morgan mit einer großen Anzahl von Gefangenen nebst mehreren Maulseseln, die mit Schätzen beladen waren, nach Gibraltar zurück.

Wir können uns nicht auf eine ausführliche Schilderung der Schändlichkeiten einlassen, die nun folgten, und geben bloß an, dass die Seeräuber in den verschiedenen Foltern, mit welchen sie die Gefangenen quälten, um sie zur Entdeckung ihrer Schätze und der Aufenthaltsorte ihrer Landsleute zu zwingen. Alles übte, was man sich nur Empörendes und Anstand Verhöhndes denken kann, aus. Die Spanier entfalteten eine heldenmütiger Beharrlichkeit und wurden sowohl am Pfahl als auch am Kreuz Märtyrer ihres Ehrge-

fühls. Ja, Menschen, welche zu feige gewesen waren, sich Reichtum und Leben durch tapferen Kampf zu wahren, starben lieber heldenmütig unter der Tortur dahin, als dass sie nur eine einzige,

Person verrieten oder einen elenden Piaster ausfolgten.

Wir müssen hier bemerken, dass Joseph Bradley keinen Anteil an dieser Schreckensszene nahm, sondern bloß in seiner militärischen Eigenschaft diente. Widerstand leistete er nicht, denn er wusste wohl, dass es nutzlos und vielleicht gar gefährlich war. Auch teilte er sich bereitwillig in die Beute, und wir können ihn daher mit nichts anderem entschuldigen, als dass er eben genötigt

war, bei Dingen zuzuschauen, die er nicht verhindern konnte.

Da sich von den Herren so wenig herauspressen ließ, so wurden zunächst die Sklaven gefoltert, welche um ihrer Unwissenheit willen starben, während ihre Gebieter durch ihre Hartnäckigkeit den Tod gefunden hatten. Ein einziger Neger teilte jedoch Morgan mit, er könne ihn zu einer Stelle führen, wo ein reiches Schiff, das nach Marakaibo gehöre, in einem Fluss, welcher in den See fiel, verborgen sei. An Bord desselben befänden sich viele Schätze und viele angesehene Personen. Ferner enthüllte er, wo der Gouverneur von Gibraltar mit der Mehrzahl der Frauen

sich versteckt hatte.

Morgan schickte sofort Bradley mit zweihundert Mann in zwei großen Booten stromaufwärts, um das Schiff zu suchen, während er selbst sich mit zweihundertfünfzig Leuten anschickte, den Gouverneur und die Damen zu überraschen.

Bradleys Zug war erfolgreich, denn er kehrte mit dem

Schiff und vier Booten nebst einer beträchtlichen Menge von Kaufmannsgütern und einigen Gefangenen zurück. Nur das Gold, das Silber und die Juwelen waren ihm entgangen, da die Spanier schon vorher alle diese Schätze entfernt hatten.

Der Gouverneur hatte sich nach einer kleinen Insel in der Mitte eines Flusses, wo er ein Fort gebaut hatte, geflüchtet. Bei Morgans Annäherung wurde er jedoch zaghaft, denn er gab seine sehr gut zu verteidigende Stellung auf und verbarg sich und seine

Leute auf den Gipfel eines Berges, der nur mit höchster Schwierigkeit erstiegen werden konnte.

Unser Held brauchte zwei Tage, um die verlassene Insel zu erreichen, und würde von dort aus den Gouverneur verfolgt haben, wenn ihn nicht nunmehr Missgeschicke betroffen hätten. Als er zum Gebirge hin über den Fluss setzte, ertranken viele Frauen, Kinder und einige mit Schätzen beladene Maulesel, welche die Seeräuber auf ihrem Marsch aufgegriffen hatten. Der Fluss war ausgetreten und überschwemmte das Land dermaßen, dass Morgan und seine Leute meilenweit bis an die Brust im Wasser waten mussten. Dazu kam noch ein ungestümer Regen, der alle ihre Mundvorräte verdarb und ihr Pulver unbrauchbar machte, sodass sie fast verhungert, gänzlich entwaffnet und völlig entmutigt den Fuß des Gebirges erreichten. In der Tat war ihre Lage nun so jammervoll, dass fünfzig nur mit Piken bewaffnete Spanier den ganzen Haufen hätten niedermachen können.

Über ihnen stand der Gouverneur mit der doppelten Anzahl gut gerüsteter und in jeder Hinsicht wohl versehener Truppen. Dennoch rührte er sich nicht, denn damals reichte sogar das Säuseln des Windes unter den Bäumen zu, um kräftige Männer in

bloße Kinder zu verwandeln. So furchtbar hatten sich die Seeräuber gemacht.

Zwar unbelästigt, aber doch in einem höchst jämmerlichen Zustand kehrte Morgan um und erreichte endlich Gibraltar, verlor aber unterwegs alle seine Beute und einige von seiner Mannschaft. Fast sämtliche Frauen und Kinder, die er als Gefangene eingebracht hatte, starben schnell und kläglich dahin.

Nachdem sich die Bukanier drei Wochen in der Stadt aufgehalten hatten, begannen sie an den Abzug zu denken. Diese ganze Zeit über hatte Gibraltar wahrhaft zu einer menschlichen Schlachtbank und zu etwas unendlich Schlimmerem als zum gemeinsten Tummelplatz der Schlemmerei und Unzucht gedient.

Zum Abschiedsbeweis des Wohlwollens der Piraten schickten sie einige der unglücklichen Gefangenen an ihre Landsleute ab, um denselben

tausendzweihundert fünfzig Pfund als Brandschatzung für die Stadt abzuverlangen. Die Boten kehrten zurück und machten Morgan die Meldung, die Leute seien so zerstreut, dass es vorderhand unmöglich sei, seinem Ansinnen zu entsprechen. Sie baten ihn jedoch, einige von ihnen als Geiseln nach Marakaibo zu nehmen. In der Zwischenzeit solle die geforderte Summe gesammelt werden.

Morgan willigte ein und entließ zu gleicher Zeit alle noch am Leben befindliche Gefangene, setzte aber für jede Person ein Lösegeld fest, für dessen Entrichtung er die Geiseln gleichfalls verantwortlich machte. Die Sklaven behielt er für sich. Auch wollte er keinen Augenblick die Spanier anhören, welche ihn zu Verabfolgung des

Negers, dessen Verrat so viele Unglückliche auf die Folter-

bank geliefert hatte, bewegen wollten.

Nachdem alle Beute eingeschifft war, segelten die Seeräuber nach Marakaibo, welches sie in demselben Zustand fanden, in welchem sie es verlassen hatten. Nur waren noch einige sehr erstaunliche und unglückliche Neuigkeiten dazugekommen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Morgan scheint endlich erwischt zu sein, entfaltet einen vollendeten Scharfsinn und entkommt siegreich mit aller seiner Beute.

Während alle diese schrecklichen Ereignisse in dem damaligen fernen Westen vorgingen, machte der spanische Hof, der stets mit Bedächtigkeit und Würde handelte, dem geldbedürftigen Karl II. Von England eine Vorstellung um die andere, welche in den trefflichsten Wortengesetzt war. Aber dieser Monarch antwortete stets, dass er mit Morgan und seinen Gefährten durchaus nichts zu schaffen habe, obwohl er sich seinen Anteil an der Beute recht wohl gefallen ließ. Endlich folgten auf die Worte Handlungen. Der katholische König beschloss, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, und stattete sechs Kriegsschiffe aus, welche er unter das Kommando des Admirals Don Augusto de Bustos stellte. Als diese Flotte zu Carthagenan anlangte, wurden zwei der schönsten Schiffe als zu groß erfunden, um in diesen Meeren Dienste leisten zu können, und wieder nach Alt-Spanien zurückgeschickt. Von den vier zurückgebliebenen geriet eines auf den Strand und mit den anderen drei brach der Vizeadmiral Don Alonzo del Campo y Espinosa auf, um unsere ma-

rodierenden Freunde aufzugreifen, während sie in der See wie in einer Falle steckten. An der schmalen Ausmündung angelangt, hielt er eine sehr großartige Rede an seine Matrosen und Soldaten, verpflichtete sie, weder Pardon zu nehmen noch zu gebe, und versprach ihnen die ganze Beute der Seeräuber.

Die Spanier hatten die Artillerie des zugrunde gegangenen Schiffes gerettet und besetzten mit derselben die beiden Kastele, welche dadurch in einen furchtbaren Wehrstand versetzt wurden. Um Morgans Entrinnen zu hindern, waren also drei große Schiffe, von denen eines dreißig und die beiden anderen vierzig Kanonen führten, und zwei starke Kastele vorhanden, von denen jedes einzelne Schiff oder Schloss imstande gewesen wäre, dessen ganze kleine Streitkraft aus dem Wasser zu blasen.

Dies war die Kunde, welche Morgan auf der Rückkehr nach Maracaibo entgegenkam und auch alsbald durch zwei ausgesickte Rekognoszierboote bestätigt wurde. Alles verzagte, nur Morgan nicht. Sogar Bradley gab die Hoffnung auf, obwohl sein kühnes Herz keine Furcht kannte. Ihr größtes Schiff zählte nur vierzehn kleine Kanonen, und die Mehrzahl ihrer Flotte bestand bloß aus halbgedeckten Booten.

Der spanische Don mit den vielen Namen war höchlich erstaunt, als ihm Morgan sagen ließ, er fordere so und so viel Brandschatzung für die Stadt Maracaibo. Dies hieß, die Operationen mit einem guten Gesicht anfangen. Da wir den Leser noch nicht viel mit amtlichen Wortgepränge belästigt haben, so erdreisten wir uns, des Vizeadmirals ganze Antwort hier abdrucken zu lassen.

Da wir von allen unseren Freunden und Nachbarn die un-

erwartete Kunde erhalten haben, was maßen Ihr Euch unterstanden, Feindseligkeiten zu versuchen und zu begehen in den Landen, Städten und Besitzungen, die Sr. katholischen Majestät, meinem hohen Herrn und Gebieter zugehören, so tue ich Euch durch diese Zeilen zu wissen, dass ich meiner Verpflichtung gemäß u diesem Platz und in die Nähe des Kastells gekommen bin, welches Ihr den Händen eines Haufens von Memmen abnahmt. Ich habe hier alles in sehr guten Verteidigungsstand gesetzt und die Artillerie wieder brauchbar gemacht, die Ihr vernagelt und demonstert habt. Meine Absicht ist, Euch die Ausfahrt aus dem See streitig zu machen und Euch überall hin zu folgen und zu verfolgen, damit Ihr sehen mögt, wie ich meine Pflicht erfülle. Dennoch will ich Euch, sofern Ihr in Demut all Euren Raub samt den Sklaven und alle anderen Gefangenen ausfolgt, freien und unbelästigten Durchgang gestatten unter der Bedingung, dass Ihr augenblicklich in Euer eigenes Lande zurückkehrt. Falls Ihr aber Widerstand leistet oder Euch der letztgenannten Bedingung nicht fügen wollt, mögt Ihr die Versicherung hinnehmen, dass ich Befehl erteilen werde, Boote von Caracas herbeizuschaffen, in die ich meine Truppen setzen will. Komme ich dann nach Maracaibo, so sollt Ihr mir zugrunde gehen bis auf den letzten Mann durch die Schärfe des Schwertes. Dies ist meine letzte und unbedingte Erklärung. Seid daher klug und missbraucht meine Güte nicht mit Undank. Ich habe sehr gute Soldaten bei mir, welche nichts glühender wünschen, als an Euch und Euren Leuten all die Grausamkeiten, die schändlichen und ehrlosen Handlungen zu rächen, so Ihr an der spanischen Nation in Amerika begangen habt. Gegeben an Bord des Königlichen Schiffes genannt, die Magdalena, vor Anker liegend an den Eingängen des Sees

von Maracaibo.

Den 24. April 1669.

Don Alonzo del Campo y Espinosa.

Nach Empfang dieses Schreibens ließ Morgan, die unter seinem Kommando stehenden Leute antreten, übersetzte ihnen den Inhalt der Aufforderung aus dem Spanischen ins Englische und Französische und fragte sie sodann einfach, ob sie ihre Beute herausgeben oder dafür kämpfen wollten. Die Antwort lautete einstimmig für den Krieg. Morgan versprach ihnen, sie sollten dessen in Fülle bekommen.

Er ließ sodann ein Feuerschiff bauen, bei dessen Ausstattung er und Bradley selbst Hand ans Werk legten. Das Fahrzeug sah ganz wie ein Kampfschiff aus. Man hatte Holzstücken Monkera-Kappen aufgesetzt und denselben Musketen an die Seite gebunden. Desgleichen waren Geschützpforten angebracht, zu denen nachgeahmte Kanonen hinaussahen. Die englischen Farben flatterten über dem Hackebord, und das Ganze hatte das Aussehen eines gut bemannten und vollständig ausgestatteten Kriegsschiffs.

Dennoch war die Wahrscheinlichkeit so unendlich gegen die Piraten, dass Morgan noch einen anderen Versuch zur Ausgleichung machte, indem er Espinosa vorschlagen ließ, er wolle Maracaibo ohne Brandschatzung räumen, ferner die Hälfte der Sklaven und sämtliche Gefangene ausfolgen und schließlich die vier Geiseln nach Gibraltar zurückschicken.

Diese Bedingung wurde entrüstet zurückgewiesen und den Piraten nur zwei Tage Frist gestattet, um sich zu entscheiden, ob sie auf den ersten Vorschlag des Don eingehen wollten oder nicht.

So blieb denn nichts mehr übrig, als die nicht genehmigte

Durchfahrt zu erzwingen. Morgan beendete demgemäß mit allem Eifer die entsprechenden Vorbereitungen. Das Feuerschiff wurde noch mehr vervollständigt. Sämtliche Sklaven und männliche Gefangene setzte man gefesselt in ein großes Boot, während man die Frauen und die Schätze in einem anderen unterbrachte. Dann wurde Befehl erteilt, das Feuerschiff vorauszuführen und auf das größte Schiff loszulassen. Morgan ließ sich gleich den Spaniern von all seinen Leuten die eidliche Zusicherung geben, dass sie weder Pardon geben noch nehmen wollten. In dieser verzweifelten Gemütsstimmung segelten sie am letzten Tag des Aprils auf die Feinde zu.

Am Schluss des Tages fand Morgan, dass die drei spanischen Fregatten in der Durchfahrt geankert hatten. Er näherte sich ihnen auf Schussweite und ankerte gleichfalls. Mit dem Grauen des anderen Morgens begann eines der merkwürdigsten Seegefechte, das in der Geschichte bekannt ist. Mögen wir nun den Mut oder die Geschicklichkeit ins Auge fassen, welche von den Freibeutern entfaltet wurde – der unendlich überlegenen Streitkraft, mit welcher sie zu kämpfen hatten, gar nicht zu gedenken.

Morgan steuerte unmittelbar auf die Spanier zu und führte das Feuerschiff, welches alsbald auf die größte Fregatte, die *Magdalena*, zulief. Die Spanier lernten erst zu spät die Natur ihres Feindes kennen. Die beiden Schiffe standen unversehens in Flammen. Da der Stern der *Magdalena* schnell verzehrt war, so ging sie, der Schnabel voran, mit all ihrer Mannschaft unter.

Als die Mannschaft des zweitgrößten Schiffes Zeuge vom Schicksal des Admirals war, durchlöcherte sie den Boden ihres Fahrzeugs und versenkte es, während das Dritte von

Morgan genommen wurde. So war in unglaublich kurzer Zeit diese große Streitmacht zerstört, ohne dass die Seeräuber auch nur den geringsten Verlust erlitten hätten.

Da dieser Teil des Sees sehr seicht war und die oberen Werke des Schiffes, welches die Spanier durchlöchert hatten, über Wasser blieben, so brannten sie dieselben bis an den Meeresspiegel nieder, um die Seeräuber zu hindern, dass sie irgendetwas von den an Bord befindlichen Schätzen gewannen. Sehr viele von denen, welche sich an Bord der *Magdalena* befanden, waren ins Wasser gesprungen. Die Freibeuter wollten sie mit ihren Booten retten, aber sie wiesen als Beistand und Pardon zurück, so als Opfer des Eides zugrunde gehend, den sie abgelegt hatten.

Durch diesen leichten Sieg mit neuem Mut beseelt, versuchten nun die Seeräuber einen vergeblichen Angriff auf das Hauptkastell. Dies geschah vom Land aus, aber die Bemühungen eines langen Tages blieben erfolglos. Nachts wurde der Angriff ohne besseres Glück wiederholt. Sie zogen sich endlich mit einem Verlust von dreißig Toten und noch mehr Verwundeten, die meistens bald darauf starben, vom uneinbringlichen Unternehmen zurück.

Morgan beschloss, sich nicht weiter mit steinernen Mauern zu befassen, welche zu hoch zum Ersteigen und zu stark für eine Bresche waren. Der nächste Tag wurde damit zugebracht, die armen Unglücklichen, welche noch umher schwammen und an den Planken oder anderen schwimmenden Gegenständen hingen, aufzulesen. Von einem derselben, einem Lotsen, erfuhr Morgan, dass die beiden kleineren Schiffe gegen zehntausend Pfund Sterling Silberwert erhielten. Er trug daher einem seiner stärksten Fahrzeuge auf, in der Nähe der Wracks zu bleiben, um die Spanier ab-

zuhalten, und kehrte dann mit dem Rest seiner Flotte und seiner edlen Prise nach Maracaibo zurück.

Nachdem er seine Schiffe wieder in Ordnung gebracht und an Bord der Prise, welche er die *Satisfaktion* nannte, seine Flagge gehisst hatte, schickte er an den Admiral, welcher sich aus seinem brennenden Schiffe an Land und zum Kastell gerettet hatte, einen Boten wegen des Lösegeldes für die Stadt Maracaibo.

Don Espinosa war so streng und unzugänglich wie vor seiner Niederlage. Als jedoch die Einwohner kein anderes Mittel sahen, sich Morgans zu entledigen, entrichteten sie die verlangten siebentausendfünfhundert Pfund nebst fünfhundert Ochsen. Diese Brandschatzung wurde im Laufe von wenigen Tagen beigetrieben, aber dennoch wollte Morgan die Geiseln noch nicht verabfolgen, weil er durch sie eine sichere Ausfahrt aus dem See zu erringen hoffte.

Dann führte er seine Flotte zur Ausmündung des Sees, wo das zurückgelassene Schiff von den Wracks bereits fünfzehntausend Piaster in Silber, das in der Hitze des Feuers geschmolzen war, und noch allerlei sonstige Kostbarkeiten gerettet hatte.

Die wichtigste Aufgabe stand jedoch noch immer bevor - nämlich die Ausfahrt aus der Bai, denn sie mussten an zwei gut bewaffneten Kastellen vorbei und über eine sehr unsichere Barre wegkommen. Die Piraten, welche jetzt so reich waren, mochten sich nicht einer unnötigen Gefahr aussetzen und nahmen daher wieder ihre Zuflucht zum Unterhandeln.

Eine Deputation der Geiseln und Gefangenen wurde abermals an Don Espinosa geschickt. Die Abgesandten baten ihn aufs Demütigste, er möchte Erbarmen mit ihnen haben und so viele seiner Landsleute vor Folter und Tod bewahren, in-

dem er den Räubern ungehinderten Abzug gestatte. Der Admiral aber, der Mann, welcher selbst von seinem Schiff geflohen war, gab ihnen finster zur Antwort: »Wenn ihr in Verhinderung der Einfahrt dieser Piraten eurem König so treu gedient hättet, wie ich es tun werde, indem ich ihnen den Abzug wehre, so würdet ihr nicht all dies Elend auf euch und eure Nachbarn gebracht haben. Ihr habt euer Unglück nur eurem Kleinmut zu verdanken. Was mich betrifft, so werde ich meine Pflicht tun.«

Als Morgan diese Antwort gemeldet wurde, antwortete er bloß, er werde hinauskommen, möge man es ihm gestatten oder nicht. Indes schonte er die Gefangenen und die Geiseln.

Der Admiral warf nun die Dividenden der Beute aus und ließ das ungleich verteilte Eigentum an Bord seines Schiffes bringen. Jeder hatte eidlich die Erklärung abgegeben, dass er nichts verborgen habe. Es stellte sich nun heraus, dass sie in geprägtem und ungeprägtem edlen Metall fünfundsechzigtausend Pfund Sterling, eine unermessliche Menge der wertvollsten Kaufmannsgüter und mehrere hundert verkäufliche Sklaven besaßen. Nachdem die Teilung vor sich gegangen war und jedes Schiff oder Boot die betreffende Portion erhalten hatte, folglich die Mannschaft für die Erhaltung ihres Eigentums selbst Sorge tragen musste, machte sich alles zum Aufbruch bereit.

Morgan nahm nun zu folgender scharfsinnigen Kriegslist seine Zuflucht. Den Tag vor dem Versuch schickte er Angesichts der Spanier, welche ihn aufs Genaueste beobachteten, all seine Boote wohl bewaffnet und bemannt ans Land. Kaum waren jedoch die Seeräuber an der Küste, als sie um ein Gebüsch herumgingen, sich wieder in die Boote stahlen, auf dem Boden verborgen liegen blieben und dann von der

Flotte ab- und zusegelten, auf der Hinfahrt stets sich offen zeigend, auf dem Rückweg aber sich versteckend.

Die Spanier meinten, es müssten sich nun fast alle Seeräuber ausgeschifft haben. Da sie deshalb in der Nacht oder am anderen Morgen einen Angriff erwarteten, so entfernten sie ihr sämtliches Geschütz, um das Kastell von der Landseite zu verteidigen, wodurch die Seeseite völlig wehrlos blieb.

Sobald es Nacht war, lichtete Morgan die Anker und fuhr, ohne Tuch zu zeigen, in aller Stille mit der Ebbe hinunter, bis seine Flotte dem Kastell gegenüberstand. Dann zog er plötzlich alle Segel auf. Die Spanier säumten nicht, ihre Artillerie wieder herum zu holen und begannen, aber erst, als es zu spät war, eine wütende Kanonade. Die Räuber waren inzwischen mit allen ihren Schätzen entronnen.

Wie Morgan außer Gefahr war, sandte er die Gefangenen zurück und behielt nur die Geiseln von Gibraltar zurück, welches seine Brandschatzung noch nicht eingesandt hatte. Zum Abschied feuerte er sieben scharf geladene Kanonen auf das Kastell ab, dessen Verteidiger so kleinlaut geworden waren, dass sie den Schimpf nur mit Schweigen entgegen nahmen.

Nach einigen Zufällen, wie sie gewöhnlich oft genug denen begegnen, welche über das tiefe Gewässer fahren, erreichte die ganze Flotte wohlbehalten Cagaway auf Jamaika, welches man eben erst Port Royal zu nennen begann. Dort gaben sie sich den Ausschweifungen hin, durch welche sich diese Gentlemen auszuzeichnen pflegten. Der andere Teil von Morgans Flotte, welcher unseren Helden am Sammelplatz zu Savana nicht antrafen, hatte sich unter das Kommando eines gewissen Kapitän Hansel, der sich bei Puerto Velo sehr tapfer benommen hatte, gestellt und einen übereil-

ten unglücklichen Angriff auf Cumana in der Nähe von Caracas gemacht, bei welcher Gelegenheit der größte Teil der Mannschaft zugrunde ging.

Die Übrigen kehrten bald nach Morgans Ankunft arm und gedemütigt zurück. Sie sahen sich dem Gespött der Plünderer von Maracaibo und Gibraltar ausgesetzt, halfen denselben aber doch den gewonnenen Reichtum rascher zu verjubeln. Nach einigen Wochen waren beide Teile wieder gleich arm und bereit zu jedem verzweifelten Unternehmen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Unser Held heiratet, ohne sich jedoch häuslich niederzulassen, erhält einen amtlichen Rang und umgibt sich mit viel äußerem Prunk, rüstet eine große Flotte aus und trifft Vorbereitungen für große Taten.

Das letzte Jahr war für unsern Helden das ereignisvollste gewesen. Was er auch immer fühlen mochte, so verriet er doch kein Leidwesen um den Verlust seiner schönen, schwarzen Begleiterin. Auch enthüllte er das Geheimnis ihrer Verkleidung erst einige Monate vor seinem Tod, ohne sich darum zu bekümmern, dass man ein Gerücht, welches allgemeinen Glauben fand, über ihn ausstreute, er sei seiner Geliebten müde geworden und habe sie an einen neuenglischen Kaufmann als Sklavin verkauft. Indes war Morgan ein Mann, der in den späteren Jahren seines Lebens keine anderen Aufregungen blicken ließ, als diejenigen waren, welche in den Kreis der Geselligkeit gehörten.

Stets streng auf seine pekuniären Interessen achtend, fand

Morgan tausend Mittel, seinen großen Anteil am Raub, der unter seiner Leitung so reichlich gesammelt worden war, zu vergrößern. Er war unermesslich reich geworden und hatte sich mehrere der ergiebigsten und größten Pflanzungen um Kingston gekauft. Auch sicherte ihm sein strenger, tätiger Charakter eine gute Verwaltung derselben, mochte er nun zugegen oder abwesend sein.

Wir haben bisher keinen Anstand genommen, Morgan und seine Gefährten Seeräuber zu nennen. Das waren sie auch im eigentlichen Sinne des Wortes, denn ihr Souverän bekannte sich nicht zu ihren Taten. Überhaupt führten sie ihre Kriege mehr wie Banditen und Meuchelmörder, die zügelloseste Soldateska der barbarischsten Jahrhunderte weit überbietend. Indes wurden die Spanier von allen übrigen Nationen als ein gemeinsamer Feind und als ein Geschlecht angesehen, das durch seine eigenen Grausamkeiten sich außer den Kreis der Menschheit versetzt hatte. Auch machten sie noch immer Anspruch an Jamaika. Man trug sich unaufhörlich mit Gerüchten, dass sie die Insel zu überfallen gedächten, um ihren Rechten Nachdruck zu geben. Die Bewohner Jamaikas betrachteten daher Morgan als einen Helden und Retter, seine unmenschlichen Foltern und seine kaltblütigen Mordtaten aber nicht nur als nötig, sondern sogar als lobenswert. Waren diejenigen, welche unter seinen Streichen bluteten, nicht Spanier?

Henry stand nun im Zenit seiner Mannheit und fast auch seines Ruhmes. Schön, beredt, ein vollendeter Höfling, ein unternehmender General und ein Flottenführer ohne Gleichen, buhlten die Großen und Reichen um seine Gesellschaft, während er von der Menge wie ein Abgott verehrt wurde. Die ganze Insel hatte keinen besseren Linguisten,

denn mit Ausnahme der morgenländischen gab es keine Sprache, die er nicht gekannt und meistens auch fertig gesprochen hätte. Er war ein treuer, beständiger, obwohl zurückhaltender Freund. Joseph Bradley, der nun immer Kapitän hieß, wurde durch ihn nicht nur bereichert, sondern auch befördert. Allerdings kostete dies unsern Helden nicht viel, denn er bedurfte dazu nur seines Einflusses bei den Behörden der Insel, welche damals über viel wertvolles Land zu verfügen hatten und es zu Preisen, die sich nach den Empfehlungen richteten, vergeben konnten.

Obrist Sir Anthony Morgan, der Lieutenant Gouverneur von Jamaika, hatte eine einzige Tochter von ungemeiner Schönheit, ein Prädikat, das man ihr, obwohl sie eine Erbin war, nicht bloß aus Höflichkeit zugestand. Sie war jung und so begabt, wie die meisten Damen ihrer Zeit, weit mehr aber als irgendeine auf der Insel. Morgan hatte es einzuleiten gewusst – mit welchem Recht, ist von keinem Belang – dass man ihn, obwohl er nur der Sohn eines Meoman war, als der Familie des Baronet angehörig betrachtete, dem sein Titel erst kürzlich übertragen worden war. Morgan trat als Freier auf. Wir müssen wohl annehmen, dass seine Liebe keine wahre genannt werden kann, denn ihr Pfad verlief merkwürdig glatt. Er heiratete als Eroberer kurz nach seiner Rückkehr von Maracaibo, und die ganze Insel hallte von Jubel wider.

Durch diese Verbindung erhöhte Morgan seinen Reichtum sehr und erbte zuletzt auch noch den seines Schwiegervaters, denn der gute alte Soldat wurde in König Karls II. europäischen Dienst zurückgerufen und verlor auf etwas eigentümliche Weise sein Leben in den Niederlanden. Er war nämlich merkwürdig beleibt. Als er sein Regiment zum An-

griff führte, »zersprengte er« – wie es in der Depesche lautete – »aus Mangel an Atem sich selbst und fiel tot nieder ohne Wunde.«

Everet gibt in seiner Aufzählung der englischen Baronet unrichtig an, er sei ohne Nachkommen gestorben. Indes erlosch die Linie beider Morgans mit dem Tod unseres Helden.

Obrist Sir Anthony Morgan war bei Karl II. sehr beliebt und hatte durch seine heiteren, gesellschaftlichen Eigenschaften diesem lebensfrohen Monarchen in seiner Verbannung viele Unterhaltung gemacht. Im Jahre 1663 wurde er von Sr. Majestät zum Lieutenant Gouverneur und General-Lieutenant von Jamaika ernannt, also in der Zeit, in welcher Sir Thomas Modiford die Bestallung eines Ober-Gouverneurs behauptete.

In dessen Hände (Obrist Morgans) Wir dreitausend Pfund gegeben haben. Tausend Pfund davon sind ein Jahresgehalt für Euch selbst, und sechshundert Pfund für Euern Lieutenant-Gouverneur, Unseren geliebten Freund Obrist Anthony Morgan, von all welchem Wir unseren besagten treuen und viel geliebten Freund Euch in Besitz zu setzen beauftragt haben. Wir empfehlen ihn ganz besonders Eurer Freundschaft und guten Behandlung wegen seiner Verdienste und Treue gegen Unsere Person.

All dies war von des Königs eigener Hand geschrieben.

Unser Held verlor nicht viel Zeit mit Liebeständeleien. Die Kapitäne und Offiziere nebst seinen nun zerlumpten und zu Bettlern gewordenen Truppen setzten ihm angelegentlich zu, auf frische Abenteuer auszuziehen. Lange, ehe sein Ho-

nigmond vorüber war, wurde er wieder durch das Geklirr der Waffen geweckt. Als ein so reicher Mann wollte er sich aber nicht länger den Zufälligkeiten des Krieges ohne einen anerkanntem amtlichen Rang vertrauen.

Obwohl man ihn letzter Zeit stets Admiral genannt hatte, war ihm diese Würde doch nur von seinen eigenen Leuten übertragen worden.

Sir Thomas Modiford war zu gefällig, um nicht voll in seine Absichten einzugehen. Er machte zu dieser Zeit die sehr gelegene Entdeckung, dass die Spanier einen abermaligen Angriff auf die Insel vorbereiteten, und schickte sich deshalb an, einige sehr kräftige Maßregeln zugunsten seines Freundes auszuführen. In Gemäßheit der Gewalt, welche ihm von Karl II. als Gouverneur und Oberbefehlshaber übertragen war, erteilte er Morgan, wie aus nachstehendem Artikel erhellt, eine offizielle Bestallung.

Im Einklang hiermit wurde am 29. Juni 1670 ein Kabinettsrat gehalten und von dem Gouverneur und dem Rat der Beschluss gefasst: Weil die Königin Regentin von Spanien ihrem Gouverneur befohlen hat, offenen Krieg gegen die Engländer zu beginnen, und in Gemäßheit, dass der Gouverneur von Kuba wirklich eine feindliche Landung bei St. Michaels Hole bewerkstelligte, so soll Henry Morgan zum Admiral und Oberbefehlshaber ernannt sein mit aller Ermächtigung, Spanien und alles spanische Eigentum nach Kräften zu beschädigen. Da kein anderer Sold bezahlt werden kann als die Beute, so soll der Flotte alles gehören, wessen sie habhaft werden kann.

Dieser Ermächtigung war noch die sehr notwendige Klausel

angefügt, es sei *ferner verordnet, dass keine Person, welche zu besagter Flotte gehöre, wegen ihrer Schulden belästigt werden solle.*

Admiral Morgan hatte nun infolge dieser Bestallung volle Gewalt und konnte das Kriegsgesetz auf alle, die unter seinem Kommando standen, ausdehnen. Er war nun sowohl zur See als zu Lande der unumschränkte Herr seiner Leute. Sir Thomas Modiford hatte nichts versäumt, um seine Stellung so despotisch zu machen, als es der willkürvollste Sinn nur wünschen konnte.

Leute zu gewinnen, war keine schwere Aufgabe, denn von allen Seiten strömten Abenteurer in endloser Zahl herbei. Die eigentlichen Bukanier⁴ eilten unter seine Flagge und wanderten, obwohl sie nicht an den Seedienst gewöhnt waren, durch Wälder und endlose Einöden, um seine Heldentaten zu teilen und sich mit Beute zu bereichern.

Am 14. August flatterte die Admiralsflagge an Bord der *Satisfaktion*, seiner eigenen Fregatte, welche er den Spaniern im Golf von Maracaibo abgenommen hatte. Morgan segelte am gleichen Tag mit elf Schiffen und sechshundert Mann von Port Royal ab, nachdem er die Südseite der Insel Tortuga zum Sammelplatz bezeichnet hatte. Dort angelangt fand er Schiffe aller Art mit einer übermäßigen Bemannung, welche bereit waren, sich ihm anzuschließen, sodass er nicht einzureihen, sondern bloß zu wählen und zurückzuweisen hatte. Viele Abenteurer erschienen in bewaffneten Booten oder sogar in bloßen Kanus; so groß war das Verlangen aller Leute

⁴ französisch boucanier, eigentlich = Büffeljäger, zu: boucan = Rauchfleisch; Räucherhütte, ursprüngliche Bezeichnung besonders für Bewohner der Antillen; karibisches Wort

von abenteuerlustigen Charakter, die Gefahren und die Beute zu teilen, zu welchen sie Morgan führen sollte.

Am 2. September waren fast sämtliche Schiffslisten abgeschlossen, die Musterungen vorgenommen und die Flotte, welche Leute aus allen Nationen barg, lag gemächlich in einem Hafen, von den Franzosen Port Couillon genannt, welcher sich Isle de Vache oder Englisch Isle of Ash gegenüber befand.

Da Morgan die Mundvorräte nicht für zureichend hielt und außerdem auch Kundschaft einziehen lassen wollte, so schickte er seinen Rear-Admiral Collier mit sechs Schiffen und dreihundertfünfzig Mann an die Küsten des spanischen Kontinents hinunter, damit er das Land in allen Richtungen plündere und namentlich Getreide zurückbringe.

Collier steuerte unmittelbar auf den la Hacha Fluss zu, um ein an dessen Mündung gelegenes Städtchen anzugreifen, wo die benachbarten Häfen in der Regel fast all ihren Mais aufgestapelt hatten. Das Städtchen hieß Roncheira.

Während Colliers Abwesenheit schickte Admiral Morgan Jagdpartien in die Wälder von Hispaniola ab, welche eine unermessliche Menge Vieh töteten und es einsalzten, während die übrige Mannschaft unaufhörlich manövrieren musste und die verschiedenen Schiffe der Flotte möglichst vollzählig gemacht wurden. Morgan übte einen so gewaltigen Einfluss auf seine Leute, dass diese alles mit Freuden taten, obwohl sie unaufhörlich und auf das Angestregteste arbeiten mussten. Auch gelang es den vereinten Anstrengungen der Offiziere und Mannschaft, ihre Flotte so prächtig zu equipieren, als hätte ihnen alle Bequemlichkeit und Beihilfe eines königlichen Dockyard zu Gebote gestanden.

Collier wurde in der Mündung des Flusses vier Tage lang

von einer Windstille befallen. Die Spanier, welche ihn bemerkt hatten, schickten sich an, ihm, sobald er einen Landungsversuch mache, einen warmen Empfang zu bereiten. Zuvor aber hatten sie ihrer Gewohnheit gemäß alle ihre Effekten versteckt. Den Abenteurern blieb jedoch ihr gewöhnliches gutes Glück getreu. Als der Wind ihnen gestattete, in die Mündung des Flusses einzufahren, war eben ein großes, mit Mais von Carthagena geladenes spanisches Schiff im Begriff, aufzubrechen. Natürlich fiel ihnen das Schiff samt der Mannschaft in die Hände.

Obwohl die Spanier tapferen Widerstand leisteten, erzielte der Rear-Admiral doch bei Tagesanbruch eine Landung. Es folgte nun den ganzen Tag über eine Art aussetzenden Kampfes, in welchem sich die Spanier fortwährend langsam in ihre Hauptstadt zurückzogen. Sie hatten viele Menschen verloren. Da sie die Nutzlosigkeit weiteren Widerstands einsahen, so flüchteten sie sich zu den Wäldern, den unbewohnten, leeren Platz den Eindringlingen überlassend.

Collier verfolgte sie durch die Stadt, ohne viel damit auszurichten; aber obwohl er die Soldaten verfehlte, traf er doch ein Häuflein feindlicher Spanier, welche er gefangen nahm und augenblicklich foltern ließ, damit sie gestünden, wo die Reichtümer das Platzes verborgen wären. Viele, welche nicht imstande waren, die Qualen zu ertragen, legten Bekenntnisse ab. Noch mehr aber starben auf der Marterbank, weil sie entweder nichts anzugeben wussten oder ihre Schätze dem Leben vorzogen.

All dies beschäftigte das Detachement mehr als fünfzehn Tage, während welcher Zeit sie viel Mundvorrat und eine beträchtliche Quantität Beute gesammelt hatten. Sogar als sie schon im Begriff waren, aufzubrechen, konnten sie sich

ihrer alten Gewohnheit nicht entschlagen. Sie machten noch immer Jagd und erwischten noch mehr Gefangene. Diese schickten sie zu den Verstecken ihrer Landsleute in den Wäldern, um für die Stadt Roncheira eine Brandschatzung zu erpressen. Die Boten brachten jedoch die Antwort zurück, die Bewohner des Ortes seien so vollständig zugrunde gerichtet, dass sie weder Gold noch Silber oder sonstige wertvolle Gegenstände besäßen. Indes seien sie erbötig, für die Schonung der Stadt viertausend Bushel Mais zu entrichten. Diese Bedingungen wurden angenommen und im Laufe von drei Tage der Vorrat beigeschafft.

So nahm dieser Zug ein sehr glückliches Ende. Die Schiffe waren gut mit Mundvorrat und Beute beladen, und das Geschwader segelte wohlgemut und nicht wenig stolz auf seine Erwerbung ab, um sich dem Oberbefehlshaber zu Port Couillon anzuschließen. Sie waren nun volle fünf Wochen abwesend gewesen – eine lange Zögerung, welche Morgan und seine Gefährten viele Unruhe bereitete, denn sie fürchteten, Colliers Geschwader sei in einem vorschnellen Angriff auf die Spanier zugrunde gegangen.

Der Platz ihrer beabsichtigten Landung befand sich nämlich in der Nähe vor Carthagera, Santa Martha und anderen starken, mit Militär reichlich versehenen Städten, von denen aus leicht Truppen abgesandt werden konnten, um sie abzuschneiden und gänzlich aufzureiben.

Außerdem hegte Morgan auch einen Argwohn, welcher für das Detachement nicht so ehrenhaft war. Möglich, dass sie so ungemein glücklich gewesen waren und eine genugsam reiche Beute gefunden hatten, um nicht zur Rückkehr geneigt zu sein, da auf sie nur ein unbedeutender Anteil kam, wenn das Ganze unter so viele Kameraden verteilt

wurde. Groß war daher die Freude des Admirals, als er diese große Abtheilung seiner Flotte mit zwei weiteren edlen Schiffen und mit Vorräten zurückkehren sah, welche für die völlige Virtualisierung auf den ganzen Zug so notwendig waren.

Vorderhand war nichts weiter zu tun, als den Mais und das getrocknete Ochsenfleisch im Verhältnis der Mannschaft unter die verschiedenen Schiffe zu verteilen und Letztere einer anschließenden, scharfen Inspektion zu unterwerfen. Morgan entfaltete hierbei eine ungewöhnliche Rücksicht auf Reinlichkeit, welche die Beteiligten nicht wenig überraschte. Er kannte den Wert der Gesundheit und betrachtete sie als einen der stärksten Hebel im Krieg. Sobald alles in Ordnung war, brach er zum Cap Tiburon auf.

Während Colliers Abwesenheit, am 30. September, führte ein Kapitän John Morris dem Admiral einen Kaper, Imanuel Rivers genannt, zu, welcher die Küsten von Jamaika beunruhigt hatte und von gedachtem Kapitän in letzter Zeit genommen worden war. Der Kaper war zwar klein und nur mit acht Kanonen bewaffnet, aber doch ein sehr schönes Fahrzeug. Ferner stellten sich noch drei französische Schiffe unter Morgans Kommando, und zuletzt im November kamen sieben weitere englische Segel von Jamaika an.

Als sie in der Höhe von Tiburon anlangten, befehligte Morgan im Ganzen eine Flotte von siebenunddreißig Segeln, obwohl er drei verloren hatte, welche in einem Sturm bei Port Couillon auf den Strand gelaufen waren. Von dieser Flotte hatten die größten Schiffe dreißig, die kleinsten vier Kanonen. Im Ganzen bestand die Mannschaft aus zweitausend Streitern, eine große Anzahl von Seeleuten und Jungen, welche ausschließlich den Matrosendienst versahen, nicht mit-

gerechnet. Die Expedition war mit aller Art Munition, einschließlich der Handgranaten, Feuerbälle und vielen neu erfundenen Brennmaterials, das heute ganz vergessen ist, wohl versehen.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Morgans Vorbereitungen in großartigem Maßstab. Ein Blick in den Zustand seines Geistes und mehrere wichtige Gespräche.

Wir kommen nun an die glorreichste von Morgans Taten, welche, was militärische Haltung und erfolgreiche Kühnheit betrifft, keiner in der Geschichte nachsteht, selbst die Heldentaten des Altertums nicht ausgenommen. Allerdings ging sie aus unwürdigen Motiven hervor und wurde durch eine Grausamkeit geschändet, welche einen Krieg auch für den tapferen Sieger unrühmlich macht. Die Grausamkeit ist nicht immer der natürliche Verbündete der Feigheit, sondern wählt nur zu oft auch den Mut zu ihrem Begleiter. Und dieser Bund gebiert Schändlichkeiten und Schrecken, über deren Bericht die Menschheit schaudert. Kein Heerhaufen, von dem die Geschichte spricht, zeigte mehr Mut als derjenige, welchen Morgan triumphierend über die Landenge von Darian führte. Wenn es je einen grausameren gegeben hat, so verabsäumte die Weltgeschichte, auf all ihren vielen Blättern darüber Bericht zu erstatten.

Wir erblicken in Morgan die Seele und das Leben einer zahlreichen und tapferen Flotte, deren Schiffe allerdings nur klein waren; aber sie führten kühne Männer an Bord, welche zu sterben und sogar im Tod ihre Partie siegreich zu machen

wussten.

Nachdem sie am Kap frisches Wasser und Holz eingenommen hatten, gab der Admiral das Zeichen zum Beilegen und beschied unmittelbar darauf seine siebenunddreißig Kapitäne wie auch den Rear- und Vize-Admiral an Bord seines eigenen Schiffes. Die ernsten, finsternen Männer, welche dieser Berufung Folge leisteten, bildeten eine wunderbar gemischte Gruppe. Sie trugen damals nicht die Auszeichnung einer Uniform, aber jeder Kommandeur hatte sich in so kriegerischer Weise herausstaffiert, wie es seine Mittel gestatteten oder sein Geschmack zweckmäßig fand. Diese Krieger hielten sich weniger für Seeleute als für Soldaten, und alle bis auf vier, waren mehr oder weniger durch Panzer geschützt. Es war in der Tat eine wild aussehende, rauhaarige und großartige Bande, die in ihrer Haltung einer Art Banditenwildheit an den Tag legte.

Kraft seiner Bestallung war Henry vom Stellvertreter des Königs nicht nur zum Admiral, sondern auch zum General dieser furchtbaren Streitkraft ernannt und vollkommen ermächtigt worden, alle Stellen unter seinem Kommando zu vergeben. Zuvörderst nun hielt er es, weil ihm die alten Bunkaniergesetze namentlich für seine eigene Person nicht ausreichend schienen, für zweckmäßig, seine Leute einen neuen Vertrag unterzeichnen zu lassen. Nachdem er die Offiziere unter dem Zelt seines Halbdecks versammelt hatte, hielt er an sie eine gewinnende Rede voll Milde und schwunghafter Ausdrücke über Ehre, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, zugleich der ganzen Flotte durch ihre versammelten Repräsentanten folgende Bedingungen bietend:

Er, Morgan, solle als Oberbefehlshaber von der ganzen Beute ein volles ungeschmälertes Viertel erhalten. Desglei-

chen habe jeder Kapitän je nach dem Umfang seines Schiffes außer seinem eigenen Antheil eine achtzehn- oder zwölffache Mannsportion anzusprechen.

Wer zuerst die englische Flagge auf ein feindliches Schiff oder Fort pflanze, solle zehn Pfund Sterling erhalten.

Wer, wenn es sich um Einzug von Nachrichten handle, einen Gefangenen mache, solle mit zwanzig Pfunden bedacht werden.

Ein Grenadier solle für jede Granate, die er in ein Fortbringe, ein Pfund anzusprechen haben. Wer unter Lebensgefahr einen Offizier von Auszeichnung gefangen nehme, solle zu dem Lösegeld desselben berechtigt sein. Der Verlust von zwei Beinen sei mit dreihundertfünfzehn Pfund Sterling oder, wenn deren vorhanden wären, mit fünfzehn Sklaven zu vergüten, je nach der Wahl der verstümmelten Person.

Der Verlust beider Arme berechtige den Beschädigten zu einhundertfünfzwanzig Pfund oder achtzehn Sklaven.

Ein Bein oder Arm, ohne Unterschied des rechten oder linken, fünfhundert Kronen oder sechs Sklaven. Ein Auge hundert Kronen oder ein Sklave. Für gänzliche Blindheit zweitausend Kronen oder zwanzig Sklaven. Für einen Finger hundert Kronen oder ein Sklave. Sollte ein Glied des Körpers unbrauchbar werden, ohne ganz verloren zu gehen, so solle dieselbe Entschädigung statthaben, wie bei wirklichen Verlust. Werde jemand so schwer im Leib verwundet, dass er eine Krücke brauche, so solle er vierhundert Kronen oder vier Sklaven erhalten.

Alle diese Entschädigungen sollen unabhängig sein vom individuellen Beuteanteil des Einzelnen und getreulich ausbezahlt werden, ehe es an die Teilung der Beute komme.

Diese Regulationen waren gewiss freisinnig und billig, da

die Glieder und das Augenlicht des Admirals nicht höher angeschlagen wurden als die des gemeinsten Schiffsjungen. In dieser Hinsicht könnten wir den Bukanier einen nützlichen Wink entnehmen.

Auch wurde noch eine weitere Bestimmung vorgeschlagen, des Inhalts, dass das erste Schiff, welches eine Prise von größerem Wert als zehntausend Kronen nehme, tausend davon für sich behalten und im Übrigen gleich mit der ganzen Flotte teilen solle.

Die übrigen Regulationen waren dieselben, welche wir schon früher erwähnt haben.

Alle diese Vorschläge wurden von den verschiedenen Kommandeuren durch Zuruf genehmigt und jede Einwilligung mit einem Glas Wein und einem dröhnenden *Hurra* bestätigt. Nachdem alle, welche schreiben konnten, mit ihren Namen, die anderen aber mit ihren Kreuzen unterzeichnet hatten, wurde die wirksamere Zeremonie, eine Verleihung von regelmäßigen Bestallungen an diejenigen Kapitäne vorgenommen, welcher eine derartige Auszeichnung bisher gefehlt hatte. Dann ließ sich Morgan als Admiral und General durch einen feierlichen Eid Treue geloben. Dabei war einen besondere Klausel angeführt, dass die Schwörenden in allen Teilen gehorchen und nie die Gerechtigkeit oder Gesetzlichkeit eines erlassenen Befehls beanstanden wollten. Die Verhandlungen des Tages schlossen mit einem Flottendiner.

Da die Flotte jetzt unter regelmäßigen Bestallungen und als ein Teil von Großbritanniens Seemacht segelte, so schickte sich Morgan an, ihr eine neue Gestaltung zu geben. Er teilte sie in zwei Linien und hisste auf seinem eigenen Schiffe eine rote Flagge mit einem weißen Kreuz am Hauptmaste auf. Die *Satisfaktion* sollte im Kampf den Luvflügel schließen. Je-

des Schiff des Letzteren führte am Pic seines Besanmastes dieselbe rote, weißgekreuzte Flagge, am Bugspriet aber und an der kurzen, darauf aufrechtstehenden Stange den königliche Wimpel. Die weiße Linie hatte Joseph Bradley als Befehlshaber, der zum Vizeadmiral mit den militärischen Rang eines Obristen ernannt worden war. Er führte an seinem großen Mast eine weiße Flagge mit drei kleinen, roten Quadraten in einer ihrer Ecken. Dieselbe Flagge befand sich am Besanmast eines jeden Schiffes der Lee-Division, während der königliche Wimpel auf gleiche Weise von den Bugsprieten flatterte wie bei der anderen Linie. Außer dem Vizeadmiral hatte auch jede Linie ihren Rear-Admiral, und jeder dieser Admirale war mit militärischem Rang versehen.

Morgan unterwies sodann seine Kommandeure über die Privat- und Manöversignale für Tag und Nacht – mit einem Wort, er organisierte seine Flotte weit besser, als es je zuvor üblich oder auch nur bekannt gewesen war. Die siebenunddreißig Schiffe konnten daher in demselben Einklang handeln, wie ebenso viele Menschen, die unter dem Kommando eines erfahrenen Kapitäns ein Kompagnie bilden.

Aber ungeachtet dieser mannhaften Ausrüstung konnte Henry Morgan nicht umhin, die Bedenken seines Freundes, des Sir Thomas Modiford, in vollem Maße zu teilen. Sie hatten sich auf eigene Verantwortung hin zum Krieg in einem großartigen Maßstab ausgerüstet und noch obendrein zum Krieg mit den Untertanen einer Macht, mit welcher ihr Gebieter und ihre Nation im freundschaftlichsten Verhältnis standen. Es war jetzt von unendlichem Wert, einen Vorwand zu gewinnen, denn die nichtautorisierten kleinen Angriffe, welche von einigen nichtenglischen Piraten an der Küste von Jamaika verübt wurden, konnten kaum einen so

bedeutenden Einfall in das spanische Gebiet mit all dem feierlichen Pomp eines erklärten Kriegsstandes rechtfertigen.

Zum Glück für Morgan und Modiford musste es sich fügen, dass der Rear-Admiral Collier an Bord einer der Prisen, welche er in dem La Hacha gemacht hatte, unter seinen Gefangenen zwei Personen mitbrachte, welche sich bewegen ließen, Folgendes zu beschwören:

Den 29. November 1670.

Eidliche Angabe des Marcus de Cuba, eines Spaniers, Meisterpilot auf der Galerdeene-Prise, geboren auf den großen Kanarien, Alter ungefähr siebenundvierzig Jahre. Nachdem ihm der Eid abgenommen worden, sagte er Nachstehendes aus: Er habe gesehen, wie zu Carthagena die Soldaten gemustert worden und alles in Waffen sei zum Angriffskrieg gegen die Engländer. Ferner sagt er, dass mehrere spanische Schiffe vom Präsidenten Panamas, Don Juan Perez de Guzman, Kaperbriefe erhalten hätten, in deren Besitz sie noch jetzt seien. Dieselben hätten mehrere Engländer genommen. Auch ermutige man die Spanier gegen die Insel Jamaika, namentlich auf die Grundlage hin, dass Alt-Spanien eine Flotte für diese These ausgestattet habe, welche unter dem Kommando eines Don Alonzo stehe. Dies sei alles, was er anzugeben wisse.

Beschworen und niedergeschrieben in obigem Jahr und an obigem Jahrestage im Beisein von Henry Morgan, (es folgen die Unterschriften der übrigen Flottenoffiziere)

Die andere Angabe eines gewissen Lucas Perez war ein wenig ausführlicher. Er beschwor nicht nur, was der andere ausgesagt hatte, sondern erklärte noch obendrein, es seien

zwei Schiffe gegen Jamaika ausgerüstet worden, das eine mit achtzehn, das andere mit zwölf Kanonen. Ferner habe der Präsident von Panama mehrere Kaperbriefe gegen die Engländer erteilt, in deren Folge einige englische Schiffe genommen worden seien. Auch diese Aussage wurde wie die vorstehende beschworen.

Diese Dokumente, welche man als ein sehr glückliches Zutreffen betrachtete, wurden augenblicklich an Sir Thomas Modiford abgeschickt. Morgan säumte nicht, sie durch die Flotte zu veröffentlichen, und gab sich alle Mühe, den unter seinem Befehl Stehenden die Überzeugung einzuflößen, dass sie nun in einem gerechten, gesetzlichen Krieg begriffen seien. Sie sollten sich daher mit all dem Mut und der Würde benehmen, welche Soldaten gebühren, die in der Sache ihres gesetzlichen Königs streiten.

Am nämlichen Abend wurde ein abermaliger Kriegsrat gehalten, um die Zweckmäßigkeit einer Abweichung von den Instruktionen des Gouverneurs zu erwägen.

Nachdem alles bereinigt worden war, speisten wie gewöhnlich die Kapitäne oder doch die Kommandeure der Hauptschiffe beim Admiral. Der Abend wurde in der herkömmlichen Heiterkeit verbracht. Als sie im Begriff waren, zu ihren Schiffen aufzubrechen, behielt Morgan Bradley zurück, und so befanden sich um acht Uhr abends die beiden Freunde allein bei vortrefflichem Teres, für den unser Held eine mehr als heldenhafte Vorliebe gewonnen hatte.

»Vizeadmiral und Obrist Bradley, es macht mir ein großes Vergnügen, zum ersten Mal Euch als einem Offizier Sr, Majestät, Karls II., zuzutrinken«, sagte Morgan mit spöttischer Gravität.

»Ich erwidere den Trinkspruch von ganzem Herzen, Ad-

miral«, antwortete Bradley. »Aber glaubst du, dass wir unter der königlichen Bestallung besser fechten werden?« »Für dich und mich kann dies keinen Unterschied ausmachen«, antwortete Morgan, »denn unser Mut ist feine Tugend, die sich um eines so geringfügigen Umstandes willen ändern lässt. Die anderen dagegen werden umso schlechter kämpfen, denn kein Ruf ist so begeisternd als *Sieg oder der Galgen!* Vor dem Letzteren sind wir jetzt sicher. Aber ich will die Schufte in eine Lage versetzen, dass es bei ihnen heißen soll: *Entweder Sieg oder etwas Schlimmeres als Meister Dreibein.* Joseph, dies soll unser letzter Kreuzzug sein. Was sagst du dazu, wenn wir unser altes Besitztum zu Barbados wieder ankaufen?«

»Von Herzen gern, Heinz; und wenn wir unsere einzelnen Tausende zu zehn gemacht haben – hurra nach Wales, zu den Bergen und dem alten Schloss!«

»Wenn du so willst, wünsche ich dir alles Glück, aber mir ist der Wurf in diesen Zonen gefallen. Meine junge, zarte Frau könnte nicht leben in den erkältenden Nebeln unserer Heimat. Und ich fürchte, auch mir würden sie nicht mehr zusagen, Joseph. Meine körperliche Kraft scheint abnehmen zu wollen, und der Durst quält mich unablässig. Gib das Glas herüber. Es ist immerhin etwas Angenehmes um den Durst.«

»Morgan, erlaube mir, dir zu bemerken, dass du dich in der letzten Zeit nicht so gut gehalten hast, als diejenigen, welche dich lieben, wünschen könnten. Ein verheirateter Mann sollte ein regelmäßigeres Leben führen.«

»Das soll auch geschehen, nur im Augenblick noch nicht. Weißt du auch, Joseph, dass ich, um mir auch nur den Schein von Glück und Zufriedenheit zu wahren, unaufhörlich mei-

ne Blicke auf meine Erfolge im Leben, meine Stellung und meinen Ruf heften muss? Wie hohl ist nicht das Glück, wenn man es völlig erreicht hat!«

»Nicht, wenn man rechtlich dazu gekommen ist. Verzeiht mir meine Derbheit, Admiral.«

»Von Herzen gerne, Joseph. Aber was haben wir gewonnen, als wir rechtlich und tugendhaft waren? Der Mensch findet nirgends Glück, als in der Aufregung.«

»Und sind deine Begriffe über geistige Dinge noch immer dieselben?«

»Vollkommen. Der Mensch ist seine eigene Vorsehung. Und dennoch gibt es ein Geschick, obwohl es nicht unwandelbar ist. Hat es dir weh getan, Bradley, dass ich Collier und nicht dich auf die La Hacha-Expedition schickte?«

»Durchaus nicht, Morgan. Du hieltest ihn wohl für ebenso tapfer, aber für geschickter als mich?«

»Keineswegs, mein tapferer Freund, durchaus nicht. Ich wusste nur, dass er grausamer war. Dieser Feldzug soll als die letzte meiner Anstrengungen die glänzendste und erfolgreichste sein. Du kennst meinen alten Satz – mein Glück mit Blut zu taufen. Es erregt dir Grauen, wenn du diese Spanier foltern sollst. Du könntest sie wohl gewandter besiegen als Collier, aber was die Daumschrauben, das langsame Feuer und das Ablösen von Gliedern betrifft, ach, Bradley, du würdest der Flotte nicht viel mehr zurückgebracht haben als den Ruhm.«

»Ich kann einmal nicht anders. Aber willst du mich bei der nächsten Gelegenheit entschädigen? Als der Zweite im Kommando habe ich ein Recht, diesen Ehrenposten zu fordern.«

»Den sollst du haben, aber jetzt zur Sache. Könnte ich nur

St. Katharina festhalten und so eine kleine Handhabe an das spanische Festland gewinnen. Was sagst du zu einem neuen Reich in der Neuen Welt? Ich könnte verteidigen, was ich gewonnen habe und es noch obendrein ausdehnen. Ja, Bradley von Küste zu Küste, vom Norden bis zum Süden.«

»Zu welchem Zweck, mein Freund? Du bist kinderlos und wirst es wahrscheinlich bleiben, wenn man aus dem zarten Gesundheitszustand deiner Frau einen Schluss ziehen darf.«

»Despotische Souveräne können Gesetze bezwingen und machen.«

»Wenn du solche Ideen hast, so bin ich nicht auf deiner Seite.«

»Ich fürchtete es und doch freut es mich. Freilich, ich hatte einmal eine verwandte Seele. Doch fassen wir die Gegenwart ins Auge. Mein Plan geht auf Panama.«

»Auf Panama?«, rief Bradley, erstaunt aufspringend. »Willst du mit deinen Schiffen durch die Luft segeln oder bist du so toll, zu glauben, dass wir das Kap Horn umschiffen können?«

»Keines von beiden, und doch, verlass dich darauf, werde ich nach Panama kommen. Wer glaubst du wohl, dass jetzt der Präsident sei?«

»Das wissen wir alle – Don Perez de Guzman, ein behutsamer Befehlshaber und ein sehr tapferer Mann.«

»Dieser behutsame Befehlshaber und sehr tapfere Mann ist der einzige Bruder des Don Alonzo de Guzman, den ich vom Wrack in der Cardigan-Bay geholt habe. Könnte nicht auch Don Alonzo dort sein?«

»Und seine Frau, die schöne Lynia?«

»Und wenn es wäre? Ah, und wenn es wäre?«

»Und wenn es wäre, so ist gewiss nicht weniger eine Mrs.

Morgan zu Jamaika.«

»O Jammer! Aber was ist sie mir, wenn ich an die großartigen Zwecke meines Lebens denke?«

Bradley lächelte bitter und dachte: *Kann dieser Mann ein Held sein, wenn er Ehebruch und wahrscheinlich Schändung für die großartigen Zwecke seines Lebens hält?* Er sprach zwar nicht aus, was in seinem Inneren vorging, aber Morgan erriet dennoch den Inhalt seiner Gedanken.

»Nein, Bradley, denke nicht gemein von mir. Ich werde stets Amelia Morgan, das arme, gebrechliche Ding hegen und pflegen! Aber du weißt, welche Breite man in diesem Weltteil der Moral gestattet, und dass ich im besten Fall nur ein tapferer Bukanier bin. Als solchen hat sie mich geheiratet. Auch ist es möglich, dass weder Don Alonzo noch seine Gattin in Panama sind. Aber erinnere dich, dass ich diesem weit berufenen Präsidenten mein Kriegerwort gegeben habe. Ich versprach ihm, vor Ablauf von zwölf Monaten bei ihm einzukehren, und die Zeit entschwindet rasch. Ich will Wort halten – und sollte ich diesen Alonzo treffen, so darf es dich nicht Wunder nehmen, wenn ich daran denke, wer mich so in die Welt hinausgestoßen und mich zu dem Piraten, zu dem Desperado gemacht hat, als welchen mich die Leute zu bezeichnen belieben.

»Du würdest das Haar seines Hauptes krümmen, wenn er jetzt gefesselt zu deinen Füßen läge.«

»Würde ich nicht? Ah, wohl, aber sein Reichtum, sein Weib?«

»Du würdest sie heilig halten.«

»Na, sprechen wir jetzt von weniger romantischen Dingen. Einige meiner Beweggründe, warum ich Kuba zu nehmen wünsche, kann ich nicht eingestehen. Indes gibt es doch

noch viele, die gut und rechtfertigbar sind. Wir müssen die Instruktionen des Gouverneurs beiseitesetzen und vorderhand Kuba gehen lassen. Leite du die Sache für mich ein und bringe Panama als unseren Bestimmungsort in Vorschlag. Ich werde dergleichen tun, als gäbe ich nur eine kalte Zustimmung zu der Idee. Es wäre mir lieb, wenn es den Anschein gewänne, als sei ich überstimmt worden. Der Reichtum des Gebietes ist ungeheuer.«

»Und ein passenderer Bestimmungsort ließe sich für unsere wackere Streitmacht nicht auffinden. Nur ist ein wichtiges Hindernis vorhanden - die Schwierigkeit, hinzukommen.«

»Überlass das mir, mein teurer Freund morgen früh wollen wir die Formalitäten eines Kriegsrats noch einmal durchsprechen.«

Während dieses Gesprächs hatten die beiden Freunde reichlich getrunken. Nun trat eine Pause ein, welche für eine geraume Weile weder der eine noch der andere unterbrechen zu wollen schien. Die Lampe, welche über ihren Häuptern hing, war vernachlässigt worden und brannte nur trübe. Das Schiff stahl sich langsam durch das Wasser, und die Hitze war übermäßig.

Die häufigen Libationen hatten die Einbildungskraft der beiden Abenteurer ein wenig in Unordnung gebracht. Sie versanken in eine tiefe Melancholie.

Endlich sagte Bradley in gedämpfter, feierlicher Stimme: »Henry Morgan, wie viele Menschen hast du im Laufe deines kurzen Lebens erschlagen?«

»Wie meinst du dies, Joseph Bradley? Als Kommandeur und durch die Hände anderer mehr als tausend - vielleicht sogar zweitausend.«

»Mit eigener Hand?«

»Vielleicht vierzig.«

»In ehrlichem Kampf?«

»In ehrlichem Kampf – mit Säbel, Muskete oder Pistole.«

»Und wie viele hast du ermordet?«

»Das ist eine vorlaute Frage. Ich habe nie gemordet. Die Leute sind unter der Folter gestorben, wenn sie hartnäckig waren; aber da ist von keinem Morden die Rede, sondern nur von Vergeltung, und sie waren Spanier. Einige, welche die Folter schlechter trugen, habe ich erschlagen; aber auch dies war kein Mord, sondern Erbarmen. Drei oder vier überlistete ich, sodass sie den Tod fanden; aber auch dies waren keine Ermordungen, sondern nur Duelle, denn sie versuchten, mich durch List in den Tod zu verstricken oder hatten mir Kränkungen zugefügt, die schlimmer waren als der Tod.«

»Es ist ein Glück für dich, Henry«, fuhr Bradley traurig fort, »dass du dich für deine eigene Vorsehung hältst – ich meine ein Glück für dich in diesem Leben. Aber glaubst du, du wirst ruhig auf deinem Bett sterben?«

»Ich glaube dies fest. Noch einen Becher! Du betrachtetest diesen Gegenstand zu düster. Könnte ein Tod zu schrecklich sein für den verräterischen, knabenverlockenden Menschenlieb Vagardo?«

»Ich glaube nicht, wenn er durch den Arm der Gerechtigkeit gehängt würde.«

»Du meinst auf gesetzlichem Wege?«

Joseph Bradley nickte bejahend.

»Nehmen wir aber an, dieser Arm sei machtlos. Ist dann nicht die natürliche Gerechtigkeit befugt, ihr zweischneidiges Schwert zu schwingen?«

»Was gerecht ist, ist gerecht – was es nicht ist, ist es auch

nicht. Das ist eine törichte Antwort, aber ich kann nicht weiter über diesen Punkt sagen. Man erzählt sich seltsame Geschichten über diesen Elenden, den Vagardo, Henry.«

»Wohl, und wenn der Gegenstand einmal wieder zur Sprache kommt, so sage nur den maulaufsperrenden Narren, Vagardo und Mandeville seien als Opfer ihres eigenen Geizes gefallen. Sage ihnen, sie hätten mir, Henry Morgan, im Schlaf ein Rezept über die holländische Mode, den Zucker zu raffinieren, gestohlen. Sie waren ungeduldig, es sogleich zu probieren, und begaben sich um Mitternacht zu ihrem großen Siedekessel. Zu sehr auf die Operationen erpicht, betäubten die Dünste einiger starken Ingredienzien ihre Sinne. Sie fielen hinein und starben einen elenden Tod. Wurden wir nicht köstlich gerächt, Bruder Joseph. Du siehst, dass es im Grunde doch eine Vorsehung gibt, welche über dem Geschick guter kleiner Knaben wacht und nicht duldet, dass sie ungestraft gestohlen werden.«

»Dieser Hohn, Morgan, ist fast so schrecklich wie der Tod des Elenden. Ich traue dir darin nicht und schaudere. Du wirst nicht in seinem Bett sterben.«

»Kehre dich nicht daran, Joseph, und begnüge dich mit dem Glauben, dass dir dies beschieden sei. Möchtest du wohl die Frage durch einen Blick in die Zukunft auf die Probe stellen? Vielleicht unterhält dich eine derartige Torheit. Für mich aber, der ich glaube, dass ich unter gewissen Beschränkungen mein eigenes Geschick beherrsche, sind solche Dinge nur höchst lächerlich. Ich habe einen Obi-Mann an Bord. Wenn du Lust hast, so sollst du, wie der ehrliche Shakespeare sagt, nun alles erfahren, was du zu wissen wünschst.«

»Ich gestehe dir, Morgan, dass mein Geist sehr traurig ges-

timmt ist. Augenscheinlich bin ich jetzt körperlich stärker and weit rüstiger an Gesundheit als du, und doch bist du zuversichtlich und so heiter wie ein Mensch, der eine lange Aussicht auf Glück vor sich hat. Wir werden nicht mehr oft Gelegenheit zu vertraulichem Verkehr haben. Lass uns daher die gegenwärtige bestens benutzen. Es ist jetzt fast dreizehn Jahre her, dass wir unsere Heimat verlassen haben. Weißt du nichts vom Schicksal unserer Väter?»

»Was sind dreizehn Jahre, Joseph, für gesunde und kräftige Männer im gesunden Klima der walischen Küste. Unsere Väter sind noch am Leben und wohl. Auch fühlen sie sich wahrscheinlich nur allzu glücklich, dass sie nichts von ihren schlimmen Söhnen hören. Ich bin überzeugt, dass deines Vaters Pension regelmäßig bezahlt wird. Meine drei Brüder sind lange, baumstarke Bursche und sprechen vortrefflich Walch. Wahrscheinlich würde es ihnen sehr leidtun, wenn sie hören müssten, dass ihr Bruder Harry noch am Leben ist. Hierüber brauchst du kein Bedenken zu tragen.«

»Aber wenn mir während dieses Zuges etwas Bedenkliches zustieße, willst du für die Gemächlichkeit meines alten Vaters Sorge tragen? Die Zeiten sind unruhig und dürften wohl die Zuschüsse von Sir George Glenllyn oder seiner Tochter schwierig, vielleicht unmöglich machen. Willst du dies tun, Heinz?»

»Wenn ich denken könnte, dass unser Ausflug dein teures Leben gefährde, so würde ich augenblicklich nach Santiago in Kuba umholen lassen.«

»Es kommt wenig darauf an, wo es geschieht. Die Kugel, durch welche ich sterben soll, wird mich finden, und ginge ich zu den Enden der Erde.«

»Das ist so viel wie nichts gesagt. Auf alle Fälle aber will

ich für Deinen Vater Sorge tragen, obwohl es nicht nötig sein wird; denn wohnt nicht der meine in seiner Nähe? Ermuntere dich; wir wollen den Obi-Mann hereinkommen lassen.«

»Wie du willst. Es ist gleichgültig, wie man im Müßiggang die Zeit tötet. Ich nehme die Herausforderung an.«

Beide taten nun wieder tiefe Züge. Sie hatten schon bei Weitem mehr, als sich mit der Klugheit vertrug. Aber so musste es wohl bei Leuten sein, welche im Begriff waren, sich ihr künftiges Geschick prophezeien zu lassen.

Morgans Aufgebot gehorsam, trat ein großer, starker, etwa fünfzigjähriger Neger mit einem garstigen, spitzbübischen Gesicht ein. Seine Miene war schlau und doch wild. Er näherte sich dem Admiral mit einem vertraulichen Grinsen, das einen schroffen Gegensatz zu der fast wegwerfenden Untertänigkeit seiner Begrüßung bildete.

»Na, Hecattystick, was sagst du zu einem Becher Teufeltoter in dieser bitterkalten Nacht?«

»Dank und neunzehn Gebet für der große Admiral, Massa Morgan. Wird's nit kälter, kälter, kälter jede Jahr, jede Monat und jede Tag, und niemand wiss', warum?«

»Du rußiger Lügner, es ist ein Klima bloß für Luzifer und seine mit Eisen beschlagenen Teufel. Indessen fürchte ich doch, dass ich nicht außer demselben leben kann.«

»Es ist kälter, Sär, und warum so? Just, um es zu machen recht für Buckra Body⁵. Pardon, große Admiral – ein bisschen mehr trink, bitt', Sär. Arm Negers Herz is kalt.«

»Du siehst, sogar dieser einfältige Betrüger schwatzt von seinem Herzen, Bradley. Ist das nicht eine schöne Satire auf die Sentimentalität? Na, du schwarzer Incubus, sag uns, was

⁵ Für den Weißen

uns auf diesem Kreuzzug und einige Zeit nachher befallen wird?«

»Ja, Admiral, wenn der groß' Obi will.«

»Mag er wollen oder nicht, ich werde dein Fell mit der Kuhhaut bearbeiten lassen, bis es zu einer einzigen weißen Blase anschwillt, wenn du nicht augenblicklich den Anfang machst. Nimm noch einen Becher von dem starken Wasser, du tintiger Unheilsprophet, und dann beginne augenblicklich deine Mummerei.«

Der Neger gehorchte schweigend. Nachdem er mit einem tiefen Seufzer des Entzückens den Rum hinuntergegossen hatte, schickte er sich an, ein weißes Tischtuch über die dunkle Seite der Kajüte zu hängen und dann die Lampe in eine Lage zu bringen, von wo aus ihr Licht voll auf die weiße Oberfläche fiel. Dann nahm er zwei Weingläser, goss in jedes ein wenig Wein und kratzte etwas darauf, das zu einem weißen Pulver zerfiel und in der Flüssigkeit verschwand oder von derselben aufgelöst wurde. Alles dies geschah unter vielen Grimassen und Verzerrungen seiner langen Gliedmaßen. Der Vorgang belustigte Morgan sehr, während Bradley mit Verachtung, in die sich ein wenig, aber nur sehr wenig Furcht mischte, darauf

Dann erbat sich der Schwarze mit vieler Demuth ein wenig Blut. Das war ein dreistes Ansinnen, weshalb es auch mit einem Fluch und der Beteuerung zurückgewiesen wurde, die Anmaßung des Negers sei eine der größten Unverschämtheiten, welche nur je in das Gehirn eines Weißen oder Schwarzen gekommen wäre. Hecattystick beharrte jedoch auf seiner Forderung und erklärte, ohne ein wenig von der Lebensessenz werde der Zauber unwirksam sein.

Bradley gab zuerst nach und bot seinen Arm dar, aus wel-

chem der Nekromant mit der Spitze eines Federmessers einige Tropfen Blut zog. Morgan ließ sich dieselbe Torheit gefallen und der Neger mischte beide Portionen in einer kleinen Tasse zusammen, indem er noch etwas Salz beifügte.

All dies kitzelte Morgans Einbildungskraft sehr, übte aber eine ganz andere Wirkung auf dessen Gefährten. Die Feierlichkeit des hässlichen Negers und sein Gesicht, welches so starr wie geschnitztes Ebenholz blieb und weder unter den Hohnreden noch unter den Scherzen Morgans sich bewegte, begann allmählich auf den Aberglauben des weniger verderbten Bradley zu wirken.

Dann folgten Verbeugungen, Kreisbewegungen, Gemurmel, Geschrei und schreckliches Geplapper. Nachdem dies einige Minuten angedauert hatte, hielt der Schwarze inne und das Schweigen wurde eindrucksvoll.

Der Neger bot sodann jedem seiner Zuschauer das Glas mit dem arzneilichen Wein, welchen sie ohne Bedenken austranken. Dann warf er etwas auf die Flamme der Lampe und das Licht wurde plötzlich so blau, wie es nur irgendein Liebhaber des Schrecklichen wünschen konnte.

In diesem Augenblick bedeutete er den beiden Kommandeuren, sie sollten auf das achten, was sie auf der Oberfläche des weißen Tuches sähen, und forderte sie sodann pomphaft auf, ihm ihr Gesicht mitzuteilen. Zum großen Ärger des Zaubersers erklärten sie, dass sie nichts sähen, wohl aber einen sehr üblen Schwefelgeruch verspürten, für den er wahrscheinlich seinen Rücken gut gestriemt erhalten werde.

Ohne sich einschüchtern zu lassen, entgegnete der Neger ruhig, er habe vergessen, ihnen die Augen mit dem Gemisch von Blut und Salz zu salben. Sie ließen sich dies gefallen. Dann forderte sie der Schwarze abermals auf, hinzusehen.

Dieses Mal wollte jedoch Morgan haben, dass der Beschwörer zu gleicher Zeit sein eigenes Geschick lese, und zwang ihn, dieselben Förmlichkeiten an sich selbst vorzunehmen. Nach einigen Drohungen geschah dies. Der Schwarze schaute auf das Tuch hin oder tat wenigstens dergleichen und rief, er sehe Admiral Morgan auf dem Halbdeck

seines Schiffes, wie er ihm, Hecattystick, einen neuen Anzug und hundert Piaster gebe, worüber er mächtig erfreut sei.

»Nun kommt die Reihe an dich, Bradley«, sagte Morgan. »Lass mich alles wissen, was du siehst, und trage Sorge, dass du ebenso scharfsichtig seist, wie unser rußiger Freund. Blick hin und sprich.«

Bradley schaute hin, sprach aber nicht. Infolge des Weines und vielleicht auch der Droge des Negers befand er sich in jenem Zustand nervöser Aufregung, dass er nicht nur alles sehen, sondern auch alles prophezeien könnte. Da saß er, starren Blickes vor sich hin glotzend und ohne Spur von Leben. Das Ende dieser Verzückung abwartend setzte sich Morgan ruhig nieder und schluckte einen guten Zug Kanariensekt hinunter. Aber kaum hatte er die Flasche wieder auf den Tisch gestellt, als ihr sein Kopf schwerfällig folgte und er in einen versteinerten Schlaf verfiel. Dann begannen die Orgien Hecattysticks. Er plapperte, lachte und wurde unheimlich lecker, indem er nach den erlesensten Weinen griff, bis sie alle hinuntergegossen waren. Dann nahm er seine Zuflucht zu den verschiedenen spirituösen Getränken. Hierdurch wurde er bald so leblos wie der Admiral; aber er purzelte nicht auf, sondern unter den Tisch und bot ein abschreckendes Bild bestialischer Betrunkenheit.

Da der bestimmteste Befehl erlassen worden war, niemand

solle in die Kajüte des Admirals eintreten, so wurden die betreffenden Personen nicht gestört. Das Boot des Vizeadmirals Bradley, in dessen Sternschooten sich nur ein einziger Mann befand, taute ruhig an dem Stern der *Satisfaktion* die ganze Nacht über im friedlichen Wasser. Diejenigen, welche sich die Mühe machten, über die Sache nachzudenken, bildeten sich ein, die beiden Hauptpersonen der Flotte verbrächten ihre Nacht wachend, um Pläne für den glücklichen Ausgang des beabsichtigten Unternehmens zu entwerfen.

Der Morgen brach an. Bradley saß noch immer fest schlafend oder in seiner Verzückung vor dem Tischtuch. Morgan schlief, den Kopf zwischen den ausgestreckten Armen auf den Tisch gelegt. Der Neger lag elend betrunken unten auf dem Deck. Die Lampe war längst verloschen. Durch die dumpfe Kajüte zog ein unerträglicher Geruch.

Joseph Bradley war der Erste, welcher teilweise wieder zur Besinnung kam. Er rieb seine Augen und stierte wild umher. Es dauerte einige Minuten an, ehe er völlig begreifen konnte, wo er war und was alles um ihn her zu bedeuten hatte. Seine Umgebung trug ein gemeines, schmutziges, abscheuliches Aussehen. Er schauderte und zitterte, als er sich umsah. Seine beiden Begleiter lagen mit ihren blutbeschmierten Gesichtern in einem totenähnlichen Schlaf da. Was von Morgans Antlitz frei geblieben war, zeigte eine Totenfarbe. Der Neger bot einen zu ekelhaften Anblick, als dass man nur nach ihm hätte hinsehen mögen. Vergossener Wein und Branntwein nebst Überresten von Speisen dienten dazu, das Krasse der Szene zu erhöhen.

Dies war ein trauriges, klägliches Ende des Zaubers, aber dennoch stand Bradley noch immer unter dem Einfluss dessen, was er für übernatürlich hielt. Es fiel ihm schwer, Mor-

gan zu wecken. Auch stand es geraume Zeit an, ehe dieser furchtbare Flottenführer seine wirren Sinne wieder sammeln konnte. Bradley sah noch immer verstört aus. In dem unsten Lichte seiner Augen lag ein Ausdruck, der entweder auf körperliche oder geistige Krankheit hindeutete.

»Wir sind schändlich betört und vergiftet worden, Joseph«, lauteten die ersten zusammenhängenden Worte, welche der Oberbefehlshaber ausstieß.

»Sir Henry Morgan«, versetzte der noch immer verwirrte Bradley, »ich habe Visionen gesehen und Prophezeiungen gehört.«

»Sir Henry Morgan? Na, du machst mich zum Ritter und ich danke dir dafür. Aber wie steht es mit deinen Visionen und Prophezeiungen? Hast du sie vom Tischtuch? Hinweg damit und lass uns in der Hinterkajüte unsere Personen säubern, damit wir wieder wie zwei anständige Admirale aussehen, die Sr. Majestät Bestallung tragen. So kann in ..."

»Sir Henry Morgan, ich sage, ich habe Gesichte geschaut.«

»Mein Lord John von Bradley, ich sage Euch, wir beide sind abscheulich betrunken gewesen und obendrein von diesem schwarzen Spitzbuben betäubt worden. Komm und reinige dich. Dann wollen wir diese Bestie in Eisen legen und sie bis auf einen Zoll ihres Lebens peitschen lassen, sobald sie wieder nüchtern ist.«

»Ich sage dir, Morgan, ich habe Gesichte geschaut.«

»Gut, die kannst du mir aber mit einem reinen Gesicht mitteilen.«

Mit diesen Worten stieß Morgan den Gesichteschauer gegen ein weißes Tischtuch in der Hinterkajüte, wo die beiden Kommandeure ihren äußeren Menschen erneuerten. Onashie Hecattykick, der schwarze Zauberer, wurde in Fes-

seln gelegt und erhielt, sobald er hinreichend nüchtern war, um das, was ihm bevorstand, gehörig zu würdigen, statt seiner hundert Piaster ebenso viel Streiche auf den bloßen Rücken. Auch wurde ihm eine Ehrenweste angelegt, indem man ihm seinen wundgestriemten Leib mit Schwefel und Salz pflasterte, die man auf grobes, altes Segeltuch strich.

Die beiden Admirale frühstückten zusammen. Nun kam die Reihe an Bradley, unmittheilsam zu werden. Er benahm sich traurig, schwermütig und schien durchaus nicht geneigt zu sein, von seinen Geschichten zu reden. Vergeblich deutete Morgan darauf hin, dass die Prophezeiung des Negers in Betreff seiner eigenen Person so schlecht ausgefallen sei; denn sein Freund bestand darauf, er habe wirklich übernatürliche Dinge gesehen und gehört.

Endlich theilte Bradley auf Henrys angelegentlichste Bitte das Resultat seiner Eindrücke mit, ohne dass er jedoch einzeln darauf einging. Die Offenbarungen, die er erhalten habe, sagte er, beträfen sie beide und seien in Betreff Morgans sehr günstig, denn sie liefen darauf hinaus, dass er viele Jahre geehrt leben und als ein Mann von Titeln sterben werde.

»Oh, kümmerge dich nicht um mich. Ich bin meine eigene Vorsehung und werde schon für mich selbst Sorge tragen. Aber sprich von dir selbst, mein teurer Joseph.«

»Der nächste Feldzug wird verhängnisvoll für mich sein.«

»Ich werde für das Gegenteil Sorge tragen. Collier soll ihn führen.«

»Henry Morgan, das ist in der That unfreundlich. Ich würde der schwachsinnigste Mensch sein, wenn ich mich so einschüchtern lassen wollte. Vielleicht war alles nur das Blendwerk der Trunkenheit. Ich schäme mich vor mir selbst.«

»Das hat mein verständiger Owen gesprochen. Dieser Obismus ist der einfältigste Betrug, der je einen Dummkopf verblendete. Die armen Betörten werden bis zum Wahnsinn vergiftet. Wenn sie wieder zu sich gekommen sind, tun sie eben das, von dem sie glauben, es sei ihnen im Delirium befohlen worden. Ich denke, diesem Hecattystick wird das Prophezeien vergangen sein. Doch jetzt an unser Geschäft.«

Sämtlichen Kapitänen wurde nun das Signal erteilt, sich zum Kriegsrat einzufinden, um über ihre Bestimmung eine Entscheidung zu treffen. Die Berufenen fanden sich an Bord der *Satisfaktion* ein. Morgan redete die siebenunddreißig Befehlshaber mit der Erklärung an, wenn es seinen Waffenbrüdern zweckmäßig scheine, so wünsche er in Gemäßheit von Sir Thomas Modifords Instruktionen Santiago in Kuba oder die Havanna selbst anzugreifen. Indes sei er bereit, die Meinung der verehrlichen Ratsmitglieder zu hören.

Als Zweiter im Kommando schlug sodann Bradley zum Erstaunen aller Anwesenden Panama in den südlichen Seen vor. Der kühne Antrag brachte anfangs männiglich zum Schweigen, aber sobald sich die Überraschung ein wenig gelegt hatte, ergriff Kapitän um Kapitän das Wort, um sich dem ungeheuerlichen Plan, welcher von so unübersteiglichen Hindernissen begleitet sei, entgegen zu setzen. Wir haben nicht nötig, uns ein Weiteres über diese Einwürfe zu verbreiten, unter denen hauptsächlich die Zahl der zu bekämpfenden Plätze, der Zug durch ein feindliches, unbekanntes Land, die Unmöglichkeit, die Artillerie so weit zu führen und namentlich das ungesunde Klima aufgeführt wurden.

Bradley begann sodann, alle diese Entgegnungen der Reihe nach zu beantworten, und gewann endlich einige der Verzweifelten seiner Zuhörer für seine Meinung. Dann

schien Morgan selbst halb überzeugt zu sein. Nun bekehrte sich einer nach dem anderen, bis zuletzt alle über das einig wurden, was ihnen kurz zuvor als unausführbar erschienen war.

Morgan hielt sodann folgende Anrede. »Meine teuren Freunde, ich hoffe, Euer bekannter Mut, Eure wackere Haltung und der Erfolg werden beweisen, dass Ihr richtig geurteilt habt. Es ist ein edles heldenhaftes Unternehmen. Ich kann mich kaum enthalten, den Vizeadmiral Bradley zu umarmen, weil er so weise war, einen Gedanken zu fassen, den, wie ich weiß, sein Herz so kühn ausführen wird. Aber wir wagen viel, meine Freunde, wenn wir also vom Buchstaben unserer Instruktionen abgehen, obwohl ich glaube, dass wir in ihrem Geist handeln. Ihr müsst mich gegen Sir Thomas Modiford nach Kräften rechtfertigen und werdet daher nichts einzuwenden haben, wenn ich von euch verlange, dass ihr mir das Resultat eurer Beratung unter euren Unterschriften und Sigille zugehen lasst.«

Dieses sehr natürliche Ansinnen wurde augenblicklich zugestanden und folgendes Dokument ausgefertigt, welches wir wortgetreu nebst den Unterschriften wiedergeben; denn es ist ein Mittel, einem Häuflein Tapferer, die eine der merkwürdigsten Taten ausführten, welche die Welt je gesehen hatte, etwas nachhaltigeren Ruhm zu verleihen.

*An Bord der Fregatte Satisfaction
den 2. Dezember 1670.*

*Gehrter Sir,
wir haben ernstlich in Erwägung gezogen, welcher Platz
wohl am vorteilhaftesten für die Sicherheit der Engländer
sein dürfte, namentlich aber für die von Sr. Majestät Insel*

Jamaika, um einen Einfall der Spanier zu verhindern. Es ist uns, deren Namen hiernach unterzeichnet sind, von den übrigen Kommandeuren der ganzen Flotte übertragen worden, uns über einen Ort zu vereinen, den wir zum Besten Jamaikas und zur Ehre unserer Nation nehmen könnten, weshalb wir denn auch zu dem Beschluss gekommen sind, dass für das Wohl von Jamaika und von uns allen die Eroberung von Panama am zweckdienlichsten sei, weil der Präsident daselbst mehrere Kaperbriefe zur großen Beschädigung von Jamaika und unserer Kauffahrer verliehen hat, wie aus beifolgenden eidlichen Angaben zweier Spanier erhellt. Dies sind die Ansicht und Entschließung von uns allen.

*Oberst-Lieutenant und Vize-Admiral Joseph Bradley,
Richard Norman,
Thomas Harrison,
Robert Delander,
John Harmonson,
John Galoone,
John Pynne,
Diego Moleene,
Near-Admiral Collier,
Lawrance Prinee,
John Morris,
Thomas Rogers,
Charles Swan,
Henry Wills,
Richard Ludbury,
Clement Simmons.*

An Henry Morgan, Esquire, für den gegenwärtigen Feldzug Admiral und Oberbefehlshaber von Sr. Majestät Jamaika-Flotte.

Als dieser Beschluss nach gebührender Unterzeichnung Morgan überreicht wurde, lächelte er seinen Ratgebern sehr gnädig zu, machte ihnen ein Kompliment über ihr gediegenes Urteil und entließ sie mit der Erklärung nach ihren verschiedenen Schiffen, dass er selbst nie so viel Weisheit gehabt haben würde, auf eine so glänzende Heldentat zu verfallen, die sie für ihn und sich selbst vorbereitet hätten. Bradley allein blieb zurück und begab sich mit Morgan in dessen Staatskajüte.

»So«, sagte Bradley lächelnd, aber ein bitterer Ausdruck überflog seine breiten Züge. »Es hat mich einige Mühe gekostet, Admiral, dir einen Besuch bei Mrs. Guzman leicht zu machen.«

»Pst, Mann, es ist das Allerbeste, über was man einig werden konnte. Dieses Papier«, er nahm den Bescheid auf, »ist für uns beide ebenso gut, wie eine Schenkung von dreitausend Pfund Renten.«

»Es ist mein Todesurteil, Henry Morgan.«

»Ist dein Geist noch immer von der Neger-Vision angesteckt? Sei doch mannhafter.«

»Du glaubst wirklich, dass das wahnsinnige Unternehmen gelingen werde?«

»Zuverlässig, Joseph, und zwar in der allerbesten Weise. Es wird uns, soweit ich rechnen kann, sieben Achtel unserer Leute kosten. Welche glänzende Beute bleibt dann den Überlebenden, wenn sie gemacht ist!«

»Ich werde nicht darunter gehören.«

»Du wirst – ich habe es gesagt. Wir müssen zuerst das starke Fort Chagre nehmen. Es ist so ziemlich, wie das Benagen einer Feile; wird uns wenigstens dreihundert Tote und Verwundete kosten. Wir wollen Colliers Eisenkopf dagegen los-

lassen. Ob er damit die Mauer einstößt oder ihn selbst eingestoßen kriegt, kommt wenig in Betracht. Der Platz wird gewonnen werden.«

»Morgan, ich bestehe auf meinem Recht und fordere das Kommando in diesem Angriff.«

»Und das weiße Tischtuch?«

»Was hat dies mit meiner Ehre zu schaffen?«

»Dann sollst du gehen. Aber versprich mir vorher feierlich, dass du dich vor Schaden in Acht nehmen willst. Der ist der schlechteste Oberbefehlshaber, welcher den Sieg und das Leben seiner Soldaten aufs Spiel setzt, indem er sein eigenes Leben bloßstellt. Eine Schellenkappe für solche Generale.«

»Ich will mich so viel schonen, wie es ein tapferer Mann tun darf«

»Bei deinem heiligen Ehrenwort?«

»Auf Ehre, ich will es.«

»Dann will ich gehen und den Angriffsplan entwerfen.«

»Und ich mein Testament aufzusetzen.«

»Joseph Bradley, wenn ich noch einmal etwas der Art höre, so lasse ich Hecattystick zuerst aufhängen und schicke dann dich mit wichtigen Depeschen nach Jamaika. Merke dir aber, sie sollen in weiter nichts bestehen, als in einer Bitte an den Gouverneur, dir alle Tischtücher aus dem Weg zu räumen, und meinem Kompliment an Mrs. Morgan, der ich von Panama einen halben Metzen Juwelen bringen will.«

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Abermaliger Kriegsrat. Einfall auf St. Katharina. Morgan und seine Leute fast vom Hunger geschlagen. Er und der spanische Gouverneur vereinigen sich zu einem Spiegelgefecht. Bericht über Tote und Verwundete gleich Null. Der Feind benimmt sich bewunderungswürdig. Die Insel von den Engländern genommen.

Die Schriftsteller haben sich über die nächsten Schritte Morgans, die Wegnahme von St. Katherina, viel lustig gemacht und sie als eine törichte Verschwendung von Zeit, Munition und Hilfsquellen zu keinem anderen Zweck, als um ein Paar Führer zu gewinnen, dargestellt. Es sei dadurch nur Zögerung eingetreten. Die Spanier hätten Wind bekommen, während sie an jedem Theil der spanischen Küste, wo sie zu landen versuchten, weit leichter hätten Führer auffinden können. Diese Autoren schreiben jedoch nur so, weil sie durchaus nichts von Morgans wirklicher Lage und seinen späteren Plänen wissen.

Als die Flotte zwei Tage nach dem bereits erwähnten Gespräch mit Bradley ruhig auf das spanische Festland lossteuerte, signalisierte Morgan seinen Vizeadmiral an Bord, den er zwar sehr ernst, aber doch nicht mehr so kleinmütig wie in letzter Zeit fand.

»Bradley«, begann Morgan, »es freut mich, dass du wieder dir selbst gleichst. Du musst noch einmal den Kriegsrat für mich handeln lassen, denn ich wünsche, so viel wie möglich mich vor den Folgen zu schützen. Ich brauche St. Katherina. Es muss den Anschein gewinnen, als sei die Wegnahme mehr ein Akt meiner tapferen Kommandeure, als mein eigener.«

»Vermutlich eine südamerikanische Souveränität, das alte Hirngespinnst! Aber warum wollen wir nicht den Ort auf dem Rückweg nehmen? Du verlierst Zeit. Die Sache macht Aufsehen. Es wird nur Mannschaft verschwendet, die man nicht gut entbehren kann.«

»Sehr weise gesprochen, Freund, aber Zeit soll nicht verloren gehen. Während ich mich mit St. Katherina abgebe, wirst du Chagre nehmen und uns so den Weg bahnen. Mannschaft verliere ich nicht, denn ich habe dies schon eingeleitet. Aber bedenkst du nicht, dass wir alle auf der Schneide eines Schwertes stehen? Wir bluten, wenn wir bleiben, wo wir sind, während auf der einen Seite ein Abgrund, auf der anderen Reichtum und Ruhm liegen. Wenn die Kunde unserer Eroberung von Panama den englischen Hof erreicht, so hängt es rein von dem Zufall ab, ob man uns als wackere Männer belohnt oder ob unser guter Freund, Sir Thomas Modiford, nach Hause berufen und in den Tower beordert wird, um sich den Kopf abzwicken zu lassen, während man den armen Admiral Morgan als einen Seeräuber am Hals aufhängt, das heißt, wenn sie ihn erwischen können.«

»Ah, sprichst du so? Dann sind wir in doppelter Gefahr.«

»Kommt die Kunde nach England, so kostet es nur einige tausend spanische Dublonen oder ein Paar schwarzäugiger Andalusierinnen, und wir sind alle Rebellen und Seeräuber. Die Kommandeure werden gefangen und die Mannschaft dezimiert. Für tausend Pfund und eine Dirne ist unser allernädigster Monarch Karl zu allem fähig.«

»Ich glaube es.«

»Wohlan denn, nach unsrer glorreichen Tat wollen wir uns nicht allzu sehr mit der Rückkehr beeilen, sondern zuerst abwarten, was sie im St. James-Palast von der Sache denken.

Macht mein Lehensherr ein schlimmes Gesicht, so gilt es, mich selbst zu einem Lehensherrn zu machen. Ich glaube, Modiford ist gleichfalls meiner Gesinnung. Ist St. Katherina mein, so sollen sie mich herauskriegen, wenn sie können. Sie mögen warten, bis ich an die Küste gehe, ein Land erobere, eine Stadt baue und meine eigene Flagge aufhisse. Dein Tischtuch mit einem Neger in der Mitte kann dafür gelten.«

»Du wärest dazu imstande, Henry, und könntest dich so für alle Ewigkeit zum Rebellen stempeln. Und Modiford – sollen wir zwei Lehensherren haben?«

»Nein, nein, wir schaffen eine neue Religion. Er soll der Erzbischof sein. Da hat er es viel besser als ein König. Ich erwarte zwar nicht, dass es so weit kommt, aber doch ist es gut, sich auf gewisse Fälle gefasst zu halten. Deshalb muss ich St. Katharina haben. Ist es nicht sonderbar, Joseph, dass die Engländer, während ich so denke, den Ort nicht anders als Providence nennen wollen?«

»An dir ist alles sonderbar. Unter welchem Vorwand willst du den Ort nehmen?

»Lass mich sehen ... ah, um Wegweiser zu kriegen ... der ist so gut wie jeder andere.«

Das Signal zu Einberufung eines Kriegsrats wurde abermals aufgesteckt. Unter Bradleys Bearbeitung kamen die schmiegsamen Mitglieder zu dem Entschluss, »zwei Providence des Königs altes Eigentum sei und man die meisten seiner Bewohner von Panama hergeschickt habe, so sei kein Platz geeigneter, um tüchtige und getreue Wegweiser zu finden.« Es macht uns Vergnügen, bisweilen dieselben Worte anzuführen.

Die Wegnahme von St. Katherina oder Providence war eine sehr lustige und possenhafte Angelegenheit. Morgan

langte mit seiner ganzen Flotte am 14. Dezember 1670 vor der Insel an und warf um Sonnenaufgang in einer geräumigen Bai Anker, welche damals *Aguada Grande* genannt wurde. Wir haben den Ort teilweise schon früher beschrieben und daher unsere Leser nur noch daran zu erinnern, dass sich dicht neben der größeren eine kleinere Insel befand, welche von Ersterer durch eine so schmale Wasserstraße getrennt wurde, dass die Vereinigung durch eine Brücke vermittelt werden konnte. Seit Morgans letztem Besuch hatten die Spanier eine Batterie von vier Kanonen errichtet, welche die Bai beherrschte. Indes waren sie bei gegenwärtiger Gelegenheit höflich genug, keinen Gebrauch von ihrem Geschütz zu machen, denn hätten sie zu feuern begonnen, so wäre es der Flotte unmöglich gewesen, die genommene Stellung zu behaupten.

Ohne andere Führer als einige Leute, welche früher mit ihm unter Mansfeld gedient hatten, landete Morgan mit tausend Mann in der Bai, die er in Kompanien teilte und sodann durch die Wälder marschieren ließ. Sie trafen bald auf den Palast des Gouverneurs, ein sehr prachtvolles Gebäude, in dem er gewöhnlich zu wohnen pflegte. Er stand nebst der Batterie, welche ihn schützte und die Plattform genannt wurde, verlassen. Nun entdeckte Morgan, dass sämtliche Einwohner sich mit dem Gouverneur zu der kleineren Insel geflüchtet hatten.

Letztere war so gut verteidigt, dass sie das Aussehen einer gewaltigen unbezwingbaren Festung hatte. Als sich die Engländer näherten, eröffneten die Spanier aus ihren zahlreichen Batterien ein schweres, fortgesetztes Feuer, sodass sich Morgan genötigt sah, eine rückgängige Bewegung ins Feld zu machen, um außer Schussweite zu kommen. Hier durften

sie sich nun auf das Gras niederlegen, denn sie waren den ganzen Tag marschiert. Dies war für unsere Abenteurer gerade keine große Beschwerde, aber es brach sich nun ein Übel Bahn, gegen das sie nicht so gut ankämpfen konnten. Sie waren nämlich verzweifelt hungrig, da sie, seit sie um Sonnenaufgang die Schiffe verlassen hatten, nichts zu sich nehmen konnten.

Um Mitternacht goss der Regen in Strömen auf sie nieder. Da der größere Teil mit Ausnahme der Offiziere keine andere Bekleidung hatte, als ein Hemd und weite Matrosenhosen, so würden sie elendig durchkältet. Sie besaßen nicht einmal Schuhe oder Strümpfe. In dieser Klemme rissen sie mehrere verlassene Häuser nieder und benutzten das Holz zum Anmachen von Feuer, das sie nur mit Schwierigkeit unterhalten konnten. Als der Morgen anbrach, bot die Mannschaft den allerjämmerlichsten Anblick, den man sich nur denken kann. Auch waren sie vom Wachen und von der Nässe samt und sonders so betäubt, dass hundert frische Leute leicht dem ganzen Tausend hätten den Garaus machen können.

Der Oberbefehlshaber hatte sich also über die Leichtigkeit seines Unternehmens verrechnet. Mit dem Anbruch des Morgens verlangten die Leute ungestüm, wieder eingeschifft zu werden, aber er brachte sie bald zum Schweigen. Da der Regen für eine Weile nachließ, so begannen sie ihre Kleider und Waffen zu trocknen und sich für den Angriff vorzubereiten. Indes fing der Regen bald wieder an und schüttete so furchtbar, dass das Firmament in Wasser zu zer-schmelzen und mit einer zweiten Sintflut zu drohen schien.

Dies hinderte ihr Vorrücken mehr als das Feuer der Batterien. Sie zogen sich wieder außer Schussweite zurück.«

Das unfreundliche Wetter, ihre Nacktheit und der Hunger hatten die Engländer nun in große Not gebracht, aber unser Held blieb unerbittlich und wollte sich nicht von der Stelle rühren. Er teilte gern alle Not seiner Truppen, verbot aber jedem streng von Wiedereinschiffen zu sprechen. Zum Glück kehrten einige Streifpartien, welche zu Durchsuchung des Landes ausgeschickt worden waren, mit einem alten, kranken, von Schwären bedeckten Gaul zurück, welcher alsbald getötet, in Stücke zerhauen, geröstet und ohne Brot oder Salz gierig verzehrt wurde.

Aber der Regen wollte nicht aufhören. Sogar der starrsinnige Morgan begann Symptome von Nachgiebigkeit zu zeigen. Es wäre mehr als unmenschlich gewesen, die Leute ohne Schwertschlag durch Wasser oder Hunger unter den spanischen Batterien hinsterben zu lassen. Aber ehe er seinen Feldzug bis auf besseres Wetter aufschob, beschloss er, noch einen Versuch zu Einschüchterung des Feindes zu machen. Er ließ in aller Eile einen Kahn ausstatten und eine Waffenstillstandsflagge aufhissen, um ihn mit folgender Botschaft zu der kleineren Insel zu schicken:

Er sei der berühmte und unversöhnliche Pirat Morgan, der nie einen Widerstand leistenden Feind geschont habe. Wenn daher der Gouverneur nicht binnen zwei Stunden sich mit all seinen Leuten unterwerfe, so sei es ihm durch gegenwärtigen Boten zugeschworen, dass alle, welche sich bei ihm fänden, ohne Gnade und Schonung den Tod durchs Schwert erleiden sollten.

Der Kahn kehrte um Mitternacht mit der Antwort zurück, dass der Gouverneur zwei Stunden Frist wünsche, um die

Angelegenheiten in einem vollen Kriegsrat erwägen zu können. Nach Ablauf dieser Zeit wolle er eine bestimmte Antwort vermelden lassen.

Die zwei Stunden verliefen, und der Gouverneur schickte zwei Kähne mit Waffenstillstandsflaggen nebst zwei Personen, welche mit dem Admiral verhandeln sollten. Ehe jedoch diese ans Land stiegen, forderten sie von den Abenteurern zwei Offiziere als Geiseln für ihre Sicherheit. Morgan ließ sich dies bereitwillig gefallen und gab den Spaniern zwei seiner Kapitäne als Gegenpfand.

Nachdem all dies bereinigt war, verlangten die beiden spanischen Emissäre eine Privataudienz mit unsrem Helden und teilten ihm sodann mit:

»Der Gouverneur habe sich entschlossen, die Insel auszuliefern, da er nicht hoffen dürfe, einer so gewaltigen Armada, wie die sei, welche Morgan kommandiere, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Indes halte der Gouverneur sehr auf seine Ehre und auf den Ruf der tapferen Truppen, welche unter ihm dienten. Er bitte daher, dass Morgan nach folgendem Plan handle. Admiral Morgan solle nachts mit seinen Truppen an den Fuß der Brücke kommen, welche die kleinere Insel mit der größeren verbinde und dort das Fort Jerome angreifen, welches den Zugang verteidige. Sobald er sein Feuer eröffne, sollen seine Schiffe in der Bai eine gewaltige Kanonade auf das Kastell Santa Theresa beginnen, während zu gleicher Zeit weitere Landtruppen die Batterie St. Mathew angriffen. Die neugelandeten Truppen hätten dann den tapferen Gouverneur aufzugreifen und gefangen zu nehmen, während er zum Fort Jerome gehe. Die Engländer sollten dann austreuen, dass sie ihren Gefangenen zu einer Kriegslist gegen seine eigenen Landsleute veranlassen und

ihn zwingen müssten, die Engländer, als wären sie spanische Truppen, in das Kastell zu führen.«

Um die Posse vollständig zu machen, wurde bedungen, dass von beiden Seiten unablässig mit leeren Patronen oder, wenn die Kanonen geladen wären, diese in die Luft gefeuert würden, damit keine Partie zu Schaden käme. Wenn Morgan so den Gouverneur und die Hauptforts der Insel in seiner Gewalt habe, so müssten sich natürlich die anderen bald ergeben.

Morgan ging augenblicklich und bereitwillig auf diese schlaue Maßregel ein, gab aber doch zu gleicher Zeit den Spaniern zu verstehen, wenn sie sich falsch erwiesen, so solle Mann für Mann unter den ausgesuchtesten Qualen vom Leben zum Tode gebracht werden. Mit dieser freundlichen Zusage kehrten die Leute zum Gouverneur zurück. Morgan begann sodann nach seiner Anweisung zu handeln. Er ließ seine ganze Flotte in den Hafen einlaufen und nachts das Fort Jerome angreifen. Dann begann die blutlose Schlacht. Nie zuvor hatten die Spanier mit mehr Mut gefeuert. Es blitzte unablässig, der Donner ihres Geschützes rollte schrecklich. Viel Munition und Tapferkeit wurden in jener Nacht verschwendet. Nachdem das Getümmel gehörige Zeit gedauert hatte, fand der Scheinangriff statt, welchem die wirkliche Flucht folgte. Die Spanier *machten glauben*, wie kleine Kinder zu sagen pflegen, als flüchteten sie sich zur Kirche.

Vor dem Angriff ließ unser Held dem Gouverneur sein Kompliment vermelden und ihm sagen, dass er alle seine Truppen aus den Straßen fernhalten solle, denn wenn er auf Streifzügler treffe, werde er ohne Weiteres auf sie schießen lassen.

So blutlos fiel die Insel St. Katherina, dessen Verteidiger sich mit spanischem Ruhm bedeckten. Die Sieger taten sich nun gütlich, indem jeder Einzelne für vier aß und für sechs trank. Morgan gestattete stets derartige Schlemmereien, wenn er sie nicht etwa gar ermutigte.

Nachdem diese Angelegenheit so glücklich zu Ende gegangen war, lenkte Morgan seine Aufmerksamkeit dem Hauptziel zu. Er besprach sich viel und lange mit Bradley über die leichteste Art, Chagre, Changra oder Chagra (denn es wurde in allen diesen Weisen buchstabiert) zu nehmen. Morgan wusste, dass er in diesem vorbereitenden Unternehmen nicht viele Leute verlieren durfte, und gab seinem Freund volle Ermächtigung, die Mannschaft zu fordern, welche er für nötig hielt. Aber Bradley verlangte nur drei Schiffe mit ihren Kapitänen, vier Lieutenants und vierhundsiebzig Mann. Die Offiziere kannte er als gewandte, entschlossene Männer. Auch wusste er, dass er sich auf die meisten der Gemeinen gut verlassen konnte.

Nachdem dieses Detachement vortrefflich ausgestattet war, sagten die beiden Freunde einander Lebewohl. Der Abschied war vonseiten Bradleys traurig, aber sein Entschluss kam auch keinen Augenblick zum Wanken. Er erteilte dem Freund seine letzten Weisungen, händigte ihm sein Testament aus und stieg zwar entschlossen, aber mit abergläubischen Ahnungen erfüllt, in sein Boot. Während er in der Barke fortruderte, verwünschte Morgan aus ganzem Herzen die schwarzen Zauberer und die weißen Tischtücher.

Wir wollen nun einige Auskunft über den Wert der Eroberung geben, welche ohne Frage Morgan nach Erfund der Umstände zu seinem unabhängigen Eigentum zu machen gedachte.

Sie fanden auf der Insel im Ganzen vierhundsiebzig Personen, von denen hundertneunzig Soldaten waren, die Übrigen aber aus dem gewöhnlichen Anteil von Frauen, Kindern und Sklaven bestanden. Erstere wurden entwaffnet und die Sklaven täglich in die Felder und Pflanzungen hinausgeschickt, um Mundvorrat für die Sieger zu erzielen. Auch eigneten sich Letztere sämtliche Frauen ausschließlich zu. Das Hauptfort der kleinen Insel, welches eine Art Zitadelle bildete, war mit zwanzig Kanonen von schwerem Kaliber bewaffnet. Man fand dort einen Überfluss von Pulver und Munition aller Art, eine bedeutende Anzahl neuer Musketen mit eingeschlossen. Das Kastell selbst war ein starkes Steingebäude und von einem trockenen, dreißig Fuß tiefen Graben umgeben. Es war nur ein einziger kleiner Eingang durch ein verbarrikadiertes Ausfalltor vorhanden. In der Mitte des Kastells befand sich ein fester Punkt mit vier Kanonen, der eine Zitadelle in der Zitadelle bildete und auf einer hohen Felsspitze errichtet war, von wo aus man über alle Verteidigungswerke und über die ganze Bai sehen konnte. Von der Seeseite aus war das Kastell unangreifbar wegen der Riffe, an denen sich die Wellen mit Wut brachen. Auch gegen das Land hin lag es dermaßen auf einem Berg, dass man nur mittelsteines drei oder vier Fuß breit Pfades hinaufgelangte. Es waren noch acht andere, weniger starke Werkchen vorhanden, die als Hilfswehren gut angebracht waren und sich voll Munition befanden. Auch hier zeigten sich noch weitere große Vorräte von Musketen. Die Magazine enthielten jedoch am meisten Kriegsbedarf, der gebührend an Bord der englischen Flotte geschafft wurde.

Wir haben bereits die große Fruchtbarkeit der beiden Inseln berührt. Morgan fand, dass sie für einen Mann, der mit

dem Königsgewerbe einen Anfang machte, ein recht artiges Fürstentum bildeten. Er blieb demnach als Herr all dessen, was er überschaute, an Ort und Stelle und harrete der Nachrichten über die Fortschritte seines Freundes Bradley in den Versuchen auf Chagre.

Der Punkt der Wegweiser, der ostensible Grund des ganzen feindlichen Krieges auf St. Katherina, blieb nicht vergessen. Morgan schildert sie in seinem amtlichen Bericht als vier ehrenwerte Männer, welche sich freiwillig erboten, Sr. Majestät, Karl II. zu dienen.

Aber Johann Esquemeling, der phlegmatische Holländer, sagt: »Morgan habe hier drei Banditen gefunden, welche vorgaben, dass sie mit allen Zugängen jener Gegenden wohl bekannt seien. Morgan fragte sie, ob sie ihm als Führer dienen und ihm die sichersten Wege nach Panama zeigen wollten. Für den Fall, dass sie getreulich Wort hielten, versprach er ihnen gleichen Anteil am gesamten Raub der Expedition, nebst nachheriger Freilassung und Überpflanzung nach Jamaika. Diese Vorschläge gefielen den Banditen sehr gut. Sie nahmen bereitwillig sein Angebot an, ihm versprechend, dass sie ihm in allem, was er wünschen könne, getreulich dienen wollten. Unter diesen drei war namentlich einer ein großer Schurke, Dieb und Meuchelmörder, der um seiner Verbrechen willen eher das Rad als den Dienst in einer Garnison verdient hätte. Dieser heillose Kerl übte ein großes Übergewicht über die anderen zwei Banditen und konnte nach Gutdünken über sie gebieten, da es Letztere nicht wagten, seinen Befehlen den Gehorsam zu verweigern.«

Es gibt in der Tat unterschiedliche Manieren, ein und dieselbe Geschichte zu erzählen.

Sechszwanzigstes Kapitel

Beschreibung der Nuss, welche Bradley zu knacken abgeschickt wurde. Schwierigkeit und Gefahr der Operation. Ein indianischer Pfeil in eine Feuerwaffe umgewandelt. Die Nuss ist geknackt und der Kern gewonnen.

Das Kastell, gegen welches Bradley abgeschickt worden war, wurde von den Spaniern San Lorenzo genannt, obwohl es der ganzen übrigen Welt als Chagre bekannt war. Es beherrschten die Mündung des Chagre River und lag ein wenig seewärts von der Stadt gleichen Namens. Auf dem Gipfel eines hohen Berges gebaut, war es von allen Seiten mit hohen Palisaden umgeben, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt worden waren, sodass die Umzäunung so stark war wie die besten Stein- und Ziegelmauern.

Der Berggipfel hatte zwei Abteilungen, zwischen denen sich ein 30 Fuß tiefer Graben hinzog. Die Veste selbst war nur mit einem einzigen Zugang versehen, welche durch eine Zugbrücke über den Graben vermittelt wurde. Auf der Landseite zeigten sich vier Basteien, gegen den See hin aber nur zwei. Auf der Südseite war das Fort wegen des schroffen, senkrechten Gebirges völlig unzugänglich. Nördlich verlieh der tiefe, breite Fluss Schutz.

Am Fuß des Kastells befanden sich ein Ford mit acht Kanonen, welche den Fluss bestreichen konnten. Auf der einen Seite des Berges standen zwei große Magazine, mit Munition und Kaufmanns waren gefüllt, welche sicherheitshalber aus dem Inneren des Landes herbeigeführt worden waren. In der Nähe dieser Vorrathshäuser waren viele Stufen in das massive Gestein gehauen, auf denen man zum Kastell im-

mer hinab steigt hinaufsteigen konnte. Außerdem waren noch zwei andere Batterien mit je sechs Kanonen am Ufer des Flusses aufgestellt der Platz schien daher völlig unüberwindlich zu sein.

Ein wenig westlich von diesen Befestigungen lag ein kleiner Hafen mit sehr gutem und Blankogrund für Schiffe vor nicht allzu großer Wassertracht. Außer den Gefahren, welche einem Angreifer so augenfällig entgentreten mussten, war auch noch eine andere, fast unsichtbare in einem an der Flussmündung versenkten Felsens vorhanden, welcher nur zu Zeiten der tiefsten Elbe an die Oberfläche des Wassers heraufstieg.

Bradley hatte sich mit seiner Abteilung kaum blicken lassen, als die Spanier schon aus allen ihren Festungswerken ein rasches Feuer auf seine Schiffe eröffneten, obwohl er noch weit außer Schussweite stand. Ohne Zweifel taten sie dies in der Absicht, ihn zu zeigen, was sie zu leisten imstande waren, wenn er näherkäme. Er schenkte jedoch diesen Wink nur wenig Aufmerksamkeit, sondern an Karte ganz ruhig in einer kleinen Bucht ungefähr 1 Meile vom fort, in welcher er die ganze Nacht über ruhig liegen blieb.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch ließ Bradley unter der Anweisung von Führern seine Truppen durch das Dickicht und pfadlose Unterholz marschieren, bis er den Kastell gegenüber anlangte. Sie fanden dort den Grund eine Achtelmeile weit vollkommen abgelichtet, unter ihren Füßen aber einen Boden, der aus einer einzigen Schlammmasse bestand.

Sie mussten sich nun ungedeckt Bahn brechen. Die Artillerie des Kastells spielte unablässig auf sie und brachte ihnen großen Verlust bei.

Sie mussten haltmachen. Der ehrliche Owen sah sich nun in einer sehr verdrießlichen Lage. Ihm gegenüber befanden sich die hohen Palisaden, hinter denen ein tiefer Graben lag. All dies musste zurückgelegt werden, ehe er an die Mauern des Kastells kommen konnte, welche er noch obendrein ohne Leitern zu ersteigen hatte. Der Versuch eines Sturmes unter solchen Umständen sah wie heller Wahnsinn aus. Er würde sich gern zurückgezogen haben, wenn er sich nicht geschämt hätte. Bereits herrschte unter seinen Leuten Murren und Verwirrung. Sie verlangten, zurückgeführt zu werden. Viele wurden, während sie ihren Befehlshaber Vorstellungen machten, im Augenblick des Sprechens erschossen.

»Es nützt nichts«, rief Bradley. »Besser unter den Mauern zu sterben, als dem Admiral Morgana entgegenzutreten, um ihn geschlagene Memmen zu zeigen. Folgt mir und tut, was ihr mich tun seht!«

Sie beantworteten diesen Aufruf mit einem echt englischen *Hurra* und rückten, den Säbel in der einen und Feuerbälle in der anderen Hand, unter den furchtbarsten Schießen gegen die Palisaden vor. Als sie an die Spanier herankamen, welche die Angreifer in aller Ruhe niederstreckten, begannen die Feinde sie mit allen möglichen Schimpfreden zu überhäufen, indem sie ihnen zugleich erklärte, dass weder sie noch ihre nachfolgenden Kameraden je Panama erreichen würden. Die Engländer gaben hierauf keine andere Antwort, als dass sie jeden Spanier niederschossen, der sich für einen Moment blicken ließ.

Bradley machte mit seinen Leuten mehrere Versuche, die Palisaden zu erklettern. Diese waren jedoch viel zu hoch. Sie sahen sich nach vielem Verlust genötigt, erschöpft den Rückzug anzutreten. Mit einem Wort, sie wurden völlig zu-

rückgeschlagen und machten keinen weiteren Versuch vor Einbruch der Dunkelheit. Nachdem sie sich, so gut es gehen wollte, ausgeruht hatten, kehrten sie gegen acht Uhr zum Angriff zurück, denn Bradley gedachte, die Palisaden unter dem Schutz der Dunkelheit einzureißen.

Während die eine Hälfte der Engländer mit dieser Arbeit beschäftigt war, feuerte die andere in die Schießscharten der Kastele. Da flog aus dem Fort ein Pfeil heraus und durchbohrte den Leib eines der Schützen. Der Mann wusste, dass die Wunde tödlich war, denn die Spitze der Waffe, welche in seinen Rücken eingedrungen war, ragte um einige Zoll aus seiner Brust hervor. Dennoch zog er mit großer Ruhe den Pfeil vorwärts und durch seine Brust, umwickelte ihn an dem gefiederten Ende mit Baumwolle, damit er in seiner Muskete passe, stieß ihn auf das Pulver hinab und schoss ihn zum Fort zurück. Das Pulver entzündete die Baumwolle und der Pfeil blieb im dürrn Palmenlaub eines Daches im Fort stecken. Als bald folgte nun eine große Feuersbrunst. Der arme verwundete Musketier hatte noch die Freude, die Veste seiner Feinde in heller Lohe zu sehen, und sank dann in demselben Augenblick, als eine krachende Explosion das Auffliegen eines Pulvermagazins verkündete, in Bradleys Arme.

Das plötzliche Feuer setzte die Spanier in große Bestürzung, da sie sich den Grund dazu durchaus nicht erklären konnten. Sie argwöhnten Verrat in ihrer Mitte, wodurch die Verwirrung noch erhöht wurde. Indessen strengte sie sich doch aufs Äußerste an, um über die Flammen Herr zu werden, die aus Mangel an ausreichendem Wasser schnell immer weiter und weiter griffen.

Während ihrer Aufmerksamkeit so abgelenkt war, gelang

es den Angreifern, die Palisaden in Brand zu stecken. Die Spanier gerieten in noch größeren Schrecken, als sie die Flammen nicht nur in ihrem eigenen Quartier, sondern auch allmählich im Kreis um sie her sich ausbreiten sahen.

Während sich das Holzwerk der Palisaden verzehrte, fiel die Erde, welche die Zwischenräume ausfüllte, in den Gräben und bot so an manchen Stellen einen guten Übergangspunkt. Die Angreifer säumten nicht, hiervon Nutzen zu ziehen, und standen bald in der ersten Einzäunung des Forts mit den Spaniern im Handgemenge.

Der Kampf war verzweifelt, denn lange dachte kein Teil daran, Pardon zu geben oder zu nehmen. Jeder stand und focht seinem Mann gegenüber, bis einer oder beide fielen. eine wahre Schlachtbankwut hatte jeder Brust entzündet. Sie fochten nicht länger um Ehre oder Sieg, sondern nur, um ihren wilden Blutdurst zu stillen. In diesem schrecklichen Gemetzel hatten die Engländer einen unermesslichen Vorteil, denn alle waren alte, erfahrene Streiter, welche jede Parade und Finte kannten, und wohl wussten, wie sie am nachdrücklichen treffen mussten.

Dieser furchtbare Kampf fand teilweise in den halb gefüllten Gräben, teilweise auf der Plattform statt, auf welche die brennenden Häuser und Magazine lagen. Der rote Schein des Feuers verbreitete allenthalben eine schreckliche Helle. Auf diejenigen der Angreifer, welche sich noch unten im Graben befanden, wurden reichlich Töpfe mit brennendem Material ausgeleert, welches den erstickenden Gestank verbreitete und sich als die verheerendste Waffe auswies.

Ungeachtet des entschlossenen Widerstandes vonseiten der Spanier waren doch gegen Mitternacht alle Palisaden niedergebrannt, der Graben ganz ausgefüllt und der Grund

bis zu den noch unbeschädigten Kastellmauern völlig eben. Die Flammen der hinten brennenden Häuser beleuchteten die Schießscharten so stark, dass jeder, der nur einen Teil seines Leibes an den Mauern blicken ließ, durch die nie irrenden Kugeln der Belagerer niedergeschossen wurde. Letztere waren auf Händen und Knien herangekrochen und befanden sich dicht unter den Festungswerken und sogar in Berührung mit den Mauern, welche sie zu nehmen versuchten.

So bildete das Gefecht bis zum Tagesanbruch eine fortgesetzte Reihe von Einzelkämpfen, in welchem die Musketiere je ihr todbringendes Ziel nahmen. Als die Sonne glorreich über den grässlichen Schauplatz des Gemetzels aufging, entdecken die Engländer, dass sie noch ein sehr schwieriges Werk zu erfüllen hatten, ehe sie sich zum Meister des Platzes machen konnten. Die Flammen hatten sich bis ins Innere des Kastells erstreckt und näherten sich langsam an allem, was ihnen Brennbares in den Weg kam. Auf Befehl des Gouverneurs waren jedoch sämtliche Kanonen zu jenen Teilen geschafft worden, welche den Übergang über den Graben beherrschten, wie er auch das strenge Gebot ergehen lassen hatte, dass jedermann auf seinem Posten sterben solle.

Bradley hatte drei sehr schwere Wunden erhalten - eine durch die Kugel einer Arkebuse und zwei durch die Pfeile der Indianer. Zwei von seinen Leuten trugen abwechselnd den kampfunfähigen Führer auf ihrer Schulter von Ort zu Ort. Es gebrach ihm an Mitteln, eine Bresche in das Kastell zu schießen. Die Tore waren viel zu stark, um aufgebrochen werden zu können. Er bemerkte dies wohl, war aber entschlossen, lieber mit seinen Leuten unter den Mauern zu sterben, als vom Unternehmen abzustehen, und teilte daher seine Streitkraft in zwei Teile. Der eine Haufen hatte die

Weisung, jeden Spanier niederzuschließen, der sich zeigen oder den Versuch machen würde, die Kanonen auf den Wellen zu laden, der andere aber sollte Holz aller Art, die Bruchstücke der halb verbrannten Häuser und Erde sammeln, um damit am niedrigsten Teil des Forts, wo sich der spanische Gouverneur mit fünfundzwanzig seiner besten Soldaten verschanzt hatte, einen Hügel aufzuwerfen.

Um Mittag am zweiten Tag dieses scharf bestrittene und ununterbrochenen Kampfes stürzten die Engländer den Schutthaufen hinauf und trafen den Gouverneur auf der Mauer. Obwohl bereits viele tapfere Taten verrichtet worden waren, erreichten sie doch an dieser Stelle ihren Höhepunkt. Die Spanier fielen auf den Posten, an welchen sie ihr Führer aufgestellt hatte, und die Engländer brachen sich über ihre Leichen Bahn in das Innere des Platzes. Diejenigen Spanier, welche die Ehre versagt blieb, den blutroten Pfad mit ihren Leichen zu pflastern, schleppten sich mit den Kräfteüberresten, den ihnen ihre Wunden gelassen hatte, zur anderen Seite des Kastells und sprangen von den Mauern herunter. Ihre Körper hüpfen von Spitze zu Spitze den schrecklichen Absturz hinab, bis sie unten vom Meer aufgenommen wurden.

Der Gouverneur selbst zog sich mit den *Corps de garde* in das Kastell zurück, vor welchen er zwei Kanonen aufgestellt hatte, um den Kampf bis aufs Letzte fortzuführen und die Feinde ihre Eroberung teuer bezahlen zu lassen. Er beantwortete jedes Erbieten von Pardon mit dem wilden Versuch, um sich zu schlagen, bis ihm endlich eine Musketenkugel durch das Gehirn geschossen wurde. Nun hörte plötzlich aller weiterer Widerstand auf.

Die Sieger hatten nun Muße, um sich zu schauen und die

Verwüstung, welche sie angerichtet hatten, zu betrachten. Mit Ausnahme des Wachhauses war das Fort eine einzige Masse schwarzer blutgefleckter Trümmer. Von den 323 Soldaten, welche noch vor 48 Stunden in blühender Gesundheit ihren Feinden lachend trotz geboten hatten, ließen sich nur noch 30 lebend auffinden, von denen bloß acht nicht verwundet waren. Die Offiziere hatten samt und sonders den Tod gefunden. Acht von den Spaniern waren entweder desertiert oder vom Kommandeur nach Panama geschickt worden, um dem Präsidenten Don Guzman den Einfall zu melden.

Die Engländer hatten im verzweifelten Angriff 119 Mann, darunter einen Captain und einen Lieutenant verloren. Weitere 76 waren verwundet - unter diesen auch der arme Bradley und zwei Lieutenants. Aber auch den Verwundeten war meist nur noch eine kurze Lebensfrist erstreckt.

Die Eroberer benutzten ihren Sieg gut, denn sie zwangen die Gefangenen, alles, was sie vom Plan ihrer Landsleute wussten, aufzudecken. Bradley erfuhr nun, dass Morgans Idee einer Überraschung auf ganz falschen Voraussetzungen beruhte, denn der Präsident von Panama hatte schon vor drei Wochen ausführliche Nachricht über die Streitkräfte der Engländer und ihre Absichten gegen ihn erhalten. Auch waren ihm die Angaben durch einen Deserteur von Admiral Colliers la Hacha-Expedition bekräftigt worden. Auf diese Mitteilung hin hatte der Präsident die Garnison von Chagre verdoppelt und mit Kriegsbedarf aller Art versehen lassen. Man lebte der zuversichtlichen Überzeugung, dass das Fort uneinnehmbar sei, und hatte auch allen Grund dafür. Dennoch fiel es vor einer kleinen Streitkraft, welche aller Artillerie entbehrte. Niemand kann behaupten, dass es

nicht aufs Tapferste verteidigt wurde. Aber wer vermochte, Zufälligkeiten und den Engländern zu widerstehen?

Es darf uns nicht überraschen, wenn die Tropen, während der tapfere edelherzige Josef Bradley sich unter dem Schmerz seiner schlecht verbundenen Wunden krümmte, die gewöhnlichen Ausschweifungen und Barbareien begingen, die den Siegern zu einem Teil ihres Wesens geworden waren. Sie ließen die wenigen überlebenden Gefangenen ihre eigenen Toten über den Absturz in die See werfen und zwangen sie, die gefallenen Engländer in anständiger Weise zu beerdigen. Die Verwundeten schlossen sie sodann, mit Ausnahme der Offiziere, nebst sämtlichen Frauen, die sie in der Stadt unten finden konnten, in die Kirche ein. So wurde das heilige Gebäude mit einem Mal zu einem Hospital und Tummelplatz gemeiner Unzucht umgewandelt. Die Schmerzensrufe der Verwundeten und das Ächzen der Sterbenden mischten sich schauerhaft in Gotteslästerung der Wollust und in den tobenden Lärm betrunkenen Schlemmerei. Aber wenige dieser Elenden entgingen der Rache einer schrecklichen Vergeltung.

Die Kunde dieser wichtigen Eroberung wurde schleunigst dem Admiral Morgan überbracht, der sich unverweilt anschickte, mit dem Rest seiner Flotte die Insel St. Katharina zu verlassen. Aber ehe er abzog, schiffte er alles, was zur Nahrung benutzt werden konnte, ein und entblößte dadurch den Ort so vollständig, dass von dem Übrigbleibenden nicht einmal ein Hund hätte erhalten werden können.

Dann zerstörte unser Held sämtliche Gebäude und Forts, das einzige Kastell von St. Theresa ausgenommen. Das Ordonanzgeschütz warf er an Plätzen in die See, wo es von denen, welche in das Geheimnis eingeweiht waren, leicht wie-

dergewonnen werden konnte. Er tat dies, um die Insel umso leichter aufs Neue wieder zu erobern, im Fall die Spanier während seiner Abwesenheit davon Besitz nähmen, denn er hatte sich noch immer fest vorgenommen, den Ort gegen die ganze Welt zu behaupten, im Falle er wegen des beabsichtigten Feldzuges von seinem eigenen Land geächtet.

Nachdem er so die Insel gänzlich entvölkert hatte, nahm er sämtliche Gefangene an Bord, zog ab und erreichte nach einer achttägigen Fahrt am 2. Januar 1671 die Mündung des Flusses Chagre.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Je größer die Hast, desto langsamer der Fortschritt. Das Trauerhaus. Die letzten Augenblicke und der Tod des Vizeadmirals Bradley. Sein Leichenbegängnis. Die »mangelhafte Wirkung«, welche all dies auf Morgan übt.

Da der Wind günstig war, so segelte die Flotte rüstig und unter fliegenden Fahnen auf den Ankerplatz zu, ihre Freude durch wiederholte Artilleriesalven ausdrückend. Die englischen Banner flatterten von den Ruinen des Kastells, von dem Fels oben und von den Giebeln mehrerer der größten Häuser in der Stadt unten. Der kranke Bradley hatte Morgan zwei Boote entgegengeschickt und ließ ihn vor der Gefahr an der Einmündung des Flusses warnen. Aber die Schiffe drängten so begierig vorwärts, um einen guten Ankergrund in der Nähe der Stadt zu gewinnen, dass keines derselben beilegen wollte, um die Lotsen an Bord zu nehmen. Ja, sie ließen sich nicht einmal herab, auf deren Zuruf zu hören. Die

Folge davon war, dass vier der besten Schiffe, darunter auch die *Satisfaction*, Morgans Flaggenschiff, auf der Untiefe am Eingang des Hafens strandeten. Die Hinteren ließen sich diesen furchtbaren Vorgang zur Warnung dienen und wichen der Gefahr aus. Die Mannschaft und die Kanonen nebst vielen Mund- und Kriegsvorräten wurden gerettet. Die Schiffe aber zerschellten im eintretenden starken Nordwind an dem Fels, welcher am Ende der Untiefe lag.

Aber was hatte auch dieses Unglück zu bedeuten? Waren es doch nur vier Schiffe, Massen von Holz und Eisen. Die lebenden Männer mit ihren unbesieghchen Herzen waren so frisch und kräftig als je zuvor. Sie hatten die erste, vielleicht die schwierigste Stufe ihres Unternehmens zurückgelegt. Alles war daher Freude und triumphierender Zuruf. Chagre, das unüberwindliche ist gewonnen!

An Land, um mit den Siegern zu frohlocken und eine kurze Frist, um die Toten zu trauern!

Morgan landete unter einer königlichen Begrüßung vor allen seinen Schiffen und zog mit großem Pomp durch die Stadt. Seine Miene war traurig, aber noch eine tiefere Trauer, die er nicht in seinen Zügen zur Schau tragen wollte, lag in seinem Herzen. Er wusste, dass sein Freund verwundet, schwer verwundet war, aber doch bemühte er sich, zu hoffen. Er mäßigte seine Hast.

Morgan machte an verschiedenen Stellen auf den Trümmern des Kastells Halt, um zu besserer Beherrschung der Stadt und bequemerer Einrichtung der Quartiere für die Kranken seiner Flotte Befehle zu erteilen. Aber die Zeit entflog allzu schnell. Er konnte die Begegnung, nach der er sich sehnte und die er doch zugleich fürchtete, nicht länger verschieben. Bisweilen dachte er an den Obimann Quashie He-

kattkick, noch mehr aber an die Möglichkeit von übernatürlichen Dingen. Dann durchzuckte ihn düster der Gedanke, an dem schwarzen Propheten Rache zu nehmen. Er beschloss, wenn Bradley sterben sollte, Quashie unter dem einen oder anderen Vorwand hängen zu lassen.

Mittlerweile lag der arme Bradley unruhig auf seinem hölzernen, Lager, welches aus nichts viel Besserem als aus einer geneigten Diele des Wachzimmers bestand, denn seine eiternden Wunden gestatteten dem fiebrigen Leib nicht den Hochgenuss einer Hängematte und Betten waren nicht vorhanden. Von seinen drei Wunden würden unter einem anderen Himmelsstrich und unter einer anderen Pflege keine tödlich oder auch nur gefährlich gewesen sein, aber hier, wo der Kranke unter der unerträglichen Hitze des Tages briet und durch die schädlichen Dünste der Nacht bis ins Mark durchkältet wurde, musste die leichteste Beschädigung sehr ernstlich, eine tief eingreifende Wunde aber fast unvermeidlich verhängnisvoll werden.

Wie die Übrigen seiner Kameraden hatte Bradley ein zu wüstes Leben geführt, als dass sich seine Säfte gesund hätten erhalten können. Seine Wunden fingen bereits an, brandig zu werden. Doch nicht einmal dies beschleunigte seine Auflösung, sondern das begleitende Fieber, welches wie brennende Eisenspitzen durch jeden Teil seines Körpers schoss. Seine Wangen waren eingefallen und das frühere tiefe Rot seines Gesichtes in eine helle Safranfarbe umgewandelt, während seine offenen, blutrünstigen Augen wild umherstierten.

Zwei Schiffswundärzte standen neben Bradley und sahen einander mit der Miene der Angst an, denn sie kannten den Wert des Lebens, das hier verschenden sollte, und wussten,

wie teuer es ihrem wilden Oberbefehlshaber war. Aber selbst in dieser schrecklichen Krise stritten sich die Männer der Arzneikunst über die Zweckmäßigkeit eines Aderlasses. Der eine, welche der Venäsektion das Wort redete, bezweifelte das Heilmittel, der andere aber, welcher sich derselben entgegensetzte, wollte es nur als letzte Zuflucht benutzen, obwohl er vor der Verantwortlichkeit der Maßregel zurückschrak.

»Mehr Limonade! Und würzt sie stark mit Branntwein«, rief der Leidende ungestüm. Das Getränk wurde ihm in einem prächtigen goldenen Flakon hingereicht. Er tat einen tiefen Zug, wurde aber zornig über dessen Geschmack.

»Es ist abscheulich, schmecktekelhaft. Was kann dies sein? Sprecht, ihr Doktoren, liegt der Geschmack des Todes schon auf meinen Gaumen oder ist dieser goldene Kelch vergiftet worden? Wahrscheinlich genug, wahrscheinlich genug. Die Geplünderten tun gut, für ihre Plünderer die Gefäße zu vergiften. Gebt mir aus einem schlechten irdenen Napf zu trinken. Ist in diesem Land, wo es so reichlich Vieh gibt, kein Horn aufzutreiben?«

»Er deliriert«, sagte einer der Wundärzte, den Flakon austrinkend. »Ich habe nie besseren Punsch gekostet.«

»Er denkt an seine walische Heimat und an den Tisch seines Vaters.«

Da kein Trinkhorn aufzufinden war, so riefen die Wundärzte: »Eine Kalabasche für den Vizeadmiral.«

»Vizeadmiral!«, rief Bradley in bitterem Hohn. »Ist kein Geistlicher aufzufinden, niemand, der mit mir sprechen kann vom Frieden der künftigen Welt?«

Die rauen Soldaten murmelten einander zu, dass viele geschorene Platten unten seien. Vielleicht sei in einer derarti-

gen Klemme auch ein katholischer Priester recht.«

»Wo ist Morgan? Verlässt er seinen sterbenden Freund? Pfui über die Welt, pfui über ihre Eitelkeiten! Ja, da donnert die Artillerie! Ich liebe diesen Ton. Er gibt mir neues Leben. Wie sehen meine Wunden heute aus?«

Einer der Ärzte versetzte, es stehe damit so gut, wie es sich erwarten lasse. Indes sei doch die größte Ruhe und Ergebung nötig.

»Natürlich«, versetzte der Leidende, »ich will ganz ruhig sein. Es ist nicht anzunehmen, dass ein starker Mann wie ich mit Bogen und Pfeilen zu Tode geschossen werden kann. Pah, pah – ein wenig kaltes Wasser.«

Einer von den stämmigen Bukanier, welcher, ehe er in Westindien zum Waffenwerk gegriffen hatte, ein Covenanters gewesen war, schnüffelte durch die Nase: »Der Philister Goliath fiel durch einen kleinen Kieselstein aus einer Schäferschleuder.«

Wahrscheinlich in tröstender Absicht, wie wir aus christlicher Liebe annehmen wollen. Aber Bradley hörte ihn nicht, denn entweder schlummerte er oder war in Betrachtungen vertieft.

Das Wachzimmer war ein rauer, aber nicht unedler Schauplatz des Kriegsschlachthauses. Die verwundeten Lieutenants lagen an denselben Platz, der fast ganz mit wilden, rüstigen bewaffneten Mauern und zum Teil sehr malerischen Trachten angefüllt war. Letztere lehnten teilweise an den Mauern neben den halb aufgerollten Flaggen ihrer Division. Es war eine ernste und für einen Freibeuter völlig passende Sterbeszene.

Aber Bradley schlummerte nicht lange. Eine Artilleriesalve, welcher das Schmettern der Trompeten und das dröh-

nende Wirbeln der Trommeln folgte, verkündigte die Annäherung des Oberbefehlshabers. Der kriegerische Lärm echoete unter den Felsen, auf welchen die Zitadelle stand. Sein triumphierender Misslaut erklang wie trauriger Spott in dieser Halle des Todes. In der prunkvollen Tracht, welche Morgan bei feierlichen Gelegenheiten anzulegen pflegte, und mit einem zahlreichen, glänzenden Gefolge trat der Admiral langsam in das Wachzimmer. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck tiefer Trauer. Der Versuch, zu lächeln, kostete ihn eine peinliche Anstrengung. Als es ihm gelang, war die Wirkung noch ergreifender. Er fasste Bradleys Hand, hielt sie lange in der seinen, drückte sie mit Wärme und warf dann einen Blick, der schrecklich in seinem Zorn war, auf die beiden Wundärzte.

»Wir haben unser Bestes getan«, sagte der Mutigere von den beiden.

»Nicht die Wunden sind es, sondern das Fieber«, bemerkte der andere abbittend.

»O, ihr kläglichen Ärzte, soll das Streifen von zwei spanischen Kugeln und das Stacheln von drei indischen Pfeilen den edelsten Leib zerstören und das tapferste Herz brechen, welches je einen Sieg gewonnen hat?«

»Die pestartige Luft, haltet zu Gnaden, geehrter Admiral«, sagte der ältere Wundarzt.

»Die unsichtbaren Pfeile der Pestilenz, welche den Mächtigen schlagen in seiner Rüstung«, krächzte der vormalige Covenanters aus seiner Ecke.

»Still, du Harpyie von böser Vorbedeutung«, entgegnete Morgan zornig. »Bradley, teurer Joseph, sprich mit mir. Weh! Er kennt mich nicht.«

Er trat sodann beiseite und redete die verwundeten Lieu-

tenants mit vielen freundlichen ermutigenden Worten an. Aber sie halfen so wenig, wie die Mittel der Ärzte, denn die Männer starben bald danach in dem öde gewordenen gemauerten Gemach.

Morgan kehrte zu dem immer schwächer werdenden Freund zurück und beugte sich mit schmerzlicher Teilnahme über ihn nieder. Ob der Mann mit der eisernen Seele um den Verlust der schwarzen Freundin seines Herzens, der herrlichen Zoabinda, getrauert hat, weiß niemand. Kein Mensch hatte je gesehen, dass sich seine männlichen, schönen Wangen mit einer Träne befleckten, seine Arme sich kreuzten oder sein Haupt in Kleinmut niedersank. Sie war dahingegangen und er blieb derselbe Mann. Aber obwohl nun seine Augen nicht feucht wurden, sprach sich doch in jedem Zug seines Gesichtes die herbste Pein aus. Es wäre weniger ergreifend gewesen, Zeuge der wildesten Schmerzensrufe zu sein.

Bradleys Augen standen weit offen. Er stierte bewusstlos auf das Gesicht vor ihm hin.

Morgan sagte in gedämpftem Ton: »Wenn ich mich nicht der Schwäche schämte, würde ich diese vom Tod besiegelte Stirn küssen, die so bald in Verwesung dahinmodern wird. Lebe wohl, mein treuer Freund! Wenn es keinen Himmel für den Guten und Tapferen gibt, so sollte für dich allein einer geschaffen werden, mein ehrlicher edler Owen. Lebe wohl.«

Zu Morgans Erstaunen lächelte nun Joseph. Die Hand, welche so lange leblos dagelegen hatte, drückte nun matt die des Freundes.

»Geschwind! Es ist noch Leben da – ein Stärkungsmittel!«, rief Morgan.

Es wurde in Anwendung gebracht und die Lampe des Le-

bens flackerte noch einmal vor ihrem Erlöschen hell auf.

In der vollen, innigen Betonung der Liebe begann nun Bradley: »Henry Morgan, das ist freundlich ... ich danke dir!«

»Mein teurer Joseph!«

»Nicht mehr Joseph. Das Wenige, was noch von mir übrig ist, gehört deinem Owen. Mit dem Krieger bin ich fertig ... ich bin nicht mehr ein Mann des Blutes. Möge das, was ich hier gottlos vergossen habe, mir jenseits nicht gedacht werden. Lass uns eine Weile allein zusammen sein. Dann will ich mein Gesicht der Wand zukehren, beten und sterben.«

Diese Worte, obwohl sie für Morgan deutlich hörbar waren, erreichten nicht das Ohr der übrigen Anwesenden. Morgan winkte mit der Hand und alle, bis auf die sterbenden Lieutenants, verließen das gewölbte Gemach.

»Und nun Henry! Damit du dich immer meiner als deines Freundes erinnerst, will ich dir kein Versprechen abdrängen. Auch ein sterbender Freund würde sich damit eines grausamen Vorteils bedienen. Ich will dir nur meine Wünsche zu wissen tun.«

»Mein Owen! Sie sind mir heilig.«

»Krümme kein Haar auf dem Haupt jenes unglücklichen Hekattykick!«

»Du hast sein Leben gerettet.«

»Ich bin reich, Henry. Mein Vater könnte eines Teils meiner Schätze bedürfen. Das Übrige ist sein Eigentum. Sei gütig gegen den wackeren alten Harfner.«

»Er ist mein Vater, ich bin sein Sohn, denn sind wir nicht Brüder?«

»Genug! Lass ihn nichts Schlimmes von mir denken, Henry!«

»Ich möchte den Mann kennen, der es wagte.«

»Ich möchte noch eine kleine Weile mit dir von unseren Bergen, von den Bächen, von dem blökenden Vieh sprechen – aber meine Zeit ist kurz. Obwohl der alte Morgan den grünen Hügel vor seiner Tür aufgeflogen hat?

»Ich weiß es nicht, Owen.«

»Es wäre schade, denn wir haben so oft darauf gespielt. Du wirst es ihm sagen. Doch wie mag ich von so eitlen Dingen reden? Henry, weißt du, dass ich entdeckt habe, was ich längst vermutete ... dass es wirklich ein Jenseits gibt und dass mein Zustand sehr gefährlich ist?«

»Beunruhige dich nicht mit solchen Dingen, Owen. Wenn es einen Himmel gibt, so muss er dir zuteilwerden. Wo nicht, so soll Dir das Grab eines Tapferen und ein lebendiger Denkstein in meinem Herzen gesetzt werden.«

»Du bist nicht deine eigene Vorsehung – nein, nein, nein. Es gibt ein schreckliches Wesen über uns, das gerecht ist. Zittere davor.«

»Sei ruhig, mein Freund. Solche Dinge gehen über unsre Fassungskraft. Besinne dich, wie ich dir noch Liebe erweisen kann. Überlade mich mit deinen Bitten. Dies ist der Weg, mich glücklich zu machen.«

»Nun gut, wir sind alle sterblich. Ich habe Menschen getötet, aber die Folter ... oh Morgan, schon die armen Spanier ... sei barmherzig gegen deine Feinde, denn, mein Freund, eines Tages wirst du auch sein, wie du mich hier siehst. Doch das war es nicht ... es ist etwas da, Morgan ... dieses Sterben ist eine ernste Aufgabe ... warum gehst du nicht nach Hause, um dort ruhig zu leben? Nein, auch dies war es nicht. Du musst meinem Vater nicht sagen, dass ich glücklich gestorben sei. Es wäre eine schreckliche Lüge, mein Freund. Und

auch zu Lynia sage es nicht. Ach, jetzt habe ich es. Sagte ich nicht, ich wolle dir kein Versprechen abdringen, mein Freund? Und doch muss und will ich es tun. Versprich mir bei deinem Frieden auf Erden ... bei deinen himmlischen Hoffnungen, versprich mir ...«

»Ach Owen, wenn du dahin bist, wird mein Friede auf Erden so klein sein, als meine Hoffnung auf den Himmel. Ich verspreche dir bei etwas weit Gewisserem ... bei meiner innigen Liebe zu dir verspreche ich dir, deiner Bitte zu willfahren.«

»Du wirst Lynia sehen, sie wird in deine Gewalt kommen. Schone das Leben ihres Gatten und achte ihre Ehre. Du verstummst? ... Versprich mir ... denke daran, wie gut sie gegen uns alle war ... gegen dich am meisten ... versprich!«

»Sie hat mich gekränkt, mich verachtet«, murmelte Morgan. *Dass er auch jetzt an dies denken muss! Der Arme, es liegt ihm schwer auf der Seele!* Und dann fügte er laut bei: »Deinen Wünschen soll in diesem wie in allen anderen Punkten willfahrt werden.

Darauf magst du dich verlassen. Ich gebe dir die feierliche Zusage, ihr Leben, ihre Ehre und das Leben ihres Gatten sollen sicher sein.«

Der Sterbende wurde nun sehr unruhig, kratzte an seinen Betttüchern, zupfte an der rauen Decke und schien dann unter derselben etwas mit den Händen zu suchen. Als er es nicht fand, stöhnte er kläglich.

»Ich kann es nicht finden«, murmelte er vor sich hin, »und doch hatte ich es um größerer Sicherheit willen an meinem Herzen bewahrt. O, mein Freund, der Mensch täuscht sich stets, wenn er nur seinem Herzen vertraut.«

»Was sucht mein teurer Owen?«, fragte sein Freund be-

schwichtigend.

»Ah, da ist es, meine treue Waffe.« Bradley hatte eben noch Kraft genug, einen sehr kleinen, schlecht aussehenden Dolch hervorzuziehen. Die Klinge war schmal und so spitz wie eine Nadel. »Dies, mein Freund, ist die Gabe eines Kriegers, seine Liebesgabe, seine Todesgabe. Wie dein armer Owen ist die Scheide etwas abgenutzt; aber das Herz ist gesund, der Stahl rein und treu.«

»Gleich dir, mein geliebter Freund.«

»Trage ihn immer, so lange Leben in dir ist, in der Nähe deines Herzens. Er kann sich dir in der Stunde der Not als der beste Freund erweisen. Morgan! Trenne dich nie von ihm. Mein Segen ruht darauf – und auch mein Fluch.«

»Dein Fluch, teurer Owen?«

»Ja, mein Fluch! Ja, ja, ich sagte es, du hast mir versprochen, hast geschworen – ja, ja, ich glaube, du hast mir geschworen, du wollest Lynias Tugend ehren. Hast du nicht geschworen, Henry?«

»Ja, ja, beruhige sich.«

»Diese Lynia war so gütig gegen uns, gegen meinen alten Vater. Sie nährte uns, als die Lebensmittel nur selten waren. Ja, als sie dieselben für sich und ihren alten Vater notwendig brauchte. War dies nicht edel? Und wie gütig ist sie gegen dich gewesen? Ja, das ist es, was ich sagen wollte. Erwinnere dich, wenn du je dich selbst vergessen, wenn du versuchen solltest, Deinen Eid zu brechen; ja dann, mein teurer Freund, ist dieser Dolch da. Er liegt an deinem Herzen, bereit für meine Hand ... Ha! Ha! Ha! Ich werde tot sein und modern. Wozu dies? Wozu dies? Kann ich nicht meine Hand herausstrecken aus dem Grab und stoßen ... stoßen ... Ha! Ha! Ha! Es ist ein lustiger Einfall, den Meineidigen aus dem dunklen

Grab zu erreichen. Es ist ... es ist lustig!«

Der Sterbende lachte noch lange, aber sehr matt.

Morgan wollte diese Stimmung durchaus nicht gefallen. Er nahm den Dolch und verbarg ihn unter seinem Hemd. Diese Handlung machte Owen große Freude. Ein schöner Strahl des Entzückens verbreitete sich über seine eingefallenen Züge. Morgan schwor abermals feierlich, allen seinen Wünschen zu willfahren, und kniete sogar an seinem Bett nieder, während er die Zusage wiederholte.

Diese Versicherung gab dem Hinscheidenden Ruhe. Eine Art

von Frieden verbreitete sich über sein sterbendes Antlitz – aber er blieb so lange stumm, dass Morgan schon glaubte, alles sei vorüber. Als er sich erhob, begann Owen wieder zu sprechen, aber in der Sprache seiner Heimat und sehr wirr. Seine letzten Worte waren Segenswünsche für Morgan, gemischt mit Ausdrücken der Hoffnung für seinen Freund in dieser, für sich selbst aber in der künftigen Welt. In dieser Weise verschied er.

Morgan betrachtete den Toten lang und angelegentlich, als sei er bemüht, das Geheimnis des Todes zu lösen.

Nachdem er die Leiche eine Zeitlang angesehen hatte, zog er mit eigener Hand die englische Flagge über ihn und entfernte sich mit den Worten: »Er war zu ehrenhaft für das Leben, das er lebte, und zu gut für den Tod, den er starb. Doch lebte und starb er für mich. Ich müsste ein Tor sein, wenn ich an ein Jenseits glauben wollte. Wenn ich müsste – schrecklich! Wie viel hätte ich zu verantworten!«

Um Mitternacht fand eine prunkvolle Bestattung in der Kirche des zertrümmerten Forts statt. Die ganze Flotte war anwesend.

Das prachtvollsten Grab in der Kirche wurde aufgebrochen, die Knochen seines Bewohners oder seiner Bewohner, denn es waren ihrer viele, auf der Erde umhergestreut und die dunkle, einsame Kammer für den neuen Gast zurechtgemacht.

Die ganze Flotte wohnte dem Leichenzuge an, aber die einzigen äußeren Trauerzeichen waren die umgekehrten Waffen. Nachdem die Beerdigung vollzogen war, hallte Salve um Salve durch die hohen Flügel des Gebäudes und die gedämpften Trommeln wirbelten das Totenlied. Darunter mischten sich die wehklagenden Töne der Trompeten, die unter den Trümmern der Zitadelle und weiter draußen auf der wogenden See verhallten.

So war mit dem Harfnersohn alles vorüber. In der Nacht hörte man zwar keinen lauten Jubel der Zecher, aber das Zechen nahm dennoch seinen Fortgang. Einige Stunden lang hielt sogar die Schlemmerei die Maske der Trauer vor. Die Menschen sündigten mit überlegter Heuchelei.

Morgan schritt bis zum Grauen des Morgens auf dem sandigen Ufer, das seiner Flotte gegenüberlag, gedankenvoll hin und her und lebte sein vergangenes Leben geistig aufs Neue durch.

Er fasste einige Entschliefungen für seine sittliche Besserung – denn wer täte dies nicht, wenn ein Freund stirbt? Dann erinnerte er sich an das gegebene Versprechen und an den Rat, den er von seinem Freund erhalten hatte. Bereits hatte er angefangen, auf den Rath mehr als auf die Zusage zu achten. Ehe er mit seinen Betrachtungen zum Schluss kam, hatte er sich vorgenommen, das Versprechen zu vergessen, den Rat aber treulich im Gedächtnis zu behalten. Der gegenwärtige Feldzug sollte sein letzter sein. Von allem, was

Owen gesprochen hatte, kamen ihm die Worte *nach Hause* am prophetischsten vor, denn sie waren

seinen Lippen entglitten, während der Geist irre war, und ihre Töne zitterten noch vor seinen Ohren. Er schenkte ihnen abergläubische Rücksicht. Dieser Mann, welcher nicht an einen Himmel glaubte, obwohl mehr als ein Engel von dorthier gekommen war, um ihm und seinem ganzen Geschlecht die frohe Botschaft zu bringen, baute auf irre herausgesprochene Worte, bloß weil der Sprecher nicht wusste, was er sagte.

Nach Tagesanbruch ging Morgan auf das Schiff, welches nun nach dem Verlust der *Satisfaction* seine Flagge trug, und gab sich der Ruhe hin, welcher er sich noch immer mit dem Hochgenuss eines Erschöpften und Rechtschaffenen erfreute.

An demselben Tag starben noch mehrere. Es schien, als ob alle Verwundeten sich beeilten, um ihren vorangegangenen Vizeadmiral nachzukommen. Auch sie wurden um Mitternacht, aber nicht in der Kirche begraben. Morgan wohnte gleichfalls ihrer Bestattung bei und sicherte sich so die größere Achtung seiner Leute, indem er den Hingeschiedenen so viele Achtung erwies. Unser Held war ein Weiser unter seiner Generation.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Beginn des gefährlichen Marsches. Man findet nichts, um davon zu leben, als den Ruhm. Die Mannschaft wird angefallen. Symptome von Meuterei, welche diesmal durch Worte beschwichtigt wird. Viele Scharmützel und Spiele mit Bogen und Pfeilen.

Nachdem der Admiral Morgan seinem Freund und seinen Kameraden die letzte Ehre erwiesen hatte, begann er ernstlich das mühsame Unternehmen zu betreiben. Er hatte bereits die Festungswerke von Chagre, namentlich aber den Graben und die Palisaden wiederhergestellt. Sobald sich alles in einem geeigneten Wehrstand befand, setzte er eine Garnison von dreihundert Leuten unter dem Kommando des Kapitäns Richard Norman in das Fort und übertrug weiterhin hundertfünfzig die Obhut über die Schiffe, welche er im Hafen zu lassen gedachte.

Um die Zeit, als Morgan in Chagre eintraf, bemächtigte er sich vier kleiner spanischer Schiffe, die er an Ort und Stelle vorfand, und mehrere kleine Fahrzeuge, Chatten genannt, welche dem Zweck von Küstenschiffen und dem Flusstransport von Kaufmannsgütern entsprachen. Diese Boote waren gewöhnlich mit zwei großen eisernen Kanonen und vier messingenen von kleinerem Kaliber bewaffnet. Die vorgefundenen erwiesen sich in dem gegenwärtigen Fall sehr nützlich.

Nachdem er seine Streitkraft, aus tausendvierhundert kühnen erfahrenen Kriegern bestehend, in sieben von diesen Fahrzeugen und sechsunddreißig Booten eingeschifft hatte, begann er am 9. Januar flussaufwärts gen Panama zu fahren – die Truppen wohlgemut und ruhesdurstig, aber noch weit mehr auf Beute erpicht.

Am ersten Tag kamen sie auf dem ihnen unbekannten Fluss nur sechs Stunden vorwärts und langten an einem Platz, de los Bracos genannt, an, wo sie die erste feindliche Verschanzung zu Bestreitung ihrer Fahrt zu finden erwarteten, denn sie hatten Kunde erhalten, dass sie durch zahlreiche Barrikaden und Hinterhalte gehemmt werden würden.

Sie fanden zwar keinen Feind, aber auch keine Mundvorräte. Indessen schifften sich doch die Truppen aus, um ihre verkrampften Glieder zu strecken und ein bisschen auszu-ruhen, während einzelne Abteilungen vergeblich die be-nachbarten Pflanzungen durchstöberten, ob sie nicht etwa Erfrischungen auftreiben könnten. Morgan, der in dem fruchtbaren Land eine kleine Armee wohl erhalten zu kön-nen hoffte, hatte es verabsäumt, Mundvorräte mitzuneh-men. So wurden sie schon am ersten Tag ihres Marsches fast ausgehungert, denn sie fanden nichts, um ihren Bukanierap-petit zu befriedigen, als Wasser und Tabak, den sie entweder rauchten oder kauten.

Den ganzen nächsten Tag setzten sie die Fahrt flussauf-wärts fort und litten jämmerlichen Hunger. Mit Einbruch der Nacht erreichten sie einen Platz, Cruz de Jan Gallego ge-nannt, welcher völlig verlassen und aller Lebensmittel bar war. An diesem Ort fanden sie den Fluss infolge der langen Dürre fast ganz ausgetrocknet. Das Treibholz, welches im Schlamm eingebettet lag, bildete ein weiteres unübersteig-bares Hindernis. Sie sahen sich daher genötigt, ihre Boote und Kanus zu verlassen und an Land zu gehen.

Die Kundschafter teilten ihnen mit, dass sie zwei Stunden weiter oben das Land für den Marsch praktikabel finden würden. Morgan befahl daher am nächsten Tag Kapitän Ro-bert Delander, mit einer Wache von zweihundert Mann bei den Booten zu bleiben, damit dieser Rückzugsposten im Fal-le eines Unglücks gewahrt bleibe.

Zugleich erteilte er Kapitän Delander die Weisung, er solle unter keinem Vorwand einem seiner Leute erlauben, an Land zu gehen, damit sie nicht durch einen Hinterhalt in den nahegelegenen dichten und augenscheinlich undurchdring-

lichen Wäldern abgeschnitten würden. Den Hunger sollten sie ertragen, so gut sie konnten, und mit ihrem kleinen Vorrat an Lebensmitteln möglichst lange auszureichen versuchen. Ihre Kameraden würden ihnen Vorräte zuschicken, sobald sie selbst deren aufzutreiben vermochten.

Als jedoch Morgan in den Wald eindrang, fand er den Grund so sumpfig und schlammig, desgleichen das Gebüsch so dicht, dass er glaubte, er werde besser vorwärtskommen, wenn er einen Teil seiner Armee in einigen der leichtesten Kähne noch höher flussaufwärts bis zu einem Platz, Cedro Bueno genannt, fahren lasse.

Letzteres geschah in drei Abteilungen. Mit Einbruch der Nacht fand sich der ganze Heerhaufen wieder mit denen zusammen, welche sich durch das Gebüsch Bahn gemacht hatten. Die Kähne kehrten wie der nach Cruz de Juan Gallego zurück.

Da die wenigen Mundvorräte, welche sie besaßen, in den Booten geblieben waren, so hatte die Armee einen zugäblichen Hunger zu erstehen, oder vielmehr – es steigerte sich derjenige, dem sie schon so lange ausgesetzt waren. Sie durchspürten das Land, so weit sie es wagen durften, konnten aber weder Spanier noch Indianer treffen,

sondern mussten eben Kräuter, Blätter und Beeren verzehren, deren Beschaffenheit ihnen unbekannt war.

Am vierten Tag ihres Vorrückens stießen sie auf einige sehr leichte Indianerkanus, in welche sie so viel Mannschaft setzten, wie anging, während der größere Teil zu Land weiterzog. So rückten sie unter der Weisung sorgfältiger Führer auf dem Fluss und zu Lande vor, bis sie gegen Mittag Perna Cavallos erreichten.

Hier kündigte einer der Vorhut einen Hinterhalt an – zur

großen Freude der Engländer, welchen die Kunde so willkommen war, als würde ihnen ein Mittagsmahl angesagt. Aber zu ihrem großen Verdruss fanden sie den Platz verlassen und nichts vor, als einen Haufen leerer lederner Säcke und einige Brotkrumen, die auf dem Boden umhergestreut lagen.

Trotz des Ungestüms ihres Hungers und der Bitterkeit der getäuschten Erwartung taten sie doch in ihrer kläglichen Lage ihr Bestes. Sie rissen die Häuser nieder, wandelten sie zu Brennstoff um, sotten die Säcke und warfen in den Kessel diejenigen vegetabilischen Stoffe, welche ihnen essbar dünkten. Von diesem Gericht hätten sie wohl ein weit gemächlicheres Mahl halten können, wenn es nicht über der Verteilung desselben zu schrecklichen Händeln gekommen wäre. Morgan und seine Offiziere erklärten später, die Mannschaft sei ihnen so gierig vorgekommen, dass sie wahrscheinlich jeden Spanier oder Indianer, den sie erwischt hätte, gekocht und verspeist haben würde.

Nach diesem Mahl rückten sie gegen Torna Munni vor, wo die Spanier gleichfalls einen Hinterhalt gebildet hatten. Indessen musste Letzteren doch der Mut entsunken sein, da sie vermutlich ein Ahnung vom Zustand der englischen Magen hatten. Der starke Posten waren verlassen und allen Provianten bar. Wie glücklich schätzten sich jetzt diejenigen, welche sich heimlich zum Nachtessen ein kleines Stück Leder aufbewahrt hatten. Wir wollen nun die eigenen Worte eines der Leidensbrüder anführen.

»Leute, welche nie aus den Küchen ihrer Mütter hervorgekommen sind, können wohl fragen, wie die Piraten so harte und trockene Lederstücke essen, schlucken und verdauen konnten. Ich antworte ihnen darauf bloß, dass sie sich dies

leicht erklären könnten, wenn sie aus Erfahrung wüssten, was ein rechter Heißhunger ist. Wir zerschnitten zuvörderst das Leder in Stücke, schlugen es zwischen zwei Steinen, rieben es und tauchten es dabei oft in das Wasser des Flusses, um es auf diese Weise geschmeidiger zu machen. Endlich schabten wir die Haare ab, rösteten es oder kochten es über dem Feuer. Dann wurde es in kleine Stücke geschnitten und mit häufigen Schlucken Wassers hinuntergewürgt.«

Was unser Gewährsmann Leder nennt, muss wohl aus nichtgegerbten Häuten bestanden haben – eine sehr nahrhafte Substanz, wenn man nur die Verdauungsorgane bewegen kann, sie zu assimilieren.

Am fünften Tag des Marsches kam die Armee zu Barbacoa an. Hier fanden sich gleichfalls die Spuren eines Lagers, aber wieder nichts zu essen – nicht einmal lederne Säcke. Die Lage der Eindringlinge wurde nach und nach verzweifelt. Man schickte nach allen Richtungen starke Haufen aus, um Lebensmittel herbeizubringen.

Es scheint fast, als ob diese Unternehmung unter dem besonderen Schutz der Vorsehung stand, denn während die Verzweiflung jedem aus dem Gesicht starrte, wollte es der reinste Zufall, dass zwei Säcke Mehl, unterschiedliche Mundvorräte, zwei Krüge Wein und mehrere Bündel jener nahrhaften und füllenden Früchte, welche man Paradiesfeigen nennt, aufgefunden wurden. Man setzte augenblicklich eine starke Wache über diesen Schatz und reichte zuerst denen Nahrung, welche der Hunger beinahe aufgerieben hatte.

Nachdem dies geschehen war, blieb immerhin noch genug übrig, um jedem ein spärliches Mahl zu verabreichen. Man brachte sodann die Schwächsten in die Kanus. Da das Heer

wieder bedeutend erfrischt war, so brachen sie mit erneuertem Mut und in der zuversichtlichen Hoffnung eines endlichen Erfolges wieder auf. Abends erreichten sie eine sehr ausgedehnte Pflanzung, welche alle Bequemlichkeit bot, nur kein Nachtessen. Mit sämtlichen Lebensmitteln war ausgeräumt worden.

Der Leser bemerkt, dass der größte Feind, mit welchem Morgan zu kämpfen hatte, der Hunger war. Am sechsten Tage rückten die Piraten nur wenig vor. Die Stärkeren, welche durch die Wälder zogen, fanden das Land unerträglich bergig und sahen sich genötigt, alle Vegetabilien zu verzehren, die sie kauen oder verschlucken konnten. Hier hätten sie umkehren oder zu Grunde gehen müssen, wenn sie nicht gegen Mittag eine Scheune voll Mais entdeckt hätten. Wie wilde Bestien stürzten sie darauf los und verzehrten es trocken, indem sie zugleich die Türen einschlugen und die Mauern niederwarfen. Nachdem die erste Wut des Hungers vorüber und die Ordnung wiederhergestellt war, wurde der Rest des Maises auf die ganze Armee verteilt.

Sie rückten dann vor, waren aber noch nicht weit gekommen, als sie auf einen Hinterhalt von ungefähr hundert Indianern trafen. Nun warfen die Piraten törichterweise ihr Korn weg und traten es, während sie diese schnellfüßigen Feinde verfolgten, in den Schlamm. Aber trotz ihrer Eile konnten sie doch nur ihre Feinde auf der anderen Seite des Chagre-Flusses sehen. Mehrere Engländer sprangen ins Wasser, wateten oder schwammen zur anderen Seite hinüber, um etwa einen einzelnen Gefangenen zu machen, welcher aufdecken konnte, wo die Lebensmittel des Landes verborgen lägen. Indes führte dieser Versuch zu nichts, sondern wurde im Gegenteil für drei von Morgans Leuten verhäng-

nisvoll. Sie fanden ihren Tod unter den Pfeilen der sich zurückziehenden Indianer, welche ihre Verfolger auszischten und ihnen zuriefen: »Nach der Ebene, nach der Ebene, ihr Hunde!

Der Tag war nun schon zu weit vorgerückt, um über den Fluss zu setzen, was an dieser Stelle geschehen musste. Sie biwakierten daher für die Nacht auf dem nördlichen Ufer. Nun brach ein Teil der Truppen in offene Meuterei aus. Die verhungerten und ausgemergelten Elenden schmähten bitter über Morgan, aber er, den nichts schrecken konnte, ging, von seinen Kapitänen und Lieutenants begleitet, von Gruppe zu Gruppe, um den Mut der Leute neu zu beleben.

Die Aufgabe war schwierig. Sie verlangten Brot, und er gab ihnen schöne Worte. Die Sachlage hatte eine beunruhigende Gestalt gewonnen. Sie begannen, ihn und sein Gefolge beiseite zu stoßen, und riefen stets, sie wollten gerne in der Schlacht sterben, aber nicht wie elendes Gewürm in einer Wildnis verhungern. In dieser gefährlichen Krise stellte er sich an einen erhabenen Ort, wo er von allen gut gehört werden konnte, und sprach sie mit dem freundlichsten Gesicht folgendermaßen an: »Kameraden – tapfere Herzen! Es ist wahr, wir sind wirklich ein Rudel hungriger Hunde. Ich zählte auf die Kraft eures Mutes und vergaß die Schwäche eurer Mägen. Ich hatte unrecht. Lasst uns der Sache so gut Abhilfe leisten, wie wir können.

Diejenigen, welche zurückzukehren wünschen, mögen auf die linke Seite treten. Tut es wohlgemut, meine Jungen.«

Ungefähr ein Drittel der Schar machte sich beiseite. Es war eine wahrhaft kläglich anzusehende Gruppe.

»Gut also, dies sind meine gezwickten Füchse, welche dem Ziel den Schwanz zuzudrehen gedenken. Ich wünsche ihnen

alles Glück auf den Weg, denn ich ziehe nicht mit ihnen. Wohlan, meine Brüder Feueresser, wir setzen morgen über den Fluss, um in ein Land zu ziehen, wo Milch und Honig fließt, wo die Dublonen haufenweise vor der Tür liegen und die Juwelen nach Scheffeln gemessen werden. Ich will nichts sagen von den fetten Ochsen, den edlen Weinen, den leckeren Früchten und den noch süßeren Lippen der holden Señoritas. Was meint ihr, meine Jungen? Wer ist mit Harry Morgan für Panama? Sie mögen zur Rechten treten!«

Ein fröhlicher Haufen, sich auf ein weiteres Drittel belauend, trat nun lachend und Hurra rufend auf die rechte Seite, und das letzte Drittel, abgemagerte, todmüde Leidende mit langen Gesichtern und elenden Körpern, blieb in der Mitte.

»Und was ist mit euch, Brüder, die ihr weder vorwärts noch zurück wollt? Ihr seht aus wie ein Haufen erbärmlicher Galgenhunde, was wollt ihr – rechts oder links? Sprecht ihr windvolle Memmen!«

Nun erhob sich ein Gemurmeln unter diesen schwachen und kranken Elenden, des Inhalts, dass sie niederliegen und sterben wollten, wo sie seien, denn sie schämten sich, umzukehren, und konnten aus Schwäche nicht vorwärts. Sie sagten, es sei noch einige Religion unter ihnen; sie wollen sich gegenseitig den letzten Dienst erweisen und sterben, wo sie wären.

Obwohl Morgan nichts davon blicken ließ, war er doch von tiefem Mitleid gegen diese letzte Abteilung ergriffen, welche nur das physische Leiden besiegt hatte. Er unterdrückte jedoch alle Merkmale seiner Gefühle und machte ihnen den scherzhaften Vorschlag, da der Haufen, welcher umzukehren und der, welcher zu bleiben wünsche, fast gleich wäre, so sollten sie in Schlachtordnung gegeneinan-

der aufziehen und fechten, solange noch auf jeder Seite ein Mann am Leben sei. So würden sie wenigstens einen ehrenhaften Tod finden und der indianischen Folter oder einem langsamen Hinsterben unter Büschen oder in Löchern, wo Schlangen und Insekten sie aufzehren würden, ehe das Leben erloschen sei, entgehen. Er versprach ihnen, während des Kampfes mit seinen lustigen Vorwärtsleuten das Schlachtfeld zu wahren, und erbot sich, seine Güte so weit auszudehnen, dass er die Verwundeten jeder Seite, denen ein langsamer Tod bevorstehen dürfte, auf den Kopf schlagen wolle. Dann ließ er von seinem scherzenden Ton ab und berief sich auf ihr Urteil, auf ihre bessere Gefühle, auf seine brüderliche Sorgfalt für ihr Leben und ihre Gesundheit, zuletzt aber auf die Männlichkeit des englischen Charakters.

Um die Wirkung seiner Rede zu verstärken, ließ nun Morgan einen der Führer vortreten, welcher die Versicherung abgab, sie hätten jetzt das Schlimmste ihrer Reise überstanden und würden bald im Überfluss schwelgen. Die Meuterer schämten sich vor sich selbst und fassten wieder Muth, durch ihre Hurrarufe die Rückkehr zur Pflicht und ihr Vertrauen auf ihren herrlichen Kommandeur an den Tag legend.

Am siebten Tag ihres Marsches waren sie vormittags emsig beschäftigt, ihre Waffen zu mustern und sich für jede Begegnung gefasst zu halten. Der Schlaf hatte die Schwäche infolge des Mangels an Nahrungsmitteln einigermaßen gehoben. Um Mittag setzten sie wohlgemut in den Kanus über den Fluss. Wie groß war ihr Jubel, als sie ein Dorf Namens Cruz oder Crur zu Gesicht bekamen, aus dessen sämtlichen Schornsteinen Rauch in die Höhe stieg. Sie meinten, die Spanier hätten sich zusammengetan, um das trefflichste Diner

zu sieden und zu braten, welches die Ausgehungerten nur zu essen brauchten. Voll von dieser köstlichen Idee brachen sie aus ihren Reihen und machten sich in voller Hast auf den Weg. Aber wie niederschlagend war ihr Jammer, als sie, schnaubend und voll Schweiß an Ort und Stelle angelangt, die Entdeckung machten, dass die Feuer nicht nur auf den Herden, sondern durch alle Häuser loderten. Die Spanier hatten ein Vorspiel von Moskau in kleinem Maßstab gegeben. Sämtliche Häuser brannten nieder, die Ställe und Vorrathshäuser des Königs von Spanien ausgenommen. Auch war nirgends etwas Essbares aufzufinden, als einige Katzen und Hunde. Diese Haustiere waren bald gekocht und verzehrt, da man das Feuer für sie nicht erst anzuschüren brauchte.

Nach diesem sehr willkommenen Mahl wollte es ihr gutes Glück, dass sie in einem Versteck der Vorrathshäuser sechzehn Krüge Peruwein und einen ledernen Sack mit Brot fanden. Diese Schätze wurden gerecht und ohne Berücksichtigung des Ranges aufgeteilt. Man kann sich denken, mit welcher Gier die spärliche Labung hinuntergeschluckt wurde. Für einige Zeit waren die Resultate höchst beunruhigend, denn fast jeder Mann in der Armee fühlte sich unwohl, und man glaubte, sie alle seien hinterlistig vergiftet worden. Sie taten jedoch ihren Feinden hierin großes Unrecht, denn ihr Übelbefinden war nur die Folge ihres langen Fastens und der verschiedenen ungesunden Nahrung, welche sie zu sich genommen hatten, um ihren Hunger zu beschwichtigen.

Die Krankheit setzte ihnen so ernstlich zu, dass sie sich genötigt sahen, den ganzen Tag und die darauffolgende Nacht an Ort und Stelle zu bleiben.

Dieses Dorf Veracruz ist ungefähr sechsundzwanzig Stun-

den von Chagre und acht von Panama entfernt. Weiter hinauf kann der Fluss Chagre nicht beschifft werden. Die Kaufmannsgüter, welche von diesem Landungsplatz aus zu Wasser verführt wurden, mussten durch Maulesel von Panama hergeschafft werden, weshalb sich hin und wieder hierorts viele Reichtümer befanden. Der Admiral sah sich nun genötigt, seine ganze Mannschaft, wie krank und marschuntüchtig sie auch sein mochte, an Land zu setzen. Nachdem dies geschehen war, schickte er die Kanus zu Kapitän Robert Delander zurück, indem er nur ein einziges, das er sorgfältig am Ufer verbarg, zurückbehielt, um im Notfall eine Verbindung mit seiner Flotte herstellen zu können.

Die Indianer und Spanier hatten sich, nachdem sie Veracruz aufgegeben hatten, nicht weiter als zu den umliegenden Pflanzungen zurückgezogen. Es schien also, dass sie fortan ernstlicheren Widerstand zu leisten beabsichtigten. Der Admiral, welcher dies befürchtete, erließ gemessene Befehl, dass seine Soldaten das Städtchen nicht anders als in Haufen von wenigstens hundert Mann verlassen sollten.

Aber der Hunger kennt kein Gesetz. Eine kleine Abteilung Engländer wagte sich hinaus, um Mundvorrat aufzusuchen, wurde aber bald angegriffen und zurückgeschlagen, während die Feinde zugleich einen ihrer Leute gefangen nahmen. Am 17. Januar und dem achten Tag des Marsches las sich der Admiral, welcher nun stets *General* genannt wurde, zweihundert Mann als verlorene Hoffnung aus, die er zu Entdeckung des Wegs nach Panama und zu Säuberung der Hinterhalte vorausschickte. Dies war sehr nötig, da sich dieser Weg bisweilen zu Pfaden und Engpässen verengte, auf welchen nur vier Personen nebeneinander marschieren konnten. Als diese Abteilung vorwärts zog, gewährte sie

bald, dass sie rechts und links vom Feinde begleitet war, der sich jedoch nur in Zwischenräumen und für Augenblicke zeigte.

Nachdem sie zehn Stunden marschiert waren, erreichten sie einen Platz, Quebroda Obscura geheißen. Hier flogen plötzlich viertausend Pfeile von unsichtbaren Händen auf sie nieder. Der Angriff ging von einem hohen Felsgebirge aus, an welchem sich eine Austiefung befand, durch welchen nur ein einziger Reiter zumal ziehen konnte.

Dieser Pfeilregen beunruhigte die Engländer sehr. Da er aber nicht wiederholt wurde, so rückten sie vor und drangen in einen Wald, wo sie eine große Anzahl flüchtiger Indianer ansichtig wurden, welche sich augenscheinlich einen andern Hinterhalt aussuchten. Ein Haufen blieb jedoch zurück und machte den Engländern so lange tapfer den Pfad streitig, bis ihr Häuptling verwundet fiel. Er wollte keinen Pardon annehmen und wurde daher von einem Soldaten, gegen welchen er seinen Hassagai erhoben hatte, erschossen. Viele Indianer fanden neben ihrem Führer den Tod. Vergeblich versuchten die Eindringlinge einen Gefangenen zu machen; die Indianer waren ihnen viel zu schnellfüßig. In diesem Scharmützel wurden drei Mann Engländer getötet und sieben verwundet.

Während der unterschiedlichen kleinen Gefechte, welche fast stündlich vorfielen, bemühten sich die Engländer vergeblich, einige Gefangene aufzugreifen, da die Indianer viel zu behänd waren. Wären die Eingeborenen ein wenig mehr mit militärischen Dingen vertraut gewesen, so hätte ohne Frage in dem eben beschriebenen Pass General Morgans ganze Vorhut zugrunde gehen müssen. Er wurde jedoch in der mitgeteilten Weise gewonnen. Als die Eindringlinge aus

dem Wald auftauchten, breitete sich ein schöner Anblick reicher Wiesen, Gärten und herrlicher Kultur aller Art vor ihnen aus; die Nähe einer großen Stadt bekundend.

Ein nicht so erfreuliches Schauspiel bot sich ihnen in einem weit stärkeren Indianerhaufen dar, welcher einen Hügel, in dessen Nähe sie vorbeimussten, besetzt hatte. Ein Trupp von fünfzig der flüchtigsten Männer wurde ausgelesen, um eine Verfolgung zu beginnen und wo möglich nur einen einzigen Gefangenen zu machen, von welchem Auskunft erhalten werden konnte. Aber es wollte nicht glücken; die Indianer waren stets viel zu schnell und flohen vor ihnen her, ihre Feinde mit allen möglichen Schimpfreden überhäufend.

Inzwischen hatte sich der Hauptheerhaufen unter Morgan seiner verlorenen Hoffnung angeschlossen. Die ganze Armee drängte nun in dichter Masse vorwärts, stets darauf Bedacht nehmend, dass der Weg durch Scharmützer gereinigt wurde. Bald erreichten sie einen Platz mit einem Wald vor sich, zu dessen beiden Seiten ein Berg stand. Morgan nahm von der einen Höhe Besitz, während, wie bereits bemerkt, die Indianer die andere behaupteten. Natürlich besorgte der General einen Hinterhalt im Wald und schickte daher zweihundert Mann ab, um dort aufzuräumen. Als die Indianer dies sahen, kamen sie von ihren Posten herab und drangen vor den Engländern ins Gehölz ein. Aber weder sie noch ein großer Haufen Spanier wagten es, standzuhalten, sondern flohen vor Morgans Avantgarde und verschwanden.

Nachdem die Bukanier den ganzen Tag gefochten und gefastet hatten, machten sie für die Nacht Halt, aber ihr Elend wurde durch den Regen sehr erhöht, welcher mit dem ganzen, in dem tropischen Klima gewöhnlichen Ungestüm niederfiel. Vergeblich suchten sie Schutz nur für ihre Waffen

und ihre Munition, denn die Indianer hatten Stunden weit jedes bedeckte Gebäude niedergebrannt. Endlich wurden drei Schäferhütten entdeckt, in welchen die Waffen der ganzen Armee, desgleichen die Kranken und Verwundeten untergebracht wurden. Alle anderen blieben aber die ganze Nacht über dem hartnäckigsten und unbarmherzigsten Regen ausgesetzt.

Zum Glück brach der Morgen wolkenlos an, und die durchnässte Armee begann augenblicklich ihren Marsch. Nach zwei Stunden entdeckten sie einen Trupp von zwanzig berittenen Spaniern, welche die Armee den ganzen Tag umschwärmten und deren Bewegungen beobachteten. Aber jeder Versuch, einen davon gefangen zu nehmen, erwies sich fruchtlos, denn sie waren im Nu außer Sicht und hatten sich nach Plätzen zurückgezogen, wohin ihnen die Engländer nicht zu folgen wagten. Gegen Mittag erreichten sie endlich eine Anhöhe, von der aus sie zu ihrer unendlichen Freude die südliche See entdeckten. Die Berge hallten wider von ihrem Jubelruf. Dies war am 17. Januar und am neunten Tag ihres beschwerlichen Marsches. Von hier aus bemerkten sie, dass die Spanier zu Panama bereits in Tätigkeit waren, denn ein großes und mehrere kleinere Schiffe segelten von dem Platz aus den beiden Inseln Tovago und Tovagilla zu.

Alles bot ihnen jetzt einen erfreulichen Anblick. Als sie in das Tal hinunterstiegen, trafen sie auf große Herden. Nun begann augenblicklich das Schlachten, Sieden und Braten, wie denn überhaupt der ganze übrige Tag vornämlich in Schmausen verbracht wurde.

Wie sie sich dieses Mahles erfreuten, mag aus dem Zeugnis eines Mitstreiters erhellen, welcher sagte: »Man schnitt das Fleisch dieser Tiere in zweckmäßige Stücke und warf diesel-

ben ins Feuer, um sie halb verkohlt oder geröstet wieder herauszunehmen und sodann mit unglaublichem Eifer und Appetit zu verzehren. Ihr Hunger war so groß, dass sie bei diesem Bankett eher Kannibalen als Europäern glichen, denn das Blut lief ihnen oft über die Bärte zum Gürtel herunter.«

Sie verzehrten ihr Fleisch mit dem blutigen Saft und ein Apizianer hätte sie um ihren Appetit beneiden können.

Morgan ließ seinen Leuten einige Stunden Frist, um sich ihrer köstlichen Labung zu erfreuen, und brach dann ein wenig vor Sonnenuntergang wieder auf, indem er eine Abteilung von fünfzig Plänklern mit der Weisung voranschickte, ihr Äußerstes zu versuchen, um Gefangene zu machen. Letzteres war für ihn umso wichtiger, weil er während des neuntägigen Marsches über die Landenge auf keine einzige Person gestoßen war, von welcher er Auskunft über die Streitkraft und Lage des Feindes hatte erzielen können.

Kurze Zeit nach Sonnenuntergang zeigte sich eine Abteilung von zweihundert Spaniern vor Morgans Front und begann zu schreien. Sie hielten sich jedoch zu fern, um verstanden werden zu können. Während die Bukanier vorwärts drängten, um diese lärmenden Krieger zu überholen, wurden sie mit einem Mal der Türme von Panama ansichtig, und das ganze Heer blieb wie angewurzelt stehen. Dann folgten die ausschweifendsten Freudenbezeugungen. Die Hüte flogen in die Luft. Die Soldaten hüpfen und jubelten, und im Nu erhoben sich hundert verschiedene Triumphgesänge. Dann schmetterte jede Trompete ihren lautesten Siegesmarsch, und die Trommeln wirbelten und donnerten darein. Sie betrachteten den Sieg als bereits gewonnen, die Stadt als geplündert und die Beute als geteilt.

Statt diesen Mangel an Mannszucht zu verweisen, gingen Morgan und seine Kapitäne von Glied zu Glied, ermutigten die Begeisterung ihrer Soldaten und neckten in scherzhafter Weise diejenigen, welche ein paar Tage früher hatten verza-gen wollen, indem sie zugleich denen warmes Lob spendeten, welche ihr Mut nie verlassen hatte. In dieser aufgeregten Stimmung machten sie vor der Stadt Halt, um dieselbe am folgenden Tage anzugreifen.

Während des Jubelns und unter dem Schall der Trompeten und Trommeln kamen fünfzig wohl bewaffnete Reiter von der Stadt her, um die Engländer auf ihrem Lagerplatz zu rekognoszieren. Sie näherten sich fast bis auf Musketenschussweite und hatten einen Trompeter bei sich, welcher sein Instrument wunderbar gut zu blasen verstand. Einige dieser Reiter waren sogar kühn genug, um auf Hörweite heranzukommen, und riefen dann mit schrecklichen Grimassen und drohender Haltung: »Ihr englischen Hunde! Wir werden euch treffen – wir werden euch treffen!«

Nachdem sie diese Heldentat verrichtet hatten, ritten sie stolz in die Stadt zurück, acht ihrer mit den besten Pferden versehenen Kameraden in der Nähe des Lagers lassend, damit dieselben auf die Bewegungen des Engländer Acht hätten. Auch die zweihundert Spanier, an denen sie auf ihrem Marsch vorbeigekommen waren, nahmen nun eine Stellung in ihrem Rücken ein und drohten so, die Eindringlinge abzusperren, währen die Artillerie auf den Befestigungswerken der Stadt ihr Feuer auf das Lager eröffnete – natürlich ohne es zu erreichen.

Alle diese Dinge machten den Bukanier keine Sorge, obwohl das Feuer des großen Geschützes die ganze Nacht über unterhalten wurde. Statt aller Antwort fingen die Engländer

an, es sich gemütlich zu machen, denn obwohl sie eigentlich umringt waren, setzten sie sich doch ganz ruhig nieder, öffneten ihre Tornister und langten die übrigen Stücke halb gerösteten Ochsen- und Schöpsenfleisches heraus, welche sie sich von ihren Mittagsmal erspart hatten. Wenn man sie so essen sah, würde man wohl kaum geglaubt haben, dass sie erst kürzlich Mittag gemacht hatten.

Nachdem sie ihren Appetit zufrieden gestellt hatten, legten sie sich ungeachtet des Lärms der spanischen Kanonen ruhig auf das Gras nieder und verfielen in tiefen Schlaf, in welchem sie köstlich von Beute, Gelagen und Dirnen träumten, die ihnen der nächste Morgen bringen sollte.

Früh am anderen Tag setzte General Morgan sein ganzes Heer in Bewegung, indem er es anfangs auf der Landstraße unmittelbar gegen die Stadt anrücken ließ. Dann aber rief er einen der Führer zu sich, beriet sich mit ihm und lenkte plötzlich nach rechts ab, um einen Pfad durch die Wälder einzuschlagen, der viel sicherer, obwohl viel lästiger und äußerst schwierig zu begehen war. Hätten die Pferde Gepäck oder Artillerie bei sich gehabt, so wären sie wohl außerstande gewesen, sich einen Durchgang zu erzwingen. Durch ihren Umweg entgingen sie einer Mine und mehreren Hinterhalten. Die Spanier sahen sich daher genötigt, ihre Batterien und Barrikaden zu verlassen und eine neue Stellung einzunehmen, um Morgans Heer, wenn es aus dem Wald auftauchte, entgegentreten zu können. Don Guzman, der Präsident von Panama, hatte seine Streitkräfte vor der Linie der Stadt aufgestellt. Sie bestanden aus zwei Schwadronen Reiterei und vier Regimentern Fußvolk mit mehreren tausend Stücken einer neuen Art von Hilfstruppen: Man hatte nämlich Herden wilder Stiere beigetrieben und die Behandlung

derselben einer zureichenden Anzahl von Indianern und Negern, welche in derartigen Dingen wohl bewandert waren, übertragen. Die Spanier musterten zweitausendeinhundert Mann Fußvolk und sechshundert Reiter, während Morgan kaum tausend Mann in Reih und Glied stellen konnte.

Der General und seine Bukanier tauchten aus dem Wald auf, ohne von den Spaniern im Geringsten belästigt zu werden, weil Letztere ihr wildes Vieh und ihre Reiterei auf der Savanna operieren lassen wollten. Aber viele von den Engländern erschrecken nicht wenig, als sie die zahlreichen Streitkräfte des Feindes und dessen starke Position zu Gesicht bekamen. Abermals musste Morgan seine Beredsamkeit aufbieten. Er ging von Reihe zu Reihe, spornte seine Leute zum Mut der Verzweiflung an. Jeder verpflichtete sich gegen seinen Nachbar, entweder zu siegen oder zu sterben.

Nachdem das Bukanierheer aus dem Wald herausgekommen war, zog es in drei Linien auf, deren jede für sich eine Division bildete. Die Vorhut, welche nur aus dreihundert Mann bestand, wurde von Obrist Lieutenant Lawrence Prince und Major John Morris kommandiert. Das Hauptkorps zählte sechshundert und hatte den Obristen Eduard Collier zum Kommandanten, während die aus dreihundert Mann bestehende Nachhut von Obrist Bleadry durch Morgan befehligt wurde. Der Leser wird bemerken, dass diese Gentlemen mit ihren militärischen Landtiteln zur See Admirale und Kommandeure waren.

Morgan wollte die Anhöhe, von welcher aus er den Wald in seinem Rücken hatte, nicht verlassen. Ebenso wenig dachte Don Guzman daran, die weite Ebene, in welcher er sich aufgepflanzt und die für die Operation des Viehs und seiner Kavallerie so günstig war, aufzugeben. Unser Held bot al-

lem auf, um den Feind zum Beginn des Angriffs zu reizen, indem er kleine Abteilungen Schützen aussandte. Aber diese wurden auf ihrem Rückzug, den sie antraten, sobald sie ihre Musketen abgeschossen hatten, nicht verfolgt. Als Morgan dies bemerkte, zog er sich langsam um den Flügel der Spanier – ein Manöver, das man in der neueren Kriegskunst überflügeln nennen würde. Dies konnten die Engländer einige Zeit unangefochten tun und gewannen dadurch den Vorteil sowohl der Sonne als auch des Windes. Endlich sah sich Don Guzman genötigt, seine Front zu verändern. Da jedoch seine Truppen nicht an militärische Operationen in großartigem Maßstab gewöhnt waren, so wurden sie, ehe sie ihre Stellung wechseln konnten, durch einen Sumpf in Verlegenheit gesetzt, der zwischen ihnen und den Engländern lag, und in den sie ihre Feinde zu verstricken gehofft hatten.

Als Morgan diese teilweise Anordnung bemerkte, rückte er ein wenig in die Ebene vor, um davon Vorteil zu ziehen. Aber nun griff der General der spanischen Reiterei, Francisco Detarro, die englische Vorhut unter dem lauten Ruf *Viva el Rey* an. Morgan hatte keine Picken in seinem Heer. Die Vorhut verdoppelte daher ihre Reihen. Die erste ließ sich auf das Knie nieder, worauf sie der Kavallerie eine so mörderische Salve gab, dass fast ihre ganze Vorderzeile fiel und die Hinteren augenblicklich zur Flucht umwandten. Allerdings versuchten sie sich wieder zu sammeln, aber dennoch wurde es ihnen unmöglich, eine vereinigte Bewegung auszuführen. Die Bukanier schossen sie so leicht und regelmäßig zusammen, als feuerten sie bei einer Truppenmusterung auf Scheiben.

Bisher war nur die englische Vorhut im Gefecht gewesen, hatte aber dennoch die Kavallerie völlig zerstreut und den

tapferen Führer derselben Don, Francisco Detarro getötet. Nun aber rückte die Hauptmasse des spanischen Fußvolks vor. Der englische Vortrab öffnete sich nun in seinem Zentrum nach rechts und links, zog sich zurück und bildete somit die Zeile des Hauptkorps drei Seiten eines hohlen Vierecks. Wie die spanische Infanterie also von drei Seiten umschlossen war, befand sie sich sogar in einer noch viel schlimmeren Lage, als es bei ihrer Reiterei der Fall gewesen war. Die Sache wollte ihnen durchaus nicht gefallen. Nachdem sie einen ungeheuren Verlust erlitten hatten, denn sie fochten mutig, versuchten sie, durch langsamen Rückzug sich zu befreien. Während sie so das Feld freigaben, ließ Morgan seinen Nachtrab gegen ihre linke Flanke vorrücken. Nun wandelte sich der Rückzug in förmliche Flucht um, in welcher die Spanier stets eine gewisse Ordnung beobachteten.

Unter Kampf und Verfolgung ließen sich die Engländer allmählich in die Ebene hinunterziehen. Da ihre Nachhut nicht länger durch den Wald gedeckt war, so ersahen die Spanier die Gelegenheit, von ihrem rechten und linken Flügel aus je fünfzehnhundert wilde Stiere abzuhetzen. Aber diese Verbündeten leisteten den Spaniern keinen wesentlichen Dienst. Durch das Getöse der Schlacht erschreckt, flüchteten sie nach allen Richtungen. Die wenigen, nebst in die Reihen der Bukanier brachen, beschäftigten sich damit, dass sie die englischen Banner in Stücke rissen und die Trommeln in die Luft schleuderten. Wenn sie sich allzu lässig machten, wurden sie ruhig niedergeschossen.

Der Kampf hatte nun zwei Stunden gewährt. Fast die ganze spanische Kavallerie bedeckte den Kampfplatz. Die wilden Stiere waren verschwunden oder getötet worden, und

der Rest der Infanterie warf verzweifelnd seine Waffen weg, um sich zu zerstreuen.

Die Engländer fühlten sich so schrecklich erschöpft, dass ihnen jedes Nachsetzen unmöglich war. Viele von den Flüchtlingen, welche die Stadt nicht zu erreichen vermochten, verbargen sich in Büschen oder unter den Felsen am Meer. Diese wurden aufgefunden, erhielten aber keinen Pardon, da sich die Aufregung und Wut der Schlacht in den Herzen der Eindringlinge noch nicht gelegt hatte.

Mittlerweile hatte Morgan seine Streitkräfte wieder geordnet. Er bestellte jetzt Kundschafter und erwog eben auf dem Schlachtfeld, das er so ritterlich gewonnen hatte, seine nächsten Maßregeln, als elf Priester und ein spanischer Kapitän gefangen eingebracht wurden. Das walische Blut Morgans war in Gärung, und bis jetzt hatte man auf keiner Seite Pardon weder gegeben noch begehrt. Die Mönche fielen in ihren Ornaten vor ihm auf die Knie nieder und erflehten unter herzerreißendem Geschrei und Lamentieren, den General bei Liebe Christi beschwörend, um ihr Leben.

Viele Handlungen unsers Helden sind von der Art, dass wir schändlich schnöde handeln würden, wenn wir sie zu bemänteln versuchen wollten. Er befahl, die am Boden liegende Männer langsam und der Reihe nach zu erschießen. Sie waren das Racheopfer für den Tod Joseph Bradleys.

Den Krieger schonte Morgan. Er erfuhr von diesem Mann, dass sich die Stadt in gutem Verteidigungsstand befinde und wohl verschanzt sei; da in den Hauptstraßen Barrikaden wären und an mehreren Plätzen starke Batterien aufgepflanzt stünden. Unser Held erfuhr noch ferner, dass sich am Haupteingang der Stadt in den Straßen eine Batterie mit acht großen Mössingkanonen und fünfzig Mann befinde.

Panama selbst beherberge im Ganzen zweihundert frische Soldaten und zweiunddreißig Stück schweren Ordonnanz-Geschützes.

Nachdem sich General Morgan Zeit genommen hatte, über seine künftige Schritte Erwägungen anzustellen, befahl er, dass fernerhin die Gefangenen geschont werden sollten, und begann sodann, seine Truppen zu mustern. Zu seinem großen Verdruss fand er, dass sein Verlust weit beträchtlicher war, als er anfänglich geglaubt, zugleich aber auch, dass die Spanier furchtbar gelitten hatten.

Sechshundertsiebenundvierzig der Letzteren wurden tot auf dem Kampfplatz gefunden. Dazu kamen noch viele Verwundete und Gefangene, welche in rascher Reihenfolge eingebracht wurden. Nachdem die Bukanier anderthalb Stunden ausgeruht hatten, ließ Morgan, unter Umgehung der Haupttore und alle Gefangene mit sich führend, gegen die Stadt marschieren. Aber trotz seiner Vorsicht, mussten seine Leute doch vielen Verteidigungswerken standhalten, deren Kanonen Schauer von Musketenkugeln über sie ergossen und die Reihen mit jedem Schritt lichteten. Endlich drangen die Engländer in die Straßen ein und erreichten den Marktplatz, wo sich der Kampf für einige Zeit erneuerte. Aber nach dreistündigem scharfem Gefecht errang Morgan den völligen Besitz des Platzes, und jeder Spanier, der sich blicken ließ, wurde augenblicklich niedergeschossen.

So fiel die herrliche Stadt Panama vor einer bloßen Handvoll Abenteurern, die weder Gepäck noch Reiterei oder Artillerie besaßen. Der Feldzug glänzt als einer der wunderbarsten militärischen Heldentaten in der Geschichte. Es fand keine Überraschung, kein Verrat statt. Die Eroberung wurde durch das vollendete Feldherrentalent und einen Mut ge-

wonnen, der nie übertroffen wurde. Wenn kriegerische Taten Ehre bringen können, so müssen Morgan und seine Gefährten unter ihrem Geschlecht die höchste Stufe einnehmen. Sie hatten mit einem tapferen, vorsichtigen Feind zu streiten. England darf stolz auf diese Männer sein, obwohl sie als Seeräuber gebrandmarkt worden sind. Ja, sie haben sich höchst rühmlich ausgezeichnet, wenn schon ihr Unternehmen von der Geschichte nicht unter den ehrenwerten genannt werden kann. Möge der Geist, welcher die Spanier auf der Landenge von Darien bezwang, nie unter uns erlöschen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Morgans Unruhe steigert sich. Er trifft Vorbereitungen, sich wegzustehlen, bringt seinen Plan in Ausführung. Das klägliche Ende der meisten Abenteurer. Morgans Aufnahme zu Jamaika. Seine Aussichten verdüstern sich.

Und so wurde Henry Morgan, der Eroberer von Panama und der Held so vieler gewonnenen Wahlplätze und Seeschlachten, aller Dinge überdrüssig und fühlte sich höchst elend. Er misstraute allen Menschen und von allen Menschen sich selbst am meisten. Seine Träume von einer unabhängigen Souveränität wurden allmählich immer schwächer, verzerrter und ihm zuletzt ganz zuwider. Viele Jahre hatte er nichts mit der Religion zu schaffen gehabt, und doch zitterte er in der Sonnenhöhe seines Wohlstandes vor etwas, das er nicht kannte, und fürchtete sich, ohne zu wissen, warum. Bisweilen bereute er die Großmut, die er gegenüber Donna Lynia gezeigt hatte. Hin und wieder drängte ihn die

Sehnsucht so übermäßig, dass er im Begriff war, wieder nach Panama zurückzukehren und jeder Gefahr Trotz zu bieten, nur um seiner schnöden Leidenschaft Befriedigung zu verschaffen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, uns hier auf moralische Betrachtungen einzulassen. Wenn die wundersamen und schrecklichen Ereignisse, welche wir berichtet haben, sie nicht selbst, und zwar in der heilsamsten Weise an die Hand geben, so werden wohl wir und alle Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand vergebens predigen. Auf der höchsten Stufe seines Glückes fühlte sich Morgan maßlos elend. Er hatte alle seine Unternehmungen weise und erfolgreich durchgeführt – und war doch ein Thor. Mit der blinden Verzweiflung, in welcher der Ertrinkende seine Glieder nach Hilfe ausreckt, warf sich Morgans Seele dahin und dorthin, um wenigstens Ruhe zu gewinnen. das Wort Glück war ihm längst nur ein Anlass zum Schmerz gewesen. Um seine geistige Verstörung zu erhöhen, wurde mit jeder Stunde die Unzufriedenheit unter seine Soldaten lauter. Er fürchtete, die Franzosen könnten es wagen, in offene Meuterei auszubrechen. Der erbärmliche Anteil, welcher den Einzelnen zugefallen war, wurde ihm zur Quelle bitteren Verdrusses. Man behauptete ihm nun sogar offen ins Gesicht, dass er und seine Oberoffiziere sich bei Weitem die größte Portion der Beute heimlich zugeeignet hätten.

Morgan bedrohte endlich die Unzufriedenen mit dem Tod. Es erhellte daraus, dass seine wirkliche Gewalt dahin war, weil er sich zum Drohen herablassen musste. Hätte noch vor einem Monat jemand sich zum Murren erdreistet, so würde ihn der General eigenhändig auf der Stelle niedergeschossen haben. Aber von dem Augenblick an, als ihm so offen Trotz

geboten wurde, gab er jeden Gedanken an die Beibehaltung von St. Catharina auf. Morgan wusste wohl, dass die Vorwürfe seiner Leute gerecht waren, nahm sie aber doch bitter empfindlich, denn er meinte, es gehöre zu ihrer Pflicht und sie seien es seiner eigenen Würde schuldig, dass sie sich mit offenen Augen betrügen ließen, und müssten noch dankbar dafür sein.

Bei diesem Stand der Dinge berief Morgan im Geheimen seinem Rearadmiral Collier, die Kapitäne Richard Norman, Thomas Harrison und Robert Delander, ferner den Obristen Bleadry Morgan und seinen treuen Sekretär, Mr. John Peeke zu sich, um ihnen unverhohlen mitzuteilen, er sei der Ansicht, dass die übrigen Offiziere und Soldaten durch ihren Verrat und ihr meuterisches Benehmen gegen ihn alle ihre Beuteanteile an ihn und die Versammelten verwirkt hätten. Aber ein kluges Verfahren, sagte er, stehe nicht immer im Einklang mit der Gerechtigkeit. Obwohl man das Gesindel des wenigen, das sie nun besäßen, berauben sollte, so zweifle er doch, ob der Versuch rätlich sei. Die Ratsversammlung war einmütig derselben Ansicht.

Morgan fuhr dann fort zu bemerken, dass es unter seiner und der Anwesenden Würde sei, dem rebellischen Ansinnen einer neuen und sorgfältigen Durchsuchung eines jeden Schiffes nebst abermaliger Verteilung der Beute zu entsprechen. »Denn würde nicht«, fügte er ganz passend bei, »eine solche Visitation eine Beanstandung ihrer Tugend, ihres Rechtsgefühls und ihrer Ehrenhaftigkeit in sich fassen?«

Die betreffenden Gentlemen erkannten das volle Gewicht dieser Bemerkung.

»Wir haben die besten Schiffe«, fuhr unser Held fort, »und sind es daher uns selbst und den irregeleiteten Männern der

uns untergeordneten Flotte schuldig, uns im Geheimen fahrtfertig zu machen. Wir segeln übermorgen mit Tagesanbruch nach Jamaika ab und machen einen förmlichen Bericht über unser Verfahren an den Lieutenant-Gouverneur. Herr Sekretär Peeke, habt die Güte, die Beweggründe, welche mich veranlassten, gegenwärtigen Rat zusammenzurufen und unsere Beschlüsse in amtlicher Form aufzuzeichnen. Wären diese Männer nur mir und sich selbst treu geblieben, so würde ich die meisten davon zu Fürsten dieser neuen Welt und auch den Schlechtesten darunter zum Gründer einer Familie, zu einem gnädigen Herrn auf Erden gemacht haben. Aber sie sind ungehorsam gewesen und müssen daher Sklaven bleiben – und zwar die schlechtesten von allen – arme Sklaven.«

Nachdem er sich also seiner überflüssigen Hochherzigkeit entladen hatte, benahm er sich mit den Beratungsmitgliedern über die beste Methode, für ihre Schiffe die wertvollsten Artikel zu sichern, während Mr. Peeke folgendes Dokument aufsetzte:

Den 24. März 1670 im Hauptquartier unter den Trümmern des Kastells von Chagré.

In einer Ratsversammlung, die auf Befehl des Admiral und General Morgan angeordnet wurde, haben sich infolge der Unordnung und des meuterischen Sinnes, welche in der Flotte und namentlich unter den Angehörigen der französischen Nation um sich greifen, die Unterzeichneten zu der Ansicht vereinigt, es werde zu Verhinderung von Unglück und Beschimpfung der Waffen Sr. allergnädigsten Majestät, deren bestellte Soldaten und treue Untertanen wir sind, durch die Notwendigkeit geboten, dass die wohl affek-

tionierten Engländer sich unverweilt von den Fremdlingen, Bukanier und bloßen Abenteurern trennen, um sich zunächst zu Sr. Exzellenz, dem Gouverneur von Jamaika und Hochadmiral dieser Seen, Sir Thomas Modiford zu begeben und Sr. Excellenz von allen und jeglichen unserer Schritte Bericht zu erstatten, damit sie Sr. allergnädigsten Majestät zur königlichen Genehmigung vorgelegt werden mögen.

Unterzeichnet von den Mitgliedern des Rates.

John Peeke, Sekretär.

Fortan ging eine stille, aber außerordentliche Tätigkeit in den Schiffen Morgans und seiner Verbündeten vor, während der übrige Teil der Flotte alle Klugheit außer Augen ließ und sowohl Gesundheit als auch Zeit in der schamlosesten Schlemmerei vergeudete, da sich hierzu reichliche Mittel boten. Hunderte von schönen, aufgegebenen Weibern hatten sich von allen Teilen des Landes und aus Entfernungen, die unglaublich erscheinen würden, nach Chagré hingezogen. Mundvorrat und berauschende Getränke aller Art gab es in Überfluss, und man hörte unter den Trümmern des Platzes nichts als den Jubel einer zuchtlosen Bande und trunkenes Getümmel.

Am 26. März wurde mit Tagesanbruch zu den Waffen getrommelt und die ganze Flottenmannschaft zur Musterung und zum Dienst zu dem mit Schutt überhäuften großen Marktplatz kommandiert. Außer Morgans Partei sammelten sich nur wenige, denn die Übrigen litten noch zu sehr an den Folgen der übernachtlichen Schlemmerei, um sich bei der Heerschau einfinden zu können oder boten der Autorität des Admirals offen Trotz.

Morgan benutzte diese Gelegenheit aufs Beste und erklärte alle Abwesende als Meuterer und Verräter, indem er zu gleicher Zeit alle Verbindung mit ihnen feierlich auflöste. Dann zog er mit seinen Parteigängern über die Festungswerke, vernagelte sorgfältig das meiste Geschütz und warf es nachher über die Felsen in die See, sich nur diejenigen Kanonen vorbehaltend, welche an Bord seiner Schiffe Dienste leisten konnten und schon früher in Geheimen nach denselben verpflanzt worden waren. Alle Lafetten ließ er verbrennen. Die wertvollsten Vorräte wurden gleichfalls an Bord gebracht, die Übrigen aber nebst allem Mundbedarf, der sich auffinden ließ, sorgfältig zerstört. Dann ließ er die brennbaren Teile des Kastells in Brand stecken und die Mauern mit Schießpulver sprengen. Mit einem Wort, er machte die Festungswerke zu einer vollkommenen Ruine, während der übrige Teil seiner Gefährten müßig in der Stadt unterlag und sich damit tröstete, dass er doch einmal seinem Anteil an einem lästigen militärischen Dienst entronnen sei. Diese Gentlemen machten sich an jenem Morgen ungemein lustig über das Krachen der Explosionen und über die Flammen, welche über dem Kastell aufloderten. Sie riefen nach mehr Wein, befahlen ihren Indianerinnen, den Tanz zu erneuern, und brachten ihren Morgen in lautem Jubel und Freude hin.

Inzwischen ging Morgan mit seinen Kapitänen und Anhängern ganz ruhig an Bord der mit Schätzen beladenen Schiffe. Zum Erstaunen der verbündeten Abenteurer an Land segelten mit einem Mal fünf der schönsten und größten Fahrzeuge ihrer Flotte unter vollem Druck der Leinwand majestätisch aus den Hafen. So entfernte sich Henry Morgan, der Eroberer von Panama. Er stahl sich hinweg wie ein Besiegter vom Schauplatz seiner Siege. Das Comité der fünf war zu

träge gewesen.

Laut, bitterlich laut war der Strom nutzloser Verwünschungen, welchen ihm die betrogene Bukanier nachschleuderten. Sie stießen ihre Dirnen von sich, warfen die vollen Weinbecher hinweg, riefen durch die Straßen nach Rache und schrien: »Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Anker auf! Nachgesetzt! Macht Segel!«

Vergeblicher Ruf! Vergeblicher Entschluss! Sie hatten die goldenen Augenblicke verstreichen lassen.

Sie wählten unverweilt einen neuen Kommandeur, aber ihre Schiffe waren ohne Proviant und ohne Munition – denn Morgan hatte alle derartigen Bedürfnisse zerstören lassen. Statt ihre Beute wieder zu erobern und ihre Rache zu sättigen, mussten sie nun ihrer vollen Tatkraft aufbieten, um nicht an einem fremden, feindlichen Ufer elend zugrunde zu gehen. Nun griff der Geist der Verwirrung um sich. Sogar das gemeinschaftlich erlittene Unrecht reichte nicht zu, sie zu wechselseitigem Schutz zu verbünden. Alle Bande der Ordnung lösten sich. Ein Schiff setzte sich dem anderen entgegen und die Männer gerieten unter sich in Streit. Jeder dachte bloß an seine eigene Sicherheit. Die Fahrzeuge wetteiferten nur darin, welches das erste sein würde, um die verhängnisvolle Küste zu verlassen.

Die Schiffe brachen nicht in offene Feindseligkeit gegeneinander aus, stahlen sich aber wechselseitig ihre Vorräte, und jede Nacht fiel eine Plünderung vor. Die Abenteurer fürchteten nun die Rückkehr der Spanier. Sie hatten keinen weiteren Zufluchtsort mehr als ihre Schiffe, denn der Platz war durch den flüchtigen General völlig zerstört worden. So schlichen endlich die Fahrzeuge, alles Notdürftigen elendiglich entbehrend, nacheinander wie geschlagene Memmen

aus der Mündung des Flusses.

Die meisten dieser Leute gingen zugrunde. Von einigen derselben hörte man nie wieder etwas, andere litten Schiffbruch und wieder andere gerieten in die Hände der Spanier, welche Rache an ihnen nahmen für die verübten Grausamkeiten – ja sie noch überboten. Der elende Überrest, welcher Jamaika erreichte, war zu arm und verwahrlost, um sich auch nur im mindesten Gerechtigkeit verschaffen zu können. Man verlachte ihre Ansprüche. Waren sie nicht alle in gleicherweise Räuber?

Obwohl Morgans Abzug von Chagré eher einer Flucht als einem Triumph gleichsah, wurde doch seine Einfahrt im Hafen von Port Royal als ein großartiges Schauspiel gefeiert. Dort langte er als Sieger an. Das Militär, der vizekönigliche Hof, Talent und Reichtum, die Tapferkeit und Schönheit auf der Insel vereinigten sich, um seinen ersten Schritt an Land zu begrüßen. Henry Morgan, der Eroberer, war dreimal willkommen, denn er brachte nicht bloß kahle Lorbeeren mit sich. Er und seine wenigen Günstlinge waren mit unschätzbaren Reichtümern beladen.

Mehrere Tage lang folgte auf der Insel eine Festlichkeit auf die andere. Nachdem endlich der Gratulationslärm vorüber war, begannen die Leute Morgan nach ihren Verwandten zu fragen.

Er antwortete: »Sie kommen.«

Aber sie kamen nicht. Man bedeutete zwar den Fragern, dass einige von den Vermissten mannhaft im Kampf gestorben seien, und bot ihnen dadurch einen Schatten von Trost. Aber die anderen, welche gesiegt hatten und nicht gestorben waren – wo weilten sie? Morgan und seine Gefährten gaben jedoch stets dieselbe Antwort: »Sie kommen.«

Aber bald begannen sich die Aussichten um den reichen und glücklichen Sieger zu verdunkeln. Mit seinen Crusadoes, seinen Juwelen, seinen reichen Goldstoffen und dem Raub der prächtigen Altarverzierungen brachte er auch ein Fieber nach Jamaika, welches so heftig und ansteckend war, dass man es »die Pest« nannte. Nur wenige entgingen dieser schrecklichen Heimsuchung und die Menschen starben scharenweise dahin. Unter ihren Opfern befanden sich einige der Edelsten und Vornehmsten der Insel, aber keine edler und besser als die schöne Lady Modiford, die geliebte Gattin dessen, welcher in Henry Morgan den Donnerkeil der Zerstörung gegen die unglücklichen Spanier entsandt hatte. Es gab in jenen Tagen noch fromme Leute auf Jamaika, welche in alledem Gottes Vergeltung zu sehen glaubten. Aber auch die meisten anderen Einwohner teilten, solange die Pest wüthete, diese Ansicht.

Morgan fühlte sich nichts weniger als glücklich. Zwischen Lady Modiford und seiner jungen zarten Gattin hatte ein inniges Freundschaftsverhältnis bestanden, und der herbe Kummer, welchem sich Letztere um die verschiedene Freundin hingab, kam ihm wie ein Vorwurf vor. Es wurde reizbar und ungerecht. Sein Ehrgeiz hatte so großartige Pläne entworfen und war in seinen Erwartungen so schwer getäuscht worden. Obwohl er sich vorgenommen hatte, die Leere seines Herzens durch Habsucht auszufüllen und all sein Trachten auf die Anhäufung von ungeheuren Schätzen zu verwenden, musste er sich doch eingestehen, dass diese das Sehnen seiner Seele nie befriedigen würden. Das Elend seiner hoffnungslosen Schmerzes wurde noch durch einen weiteren Umstand erhöht, denn obwohl er den Gram für etwas Weibisches hielt, nahm dieser doch an ihm Rache. Wie

er sich auch dagegen zu wahren suchte, verfolgte ihn doch stets der Schatten seines Freundes Bradley in seiner Einsamkeit. Die Töne seiner Stimme schienen sich mit den Stimmen anderer im geselligen Kreis oder in amtlicher Debatte zu mischen.

Erfüllten die ununterbrochene Sündenlaufbahn, der Trotz gegen die Vorsehung oder die Summe schwerer blutroter und zum Himmel schreiender Verbrechen die Brust dieses harten Mannes nicht mit Gewissensbissen? Noch nicht. Er hatte sich ein eigenes Moralsystem gebildet und sündigte blindlings fort, des festen Glaubens lebend, dass er es ungestraft tun könne.

Aber nun fiel ein noch dunklerer Schatten auf Morgans Bestimmung. Ein schnellsegelnder Tender hatte das Gerücht in Umlauf gebracht, Carl II. verwerfe all die Handlungen, welche durch Morgan und seinen Beschützer, Sir Charles Modiford, geschehen seien. Dieser Monarch sei höchlich gegen sie aufgebracht. Wegen ihrer mannigfaltiger Verbrechen solle ihr ganzer Reichtum konfisziert werden, während dem falschen Gouverneur das Beil des Henkers, dem grausamen Piraten aber der Strang bevorstehe.

Wie kalt begann man nicht jetzt auf den beutebeladenen Eroberer von Panama zu blicken! Die Mutigsten wagten es, ihn hinter seinem Rücken offen zu schmähen. Sein Freund Sir Thomas benahm sich jedoch edel und versuchte nie, seine Teilnahme an dem spanischen Einfall auch nur im Geringsten abzuleugnen, sondern beriet sich mit Morgan über die besten Mittel, um den bevorstehenden Schlag zu umgehen oder doch wenigstens zu mildern.

Während dieser leidigen Spannung war unser Held eigentlich beschäftigt, über seinen ungeheuren Reichtum

aufs Vorteilhafteste zu verfügen, um ihn so wenig als möglich den Händen der Gewalt, – seine Feinde sagten, der Gerechtigkeit – zugänglich zu machen. Er vergrößerte seinen Grundbesitz auf Jamaika bedeutend und ließ denselben durch Administratoren im Namen seiner Gattin verwalten. Dieses Eigentum sollte nach ihr, wenn sie ohne Leibeserben verstürbe, auf seinen Vater und seine Brüder fallen, von denen er, obwohl er keine Gewissheit darüber hatte, annahm, dass sie noch am Leben seien. Auch nach London übermachte er verschiedene Summen und sah dann ruhig dem heran nahenden Sturm entgegen.

Morgan hatte sich durch die Umstände so vollständig bilden lassen, dass die gewöhnlichen Tröstungen des häuslichen Lebens ihm keinen Reiz boten. Seine Gattin wird als die schönste Dame auf der Insel geschildert und soll mit hohen Begabungen ein äußerst edles Wesen verbunden haben. Indessen scheint es doch, dass es ihr an dem umfassenden Geist und dem kräftigen Charakter fehlte, durch die sie allein in ihren Gatten eine volle Sympathie zu wecken vermocht hätte. Er zog es vor, allein zu leiden. Zwar behandelte er sie stets mit Achtung und erwies ihr alle Zärtlichkeit, deren sein Wesen fähig war, aber er vertraute ihr nie seine Geheimnisse und beriet sich nie mit ihr über seine Plane. Was sie betraf, so liebte sie ihn, fürchtete ihn aber noch mehr.

Dreißigstes Kapitel

Morgans geistige Erhebung. Die Art, wie er seine Eroberung benutzt. Seine Gewalt und seine Vorteile. Ehrgeizige Träume. Seine schöne Gefangene. Wie er sie behandelt und damit beweist, dass selbst der Teufel nicht ganz so schwarz ist, wie man ihn malt.

Wir haben uns durch die Ereignisse, welche auf die ganze Expedition Bezug haben, soweit hinreißen lassen, dass wir keine Gelegenheit fanden, bei Gegenständen zu verweilen, die unseren Helden bloß persönlich angehen. Es ist gewiss, dass er durch den Verlust seines Freundes Joseph Bradley sehr gelitten hatte, und obwohl er mit einer bewunderungswürdigen Geistesgegenwart begabt war, verriet er doch zuweilen die Unruhe seines Inneren durch plötzliches Zusammenfahren, Unstetigkeit des Temperaments und große Strenge; ja, wo es ohne Gefährdung anging, gab er sich auch wilder Schlemmerei hin, die ihm allmählich zur Gewohnheit geworden war. Bis jetzt hatte zwar Letztere noch keinen merklichen Eingriff in seine Konstitution gemacht. Er schien noch immer in der herrlichen Kraft des besten Alters und in der Majestät männlicher Schönheit zu stehen.

Da er nun ein Offizier seines Souveräns war, so bewahrte er die volle Würde seiner Stellung, wo immer sich dafür Gelegenheit bot. Allerdings benahm er sich im Feld oder auf dem Marsch wie der Bescheidenste seiner Gefährten; im Lager jedoch oder im Quartier war er nur schwer zugänglich und sein Vorzimmer stets mit Offizieren angefüllt. Er hatte dafür Sorge getragen, dass er mit allem wohl versehen war, was seine sinnlichen Vergnügungen erhöhen konnte. Wir wissen nicht, welche Aufnahme unsere Mitteilung finden

wird, sehen uns aber doch genötigt, zu sagen, dass er strengen Befehl erteilt hatte, wenn ein Weib von merkwürdiger Schönheit gefangen werde, so solle sie zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht augenblicklich dem Oberbefehlshaber gebracht werden.

Es graute eben ein neuer Tag, und Morgan hatte die meisten seiner Offiziere nach einem wilden Gelage entlassen. Der Wein hatte mehr sein Blut aufgeregt, als seinen Geist verwirrt. Er schritt einsam in einem inneren geräumigen Gemach auf und ab.

Er fühlte sich geistig gehoben, aber weder froh noch glücklich. Oft hielt er in seinem Spaziergang inne und murmelte vor sich hin, aber so leise, dass die Schildwachen an der Tür die Worte nicht verstehen konnten. Wahrscheinlich dachte er an ein neues Reich auf dem südamerikanischen Kontinent, entschieden aber an den Freund seiner Jugend und an seine geliebte Negerin.

Die Parole und das Feldgeschrei wurden alle zwölf Stunden gewechselt. Die Schildwache meldete nun den Kapitän Swan, welcher für diese Nacht die Hauptwache befahlte und von Morgan die Losung für die nächsten zwölf Stunden abholen wollte.

Swan stand einige Minuten vor Morgan, ohne von demselben beachtet zu werden, und sah daher die Gelegenheit, den General, wie er ihn während seines abgemessenen Spaziergangs näherkam, mit den Worten anzureden: »General, wenn ich bitten darf, die Parole.«

»Zoabinda!«, antwortete Morgan, ohne auf den Kapitän zu achten.

»Und das Feldgeschrei, General?«, fragte Swan, aufs Neue seine Gelegenheit erlauernd.

»Joseph Bradley«, erwiderte Morgen in so schwermütigem und weichem Ton, dass der Kapitän zweifelte, ob er wirklich die Stimme des Generals gehört hatte.

»Er war in der Tat ein seltener Geist, General. Ich würde die Hälfte meines Beutenanteiles darum geben, wenn er noch am Leben wäre«, bemerkte Swan.

»Du bist ein ehrlicher Kerl und tapfer – würdest einen vor-
trefflichen Pair das Reichs abgeben – einen guten Feudal-
herrn. Ich wollte, dass ich mehr hätte, wie du. Wenn du ein
neues Königreich taufen müsstest, wie werdest du es nen-
nen?«

»Je nun, ich würde irgendeinen großartigen griechischen
oder römischen Namen wählen – etwas recht Hochtönen-
des, einen Mundvoll und darüber.«

»Aber warum nicht einen von seinen alten Namen, Mann?
Es gibt da ein Ozoakochitzin, Tlotzinpochotlitzin und Hui-
zaquentochintecuhitli und viele dergleichen, aus denen man
wählen könnte.«

»Ah so, mein guter General, Ihr habt mir nun gesagt, wo
dieses neue Königreich liegen soll. Aber die Namen sind
kinnbackenverrenkend und passen nicht für eine Matrosen-
zunge – der garstigen Rückerinnerungen gar nicht zu geden-
ken. Ein Whizzaquenstochingculitonianer wäre ein kurioser
Kerl, wenn man ihn so anreden müsste.«

»Du sprichst weise – etwas Kurzes, des mit Land endet,
wie zum Beispiel England und Schottland. Strenge dein Ge-
hirn noch einmal an, guter Kapitän.«

»Wohlan denn, so lasst es Swanland heißen – nach meinem
eigenem Namen – mag es übel nehmen, wer da will.«

»Ein guter Name, wo es Gänse zu beherrschen gibt. Du bist
nur ein armer Höfling, Swan, und obendrein ein einfältiger

Swan, dass du nicht mit dem Strom schwimmst. Ich will nichts von deinem Namen.«

»Gut, General, so nennt es, wie Ihr wollt, wenn Ihr es kriegt. Ich bitte untertänig um meine Abfertigung.«

»Halt! Ist Kapitän Harry Wells von seinem Ausflug zurückgekehrt?«

»Kurz zuvor, ehe ich hereinkam, um die Losung zu holen, hörte ich seine Trompete vor der Barriere draußen.«

»Recht so. Gute Nacht, mein guter Swan. Sollte dir ein Namen für ein neues Reich einfallen, Swan, wo alle deine Schwänlein Erbherren werden könnten und das alte Sprichwort von den Federn im Nest einträfe ... na, du verstehst mich ... Gute Nacht.«

Und Morgan war wieder allein.

»St. Catherine ist mein ... fruchtbar und unüberwindlich ... und Chagré mit seinem unbesieglichen Fort, seiner hübschen, eng zusammengebauten Stadt, seinem sicheren Hafen und der Herrschaft über den schönen Fluss. Hunderttausend Spanier sollten mir es nicht entreißen ... und ich wollte gegen die halbe Anzahl Engländer standhalten. Diese herrliche Stadt mit ihren Palästen, ihren stolzen Mauern und ihren edlen Hafen; in der Tat, sie ist der Schlüssel der neuen Welt ... und alles dieses ist mein. Ob ich nicht katholisch werden sollte? Es ist eine gute Religion für die Großen. Doch nein, es ist ein Glaube, in welchen die Pfaffen stets dem Königtum in den Weg treten. Meine wilden und tapferen Bukanier, ihr seid allein wert, meine Untertanen zu sein. Bereits bin ich Herrscher über vieles. Aber was nützt es mich! O Zoabinda! Owen! Wo seid ihr? Was habe ich jetzt noch mit Ehrgeiz und Eroberungen zu schaffen? Ich will ein Geizhals werden ... zusammenscharren, was ich kann ... ein pflicht-

getreuer Gatte sein gegen meine zarte, kleine Amelia ... Zuckerrohr pflanzen, meine Neger peitschen, gut essen und trinken, alt und morsch werden und sterben. Aber sollte Carl, mein Souverän, diesen meinen kleinen Ausbruch übel deuten ... beim heiligen Georg und seinem Drachen oben-drein, so will ich selbst Souverän werden und gegen Großbritannien und seinen ganzen Anhang förmlich den Krieg erklären.«

Nachdem unser Held zu diesem befriedigenden Schluss gekommen war, wollte er sich zu seinem goldenen, mit reichen Behängen von den kostbarsten Seidenstoffen versehenen Ruhebett zurückziehen. Da entstand aber plötzlich ein Gewühl in dem Vorzimmer, die Tür flog auf, und im Nu lag eine spanische Dame von ausgezeichneter Schönheit zu seinen Füßen.

Harry Wells und zwei oder drei andere traten zu gleicher Zeit ein. Ersterer war ein wenig aufgeregt vom Erfolg seiner Unternehmung, von der Schönheit seiner Gefangenen und schließlich von unterschiedlichen tiefen Zügen Peru-Weins. Als er daher seinen Rapport abstattete, sprach er ein wenig wirr, indem er auf die Königin von Saba und Salomon in all seiner Herrlichkeit anspielte.

Morgan schaute mit einem mitleidigen, aber doch leidenschaftlichen Blick auf die Dame nieder, lächelte ihr mit mildem Wohlwollen zu und wandte sich dann mit finsterner Miene an Kapitän Wells. »Hoffentlich doch keine Gewalttat, Wells?«, fragte der General.

»Ich kenne meine Pflicht, General.«

»Und die Expedition?«

»Ganz aufgeräumt im Land, alles verbrannt und zerstört, was wir nicht fortschaffen konnten. Kapitän Harry Wells

kennt seine Pflicht, General.«

»Und die Gefangenen?«

»Die Hartnäckigen gefoltert, die Widerspenstigen getötet, die Übrigen hierhergebracht.«

»Und die Weiber?«

»Nur etliche und zwanzig reputierliche Personen ... haben das Beste, General ... ich kenne meine Pflicht ... die nächste Beste zu meinem eigenen Quartier geschafft ... und mehrere Leute um die übrigen gewürfelt ... alles in geeigneter Form ... wer will mich meine Pflicht lehren?«

»Ich in der Tat nicht, du guter und getreuer Krieger, aber die Beute, Mann, die Beute?«

»Wohlbehalten in dem Corps de Garde untergebracht. Ich ließ Timothy Bibbledur dabei, um das Inventar aufzunehmen. Habe ich meine Pflicht getan?«

»Vollkommen – das heißt, wenn du überzeugt bist, dass diese Dame keine Rohheit erfahren hat.«

»Rohheit? War sie nicht für Euch aufbehalten, General? Setzt mich in Arrest, wenn Ihr zweifelt, dass ich meine Pflicht getan habe.«

»Ich zweifle nicht daran. Gute Nacht. Lasst Euch aber bitten, dass Ihr ... nein, nein ... tut nach Eurem Belieben ... nur trage ich Euch bei Eurem militärischen Gehorsam auf, morgen früh mit Tagesanbruch nüchtern zu sein.«

»Soll Gehorsam geleistet werden, General, und wenn ich den Augenblick zuvor so betrunken gewesen wäre, wie der alte Decency in einer Nachtschenke. Ich kenne meine Pflicht.«

Morgan war nun allein, das schöne junge Geschöpf zu seinen Füßen. Er war zu klug, um den Rohen zu spielen oder nur zu früh das Bewusstsein seiner Macht über das Opfer zu

verraten. Er richtete das Mädchen mit achtungsvoller Zärtlichkeit vom Boden auf, bot ihr einen Stuhl an und setzte sich in einiger Entfernung von ihr nieder. Um die Stimmung ihres Geistes besser kennenzulernen, tat er dergleichen, als ob ihm die spanische Sprache fremd sei. Sie schien die Beute eines ungemischten Schreckens zu sein, da kein anderes Gefühl, sich zu verraten, Raum fand. Der Erzseeräuber Morgan war ihr in so entsetzlichen Farben geschildert worden, dass sie, wie die meisten spanischen Weiber, glaubte, er könne gar nicht wie ein Mensch aussehen. In der Tat hatte sie sich ihn ungefähr wie den hässlichsten der abschreckenden Teufel, den sie in den Bildern der Kirche gesehen hatte, vorgestellt, nur viel abscheulicher. Die Priester hatten sie so belehrt, und sie glaubte daran, wie an ihr Credo.

Einige Minuten fuhr sie fort, schluchzend um Erbarmen zu flehen, ohne dass sie es wagte, einen heiligen Namen auszustoßen, weil sie den Zorn des Dämons fürchtete, in dessen Gegenwart sie zitterte. Sie flehte um Mitleid, um ihrer Mutter, um ihrer Spielgefährtin willen, versprach, so gut zu sein. Nein, wenn er sie gehen lasse, wolle sie wohl ein bisschen gottlos sein, wolle die Beichte versäumen. Dabei meinte sie, all dies sei nur ein frommer Betrug, für den sie leicht Absolution erhalten könne, da er ja keine boshafte Sünde, sondern nur ein Mittel sei, sich Gnade zu erringen.

Morgan redete sie sodann im mildesten Ton mit einigen englischen Worten an, denn wenn er wollte, war wohl keine Stimme lieblicher als die seine. Diese Anrede, obwohl sie dieselbe nicht verstand, setzte sie in große Überraschung. Sie blickte im Zimmer umher, als erwarte sie außer dem Mann, den sie so sehr fürchtete, eine andere Person gegenwärtig zu finden. So oft jedoch ihr unstetes Auge nieder auf Morgans

Kleider fielen, schauderte sie plötzlich zusammen und sah wieder auf den Boden.

Als unser Held bemerkte, dass die Bekanntschaft mit seiner schönen Gefangenen keinen rechten Fortgang nehmen wollte, wenn er sie in englischer Sprache zu beschwichtigen versuchte, so redete er sie, weil er auf das Welsche nicht viel mehr Vertrauen setzte, mit einer Reinheit der Aussprache und einer Zierlichkeit, wie man sie selbst unter den Spaniern selten fand, in der Zunge ihrer Landsleute an. Er sagte ihr, sie solle sich beruhigen, denn nicht er, sondern das schöne Wesen vor ihm herrsche in diesem Gemach. Sie habe nur zu sprechen, um Gehorsam zu finden.

Diese honigsüßen Worte, von der verführerischsten Betonung unterstützt, zogen endlich ihren Blick auf den Sprecher. Sie ließ ihren Blick langsam an dem Marmorboden hingleiten und ersah zuerst Morgans Füße. Er hatte sich derselben nicht zu schämen. Sie holte einen langen tiefen Atem, der sie sehr zu erleichtern schien, schlug dann ihre Hände zusammen, blickte gen Himmel auf und rief mit Inbrunst: »Die Heilige Jungfrau sei gepriesen! Er hat keinen gespaltenen Huf!«

Morgan lachte leicht und begann dann den Teufel, welchen seine Außenseite nicht verriet, mit der gespaltenen Zunge zu spielen, eine Sprache, auf die er sich nur zu gut verstand und die viel zu verführerisch war für die Unschuld. Der Schmeichler goss allmählich sein honigsüßes Gift aus. Ihr feuriger Blick wagte es, an seinen heroischen schönen Zügen zu haften. Bald fand sie ihre dunklen Augen in den milden Glanz der seinen verstrickt. Nie zuvor hatte sie einen Mann von so schönem, stolzen und edlem Gesicht gesehen, der sich vor ihr zu demütigen schien. Die Worte, die er

sprach, und die Lieblichkeit seiner Züge standen so ganz im Einklang. Erstere schienen mit körperlicher Schönheit zu erglänzen, seine körperliche Schönheit aber mit Worten begabt zu sein. Sie konnte sich später nicht sagen, ob sie den Eindruck, den er auf sie machte, ihren Augen oder ihren Ohren verdankte. Nur zu bald wand sich der Arm des Verführers um ihren schlanken Leib – zu bald – zu bald hatte sie erröthend und nicht widerstrebend die Weinschale aus seiner Hand genommen. Die hinterlistige Glut des Trankes tanzte wild durch ihre Adern. Ihre arglose Unwissenheit begünstigte Morgan; oder vielmehr ihre Unwissenheit eilte, an ihrer Unschuld zur Verrätherin zu werden.

Bis jetzt hatten Morgans Lippen ihre runde, flaumreiche Wange nicht befleckt. In der Glut der Leidenschaft hatte er sich zwar schon zweimal ihrem kleinen Mund genähert, aber jedes Mal hielt er mit dem Ruf an sich: »Das arme Kind! Sie ist so jung.« Dann dachte er an das üppige Klima, welches auch eine so zarte Schönheit, wie die ihre war, früh zur Reife brachte. Er erinnerte sich der Geschichten, welche er von der mönchischen Lüsternheit gehört hatte. Sie drängten sich ihm wie ebenso viele Teufel gegen das Gehirn und stießen alle besseren, heiligeren Gedanken aus.

Er hatte jetzt das Opfer auf seine Knie gezogen, bisher es aber noch nicht gewagt, sie mit innigerer Umarmung an sich zu drücken. Sie blickte wie bezaubert zu ihm auf und versenkte ihre unsterbliche Seele in seine milden verrätherischen Augen. Hatte sie doch erwartet, in die Gewalt eines Dämons mit blutroten Augen, flammenden Zügen und von abscheulicher Gestalt zu kommen, und nun fand sie sich fast umarmt von einem Wesen, das in ihren Ideen einen Gatten ähnlicher sah als irgendein menschliches Geschöpf, das sie sich je ge-

träumt hatte. Auch der Glanz und die Pracht seines Anzuges ermangelten nicht, ihr Gefühl tiefer Verehrung zu steigern. Und dann seine Freundlichkeit! Ihr Herz schmolz in der süßesten Dankesempfindung. Bereits liebte sie ihn mit Innigkeit, aber dieser Liebe war kein Funke von unreiner Leidenschaft beigemischt. Sah er doch viel schöner aus als ihr Vater, und er hatte sich so gütig gegen sie bewiesen, wie ihre Mutter.

»Kannst du mich lieben?«, fragte Morgan, indem er seine Lippen auf ihrer hohen Marmorstirn kühlte.

»O ja ... so sehr, sogar sehr! Man hat mir so schreckliche Lügen von Euch vorgeschwatzt ... und ich glaubte ihnen ... das tut mir leid! Die Spanier sind Memmen ... sie sind keine Männer. Sie liefen vor den Piraten davon wie erschreckte Vögel ... und doch haben sie ganz anders gesprochen, ehe ihr kamt.«

Mein kleiner Engel! Aber ich bin kein Pirat, ich bin ein Soldat, ein Krieger meines Königs, wie die Spanier Soldaten und Untertanen ihres Königs sind. Wir haben in ehrenhaftem Krieg gegen euch gefochten. Nein, meine schwarzäugige Schönheit, wir sind weder Bukanier noch Geächtete oder Piraten. Du würdest wohl den Führer von solchen Leuten verachten?«

»Wer Ihr auch sein mögt«, versetzte das Mädchen begeistert, »Ihr seid tapfer im Kampf und seht wie ein Tapferer aus!«

»Sprichst du so, meine süße Zauberin? Dann bei meinen Rechten sollst du meine Gebieterin sein.«

»Nein, ich glaube nicht, dass ich dies sein kann«, erwiderte sie in aller Einfalt. »Im nächsten Jahr soll ich den Don Jose Allatraveda heiraten. Ich bin dann fünfzehn – ach und er ist

so alt!«

»Du sollst ihn nicht heiraten. Ich werde ihm den Hals abschneiden.«

»Nein, das wünsche ich nicht. Er ist stets gütig gegen mich. Gebt mir heimlich alle Arten von Konfekt, bittet, dass man mir die schwersten Aufgaben erlässt, und wenn ich seine Krücke in die Zisterne werfe, so schlägt er mich durchaus nicht, obwohl er schrecklich droht.«

»Dich schlagen? Und geht der alte Fasler an Krücken?«

»Ach, wie garstig bin ich gewesen. Nein, er geht nicht an zwei Krücken! Er hinkt nur mit einem Bein und kann nicht fortkommen ohne seinen Krückstock.«

»Ungeachtet seiner großen Verdienste soll ihm zuverlässig der Hals abgeschnitten werden, meine hübsche Plauderin; aber gegen dich will ich stets gütig und freundlich sein. Du machst mich wahnsinnig vor Glück – bei diesem und diesem Kusse sollst du mein sein für immer und immer.«

Hierin lag eigentlich nichts. Es waren nur drei oder vier leidenschaftliche Küsse, aber sie erschreckten das junge Mädchen über die Maßen. Sie schien ganz verwirrt zu sein und rief, als sie endlich wieder freier atmen konnte: »Meine liebe Mutter – o meine liebe Mutter!«

In den Tönen ihrer Stimme war etwas, was Morgan zu Herzen ging. Sie kamen ihm nicht fremd vor und däuchten ihm ein Widerhall zu sein aus lange entschwundenen Jahren.

»Ich bin zu roh – zu vorschnell«, sagte er laut in englischer Sprache, vor sich hin. »Ich muss sie durch sanftere Schlingen für mich gewinnen. Ich werde sie lieben – ich weiß, ich werde sie lieben. Sie soll mir eine zweite Zoabinda sein. Es lodert wahres Feuer in ihr. Sie verachtet ihre memmenhaften

Landsleute. Wer mag sie sein? Alles bekundet ihren hohen Rang.«

Dann kehrte er wieder zu der leichten Aufgabe zurück, das Mädchen zu beruhigen. Sie bekannte bald, dass sein Benehmen sie wohl eingeschüchtert, ihr aber nicht missfallen habe. So saßen sie liebend nebeneinander, er sprechend und sie lauschend.

Alle zarteren Entschließungen begannen vor Morgans flammender Leidenschaft hinzuschmelzen. Er nahm sich zuletzt vor, seine ohnehin schon schreckliche Sündenliste durch eine freche Büberei zu vergrößern.

Während dieses langen Gesprächs hatte Morgan befohlen, die Tafel neu zu beschicken. Das Mädchen ließ sich verlocken, wenigstens dreimal so viel Wein zu genießen, als sie je zuvor über einmal getan hatte. Das Mahl war zu Ende und die Nacht weit vorgerückt. Das Mädchen war abwechselnd geschwätzig und wieder stumm, nun voll lachender Heiterkeit, dann voll Tränen. Ihre Augen leuchteten von wechselnden Blitzen, ihr Tritt war unstet, ihr Gehirn wirr. Morgans Aufregung war kaum weniger groß als die ihre, obwohl er sie vollständig im Zaum hatte.

Sie waren vom Tische aufgestanden. Er hielt ihre Hand fest und wollte eben das zitternde, aber nicht widerstrebende Geschöpfchen in ein anderes Gemach führen, als er sie noch mit einem Kuss auf ihre glühende Wange fragte: »Und wie heißt mein kleines Weibchen?«

»Lynia«, lautete die gedämpfte Antwort.

Wenn über Morgans Haupt das Dach durch einen plötzlichen Blitz zerschmettert worden wäre oder ein Donnerkeil zu seinen Füßen sich entladen haben würde, so hätte er kaum in größerem Erstaunen an die Stelle gebaut sein kön-

nen, als es bei dieser Antwort der Fall war. Sein Arm, welcher den Leib des Mädchens umfaßt hielt, sank nieder. Auch sie blieb regungslos stehen, ohne zu wissen, warum.

Endlich sprach Morgan, aber nicht länger in hastigen wilden Lauten: »Euer Name ist Lynia Guzman?«

»Ja, Herr«, versetzte sie, einigermaßen an der Feierlichkeit seines Wesens teilnehmend.

»Fahrt fort, Signoretta, erzählt mir alles von Euch und Eurer Familie.«

»Meine Mutter, Herr, ist eine Engländerin, mein Vater aber Antonio Guzman, der erste Kaufmann in diesem Land und der einzige Bruder des Gouverneurs und Präsidenten Don Perez Guzman, dessen Nichte und, wie man mir sagt, Erbin ich bin. Ich wurde teilweise im Palaste meines Onkels, teilweise im großen Kloster erzogen. Ich hatte Zuflucht im Kloster gesucht, und meine Mutter ist in einem der Schiffe zur See entwichen. Ich versuchte, mit einer Schar Priester und Nonnen über Land nach Carthagera zu kommen, wurde aber in den Wäldern von Euren Leuten aufgegriffen. Meine Mutter war eine Engländerin, eine Landsmännin von Euch. Ich bitte Euch daher, gütig und freundlich gegen mich zu sein.«

»Ich will es, Lynia – ich schwöre es. Wo ist jetzt dein Vater?«

»In Alt-Spanien.«

»Ist dies wahr, Lynia?«

»Vollkommene Wahrheit.«

»Das freut mich. Um deinetwillen, süße Tochter meines Feindes, bin ich ungemein erfreut darüber. He da, so«, rief Morgan seinen Dienern zu, welche augenblicklich erschienen. »Augenblicklich sollen einige von den Nonnen des gro-

ßen Klosters hierhergeschickt werden. Kapitän Harry Wells hat in der Nacht ein Dutzend aufgefangen. Man soll mir fünf oder sechs der Verständigsten hierher senden.«

Während diesem Befehle Folge gegeben wurde, setzte sich Morgan an Lynias Seite, ohne sich jedoch die geringste Vertraulichkeit zu erlauben, und ließ sie in Kürze ihre eigene und ihrer Mutter Lebensgeschichte erzählen. Endlich langten die Nonnen, welche sich fast zu Tod fürchteten, an. Morgan sprach höflich und ermutigend mit ihnen, indem er ihnen erklärte, dass ihnen ein besonderer Flügel des Palastes zur Verfügung stehe. Sie hätten jedoch Signoretta Lynia als ihre Gebieterin zu betrachten und sollten sich nicht nur einer völligen Sicherheit, sondern auch guter Behandlung zu erfreuen haben, wenn sie sich durch Achtung und Aufmerksamkeit gegen das Mädchen seine und ihre Zufriedenheit erwürben.

Die Nonnen dankten Morgan auf den Knien für seine Milde und Güte. Dieser aber segnete Lynia, als sie sich zu ihrem Gemach entfernte, wie ein Vater seine Tochter segnet. Er hörte noch, wie das Mädchen, als sie das Zimmer verließ, in Tränen die Worte sprach, »sie glaube, sie werde zuletzt doch den alten Don Jose mit seiner Krücke heiraten müssen.«

Morgan kannte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er diese trostlose Äußerung vernahm. Nachdem sich die Tür hinter den Abgehenden geschlossen hatte, trank er einen großen Becher Kanarienwein aus, zugleich vor sich hinsprechend: »Der kleine Balg ist doch im Herzen ein echtes Weib, und ich liebe sie darum nur umso mehr. Don Jose soll mir es mit dem Leben büßen, dass er seiner Verlobten entlaufen ist – das heißt, wenn ich ihn erwische. Na, ich bin kein Scipio Afrikanus, und doch hätte ich diese Schändlichkeit nicht

vollführen können. Ich wollte darauf schwören, dass niemand über mich ein Geschrei erheben wird, als über einen Spiegel von Selbstverleugnung, und doch habe ich auch einiges Verdienst – das schwarzäugige Kätzchen! Ich werde wahrhaftig so gut schlafen, wie wenn ich den Tarquin gespielt hätte!«

Und es geschah so.

Einunddreißigstes Kapitel

Morgan hält sich für seine getäuschte Erwartung durch Ermorden und Foltern von etlich und fünfzig Spaniern schadlos. Trifft unter seltsamen Umständen mit seiner ersten Liebe zusammen, findet sie ganz in seiner Gewalt und ist nicht glücklich.

Am nächsten Tag bekam Morgan Lynia Guzman nicht zu Gesicht. Er begnügte sich, ihr freundliche Grüße sagen zu lassen und sich zu überzeugen, dass sie alles besaß, was sie in ihren Umständen verlangen konnte. Mochte nun der Grund darin liegen, dass er seine Sinne durch Tätigkeit der Versuchung entfremden wollte oder dass Handeln für das Wohl der Expedition erforderlich war. Kurz, er bot noch am gleichen Tag eine Abteilung von dreihundert Mann auf, an deren Spitze er sich persönlich stellte, um das Land nach Beute und Gefangenen zu durchstöbern.

Man muss wohl annehmen, dass unser Held einigermaßen ergrimmt war, denn seine Fortschritte waren mit Blutspuren bezeichnet. Man konnte seine Anwesenheit aus dem Geschrei der Gefolterten entnehmen. Jeder neue Gefangene fiel nun ohne Unterschied der Tortur anheim. Seine Leute waren

allmählich durch die Gräuelszenen so verhärtet geworden, dass das Stöhnen von sterbenden Männern, Weibern und Kindern keine andere Erregung in ihnen hervorrief als die der Heiterkeit.

Wir müssen übrigens gestehen, dass viel zusammentraf, um unsere Helden in eine ärgerliche Stimmung zu versetzen. Er war nicht treu – oder wenn auch treu, so doch nicht eifrig bedient. Die Anführer und Offiziere der Expeditionen, welche er zu Wasser und Land ausschickte, vergaßen sich nur zu gerne in Unmäßigkeit. So ging zehnmal mehr Beute verloren als gewonnen wurde.

Morgan blieb eine ganze Woche auf seinem Streifzug und kehrte zurück, die Seele mit vielen Morden geschwärzt und die Hände schwer mit Beute beladen. Er hatte einen sehr erfolgreichen Ausflug gemacht und viele Gefangenen gewonnen, welche großes Lösegeld in Aussicht stellten. Auch nach seiner Rückkehr enthielt er sich, Lynia zu besuchen. Freilich kam er durch diese Enthaltsamkeit weder unter den Spaniern noch unter seinen Leuten zu einem besseren Ruf, denn man erzählte sich allgemein, er habe eine solche Freude am Klosterleben, dass er das ganze Nonnenkloster bei sich aufgenommen habe, die alte Pförtnerin und die hochwürdige Frau Äbtissin nicht ausgenommen. Es ist wahr, dass er sie in der strengsten Abgeschiedenheit erhielt. Weiter konnte man ihm, soweit sie beteiligt waren, nicht verwerfen. Im Vergleich mit seinen Taten draußen war er ein Heiliger, wenn er sich zu Hause befand.

Als Morgan eben von seinem Streifzug durch das Land zurückgekommen war, erschien auch eine Partie, welche er längs den Küsten der südlichen See hingeschickt hatte. Die kleine Flotte von bedeckten Booten hatte sich weit besser be-

nommen als das frühere mit ähnlichem Dienst beauftragte Geschwader, denn sie brachte viele Beute und mehrere ausgezeichnete Gefangene mit sich.

Wir haben schon oben bemerkt, dass Morgan bei besonderen Anlässen gerne mit viel militärischen Pomp aufzog. Vielleicht hatte er eine Ahnung dessen, was vorfallen dürfte, als ihm berichtet wurde, dass sich unter den Gefangenen eine Dame von großer Schönheit befinde, die über ihren Namen und Stand keine Auskunft erteilen wolle, aber augenscheinlich eine Person vom ersten Range sei.

Morgan hatte den Hauptpalast der Stadt in Besitz genommen und sich mit all der Pracht umgeben, welche die Flammen im Haus des Vizekönigs verschont hatten. In einer sehr imponierenden Tracht saß er, von einem ritterlichen Haufen wohlbewaffneter Soldaten und einen großen Gefolge von Offizieren, die sich gleichfalls mit Beute geschmückt hatten, umgeben, mittags auf einer Art von Thron in der Audienzhalle, um dort die neugemachten Gefangenen zu empfangen. Granden und Damen des höchsten Ranges zogen vor ihm auf und ließen sich, als sie Namen und Würde nach Belieben angaben, weil sie die Erpressung eines allzu übermäßigen Lösegeld fürchteten, vor dem General auf ein Knie nieder, während dieser ihnen nur in so ferne Beachtung schenkte, dass er kaltblütig seinem Sekretär den Preis in die Feder diktierte, den jede so genannte Person für ihre Freiheit zu bezahlen hatte.

Endlich erschien eine Dame von überraschender Schönheit, welcher selbst die gesetzlosen Bukanier unwillkürliche Huldigung zollten. Sie stand noch in ihre beste Lebensblüte – ein wahres Wunder für dieses Klima, denn obwohl ihr Teint der einer Brünetten war, entfalteten doch ihre Wangen

den ganzen weichen Purpurreichtum auf der sonnigen Seite eines Pfirsichs. Sie war etwas *enbonpoint* von der majestätischsten Haltung und stand vor Morgan im Glanz einer fast übermenschlichen Schönheit. So großartig sich auch Morgan ausnahm, schien doch sie die Kaiserin, er der Vasall zu sein.

Sie erkannten sich augenblicklich. Fühlte Morgan damals die Demütigung des zurückgewiesenen Liebhabers oder die Erhebung des triumphierenden Eroberers? Was auch in seinem Inneren vorgehen mochte, er war sehr unruhig. In ihrem Wesen zeigte sich keine Verstörtheit, ein schönes Lächeln breitete sich über ihre herrlichen Züge. Als sie vom diensttuenden Offizier aufgefordert wurde, ihren Namen und Stand zu nennen, entgegnete sie, ohne eine Ausflucht zu versuchen oder Furcht blicken zu lassen: »Donna Lynia Guzman, adlig sowohl von Geburt als durch Heirat und Gattin eines reichen Kaufmannes von Panama, der sich jetzt zu Cádiz in Alt-Spanien befindet.«

Jedes Ohr lauschte gespannt auf das Lösegeld, welches Morgan festsetzen würde. Dieser aber sprach nicht, sondern fasste seine Gefangene fest ins Auge. Es war ein nichtssagender Blick – fast wie der eines tölpischen Bauern, wenn er plötzlich vor einen angesehenen Mann zu treten hat. Endlich drückten seine Züge einige Überraschung, dann etwas Unmut aus.

Er bemerkte gegen den

Zeremonienmeister: »Die Gefangene vor uns ist nicht wie die übrigen niedergekniet.«

»Sie ist eine vornehme Dame«, ließ sich deutlich von den Lippen mehr als eines der anwesenden Offiziere vernehmen.

»Oh!«, ergriff die Señora das Wort, »wenn General Mor-

gan auf solche Eitelkeiten einen Wert legt, so will ich gern vor ihm niederknien. Es wird mich nicht geringer, den General nicht größer machen. Auch vermag eine solche Handlung weder die Vergangenheit zu vernichten noch der Gegenwart mehr Würde zu verleihen. Henry Morgan, Vasall meines Vaters, ich kniee vor dir.«

»Was ist das?«, rief Morgans Hofstaat. »Sie spricht vortrefflich Englisch.«

»Ich bin eine geborene Engländerin«, entgegnete die Dame, wie eine von Englands Königinnen umherschauend.

»Hurra! Nichts da von Knien!«, erscholl es von allen Seiten.

»Aber ich will ...«

»Nicht doch«, erwiderte Morgan, von seinem Thronsessel heruntersteigend und ihre Kniebeugung hindernd, indem er sie mit beiden Händen auffing. »Die Überraschung hat mich roh gemacht. Ihr kennt mich also, Lady!«

»Ja, leider, ja. Ihr seid mir und den meinen ein schrecklicher Feind gewesen. Ich bin jetzt in Eurer Gewalt. Ihr habt viel Gutes von meinen Händen empfangen.«

»Noch weit mehr«, rief Morgan, indem er einem Ausbruch von Leidenschaft Raum gab, »noch weit mehr Schlimmes.«

»Das Schlimme habt Ihr selbst geschaffen, habt sogar das Gute in Schlimmes umgewandelt.«

»Nichts mehr davon! Gentlemen, diese Gattin eines Spaniers und ich, wir waren als Kinder bekannt. Ihr Gatte hat mich schwer gekränkt, aber ich bin edelmütig. Wir wollen später vom Lösegeld sprechen. Besorgt ihr eine ehrenvolle Bedienung. Derjenige soll des Todes sein, welcher es wagt, ohne meine oder der Dame Einwilligung in ihre Abgeschiedenheit einzudringen. Donna Lynia, ich werde Euch um Sonnenuntergang meine Achtung bezeugen. Begleitet die

Dame, Tomlins, und schafft ihr einige ehrenvolle spanische Matronen zur Bedienung.«

Nun hatte Tomlins stets im Zelt oder Quartier als Morgans Major domo funktioniert und führte eine ebenso tüchtige Faust gegen Ochsen und Schafe wie gegen den Feind. Ehe er unter seinem berühmten Gebieter Dienste genommen hatte, war er ein einfacher, ehrlicher Suffexxer Bauer gewesen. Die Feldzüge hatten den Mutterwitz, dessen er sich in nicht sonderlichem Grad erfreute, bis jetzt noch nicht viel geschärft. Sobald daher der Major domo des Palastes seine Aufträge entgegengenommen hatte, salutierte er vor seinem königlichen Pflegling mit aller Höflichkeit und erwiderte dann in gedehntem Ton gegen Morgan: »General, soll ich die unvergleichliche Dame unter die Ladies in Euer Gnaden Nonnenkloster bringen?«

Ein allgemeines Gelächter folgte dieser täppischen Frage. Morgan nahm das Ungeschick seines Dieners empfindlicher, als er hätte tun sollen, denn in Beziehung auf die eingemauerten Damen war sein Benehmen nicht nur unschuldig, sondern auch ehrenhaft.

»So lieb dir dein Leben ist, dummköpfiger Erdenklos, der du bist, Sorge dafür, dass Lady Guzman in keinerlei Berührung mit den Frauenzimmern in jenem Teil des Palastes kommt. Ihr lacht, Gentlemen, und ich betrachte dies als einen ungebührlichen Mangel an Disziplin, der des militärischen Charakters ganz unwürdig ist. Habt ihr vergessen, dass ihr keine Banditen oder Bukanier seid, sondern ehrenvolle Posten im Dienste des größten Königs der Welt behauptet? Lasst mich nie wieder etwas Ähnliches hören.«

Niemand konnte strenger sein als Morgan, und dieser Verweis wurde im strengsten Ton seiner Stimme erteilt. Die un-

ehrerbietige Heiterkeit legte sich daher augenblicklich, und das übrige Lever des Oberbefehlshabers lief mit offiziellen Anstand ab.

Donna Lynia erhielt eine prächtige Reihe von Gemächern angewiesen. Unter den gefangenen spanischen Damen zeigten sich viele erbötig, der Schwägerin des Präsidenten von Neu-Spanien, welche, wie man bereits gesehen hatte, so viel über Morgan vermochte, Dienste zu leisten. Die Donna selbst bewahrte ihre Geistesgegenwart bewunderungswürdig und schien nur durch eine einzige Sorge gequält zu werden. Sie wusste nämlich nichts von ihrer Tochter, welche, ohne dass sie eine Ahnung davon hatte, sich als ihre Mitgefangene unter demselben Dach befand.

Morgan traf die nötige Vorsichtsmaßregeln, damit weder Mutter noch Tochter von ihrer gegenseitigen Nähe Kunde erhielten. Warum er dies tat, hätte er wohl selbst kaum beantworten können.

Bereits begann er die Unzulänglichkeit bloßer roher Gewalt zu fühlen. Er war vielleicht der verwirrteste, am wenigsten glücklichste Mann in seiner wilden Armee. Den Rest dieses ereignisvollen Tages verbrachte er entweder in einem stumpfsinnigen Gefühle seines Elends oder damit, dass er sich in vorübergehende Wutausbrüche hetzte. Er näherte sich weder der einen noch der anderen von seinen schönen Gefangenen.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Morgan wandelt sich zu einem Stutzer um – parfümiert und benimmt sich mit einem Freund. Morgan und sein neuer Freund räsionieren über die Unvernünftigkeit der Liebe. Sie komplottieren zusammen.

Morgan hatte auf diesem Feldzug einen gewissen John Peeke, einen weichlichen, unkriegerischen Jüngling bei sich, welcher, da er von seinen Verwandten nicht gehörig gewürdigt zu werden glaubte und von seiner Geliebten entschieden zurückgewiesen worden war, seine Heimat verlassen und seinen Glücksstern Morgans Genius vertraut hatte, um in der Neuen Welt Wunder von Kriegstaten zu verrichten. Es zeigte sich jedoch bald, dass seine Körperkräfte denen seines Geistes nicht entsprachen und er unfähig war, unter der brennenden Sonne des Klimas die Last eines stählernen Bruststückes und die übrigen Panzer, geschweige denn die schwere Muskete jener Tage und die dazu erforderliche Munition zu tragen. Indessen war er ein junger Gentleman von guter Erziehung, dem es weder an Witz noch an Mut gebrach. Morgan, welcher ihn als Sekretär benutzte, bisweilen aber auch als vertrauten Freund behandelte, hatte ihn lieb gewonnen.

Wenn der General eben in einer milderen Stimmung war, so unterhielt er sich gern mit dem in seinen Hoffnungen getäuschten Jüngling und konnte sogar hin und wieder in dessen Denk- und es Gefühlsweise eingehen. Auch war, wenn es sich nicht eben um einen sehr rührigen Dienst handelte, Peeke stets die erste Person, welche der General morgens nach dem Aufstehen anredete.

Ein wenig nach Tagesanbruch machte der junge Gentleman wie gewöhnlich Morgan seine Aufwartung und fand dieses Mal seinen Vorgesetzten bürgerlich gekleidet, ohne eine Spur von der schweren Rüstung. Zu seinem Erstaunen bemerkte er noch obendrein, dass der kühne Bukanier parfümiert war. Indessen hatte der gute Jüngling zu viel feine Bildung, um sich über diese Seltsamkeit einer Bemerkung zu erlauben.

»Ich komme, General, um Euch meine Dienste anzubieten und die Befehle des Tages entgegenzunehmen.«

»Ich will eine Ordonanz an den General-Lieutenant Collier schicken, weil ich heute nicht Lust habe, bei der Parade die Truppen zu mustern, Peeke. Ich möchte gerne heute Feiertag halten. Darf ich das wohl, Herr Sekretär, ohne meine unzufriedene Schurken zum Murren zu veranlassen?«

»General, Ihr seid ihr Leitstern und ihr Sicherheitshafen. Tut, was Ihr wollt, und sie werden nie murren, solange sie Beute finden und sich gehen lassen können. Sie lieben Euch so sehr, General, als ihre rohen Naturen etwas lieben können.«

»Ihre rohen Naturen, Peeke? Es ist gut, dass dieses nur ihr General hört. Aber wir werden alle durch die Umstände gemodelt. Vordem hatte ich auch etwas weniger rohe Natur in mir, Peeke, aber das ist lange, sehr lange her.« Er hielt inne und nahm dann wieder auf: »Leih mir Euren Arm. Ist dies die Schlawfrheit eines sich aufreibenden Körpers, ist es die Steifigkeit des Alters, Peeke? Ich möchte nicht alt werden. Nein, das könnte ich nicht ertragen. Alt und ohne Freund hienieden – ohne eine Hoffnung auf das Jenseits – es ist zu schrecklich. Stütze ich mich schwer auf Euch, junger Gentleman?«

»Wenn es Euch darum zu tun ist, General, so habt Ihr zehnmal so viel Kraft wie ich.«

»Das ist eigentlich nicht die Last, die ich Euch auferlegen will. In den Büchern, die ich gelesen habe, steht, das Gewicht des Kammers werde erleichtert, wenn ihn ein Freund teile. Ich möchte das wohl versuchen, aber ich habe keinen Freund. Als Owen starb, erfuhr ich, dass ich keinen Freund mehr hatte.«

Dann lehnte sich Morgan zärtlich auf Peekes Arm und ging mit ihm mehrere Male schweigend in dem geräumigen Salon auf und ab.

Auf was mag dieser seltsame Mann abzielen, dachte sein Sekretär. Will er von mir, dass ich ihm meine Freundschaft bekenne? Ich fürchte ihn zu sehr, um ihn mit der Innigkeit eines Freundes zu lieben, und was ich nicht fühle, kann ich nicht in Worten laut geben. Verhüte der Himmel, dass er mich nicht durch sein gefährliches Vertrauen in Gefahr setze.

Aber der stumme Wunsch half ihm nichts.

»Peeke, hört mir aufmerksam zu. Wenn der Wunsch, einem Mann alle guten Dienste zu leisten, ihn in seiner Laufbahn vorwärts zu bringen, seinen Charakter zu studieren und, wenn dies geschehen ist, ihn zu bewundern, ein Merkzeichen wahrer Freundschaft genannt werden kann – in der Tat, John Peeke, so bin ich Euer Freund. Aber das Herz – Ihr lächelt zweifelhaft, wenn ich von einem Herzen spreche – das Herz fordert Erwidern. Glaubt mir, es kann Freundschaft ohne Gleichheit bestehen. Der Elende wie der Größte muss nach Freundschaft dürsten. Die Umstände haben es gewollt, dass sich jetzt diese Eigenschaften in mir vereinigen. Wohlan, mein sanfter Master John Peeke, wollt Ihr mir der Freund sein, dessen mein Elend und meine ebenso un-

verdiente wie unersehnte Größe bedürfen?«

»In der Tat, General Morgan, ich bewundre Euch, umfasse Euch mit der vollen Dankbarkeit meiner Seele, würde Euch gern mit Gefahr meines eigenen wertlosen Lebens dienen und glaube nicht, dass Gleichheit für wahre Freundschaft unerlässlich ist. Aber dennoch, wie ist es möglich, dass ich Euer Freund sein kann, wenn ich es nicht wagen darf, Euch meinen Rath anzubieten?«

»Eben das ist es, John, eben dies verlange ich von Euch«, erwiderte Morgan mit großer Lebhaftigkeit.

Die beiden Männer täuschten sich selbst. Morgan suchte Beschwichtigung seines Gewissens wegen beabsichtigter Schändlichkeiten, und Peeke gab sich der trügerischen Idee hin, er könne Morgans Handlungen die Richtung der Tugend anweisen. Aber der gewaltigere und schlimmere Sinn saugte alles auf, was in dem schwächeren und besseren Gutes war.

Nun, diese Männer schlossen Freundschaft. Morgan bedingte sich Autorität und Vorrang aus, aber dennoch wollten sie Freunde sein. Nun legte unser Held sein Bekenntnis ab.

»Niemand kennt mich«, sagte er. »Es hat den Anschein, als sei ich von selbst in diesen westlichen Meeren aufgeschossen. Man hat meine Ahnen schlimmer und edler gemacht, als sie wirklich sind. Wir Morgan sind von Generationen auf Generationen Franklins gewesen.«

Dann firnisste er seine Geschichte und erzählte dem neu gewonnenen Freund mit allem Ungestüm seines Charakters die knabenhafte Liebe, die er gegen Lynia Glenllyn empfunden hatte, seine Zurückweisung und die darauffolgende Flucht vom väterlichen Herd.

Er wusste den erlittenen Schimpf in beredten Farben darzustellen, forderte von dem neuen Freunde die Weihe seiner Rache und schloss folgendermaßen:

»Wie ganz anders ist es jetzt geworden! Diese stolze Schönheit und ihre Tochter, beide sind in meiner Gewalt. Rache – ha! John Peeke – die Rache der Liebe! Hast du gestern nicht bemerkt, wie sie Ansprüche auf mich erhob wie auf einen erblichen Grundholden – auf den geborenen Vasallen ihres Vaters.

Sie tat dies vor allen meinen Untergebenen, als ich vor ihr stand, in meiner vollen Gewalt und Würde. Liebesrache – sollte ich nicht vollkommen dazu berechtigt sein, Master John Peeke?«

Master John Peeke wurde durch seinen neuen Freund vollkommen eingeschüchtert, trotzdem, dass er die besten Absichten hegte, den Römer zu spielen und sich recht tugendhaft und belehrend vernehmen zu lassen. Der neue Freund hatte aus den eingebildeten Kränkungen, welche ihm die Wohltäterin seiner Jugend zugefügt haben sollte, sogar viel Wesens gemacht, und Peeke selbst war von einer Angehörigen des zarten Geschlechts etwas unzart behandelt worden, weshalb er erwiderte: »Man entnehme aus der Geschichte, dass man den Helden an Plätzen, welche sie durch Gewalt der Waffen genommen, stets eine kleine Breite in Liebensangelegenheiten zugestanden habe, weshalb der General dieses kleine International-Privilegium gar wohl den Privatverunglimpfungen und den großen Kränkungen beifügen möge, die ihm angetan worden seien. Und nach dem«, schloss er, »was wir in dieser glorreichen Expedition gesehen haben, kann ein Mord oder eine Galanterie mehr oder weniger nicht sonderlich in Anschlag kommen.«

»Halt, John Peeke, wenn Ihr Euren Freund liebt, so fahrt nicht in diesem Ton fort. Es mag wahr sein – wir wollen hoffen, dass es wahr ist – aber es ist doch furchtbar verletzend für das Gefühl. Nein, nein, Freund, ich führe weder einen Mord noch eine gar große Gewalttat im Schilde – das heißt, wenn es nicht nötig ist.«

»In diesem Fall, General, versucht es aufs Neue mit Eurer Werbung. Möge sie durch den Erfolg gekrönt werden. Wie die Dinge in der letzten Zeit betrieben wurden, könnt Ihr sogar ein Beispiel unvergleichlicher Selbstverleugnung und Hochherzigkeit geben, wenn Ihr Euch bloß auf dies beschränkt.«

»Ihr versteht mich noch immer nicht, Freund Peele. Gesetz, alle meine Milde und Mäßigung würden verachtet, in der Stellung, in der ich mich befinde, habe ich nicht viel übrige Zeit zu einer Werbung. Bis zu welchem Grad von Zwang könnte ich schreiten?«

»Just so weit, wie es nötig ist, um Euch Euer Glück zu sichern.«

»Ihr habt recht, sprecht aber sehr doppelsinnig. Mein Glück wäre gering und nur die Rache gewaltig, wenn die stolze Lynia mit Unglimpf behandelt würde. Ist sie nicht ein herrliches Wesen? Sprecht, Peeke, Ihr seid bei Weitem der Polierteste unter meiner ganzen ungeschlachten Schar. Stecke dich in ein höfischeres Gewand, mache dir das Kinn glatt, dressiere diesen kleinen rötlichen Haarwisch, den du unten sitzen lässt, und fort mit dir in das Gemach der gnädigen Dame, um ihr einen Wink zu geben. Nein, sage ihr, der General Morgan erbitte sich die Erlaubnis, mit der unvergleichlichen Schönheit sein Frühstück einzunehmen. Er habe ihr Dinge mitzuteilen, die für sie und ihn selbst von

großer Wichtigkeit seien. Sprich mit meinem Dienstmann, Peeke, und lass dir von weißer Leinwand und anderem Prunk geben, was du brauchst. Es ist wahr, du riechst selten nach Schießpulver, aber doch däucht mich, du hättest einen sehr tintigen und kanzleiartigen Geruch an dir. Da ist Zibet nebst anderen wohlriechenden Dingen – mache dich erträglich, Mann, und tritt unter einer Wolke von würzigen Düften vor ihre hehre Person.«

Der General hat nur einen rohen und sehr reiterartigen Begriff von derartigen Dingen, dachte der junge Sekretär. Indessen zweifle ich nicht, dass er bei einer schönen Dame sein Ziel so gut erreichen wird, als irgendein Stutzer von St. James.«

»Ich will mich aufs Beste herausstaffieren und Euren Auftrag ausrichten, so gut ich es imstande bin, General.«

»Sei höflich und pünktlich, guter Peeke. Ei, Freundchen, man muss sie nicht in dem Glauben lassen, als seien wir bloß eine Horde von Seeräubern. Du bist mein Freund, mein geschworener Freund – ein Wort – oder zwei – nein, was – dies betrifft, so ein Häuflein empfehlender Worte dürfte nicht am unrechten Ort sein.«

»Sehr wohl. Ich will Eure Verdienste besingen, als wäret Ihr ...«

»Genau das, was ich wirklich bin, he?«

»Soll ich sagen – sanft?«

»Nein, nein. Sie rückt mir denn die Folter vor.«

»Tapfer?«

»Das wird nicht rätlich sein. Sie plappert dann von meinen Kriegen gegen Frauen und Kinder.«

»Was soll ich dann sagen, mein guter General?«

»Was du sagen sollst? Sage ihr, sie sei ein Engel und ich ihr Gebieter.«

Dreiunddreißigstes Kapitel

Morgan versucht Betrachtungen anzustellen, kommt aber nur elend damit zustande. Sein wahnsinniges Freien, in dem aber doch viel Methode liegt.

Nachdem Morgan seinen Sekretär ausgeschiedt hatte, um, wie er sich selbst ausdrückte, die Laufgräben für ihn zu eröffnen, blieb er eine Weile allein, um die Pracht seines Anzuges zu bewundern und über den gegenwärtigen Stand seiner Angelegenheiten nachzudenken. Da er wenigstens vorderhand über eine Niederlassung im Land noch zu keinem Entschluss gekommen war, so begriff er wohl, dass sein Feldzug einen umso glücklicheren Ausgang nehmen musste, je schleuniger er seine Beute sammelte, um sich mit derselben zu seinen Schiffen nach Chagré zurückziehen.

Er war bereits lange genug in Panama gewesen. Von der Seeseite her stand nichts mehr zu hoffen. Zwar waren noch viele Schätze im Land herum verborgen und viele vornehme Gefangene, deren Lösegeld die Truhen schwellen konnte, vermutlich noch aufzutreiben, aber dennoch wurde es mit jeder Stunde gefährlicher, zu warten. Er hatte in Erfahrung gebracht, dass sich die ganze Streitkraft Neu-Spaniens zusammenziehe, um ihn auf seinem Rückzug abzuschneiden. Indessen fürchtete Morgan dies weit weniger als die schnelle Desorganisation und Zahlverminderung seiner kleinen Armee. Bereits hatten verheerende Krankheiten begonnen. Wer einzeln umherzog – seine Leute liebten dies –, wurde unausbleiblich ermordet. Aber Schlemmerei und Trunkenheit waren Morgans gefährlichste Feinde.

Ich muss noch drei Tage abwarten, was kommen wird, dachte

Morgan. *Es liegt eine traurige Befriedigung in den Gedanken, um die Liebe der stolzen Lynia etwas Großes zu wagen. Wenn sie sich entschlösse, ihr Geschick mit dem meinen zu verketten, wie herrlich könnten noch die Resultate sein! Bis jetzt habe ich mich durch Waffengewalt ritterlich durch die Welt geschlagen. Mein Leben ist gesetzlos gewesen und einige Hindernisse sollen auch jetzt mein Fortschreiten nicht verzögern. Aber da drängt sich meinen Gedanken stets die lästige Frage auf: Was ist Glück? Mein Glück! Wahrlich, auf der Glanzhöhe meiner Gewalt fühle ich mich nicht glücklich und ich bin jämmerlich elend, wenn ich diese stolze Dame nicht besitze. Sie überwindet mich in der Mitte meiner Eroberungen und macht, dass mir alle meine Siege bloß wie die Vorläufer der schlimmsten Niederlage erscheinen. Ist sie aber mein – gleichviel, ob durch Überredung oder durch Gewalt – werde ich dann glücklicher sein? Ach, ach! Wie viel Bitterkeit liegt nicht auch in einem solchen Erfolg! Doch in diesem friedlichen Kleid werde ich selbst schwach und weibisch. Es gewinnt fast den Anschein, als seien alle Ausgänge dieses Lebens, sowohl die des Triumphes als auch die der Niederlage, so unbefriedigend, dass der letzte Akt im Drama des Menschen nicht in dieser Welt ausgespielt werden könne. Doch was wird dann aus meinem Grundsatz, dass ich meine eigene Vorsehung sei? Der Taumel ist das einzige Glück. Ich will den Beweis zu führen suchen.*

Nachdem er ein Frühstück eingenommen hatte, bei welchem er, seit Jahren zum ersten Mal, keinen Branntwein und nur wenig Wein genoss, machte er sich sorgfältig seinen Galaanzug zurecht und bereitete sich auf den wichtigen Besuch bei der Dame vor, welche er zu lieben meinte.

Inzwischen hatte Donna Guzman ein prächtiges Quartier bewohnt und war fast königlich bedient worden, sodass nur wenig fehlte, um sie auf den Glauben zu bringen, sie sei noch immer an dem vizeköniglichen Hof ihres Schwager, des Prä-

sidenten Don Guzman. Sämtliche gefangene Damen von Stand hatten sich alle Mühe gegeben, es so weit zu bringen, dass sie zu ihrer Bedienung verwendet wurden. Mehrere andere vom ersten Adel kamen sogar aus ihren Verstecken in die Stadt, um ihren Schutz zu gewinnen, indem sie sich um das Amt bewarben, ihr aufwarten zu dürfen.

Als daher John Peeke in Lady Lynias Gemach erschien, fand er sie von großem Prunk umgeben. Auch herrschte unter den anwesenden zwanzig Damen ein Grad von Heiterkeit, welcher keine Spur vom Düster der Gefangenschaft oder vom Entsetzen derjenigen verriet, die ihre Söhne, Töchter und Gatten beweinten, deren Väter auf Auslösung harrten oder die des mehr oder weniger bitteren Gedankens sich bewusst waren, dass ihre Männer erschlagen seien. Lady Lynia allein schien gedankenvoll, aber nicht sehr niedergeschlagen zu sein. Sie empfing John Peeke mit der Höflichkeit, die ihrem Charakter eigentümlich war, während ihr Gefolge geneigt zu sein schien, dem Jüngling, welcher gedrängt wurde, das Frühstück mit ihnen einzunehmen, die schmeichelhaftesten Aufmerksamkeiten erwies.

Wie wir uns denken können, betrafen natürlich Lynias erste Fragen das Geschick ihrer Tochter. Peeke konnte dem geängstigten Mutterherzen keine Erleichterung bringen, da er in die Sachlage nicht eingeweiht worden war. Anfangs fühlte sich der junge Gentleman in der Anwesenheit der Dona Guzman und so vieler Damen von Rang eingeschüchtert, aber seine Verlegenheit entschwand bald. Es wurde sodann Englisch gesprochen, sodass er nur von der Angeredeten verstanden werden konnte, und richtete seinen Advokaten dienst für Morgan gut und loyal aus – wenn anders Loyalität, in einer schlechten Sache gezeigt, und das gut genannt

werden kann, was auch in einem günstigen Erfolg schlecht ist.

Die Dame hörte aufmerksam zu und entlockte durch passend gestellte Fragen dem Sekretär die Hauptzüge aus dem Charakter seines Gebieters. Von Zeit zu Zeit sprach sie mit den anwesenden Frauen, welche höflich gespannt waren, einen Mann zu sehen, den man ihnen als einen eingefleischten Teufel geschildert hatte, während es doch jetzt den Anschein gewann, als besitze er jede Tugend, welche der Menschheit zur Zierde gereichen konnte.

Lady Lynia erwies sich in dieser Geistesprüfung weit gewandter als Master John Peeke. Sie hörte ihm nur mit Mitleid zu. Nachdem er eine schwunghafte Lobrede auf den transzendentalsten aller Gönner zu Ende gebracht hatte, wechselten sie plötzlich den Gegenstand, indem sie die Sprache auf England und den gegenwärtigen Zustand seiner Literatur brachte. Über dieses Thema wusste er seine Zuhörerin weit besser zu befriedigen. Sie schenkte ihm mit der schmeichelhaftesten Güte ihr Ohr.

Endlich war nur zu schnell der Augenblick herangekommen, in welchem Peeke sich entfernen musste, um Morgan anzukündigen, dass Donna Lynia seiner Befehle gewärtig sei.

Als Morgan in das prachtvolle Gemach trat, erregte er nicht geringes Aufsehen, denn nur wenige Frauen hatten je zuvor einen so herrlichen Mann gesehen. Nie hatte sich Morgans männliche Schönheit in größerer Vollkommenheit entfaltet. Das stolze Selbstbewusstsein des siegreichen Kriegers hatte seinen Zügen einen Ausdruck von Erhebung und seiner Haltung eine Majestät verliehen, in denen sich das Ideal eines Helden verwirklichte. Die meisten Damen brachen im

Ruf der Überraschung und Bewunderung aus.

Mit aller möglichen Höflichkeit und der gewinnendsten Anmut in seinen Zügen fragte er Lynia, wie sie mit ihrer Lage zufrieden sei, und forderte sie aufs Dringendste auf, ihm mitzuteilen, was er sonst noch tun könne, um ihr Glück zu erhöhen.

»Die Freiheit und ihre Tochter«, waren die einzigen Gaben, die sie von seinen Händen wünschte, aber sie hüllte dieses Gesuch an die ganze complimentreiche und höfliche Phrasologie, mit welcher er sie angeredet hatte. Morgan beschwerte sich in seiner Erwiderung, dass sie sich so bald nach ihrer Freiheit sehne, während er doch selbst ihr Gefangener für ewige Zeiten sei. In Betreff ihrer Tochter aber behauptete er, dass er nichts von derselben wisse.

Als die spanischen Damen die augenscheinliche Leutseligkeit ihres Eroberers bemerkten, wagten sie es gleichfalls ihre Ansprüche auf seine Beachtung geltend zu machen. Dunkle, glänzende Augen rollten schmachkend und manches zärtliche, bedeutungsvolle Lächeln wurde verschwendet, um die Aufmerksamkeit des Mannes zu fesseln, den man sie als ein abscheuliches wildes Tier zu betrachten gelehrt hatte.

Morgan benahm sich gefällig gegen alle und nahm ihre Herzen durch Überraschung, obwohl er keine vorzugsweise auszeichnete. Er wusste, dass sie hinfort seine Freundinnen waren. Allen sagte er leichtes Lösegeld zu und versprach ihnen zugleich, dass ihre Verwandten von der Folter befreit bleiben sollten. Man glaubt vielleicht, dass in all dem nicht viel Galanterie liege, aber in Morgans Lage war es etwas mehr – es war wirkliche Großmut.

Nachdem sich unser Held einige Zeit in Liebenswürdigkeiten erschöpft hatte, bedeutete er dem Gefolge der Dame

in höflicher Weise, dass er sich über hochwichtige Angelegenheiten mit der Donna Guzman unter vier Augen zu besprechen habe. Die Frauen entfernten sich augenblicklich mit bereitwilligen, lächelndem Gehorsam, obwohl nicht eine darunter war, welche nicht gewünscht hätte, selbst der Gegenstand von Morgans Privatgespräch zu sein.

Als Lynia mit dem Herrn ihres Geschickes allein war, wich die reiche Farbe für einen Augenblick aus ihren Wangen und kehrte dann in glühenderer Glorie zurück. Sie erhob sich von ihrem Sitz. Auch Morgan stand auf, verbeugte sich tief und blieb vor ihr stehen, sie eine Weile mit stummer Trauer betrachtend. Anfangs bemühte sie sich, seinen festen Blick kalt und ruhig zu erwidern, aber vergeblich. Sie verschleierte ihre großen, dunkeln Augen mit ihren langen Wimpern. Im Nu war all ihre Stattlichkeit verschwunden. Ihr Haupt senkte sich, sie presste die Hände auf ihren schwellenden Busen. So stand sie da, ein Bild stolzer Demut und augenscheinlich ein Opfer, dem Erbarmen des Siegers preisgegeben. Es würde schwer sein, angeben zu wollen, in welcher Weise Morgan sich dieses Benehmen deutete. Aber er sandte ihr Glutblicke zu, sein Atem wurde beschleunigt und seine Lippen bebten.

Endlich sprach er in unsicherem Ton: »Lynia, Ihr seid sehr schön – weit schöner, oh, wie unendlich schöner als in der Zeit, in welcher Ihr mich zum ersten Mal wahnsinnig machtet!«

Er ergriff dann ihre nicht widerstehende Hand und küsste sie ein oder zweimal achtungsvoll, dann aber wiederholt mit Entzücken. Sie ließ sich all dies geduldig gefallen, ohne ihre Augen zu erheben. Er führte sie dann zu einem großen Sofa und drückte die Hand, welche er in der seinen hielt, an seine

Brust. Sie zitterte darüber, schauderte und wich von ihm zurück.

»Lynia, bin ich Euch zuwider? Nehmt Ihr Anstoß an mir?«, fragte er in wehmütigem Ton.

»Ihr vergesst, dass ich Eure Gefangene bin.«

»Ich habe es nie gewusst, nie gefühlt. Lynia, bei jedem Schlag dieses meines wilden Herzens schwöre ich Euch zu: Wenn sich auch keine niedrigere Stellung denken lässt als die eines mit dem Brandzeichen versehenen Sklaven gegen seinen Gebieter, so bin ich Euch doch tausendfach mehr unterworfen als ein solcher Sklave. Haltet diese Sprache nicht für Überspannung. Unerforschlicher Geist, der du mir diese leidenschaftlichen aufopfernden Gefühle gabst, warum hast du mir die Worte versagt, um sie auszudrücken? Dass ich erlöst werden könnte durch Erbarmen oder durch den Tod!«

»Ach, leider habe ich all dies gefürchtet.«

»Lynia, fürchtet Euch nicht, denn Ihr habt keinen Grund zur Furcht. Die Szenen eines vergangenen Lebens weichen zurück wie der Rauch von der zerstörenden Batterie. Das Gemetzel des Krieges, die verlorenen und gewonnenen Wahlplätze, so manche Tat, für die ich keinen Namen habe – all dies verschwimmt wie ein Schattenspiel an einem großen Vorhang. Und wieder sehe ich mich auf dem verfallenen Turm an Eures Vaters Schloss. Ich verfolge gegen Euch meine geringe Liebeswerbung. Lasst uns sagen, die Vergangenheit habe nie stattgefunden, lasst uns sagen, Ihr hättet mich nie mit Verachtung zurückgewiesen. Schaut mich wieder zu Euren Füßen. Ihr werdet mich nicht ... nein, nein, nein ... Ihr werdet mich jetzt nicht verwerfen!«

»O, mein brechendes Herz! Mein Gatte!«

»Möge Elend sein Haupt treffen und tausendfaches Weh

ihn umringen! Warum habe ich den zitternden, ertrinkenden Köter aus der See geholt? O, jenes schöne walische Meer, aber es wäre ein viel zu ehrenhaftes Grab für den Feigling gewesen! Euer Gatte! Seid ehrlich! Lynia, wie kommt Ihr auf diesen?« Der wilde Räuber erhob sich aus seiner bittenden Stellung, richtete sich in der ganzen unaussprechlichen Majestät seiner Person auf und fuhr stolz fort: »Lynia, ich fordere Euch auf, ehrlich zu sein. Vergleicht mich mit jenem schwarzen Gerippe, Eurem Gatten. Vergleicht uns dem Körper und der Seele nach. Ich fordere Euch dazu heraus! Stellt einen Vergleich an. Jetzt ist keine Zeit, eine Selbstherabwürdigung zu erkünsteln. Ich weiß, was ich bin. In dem Guten, das in mir liegt, bin ich jenem memmenhaften Spanier so weit überlegen, als nur irgendetwas, das Gottes Ebenbild trägt, über ein schleichendes Gewürm. Und was das Böse betrifft, grausame, grausame Lynia, so lege ich dies alles auf Eure Seele!«

»Unschuldige Mutter Gottes! Was will dieser wilde Blutmensch damit sagen!«

»Ihr sprecht von einem wilden Blutmenschen? Doch das habt nur Ihr gesagt, stolze, aber herabgewürdigte Frau.«

»Ich eine herabgewürdigte Frau?«, versetzte sie mit Verachtung.

»Es ist vollkommen wahr, dass ich durch ein Meer von Blutschuld watete, aber Ihr habt mich dazu getrieben. Ihr verscheucht mich aus meiner friedlichen Heimat, habt mir fast das Herz gebrochen und mich zu dem gemacht, an was ich nicht zu denken wage. Ihr glaubt an ein Jenseits. Wenn ich meine rote Rechte erhebe und vor dem fürchterlichen Tribunal mich verantworte wegen Verbrechen, ob deren Kunde Ihr schaudern würdet, was glaubt Ihr wohl, dass ich

antworten würde?«

»Ihr rast.«

»Lynia und ich – wir sind schuldig!«

»Mann vieler Sünden und schweren Undanks, ich bin stets gütig gegen Euch gewesen – ich, die Ihr eine herabgewürdigte Frau nennt. In allem suchte ich zu Eurem Besten zu wirken. Ich scheute keine Mühe, wurde nie flau und nahm an keinem Opfer Anstand, um Euren Geist mit den wenigen Kenntnissen, die ich besaß, zu bereichern und Euer Herz zur Tugend zu bilden. Hätte ich Euch nur in der verkümmerten Stellung gelassen, in der ich Euch fand, welche Verbrechen würde ich der Welt, welches Elend den unglücklichen Spaniern erspart haben! Hört mich an, Morgan, baut aber keine Hoffnung auf das, was ich Euch jetzt sage. Ich hatte Euch gern, würde Euch geliebt haben, wenn Ihr, wie ich selbst, edel geboren und nicht so viel jünger gewesen wäre. Ihr ward damals nur ein Knabe.«

»Ja, das war der verhängnisvolle Irrtum.«

»Nun, Sir, wozu nutzlose Rückblicke? Euer Herz muss Euch übrigens sagen, dass Ihr von meinen Händen nichts als Gutes empfangen habt, für das Ihr mich und die Welt mit grenzenlosen Übel bezahltet. Möge Gott Erbarmen haben mit Euch.«

»Haltet mich nicht für einen Schurken, Lynia. Tut es nicht, es könnte für Euch gefährlich werden.«

»Ich, eine herabgewürdigte Frau!«

»Ich wollte damit sagen, dass Ihr das edle Blut, auf welches Ihr so stolz seid, herabgewürdigt habt, indem Ihr eine spanische Vogelscheuche geheiratet habt – einen Käufer und Verkäufer, einen Menschen, der nichts kennt als Gewinn und Verlust, einen armseligen Wucherer. War das wohl ge-

tan von der hochgeborenen walischen Lady? Ein englischer Franklin ist ihrer ein ganzes Tausend wert.«

»Er war die Wahl meines Vaters und gehörte meiner Religion an.«

»Und seine Religion! Wie gefällt Euch diese Religion, die Ihr jetzt in aller ihrer Herrlichkeit schauen könnt in diesem allerkatholischsten Land? Eure Mirakel, Eure Beichtstühle, Eure sehr einsichtsvollen Pfaffen? Ihr könnt Euch offen aussprechen. Ich werde Euch nicht an die Inquisition verraten. Ihr hattet stets einen forschenden Geist. Seid offen und sprecht Euch unverhohlen aus, nachdem Ihr selbst gesehen und ein Urteil gewonnen habt.«

»General Morgan, ich kann Euch kaum antworten. Indessen möchte ich doch lieber über Religion als über Liebe mit Euch sprechen. Der wahre Glaube ist hier allerdings nicht zu finden. Er wohnt weder in dem Herzen der Lehrer noch der Schüler, aber ich hoffe mit Inbrunst zu Gott, dass er ihnen ihre Unwissenheit um des guten Willens vergeben wird. Die Irrtümer einer fernen Provinz können die Wahrheit der römisch-katholischen Religion nicht bei trächtigen.«

»Euer Gatte ist ein Pfaffenknecht ist es nicht so?«

»Diese Frage ist nicht edelmütig, indessen will ich Euch nicht durch allzu große Bedenklichkeit reizen. Es wäre zu wünschen, da mein Gatte mehr auf die Gebete Gottes und seines eigenen Herzens hörte als auf die der Priester.«

»Na, da haben wir schon etwas. Schöne Lynia, Ihr seid nicht zufrieden. Darin liegt Balsam für mich. Vergebt mir mein früheres Ungestüm. Bedenkt, wie schmerzlich es mir sein musste und noch ist, ein so vollkommenes Wesen zu lieben – es hoffnungslos zu lieben. Es findet eine Sympathie zwischen uns statt, die, obwohl Ihr es nicht einräumen mögt,

zuletzt doch mein Geschick mit dem Euren verketteten wird. Nein, erschrick nicht, du Vollkommenste unter den Lieblichen, ich will nicht durch Mord die Hindernisse beseitigen.«

»Ich danke Gott, dass er aus Eurem Bereich ist! Vergebt mir, Morgan.«

»Diese Gesinnung ist in einem Weib natürlich. Aber dennoch wundere ich mich, dass Ihr einem so welken Stängel zugetan sein könnt. Schon in seiner Mannheit war er nicht gewinnend – und nun ein Pfaffenknecht.«

»Er ist der Vater meiner Tochter.«

»Er schuldet mir sein Leben. Oh, wie bitter bereue ich es!«

»Nicht doch, General Morgan, Ihr habt selbst diesen Schuldbrief zerrissen. Wenn Ihr ihn, wie Ihr sagt, wie einen ertrinkenden Hund rettetet, so wolltet Ihr ihn wie einen Hund niederschließen. Ich hatte Euch alles vergeben, bis Ihr diese meuchlerische Tat begingt.«

»Es ist falsch. Ihr habt mich schändlich verleumdet. Selbst damals noch war ich schuldlos in Gedanken! Und in Tat. Jener verfehlte Schuss kam aus der Hand eines Menschen, der die Unbill, welche am Sohn seines Herrn geübt wurde, empfindlicher nahm als dieser Sohn selbst. Ein alter Diener meines Vaters machte den Versuch. Hätte ich in dem Augenblick, als er die Arkebuse abfeuerte, nicht seine Hand zurückgeschlagen, so könntet Ihr, Lynia, jetzt das Web meines Herzens sein. Zweimal rettete ich das Leben meines jämmerlichen Nebenbuhlers.«

»Ah, und ist es wirklich so? Dann, Morgan, habe ich Euch sehe irrig beurteilt und ich bitte Euch wegen dieses Unrechts um Verzeihung.«

»So sind wir also Freunde, teure Lynia?«

»Innige, warme Freunde, Morgan – aber verlangt nicht

mehr.«

»So weit bin ich zufrieden, meine unvergleichliche Schönheit.«

Dieses denkwürdige Gespräch endete mit dem von Morgan freiwillig abgelegten Versprechen, er wolle sich Mühe geben, der Donna Guzman ihre Tochter zurückzustellen. Eine gleiche Zusage machte er auch dem bittenden Mädchen, indem er ihr versprach, allen menschlichen Kräften aufzubieten, um ihre Mutter aufzufinden. Vermutlich war es aber eine übermenschliche Anstrengung, in eines der Gemächer des Hauses zu gehen und seine Bewohnerin in ein anderes zu führen, denn es fiel Morgan nicht entfernt ein, dies zu tun.

Vierunddreißigstes Kapitel

Morgans Saumseligkeit wird gerügt. Er bemäntelt und versucht Zeit zu gewinnen, verfolgt seine Liebeswerbung, welche fast mit einem Mord endet. Im Ganzen gelingt es ihm, sich maßlos elend zu machen.

Fünf Tage lang wähnte Morgan, dass seine Werbung, einen günstigen Fortgang nehme. Die Dame war zu allen Zeiten sorg fältig darauf bedacht, ihn ja nicht dadurch zu reizen, dass sie ihn durch eine Schaustellung ihrer Tugend außer sich brachte. Dennoch konnte ihr nie die Schuld beigelegt werden, als hätte sie ihm Grund zu hoffen gegeben. Allerdings hatte sie längst aufgehört, gegen ihren Gatten Liebe oder auch nur Hochachtung zu fühlen. Der Zahn der Zeit und die Fluktuationen von großem Gedeihen und einem

drohenden Unglück, welche sich vom Leben eines Kaufmanns nicht trennen lassen, hatten seinen Leib ausgemergelt und seine Stimmung versauert. Er war furchtbar bigott und bewahrte in seinem Herzen einen ungereimten Hass gegen alles, was den Namen Englisch trug.

All dies war seiner Gattin sehr unangenehm, da sie fast dieselbe Abneigung gegen die spanische Nation hegte, die er gegen ihr Heimatland kundgab. Dazu kam noch von ihrer Seite eine tiefe Verachtung gegen die Spanier als Männer – ein Gefühl, dem Don Antonio Guzman den Engländern gegenüber nicht Raum zu geben wagte, obwohl sie seine Schiffe kaperten, seine Waren raubten und nun nicht nur sein Haus geplündert, sondern auch seine Felder verödet hatten.

Selbst in Betreff des Benehmens waltete zwischen den schlecht zusammenstimmenden Gatten eine ernste Meinungsverschiedenheit vor. Wenn sie dann in ihren Argumentationen und nicht sehr zarten Versuchen, sich gegenseitig zu anderen Ansichten zu bekehren, nicht recht zustande kommen konnten, pflegte sich Don Guzman auf die schreckliche Beihilfe dessen zu berufen, was er ihre Religion zu nennen liebte, obwohl Donna Lynia dieselbe längst als Aberglauben zu betrachten begonnen hatte.

Ebenso wenig dürfen wir in diesen Rücksichten die physischen Eigenschaften beiseitesetzen: Zeit und Klima hatten ihrem Gatten schwer mitgespielt. Er war ausgemergelt, seine Züge waren scharf und die Knochen seines Gesichtes nur knapp mit einer gelben, dicht angespannten Haut überzogen. Bereits ging er gebückt und das wenige Haar, welches ihm geblieben war, war fast ganz weiß geworden. Er war ein alter Mann mit der ganzen lebhaften Reizbarkeit und Unruhe der Jugend. Zu allen diesen moralischen und körperli-

chen Mängeln kam auch noch, dass er sehr launisch und (wir brauchen nicht beizufügen höchst grundlos) eifersüchtig war.

Die zehn Jahre jüngere Lynia, welche einen wohlgeordneten Geist und eine der gesündesten englischen Konstitutionen besaß, war wunderbar gediehen und hatte mit ihrem zunehmenden Embonpoint an Schönheit gewonnen. Sie war ein eigentliches Wunder unter den hageren, gelben Spaniern. Ihre Reize, nun in der Fülle ihrer Vollkommenheit, hatten alle Köpfe verdreht und die Herzen der gesamten männlichen Bevölkerung zu Panama gewonnen, während die weibliche sie in demselben Grad bewunderte und beneidete.

Wir geben unseren Lesern mit unserem feierlichen Wort die Versicherung, dass wir uns in unserem Lob keine Übertreibung erlauben, um eine vollkommene Heldin zu schaffen, und berufen uns deshalb auf das ehrliche Zeugnis eines hart lebenden und hart fechtenden Bukaniers, welcher dieses Wunder sah und mit ihm sprach.⁶ Den ersten Eindruck, den sie auf ihn machte, schilderte er folgendermaßen:

Sie war damals sehr vernachlässigt, aber eine große Schönheit, die mit allen Reizen verbunden war, kam natürlich zum Vorschein. Ihre Haare waren von einer beeindruckenden Schwarzheit, ihre Haut von einem blendenden Weiß und ihre Augen von einer erstaunlichen Grünheit. Ihre lebhaften Augen und ihr Teint leuchteten noch unter all dem. Zudem verfügte sie über eine ansprechende Taille, einen schönen Hals und ein angenehmes Übergewicht, was sie gut aussehen ließ. Er schließt mit den Worten: In den Niederlanden und in Europa habe ich keine vollendetere Frau gesehen.

⁶ Alexandre Olivier Oexmelin

Der vizekönigliche Hof des Präsidenten von Panama Don Perez Guzman, ihres Schwagers, zeichnete sich durch seine großartige Pracht aus, und die Bewunderung machte sie hier zur Königin, so gewissermaßen ihrer mehr als vortrefflichen Schönheit und geistigen Überlegenheit, welche so allgemein und freiwillig von allen Klassen anerkannt wurde, einen offiziellen Stempel verleihend.

Unter solchen Verhältnissen darf es nicht überraschen, wenn Lynia in den geheimen Winkeln ihres Herzens eine unausgesprochene Verachtung gegen ihren schwachen und im Beurteilen befangenen Gatten barg. Die Welt wusste nichts davon. Sie wagte es nicht einmal, es sich selbst oder im Gebet ihrem Gott zu bekennen. Aber dennoch war dieses Gefühl vorhanden und nie stärker als zu der Zeit, in welcher der Eroberer kam. Die Vergleichung wurde ihr aufgedungen – sie konnte dieselbe unmöglich von sich abhalten. In allen Dingen war Morgan das gerade Widerspiel von ihrem Gatten. Aber obwohl der majestätische Bukanier, welcher drei Jahre jünger war, als sie selbst, in der Blüte seiner Mannheit und Schönheit zu ihren Füßen lag, wankte sie sich doch nie in ihrer Tugend. Gleichwohl sündigte sie schwer, indem sie ihr Geschick beklagte.

Morgans Stunden, ja sogar seine Minuten waren sowohl für ihn als auch für die Sicherheit seiner ganzen Bande von hoher Wichtigkeit. Dennoch zögerte er – ein liebesiecher, demütiger Werber – drei Tage. Es war viel für ihn, sehr viel für einen Mann von seinem ungestümen Temperament, der sich von Feinden umgeben sah. In der Geschichte der Leidenschaft hätten sie für Jahre zählen können. Wie glatt, wie weit, wie sanft war damals dieser Mann des Blutes und der kühnen Tat. Mächtige Gehilfen standen ihm zur Seite. Er konnte

seiner unbeugsamen Schönen die herrlichsten Aussichten vor Augen führen – Herrschaft, Ruhm. Alles legte er ihr als Opfergabe zu Füßen. Er ging mit tiefer, einschmeichelnder Sophistik zu Werke. Die Pflichten der Religion, die Vorschriften der Moral schmolzen dahin vor der überredenden Wärme seiner harmonischen Worte.

Als Lynia fand, dass ihr Herz ganz ihm gehörte und dass sie ihn trotz seiner schuldbeladenen Seele liebte, erhob sie sich in aller ihrer Kraft. Nun erst wies sie ihn mit Verachtung zurück. Sobald sie ihre eigene Gefahr erkannte, hörte sie auf, zu temporisieren. Sie gebot ihm streng und bestimmt, alle Hoffnungen aufzugeben. So schieden sie am dritten Abend im Unwillen.

Dieser Unwillen – von ihrer Seite war er zu drei Teilen mit Liebe gemischt! Der blöde Freibeuter entdeckte dies nicht, und der Zorn schwoll furchtbar in seinem Inneren. Er warf seine Höflingstracht beiseite und kleidete sich wieder in die des Krieges.

Seine Umgebung zitterte. Er war zu wild, als dass man ihm nahe zu kommen wagte, zu gefährlich, um vernachlässigt werden zu können.

Aber Morgan ließ sich bald durch seinen Grimm zu weiteren Schritten bewegen und gab sich bis zur Gemeinheit herab. Er schickte seinen Sendboten John Peeke aus und ließ das Ohr der Dame mit beunruhigenden Märchen füllen. Der junge Mann musste ihr mitteilen, die Truppen seien gegen sie aufgebracht. Ihr Gefolge wurde nach und nach gemindert, bis ihr zuletzt nur noch eine einzige, hässliche alte Negerin blieb. Dann kürzte man ihr die Nahrungsmittel und versagte sie ihr zuletzt ganz und gar. Morgan war sehr im Irrtum, wenn er glaubte, in dieser Weise einen Geist besie-

gen zu können, der ebenso unbeugsam war, wie sein eigener.

Als er von seinem Sekretär vernahm, dass sie sich augenscheinlich im Schmerz verzehre, dass sie durch die Verfolgung kleinmütig geworden und infolge des langen Fastens ganz niedergeschlagen sei, machte er wieder seinen Besuch. Wäre Morgan einer Träne fähig gewesen, so hätte er weinen müssen, als er Zeuge der großen Veränderung war, welche eine Woche Elend und Fasten in ihrem Äußeren hervorgebracht hatte. Aber dennoch war sie noch immer ausnehmend schön.

Der Heuchler begann das Gespräch, indem er sich anstellte, als beklage er aus dem Grunde seines Herzens das Leid, das er ihr so unbarmherzig zugefügt hatte. Er beteuerte, in Betreff ihrer und der übrigen auf Lösegeld festgehaltenen Gefangenen sei ihm von den Offizieren seiner eigenen Armee alle Gewalt genommen worden. Er setze sogar nun seine persönliche Sicherheit durch diese Zusammenkunft in Gefahr.

Lynia glaubte ihn unbedingt. Ihre Augen glänzten in unterdrückter Liebe; aber ihn bewegte nichts, denn er fuhr fort, seinen Anschlag zu verfolgen. Er vertraute ihr sodann einen Plan, den er entworfen habe, um sie beide der Knechtschaft zu entreißen, welche, wie er trüglisch behauptete, sie gefesselt halte. Das Gelingen desselben sei nicht anders einzuleiten, als dass sie gemeinschaftlich und allein als Liebende verschwänden. Aber obwohl sie keine Ahnung von dem Trug hatte, wies sie doch kalt die angeratene Flucht zurück und wollte lieber an Ort und Stelle sterben, als ihre Ehre der Gefahr aussetzen.

Morgan war erstaunt und über die Maßen aufgebracht, so-

dass er nur mit der größten Mühe seinen Zorn zu unterdrücken vermochte. Aber dennoch gewann er es über sich, weitere Verstellung zu üben. Er verlängerte seinen Besuch auf die Dauer von Stunden und es schien, als sei er nie aufrichtiger, leidenschaftlicher und ergebener gewesen. Er drang noch immer in sie, dass sie ihr Geschick für nun und immer an das seine kette, sprach mit ihr von seinen Schätzen, von seiner Macht. Wenn sie sich nach Pracht und Größe sehne, wolle er für sie eine halbe Welt erobern, denn in Vereinigung mit ihr sei ihm nichts unmöglich. Liebte sie eine schöne Einsamkeit, so wollte er für sie ein unentdecktes Paradies aufsuchen – irgendeine grüne, mit Blumen besäte Insel, so abgeschieden, dass keine Sorge dahin reichen konnte. Dort wollten sie zusammen leben in dem ganzen Hochgefühl der Unschuld. Sie sollte ihn Frömmigkeit lehren, ihn mit ihrem Gott versöhnen.

Aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Das letztere Bild würde ihr vielleicht eine unwiderstehliche Versuchung geboten haben, da ihr wohl der ödeste Platz ein Himmel gewesen wäre, hätte sie ihn mit ihm teilen können ohne Verbrechen. Aber dies wagte sie ihm nicht zu sagen, obwohl der Gedanke durch ihren Körper bebte und auf ihrer Zunge zitterte. Sie schauderte, schluchzte konvulsivisch und ihre zarten Hände stießen ihn von sich, während ihr Herz danach glühte, an dem seinen zu schlagen. Damals war es, als sie zum ersten Mal die Schrecken und die Kraft der Liebe in ihrer ganzen Allmacht kennen lernte.

Können wir sie um dieses ungestümen Gefühls willen verdammen? O nein, denn es barg die Erhabenheit der Tugend in sich. Wenn sie nicht geliebt hätte, wo wäre dann der überschwängliche Ruhm ihres Widerstandes? Wiederholt nahm

Morgan zu jenem Übermaß menschlicher Rohheit seine Zuflucht – zur Gewalt. Aber er sah sich zu Achtung eingeschüchtert und verließ sie bis zur Bewunderung gedemütigt, aber dennoch nicht verzweifelnd. Er hatte noch andere Hebel im Hinterhalt, die er in Anwendung zu bringen gedachte.

Was Morgan von dem meuterischen Geist seiner Armee gesprochen hatte, war nicht ganz grundlos, denn der Unwille über seine Untätigkeit wurde täglich lauter. Die höheren Offiziere waren zwar noch immer achtungsvoll und gehorsam, aber der gemeine Mann lärmte offen und die französischen Truppen wurden maßlos ungestüm. Es verbreiteten sich Gerüchte, dass zu Carthagena ein großes Heer altspanischer Soldaten gelandet habe, dass zu Portobello große Aushebungen stattfänden und dass der ganze Landstrich zwischen den Bukaniern und ihrer Flotte zu Chagre sich in Masse zu erheben beabsichtige. All dies hatte seine Richtigkeit; aber sowohl die Gelandeten als auch diejenigen, welche zu den Waffen greifen wollten, waren Spanier!

Die wilderen von Morgans Leute beteuerten, er sei nicht länger ein Krieger, sondern ein Weib. Warum folgte er, wenn ihm die Frauensperson gefiel, nicht den guten alten Brauch der Küstenbrüder, die eben nicht ekel wären und es mit den Zeremonien nicht genau nähmen? Sie für ihre Personen können all diese Torheit nicht begreifen. Es sei keine große Entschädigung für die Gefahr der Zögerung, wenn man ihnen stets vorhalte, sie seien nun reguläre Soldaten und Seeleute, die in des Königs Auftrag handelten. Ihnen sage die schwarze Flagge ebenso gut zu, wie das Kreuz, sinntemal Letzteres nur eine größere Sündenmenge decken müsse.

Den Morgen nach Morgans eben berichteter Zusammenkunft mit Lynia machte eine Deputation der Kapitäne, den Vizeadmiral Collier an ihrer Spitze, dem Oberbefehlshaber ihre Aufwartung und stellte ihm achtungsvoll die Stimmung der Soldaten, die ihm übrigens nicht unbekannt war, nebst der großen Gefahr einer länger verzögerten Abreise vor.

Unser Held empfing sie höflich und ohne ihren Rat übel zu nehmen, bedeutete ihnen aber, dass er einige sehr gute Gründe für eine kurze weitere Zögerung habe. Er drückte dabei die Hoffnung aus, dass sich der Präsident noch erwischen lasse, dessen Lösegeld ungeheuer sein würde. Die Deputation entfernte sich zufrieden. Die Truppen erhielten das Versprechen, dass sie in Bälde nach Jamaika zurückkehren sollten.

Denselben ganzen Vormittag beschäftigte sich der General emsig mit Vorbereitungen für den Aufbruch und für schleunigere Beitreibung des Lösegeldes, welches für seine viele Gefangenen entrichtet werden sollte. Gegen vier Uhr hielt er mit seinen Hauptoffizieren ein schwelgerisches Bankett, bei welchem er sich wieder seiner alten Gewohnheit des vielen Trinkens hingab. Er schien äußerst heiter zu sein, obwohl je zuweilen eine große Zerstreutheit nicht zu verkennen war. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um den Betrag der zu teilenden Beute. Allgemein sprach sich der Wunsch aus, dass der Rückzug unverweilt angetreten werden möchte.

Morgan hatte darauf Bedacht genommen, dass an denselben Tag Donna Guzman ein reichliches Mahl geschickt werde, aus den besten Speisen und den seltensten Weinen bestehend. Auch wurde Master Peeke beauftragt, mit ihr zu dinieren und dafür Sorge zu tragen, dass sie der Tafel gehörige

Gerechtigkeit widerfahren lasse, im Falle sie nach dem langen Fasten nicht geneigt sein sollte, sich derselben so recht zu erfreuen.

Wir leben in gar ekligen Zeiten, und es wäre heutzutage gefährlich, alle Handlungen eines Bukanier zu berichten. Die Geschichte des Tarquin und der Lucretia würde, wie subtil auch die Worte gesetzt wären, in einer modernen Novelle als sehr geschmacklos erfunden werden. Sei nun dies Affektation oder nicht, wir beugen uns der gebieterischen Anforderung des neueren Geschmacks und wollen uns Mühe geben, nicht gegen die Begriffe von Zartgefühl, wie sie heutzutage üblich sind, zu verstoßen.

Morgan trat in Lynias Gemach, als die warmen Strahlen der untergehenden Sonne die Fenster erhellten. Er glühte vom vielen genossenen Wein. Auch die Dame war infolge des Mahles, das ihr nach langen Fasten so gutgetan hatte, ein wenig aufgeregte. Der General war eher lärmend als höflich in seiner Begrüßung und ergriff ohne Weiteres ihre beiden Hände, die er wonnetrunken an seine Lippen führte. Er beteuerte dann mit Ungestüm seine Liebe, und zwar in so unkluger Weise, dass ihre Empfindlichkeit, augenblicklich rege wurde. Es folgte nun eine sehr stürmische Szene. Morgan vergaß sich zum ersten Mal so weit, dass er sich Kränkungen erlaubte und zu drohen wagte. Dies rief die volle Gewalt von Lynias Entrüstung hervor. Sie ergoss in einem Strom von Beredsamkeit die Sprache einer Verachtung, die sie nicht fühlte, und eines Abscheus, der ihrer Seele fremd war.

»Ha, stolze, unverschämte Schönheit, ich werde Euch gefangen nach Jamaika führen.«

»Dennoch trotze ich Euch.«

»Nein, dieses Los wäre noch viel zu mild für Euch. Ich wer-

de Euch zu einer Insel bringen, wo kein zivilisiertes Geschöpf ist, um Euch zu bemitleiden, kein Gesetz, um zwischen mich und meinen gerechten Zorn zu treten. Da sollt Ihr arbeiten als eine Sklavin unter Sklaven.«

»Tyrrann, du bist nur mächtig über kleine Seelen. Sterben kann ich stets. O, ihr unmenschlichen Seeräuber, Foltern sollen mir nie etwas Feiles erpressen. Und was dich betrifft – o heiligste Maria, gib mir Sprache, um meine Verachtung auszudrücken.«

Und so ging es fort – beiderseitiges Rasen – während über Morgan Wut und Hass ganz die Oberherrschaft gewonnen hatte. Doch bald hörte der Wortstreit auf. Lautes Geschrei hallte durch die königlichen Gemächer. Der Hilferuf erreichte sogar die Ohren der Schildwachen, welche im Palast umher auf ihren Posten standen. Dann war plötzlich alles still. Die stolze Lady hatte bewiesen, dass sie zu sterben wagte. Die Dolchspitze war an ihren gekränkten Busen gesetzt, und der wilde Liebhaber kämpfte um das Leben des Opfers, welches er eben zu überwältigen gesucht hatte, gegen den selbst geführten Stoß zu schützen.⁷

⁷ Es ist nicht unsere Schuld, dass wir hier einen solchen Gemeinplatz berichten müssen, der von zahllosen Romanen und Schauspielen so sehr abgenutzt ist. Der Vorgang ist wirkliche, ungeschminkte Tatsache und wird von vier verschiedenen Schriftstellern in vier verschiedenen Sprachen, der englischen, der französischen, der spanischen und holländischen, fast auf dieselbe Weise erwähnt. Die Autoren weichen mit einer einzigen Ausnahme nur in den Reden voneinander ab, welche sie der Dame zuschreiben, aber durchaus nicht in Schilderung der Handlung oder in Betreff des Werkzeuges, mit welchem sie vollzogen werden sollte. In solchen Fällen ist eigentlich Selbstmord das einzige Zufluchtsmittel der Frau und derselbe nur deshalb ein Gemeinplatz, weil er so ganz natürlich ist. Die vorerwähnte Ausnahme bezieht sich auf

Nach einem gewaltsamen Ringen kam er in den Besitz ihrer Waffe und stand nun regungslos, beschämt und gedemütigt vor ihr. Erhitzt, keuchend, aber doch mit völlig gesammeltem Geist sandte sie ihm entrüstete Blicke stolzer Verachtung zu. In diesem Augenblick schien ihre Schönheit übermenschlich zu sein. Der himmlische Ausdruck von Hoheit, der ihre Züge überflog, war in Wahrheit ehrfurchtgebietend. Nie zuvor hatte Morgan so sehr ihre Überlegenheit gefühlt, nie zuvor so innig und so hoffnungslos geliebt.

Außer Stande, den Glutblick ihrer Verachtung länger zu ertragen, sank der wilde, ungestüme, stolze Mann auf seine Knie vor ihr nieder und bat sie in kaum hörbarer Stimme um Verzeihung.

»O, entfernt Euch, entfernt Euch, erbarmenloser Tyrann. Es ist niedrig, unaussprechlich niedrig, eine Gefangene so schimpflich zu behandeln. Ich kann in Euch nicht länger den freien, offenen Jüngling erkennen, den ich einst in meines Vaters hingefälligen Hallen begünstigte. Nicht länger entdecke ich in Euch den Mann des Mutes, den Besieger von Flotten, der Eroberer von Königreichen und den Bändiger von Heeren. Ihr steht nun vor mir in Eurer nackten Abscheulichkeit. Den Menschen, welchen ich irrtümlicherweise für einen Helden hielt, muss ich nun als eine Memme erkennen. Gegen ein Weib, gegen ein von Hunger geschwächtes Weib, das Euere Gefangene, ja, und Euer auserlesener Gast ist, gegen ein so geschütztes Weib habt Ihr viehische Gewalt ge-

den französischen Historiker, welcher Morgan von Herzen hasst und allem aufbietet, um seinen Charakter gemein und verächtlich erscheinen zu lassen. Er gibt an, die Dame habe nach einer vollkommen heroischen Rede den Dolch nicht auf sich, sondern auf den Angreifer gezuckt und ihn so wie eine besiegte Memme von sich fortgeschleucht.

braucht!«⁸

»Hört auf, o Lynia, die Scham bricht mir das Herz!«

»Geht. Ich verlange nichts mehr. Eure Abwesenheit wird mir zu einem Segen gereichen. O, wie schlimm habe ich mich in diesem Mann getäuscht!«

»Lynia, sagt nur, dass Ihr mir mit der Zeit vergeben wollt. Ich war wahnsinnig, wusste nicht, was ich tat. Glaubt, dass es die Trunkenheit der Liebe war, und vergesst.«

»Liebe!«

In ihren gerungenen Händen und in dem Blick, den sie gen Himmel kehrte, steigerte sich ein Gemisch von zwanzig wechselnden Leidenschaften zu einem so tiefes Pathos gekränkter, aber doch triumphierender Erregung, dass Morgan fast vor einem Engel zu knien vermeinte. Die plötzliche Erschütterung schaffte ihr Erleichterung, und sie brach in Tränen aus. Sie weinte reichlich, ohne ihrer Aufregung Zwang anzutun, da sie für ihren Schmerz so viele Gegenstände hatte. Sie beweinte ihre Haft, ihre ermordeten und gefangenen Freunde, ihre verlorene Tochter, ihre schutzlose und der Beschimpfung preisgegebene Lage, namentlich aber auch Morgans eigene Herabwürdigung. Ihm galten die Tränen des Mitleids und noch eines innigeren Gefühls, aber alle diese Dinge wirkten zusammen, um den herben Zährenstrom hervorzurufen, als sie das geschändete Wort Liebe hörte.

»Ja«, nahm Morgan wieder auf, »die Liebe trieb mich zum Wahnsinn. Morgen brechen wir auf. Sagt mir, dass ich auf

⁸ Da Morgan, wie wir später zeigen werden, einmal mit einer nicht unbedeutenden Wunde und mit blutbeflecktem Kleid Lynias Gemach verließ, so vermuten wir, dass diese Tatsache zu dem Bericht des französischen Autors Anlass gab.

Vergebung hoffen dürfe.«

»Gut, so verlasst mich denn. Geht und zieht im Frieden.«

»Allzu edelmütige Lynia«, sagte Morgan aufstehend, »ich fühle tief Eure Güte und bewundere unaussprechlich die Erhabenheit Eures Charakters. Aber missversteht mich nicht. Ich bitte nur um Verzeihung wegen meiner unmännlichen Rohheit, nimmer mehr wegen meiner Liebe. Ich bin stolz auf sie. Sie soll das bleibende Gefühl meiner Seele sein, allen meinen Handlungen Farbe verleihen und entweder der Segen oder der Fluch meines Lebens werden. Ich gebe meine Hoffnung nicht auf, weiß aber nun, dass ich mich Eurer würdig machen muss.«

»Verlasst mich, Henry Morgan. Oh, verlasst mich!«

»Ihr vergebt mir also dies, Lynia?«

»Ich will mir Mühe geben, es zu tun.«

»Glorreiches Musterbild der Tugend, möge Euch alles Glück begleiten!«

Morgan verbeugte sich ehrerbietig und ging.

Nachdem sich der Sturm in Donna Guzmans Seele einigermaßen gelegt hatte und der Gegenstand ihrer gerechten Ertröstung fern war, prüfte sie ernstlich ihr eigenes Benehmen. Obwohl ihre Handlungen die strengste Untersuchung aushalten konnten, war es doch mit ihren Gefühlen nicht der gleiche Fall.

»Ach, o der Schwäche der Frau, ich kann diesen Mann nicht hassen«, rief sie auf ihre Knie niederfallend. »An dich, an dich, heilige Mutter des Mensch gewordenen Gottes, wende ich mich und flehe dich um Kraft an, ihn ... wie ... zu hassen? Ach, nein, denn es ist uns ja geboten, auch unsere Feinde zu lieben. In seinen Blicken, in dem Ton seiner Stimme liegt etwas, was mit meiner Seele verwandt ist. Es däucht

mich, als seien wir schon in einem früheren Dasein zusammengetroffen. Könnte er die Blutflecken von seiner Hand abwaschen. Doch ich spreche Eitles. Hätte er nur Religion – welche herrliche Laufbahn wäre ihm beschieden gewesen und wie erhaben wäre sein Andenken nach seinem Tod! Ich könnte dann stolz sein auf meinen früheren Zögling; aber ihn zu lieben, ich, eine Frau und eine Mutter!«

Der Kampf war schrecklich und endete, wie er begonnen hatte, in einem leidenschaftlichen Tränenausbruch.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Morgan verfolgt seine Geliebte und spielt den Heuchler, ohne damit viel zu erzielen. Er schwelgt mit einem Mann, der seine Pflicht kennt. Seltsames Ende der Schlemmerei.

Morgan konnte zwar durch augenblickliche Eindrücke ergriffen und überwunden werden. Da er aber durchaus keine sittlichen oder religiösen Grundsätze besaß, so wichen die besseren Gefühle bald wieder seinen wilderen Leidenschaften. Den Tag nach seiner Niederlage war er verstimmt und ungemein reizbar. aber mit einer Gemeinheit, zu der sich nur solch ein Mann oder kein Mann herablassen konnte, brachte er die Leute auf den Glauben, als sei er nicht nur ein begünstigter, sondern sogar ein gehätschelter Liebhaber.

Er betrieb nun seine Vorbereitungen zum Rückzug mit dem größten Eifer, indem er seine Kapitäne vor sich beschied und ihnen befahl, dass jeder so und so viele Maultiere zum Transport der Beute beizuschaffen habe. Aber in Mitte dieses Gedränges fand er doch noch hinreichend Zeit, um

seine Werbung in der ihm eigentümlichen Weise zu verfolgen. Er setzte das Gerücht im Umlauf, die Schwägerin des Präsidenten stehe in eifriger Korrespondenz mit den Feinden und zettelte mit denselben Komplotte an. Er brachte gefälschte Briefe, welche von ihr und an sie geschrieben sein sollten, zum Vorschein und bediente sich dann jener geschmeidigen Maschine, eines Kriegsrates, um Lynia in einen Kerker zu werfen und als Lösegeld für sie die ungeheure Summe von fünfzigtausend Piastern zu fordern. Demgemäß wurde der Gegenstand seiner Verfolgung in ein elendes, unterirdisches Loch gebracht, wo man ihm nur spärlich Brot und Wasser reichte.

Nach achtundvierzig Stunden des Hungers und der Dunkelheit begab sich der sanfte Liebhaber unter dem Anschein, als habe er sich nur heimlich und durch Bestechung Zutritt verschafft, zum Gegenstand seiner Zuneigung. Er beschwerte sich bei diesem Besuch laut gegen die Tyrannei und Unverschämtheit seiner eigenen Offiziere und drohte, wenn er nach Jamaika zurückkomme, sie alle vor ein Kriegsgericht zu stellen. Zugleich beteuerte er, dass ihm in Beziehung auf sie alle Macht genommen sei, teilte ihr mit, wessen sie beschuldigt worden war, und zeigte ihr den Befehl des Kriegsrats, welcher unter Spezifizierung der ihr zur Last gelegten Anschuldigungen ihre strenge Einkerkierung und ihr Lösegeld anordnete.

Nachdem er das von ihm selbst herbeigeführte Missgeschick hinlänglich beklagt hatte, wurde er wieder der sanfteste und glühendste Liebhaber, obwohl er beim gegenwärtigen Anlass die Achtung nie aus den Augen ließ. Er flehte leidenschaftlich und aufs Arglistigste, indem er ihr versicherte, dass ihm noch hinreichender Einfluss geblieben sei,

um ihre gemeinschaftliche Flucht bewerkstelligen zu können. Es stehe daher noch immer das höchste menschliche Glück in ihrem Bereich. Dann berührte er eine sehr empfindsame Seite ihres Herzens. Nicht länger sprach er von Eroberungen, Ruhm oder indianischen Paradiesen, machte aber dagegen den Vorschlag, sie sollten beide vergessen, dass sie je Cardigan Bay verlassen hätten. Der Wahrheit gemäß teilte er ihr mit, dass seine Schätze ungeheuer seien. Er wolle all sein Eigentum in Geld umwandeln, mit ihr nach Wales reisen, das Schloss Glenllyn wiederaufbauen und das ganze benachbarte Land ankaufen, damit sie dort den Rest ihrer Tage in gut altenglischem Baronialprunk verbringen könnten.

Das war ein sehr verlockendes Gemälde, aber die Bilder ihres Gatten und ihrer Tochter traten verdüsternd vor Lynias Seele. Was Morgan betraf, so machte ihm der Gedanke an seine eigene milde und nur zu wenig tatkräftige Gattin nicht viel Sorge.

Er handelte und sprach, als ob sie gar nie existiert hätte, wie denn auch Donna Guzman nichts von ihrem Vorhandensein erfuhr.

Morgan beunruhigte und quälte den Gegenstand seiner Bewerbung, ohne jedoch dem Ziel seiner Wünsche näher zu kommen. Er wiederholte seine Besuche mehrere Male, aber mit demselben Erfolg. Endlich begann er zu glauben, dass in der Tugend doch etwas Wirkliches sein müsse. Es fehlte wenig, dass er seine eigenen Grundsätze und seine Irrreligion beklagt hätte.

Unser Held war schon einundzwanzig Tage länger in Panama geblieben, als die Klugheit es rätlich erscheinen ließ. Die moralischen Folgen davon waren für ihn, sofern sein Kommando über einen wilden Truppenhaufen infrage kam,

sehr nachtheilig. Die Bukanier schrieben die Zögerung zwar der richtigen Ursache, aber unter unrichtiger Voraussetzung zu, denn sie meinten, er schwelge im Taumel einer belohnten Liebe, und wurden in höchstem Grade ungehalten, bis endlich diese Stimmung in die Eiterbeule der Verschwörung ausbrach.

Einer von den lautesten Unzufriedenen, Kapitän François, ein normannischer Matrose, welcher regelmäßig zum Piraten erzogen worden war, veranlasste mehr als hundert von seinen Landsleuten, nebst einigen schurkischen Engländern, sich des großen Schiffes und des besten kleinen Fahrzeugs, das in der Bai von Panama lag und, wie oben bemerkt, von Morgan genommen worden war, zu bemächtigen.

Sie hatten unter sich ausgemacht, diese Schiffe gut zu bewaffnen, sich der Schätze der Armee zu bemächtigen, nachts in See zu stechen und Morgan nebst seinen Gefährten ganz und gar zu verlassen. Wenn sie dies bewerkstelligt hätten, wollten sie eine der fruchtbaren Inseln in der Bay von Panama in Besitz nehmen, dort ein Fort errichten und sich so ihre Schätze bewahren. Durch weitere Kreuzzüge hofften sie ihre Beute noch ungeheuer vergrößern zu können. Wenn sie dann ein Schiff, welches ihnen anstand, genommen und einen zuverlässigen Piloten aufgefangen hätten, wollten sie durch die Straße von Magellan nach Europa zurückkehren.

All dies wurde im Geheimen so bewunderungswürdig fortgeführt, dass die Verschwörer bereits große Quantitäten von Mundvorrat und Munition verborgen, auch einige von den demontierten Kanonen, welche zu Panama gehörten, beiseitegebracht hatten.

Während Morgan mit gleichem Eifer seine Vorbereitungen für die Abreise über und seine erfolglose Bewerbung im

Hintergrund fortsetzte, war die Verschwörung im Begriffe sich in voller triumphierender Kraft zu entladen. Die Nacht war weit vorgerückt. Unser Held kam von seiner Geliebten herauf, von der feuchten Gefängnisluft durchkältet und durch ein abermaliges Fehlschlagen seiner Bemühungen verstimmt. Er setzte sich in seinem prachtvollen Salon nieder und nahm seine Zuflucht zum Weinbecher. Da er sich jedoch einsam fühlte, fragte er, welcher Offizier des Nachtkommando über die Hauptwache im Palast habe, und erhielt zur Antwort, dass Kapitän Wills, der Mann, welcher seine Pflicht kannte und übte, mit diesem Dienst beauftragt sei.

Der General schickte nach ihm. Da der Gehorsam ein Teil seiner Pflicht war, so setzte sich der ritterliche Kapitän bereitwillig zu seinem Oberbefehlshaber nieder, um mit demselben im raschen Leeren der Flaschen zu wetteifern.

»Nun, Kapitän Wills«, begann der General, »wir haben sehr viel Glück gehabt. Unsere Leute sehnen sich jetzt gewaltig, nach Port Royal zu kommen, um sich dort mit größtmöglichem Aufwand zu den größten Eseln zu machen.«

»Eure Excellenz spricht sehr wahr, aber ich kenne meine Pflicht und will daher nicht erwähnen, dass die Leute sagen, man sei der größte Esel, wenn man länger hierbleibe.«

»Das gilt natürlich mir, Kapitän. Seid offen! Ist es nicht so?«

»Ich kenne meine Pflicht, und es fällt mir nicht ein, den Oberbefehlshaber auch aus zweiter Hand einen Esel zu nennen; aber natürlich meint man niemand anderes als Euch, General.«

»Ah, gut. Die Leute verstehen nichts von solchen Dingen und denken nur an die Zögerung. Die undankbaren Schufte! Wenn sie auch nicht auf den Mann Vertrauen setzen, der sie

so lange zu Sieg und Eroberung geführt hat, könnten sie sich doch auf den kürzlich abgehaltenen Kriegsrat verlassen. Ihr wünscht auch, nach Jamaika zu kommen, Kapitän?»

»Ich? Oh, ich bin ebenso gut hier. Ich habe hier meine zwei Maitressen und kann, da ich kein Oberbefehlshaber bin, natürlich nicht erwarten, dass mir ein ganzes Nonnenkloster zu Diensten stehe. Mein Anteil an der Beute wird beträchtlich ausfallen, mein Quartier ist vortrefflich und die Kost könnte ich nicht besser wünschen. Ich kenne meine Pflicht und erfülle sie. Wonach sollte ich mich sonst noch sehnen? Ich befinde mich behaglich, General, und wünschte nur, dass es andauern möchte.«

»Noch einen Becher! Das ist vortrefflicher Madeira. Glaubt mir, Kapitän, Ihr seid ein Mann ganz nach meinem Herzen – ebenso trefflich als Soldat, wie als Seemann.«

»Dem Seemann gebe ich durch die ganze Welt den Vorzug, General, kenne meine Pflicht in beiderseitiger Eigenschaft und erfülle sie.«

»Ja, das ist wahr, und ich habe Euch dies stets nachgerühmt. Auch seid Ihr keiner von jenen superfeinen Laffen, welche zu stolz sind, um mit einem teerhändigen Matrosen oder einem stämmigen Musketier zu konversieren. Haben die Leute bei dieser allgemeinen Plünderung auch auf sich Bedacht genommen?»

»Aufs Gewissenhafteste, General. Sie sind ganz ausgepolstert mit verborgenem Gold. Ist kaum ein einziger Mann unter ihnen, welchen die versteckten Juwelen nicht dermaßen stechen, dass er kaum mehr gehen kann. Tragen alles zunächst auf ihrer Haut. Wenn Ihr an ihnen vorbeigeht, wird keiner seine Kappe abziehen wollen, damit ihm nicht die Piaster und Crusadoes auf die Platte regnen. In Wahrheit, Ge-

neral, es sind pestilenzialische Diebe. Sie möchten gerne fort, damit sie ihre Kleider wieder bequemer tragen können.«

»Ich hoffe nicht, dass sich meine Offiziere gleichfalls so unehrlich benehmen?«

»Weiß nicht. Gehört nicht zu meiner Pflicht, auszuplundern. Allerdings könnten sonderbare Dinge vorkommen. Aber entschuldigt mich, General, ich darf keine Namen nennen, wenn es sich nicht um ein Kriegsgericht. Nur dann fordert es meine Pflicht.«

»Ich verlange von Eurer Gewissenhaftigkeit keine Namen – durchaus keine Namen. Aber ich bitte, sprecht fort. Natürlich muss ich zu erfahren wünschen, wie ich bedient werde.«

»Da ist der frömmelnde Kapitän Odds Bob, der Mann von der fünften Monarchie – ich nenne keinen Namen – der kehrte letzte Nacht von einer lustigen Partie zurück, um, wie er sagt, den Herrn im Gebet zu suchen. Da ich neugierig war, zu erfahren, wie er dies angriff, schlich ich ihm nach und fand ihn bald nicht auf seinen Knien, sondern auf seinen Hanken in einem ganz abgeschiedenen Winkelchen, wo er emsig aus einem Ebenholzkreuz die Diamanten grübelte und sie alle an seiner Person verbarg.«

»Wir wollen ihn seiner Zeit in Stück reißen, ehrlicher Kapitän Wills. Wir wollen ihn behandeln wie eine Uhr, die ausgebessert werden soll, und ihn stückweise auseinandernehmen.«

»Letzthin bat ich einen unserer Obristen, er solle mir einen Tabakstopfer borgen. Da zog er dann unschuldig aus seiner Tasche ein *agnus dei* von gediegenem Gold hervor und schwor einen ungeheuerlichen Eid, es sei ein Erbstück seiner Familie aus den Tagen des Heidentums.«

»Das muss ein walscher Feind und Landsmann ap Gwydyr

ap Owen ap Toryr ap und so weiter gewesen sein. Wir wollen ihn um seinen Tabakstopfer bemühen. Es fehlt jetzt in unserer Armee nicht an Riechbüchsen und Tabakdosen, die mit Diamanten verziert sind – lauter Geschenke von Freunden in Jamaika oder England. Wahrhaftig wir sind ein liebenswürdiger und viel geliebter Schlag von Kriegern.«

»Ohne Zweifel viel geliebt von unsern Freunden und Verwandten. Wollt Ihr so gut sein, mir eine Prise aus Eurer eigenen Dose zu geben?«

»Mit Vergnügen, wenn sich Eure Exzellenz herablassen will, ihn aus meinem alten schottischen Horn zu nehmen.«

»Die Prise riecht nach Eurer Dose, aber es ist der Geruch der Ehrlichkeit.«

»Ich möchte Euch untertänig den Rat erteilen, General, morgen die Armee zu mustern und eine allgemeine Personendurchsuchung vornehmen zu lassen. Wahrhaftig, ich tät es.«

»Nicht doch, sprecht kein Wort davon. Diese Gentlemen werden die sichersten und sorgfältigen Träger für die Armee machen. Zu geeigneter Zeit können wir sie schon erleichtern und ihnen noch Dank dafür wissen, dass sie für das allgemeine Wohl so große Sorge getragen haben. Ich befehle Euch bei Eurer Pflicht, diese Angelegenheit als Geheimnis zu bewahren. Ihr seid mein bester Ratgeber. Doch sagt mir auch, was von meiner Zögerung gesprochen wird.«

»Die Pflicht verbietet mir eine Rüge laut werden zu lassen, mein General. Aus meinen Schuljahren her erinnere ich mich an eine Fabel oder etwas der Art, wobei mir immer Eure Exzellenz einfällt.«

»So lasst mich wenigstens die Fabel hören.«

»Es war einmal – fangen nicht alle Fabeln mit *es war einmal*

an, General?«

»Ich denke so.«

»Ja, ja, ich meine. Nun, es war einmal eine sehr ausgemergelte Ratte mit einem sehr langen Schwanz. Die kroch durch ein sehr kleines Loch in einen sehr großen Kornspeicher.«

»Panama zum Beispiel.«

»Und als sie drinnen war, ließ sie es sich wohl sein und wurde so fett, dass sie nicht mehr durch dasselbe Loch hinauskonnte. So wurde sie dann vom Herrn des Kornspeichers gefangen, und dieser drehte ihr den Hals um.«

Morgan lachte herzlich über diese Erzählung und versprach, für seine Ratten, insbesondere für ihn, den Kapitän, Sorge zu tragen. Sie zechten nun eine Weile fort, bis endlich Kapitän Wills, durch den genossenen Wein kühner gemacht, seinen Befehlshaber plötzlich nach dem Namen der Hexe fragte, welche den Simson, jenen langen und tüchtigen Kerl, obwohl er ein Jude gewesen war, so sehr betört habe.

»Vermutlich meint Ihr die Delila? Und was ist mit dieser?«

»Nichts Besonderes, General, weiter nichts, als dass sie eine schlaue Philisterin war.«

»Nur heraus damit. Ihr habt dies nicht umsonst erwähnt. Worauf spielt Ihr an?«

»Na, jener zungenfertige Gascogner, der Kapitän Francois, hat gehässige Vergleiche angestellt. Er lügt entsetzlich von Pässen, die verlegt worden seien, von Reiterei und Fußvolk im Hinterhalt, von Nationen wilder Indianer, die sich über das Angesicht der Erde verbreiten, während elendiglich erweise die Geschichte von Simson und der Delila im Palast nachgeahmt werde.«

»Hat er all dies gesagt?«

»Offen und unverhohlen.«

»Und keiner meiner Freunde gab ihm eins auf die Nase?«

»Ach, General, es herrscht bereits Uneinigkeit genug unter uns. Er steht an der Spitze einer gewaltigen Partei, und die Wahrheit gestanden, wir fühlten, dass sein Gerede nicht ganz ohne Grund ist.«

Morgan wurde nun stumm und ging mit sich selbst zurate. *Dieser ehrliche Bursche ist mein Freund, dachte er, und ich habe mich zu lange verzaubern lassen. Ich habe weder Zeit noch Gelegenheit zu untersuchen, wie weit sich das Missvergnügen ausgedehnt haben mag. In der Tat, Lynia, ich habe für dich viel aufs Spiel gesetzt. Ich muss schnell handeln und will den Rat dieses Mannes befolgen. Doch er soll mir mit noch mehr herausrücken.*

Dann erhob er seine Stimme und sagte: »Kapitän Henry Wills, zu Eurer Pflicht!«

Der Kapitän sprang von seinem Sitze auf, nahm eine bolzgerade Haltung an und leistete seinem General die militärische Begrüßung.

»Ist die Unzufriedenheit allgemein?«

»Das Murren wohl, Euer Excellenz, aber die Unzufriedenheit beschränkt sich, glaube ich, bis jetzt nur auf die Fremden.«

»Bis jetzt? Ihr glaubt also, das Missvergnügen sei bis zu Handlungen gereift?«

»In der Tat, General, das kann ich nicht sagen. Dem Kapitän Francois ist ein wichtiger Dienst anvertraut. Das westliche Viertel der Stadt und der Hafen stehen unter seinem Kommando, und Ihr wisst, dass er in seinem eigenen Quartier tun kann, was er will. Er sagt, die Sicherheit seiner Abtheilung sei ihm ausdrücklich von Euch übertragen.«

»Er ist darum eingekommen.«

»Wirklich? Dann General rate ich Euch, hinzugehen und

die zwölf Apostel zählen.«

»Ah, sagt Ihr so?«, erwiderte Morgan, indem er plötzlich aufstand. »Wir wollen unsre Mäntel holen und uns als ein paar gute Freunde auf den Weg machen. Von Stunde an sind wir Brüder. Wir wollen in aller Stille Einsicht vom Stand der Dinge nehmen. Keinen Wein mehr. Wir lassen die Flaschen, wie sie sind, und können ihnen nach unsrer Rückkehr vollends den Garaus machen.«

So brachen sie, verkleidet und wohlbewaffnet, desgleichen mit der Losung für die Nacht versehen, auf, um ihre Beobachtungen anzustellen. Als sie zu dem Ort kamen, wo die zwölf Apostel stehen sollten, fanden sie nur noch drei derselben vor, während der Vierte gerade fortgeschafft wurde. Diese Apostel waren zwölf schwere Kanonen, welche von den Spaniern diesen Namen erhalten hatten und auf einer Batterie, welche die Seeseite beherrschte, aufgepflanzt waren.

Morgan und der Kapitän hielten sich so gut wie möglich im Schatten der Gebäude verborgen, lauschten und bekamen so bald Kunde von dem ganzen Anschlag. Der General ergriff augenblicklich seine Maßregeln. Von Wills begleitet, machte er sich in die Nähe des Kapitän Francois, welcher alle Bewegungen der Verschwörer leitete. Sie folgten demselben von Platz zu Platz und entdeckten in dieser Weise die verschiedenen Stellen, wo die Munition und der Mundvorrat verborgen lag. Bisweilen arbeiteten sie sogar mit den Verschwörern, denn ihre Mäntel und die Dunkelheit ließen nicht besorgen, dass sie entdeckt würden. Während sie sich mit den Lastträgern weiter drängten, ersah Morgan seine Gelegenheit, um dem Kapitän Francois seinen Dolch, Owens Todesgabe, in den Rücken zu stoßen. Die Waffe drang bis

ans Heft ein. Der Rädelsführer des Komplotts sank in Mitte seiner Leute tot zusammen.

Morgan und Kapitän Wills traten bloß beiseite, während einige von den Soldaten, welche Francois fallen sahen, ihn umringten, dann aber, weil sie ihn tot fanden und sich gegenseitig beargwöhnten, flüchteten. Sobald der Platz frei war, winkte Morgan Wills zu der Leiche hin, welche sie gemeinschaftlich entkleideten. Sie fanden eine ungeheure Menge versteckter Beute, welche nur aus den kostbarsten Juwelen bestand.

Nachdem sie diese wertvollen Gegenstände an sich gebracht hatten, kehrten sie wieder zu ihrem Wein zurück und taten sich dabei ausnehmend gütlich. Der General bestand darauf, dass Wills die Juwelen als besondere Belohnung an sich nehmen sollte. Letzterer ließ sich dies nach einigem dankbaren Zögern gefallen. Sie beschlossen sodann, diesen Mord geheim zu halten und am anderen Morgen je nach den Umständen zu handeln, denn sie zweifelten nicht, dass der französischen Verschwörung damit vollständig der Garaus gemacht worden sei.

Auf des Kapitäns Bitte, die vom General selbst angedeutet worden war, versah Morgan die Juwelen mit seinem Siegel und nahm sie in seine eigene Verwahrung, da eine persönliche Durchsuchung der Besitzer einer kleinen Unannehmlichkeit hätte unterwerfen können.

Um zwei Uhr morgens verließ Kapitän Wills seinen General sehr benebelt, obwohl er sich fest überzeugt fühlte, dass er, der Mann, welcher seine Pflicht kannte und erfüllte, ganz übernatürlich nüchtern sei, da er in allen Dingen so klarsehe und ein so vernünftiges Raisonement darauf zu gründen imstande sei.

Als er abgelöst und von seinem Diener zu Bett gebracht wurde, rief er oder versuchte wenigstens auszurufen, Morgan sei der besonnenste, vollendeste und bravste General, den es je gegeben habe, namentlich aber über die Maßen großmütig. Er habe nur einen einzigen Fehler, von dem er selbst völlig frei sei. Der General könne nämlich das Getränk nicht führen, wie ein Mann, aber ohne diesen Mangel wäre er wahrhaftig in allen Punkten ein Held.

Am andern Morgen befand sich der Mann, der sein Getränk so gut zu führen wusste, über die Maßen unwohl, während sich der schwachköpfige Zecher in bester Gesundheit befand und alle Obliegenheiten seines wichtigen Amtes mit der größten Umsicht und Ruhe übte.

Sechsendreißigstes Kapitel

Morgan spielt den Philanthropen, verleiht dem, welchem er einen Dolch beschert hatte, ein prachtvolles Leichenbegängnis. Seine Werbung macht guten Fortgang; aber er steht plötzlich davon ab, gibt sie ganz auf und verlässt die Stadt Panama.

Am nächsten Morgen war die ganze Armee in Aufruhr. Mehrere Personen beeilten sich, die Ersten zu sein, um Francois' Verschwörung zur Anzeige zu bringen, denn die Konspiranten fürchteten sich voreinander, weil jeder seinen Nachbarn im Verdacht des Mordes hatte. Die Leiche war teilweise entkleidet und geplündert aufgefunden worden. Es herrschte daher ein allgemeines Gefühl des Entsetzens.

Morgan versammelte seine ganze Armee, ließ sie in einem hohlen Viereck antreten und hielt eine Rede. Nie war er

wohlwollender erschienen. Er begnadigte nicht nur alle Verschwörer, sondern er sah auch die Gelegenheit, seinen Zuhörern über die verbrecherische Torheit einer unzufriedenen Gesinnung den Text zu lesen. Den Tod des Kapitäns Francois bezeichnete er als ein Beispiel, dass unter Leuten, welche sich gegen eine gesetzliche Autorität empörten, kein Bund der Eintracht bestehen könne. Dann ging er in Lobeserhebungen über die Verdienste des Toten über, nannte ihn seinen lieben Freund und wünschte nur den eigentlichen Mörder zu kennen, um ihn mit der größten Strenge bestrafen zu können. Er empfahl ihnen, Gerechtigkeit, Erbarmen und brüderliche Liebe zu üben, und schloss mit dem Befehl, für den Kapitän ein prachtvolles Leichenbegängnis zu veranstalten.

Mit schmerzdem Kopf und blinzelnden Augen hörte der ehrliche Kapitän Wills diese Rede mit an und konnte kaum dem Zeugnis seiner eigenen Sinne glauben. So viel wurde ihm allmählich zur Überzeugung, dass er seine Juwelen wohl nie wieder zu Gesicht bekommen werde. Auch blieb die Bestätigung dieser Annahme nicht lange aus, denn als er ein- oder zweimal versuchte, den General an ihr Gelage und an die begleitenden Umstände zu erinnern, tat dieser ganz unschuldig und nahm es stets für ausgemacht an, dass ein Offizier, welcher seine Pflicht kenne und sie so gewissenhaft erfülle, wie Kapitän Wills, unmöglich habe seinen Posten verlassen können. Der Kapitän zog nun daraus mit Recht die Folgerung, dass es Morgan gefiel, die ganze Sache der Vergessenheit anheimzugeben – Diamanten und alles.

So oft der ehrliche Wills später auf Morgan zu sprechen kam, bezeichnete er ihn stets einen vollendeten Helden und als einen Ausbund-Bukanier, zugleich aber auch als den al-

lerfeinsten Spitzbuben, der sich nur finden lasse.

Nachdem Frieden und Vertrauen in der Armee wiederhergestellt waren, ohne dass eine Züchtigung hatte stattfinden müssen, traf Morgan schleunige Maßregeln, um der Wiederholung einer ähnlichen Meuterei vorzubeugen. Er war nun mit einem Mal wieder ganz Tatkraft und Leutseligkeit. Die von Kapitän François gesammelten Vorräte ließ er zu den Landteilen der Stadt verfrachten und dort unter seine Soldaten verteilen. Er beabsichtigte anfangs, jedes Schiff im Hafen versenken zu lassen. Die spanischen Eigentümer legten jedoch Fürbitte ein. Nachdem er denselben ein möglichst großes Lösegeld abgepresst hatte, begnügte er sich mit der Abtadelung derselben, indem er zugleich ihre Vorräte der Bewachung seiner Soldaten übergab.

Das Land war endlich von Maultieren und Lasteseln ganz rein gefegt und dennoch reichte ihre Zahl lange nicht zu, um den unermesslichen Raub zur Küste des atlantischen Meeres zu bringen. Unser Held ließ nun das Gerücht im Umlauf setzen, dass es ihm unter keinen Umständen einfallen werde, wegen verborgener Schätze eine persönliche Durchsuchung vornehmen zu lassen.

Der Köder wurde mit Begierde aufgenommen. Fast jeder belud sich nun mit Geld und kostbaren Metallen, wohlgemut unter einer Last sich weiterschleppend, zu deren Fortschaffung kein Befehl zureichend gewesen wäre, trotzdem, dass die sengende Sonne auch die leichteste Bürde fast unerträglich machte.

Aber selbst diese listige Maßregel reichte nicht zu, die mangelnden Transportmittel zu ersetzen. Es wurde daher Befehl erlassen, die ganze Beute, mit Ausnahme der Juwelen und der kostbaren Metalle, zu zerstören. Seltene Gefäße, rei-

che Seidenstoffe und die ausgesuchtesten Stickereien wurden schonungslos den Flammen überantwortet. Die silbernen Flacons, die goldenen Kelche und die silbernen und goldenen Verzierungen der Kirchen und Paläste wurden zusammengehämmert, damit sie einen möglichst kleinen Raum einnehmen, in Ballen gebracht und den Rücken der Maultiere aufgeladen. So ging nun eine ungeheure Menge wertvollen Eigentums mutwilligerweise zu Grunde, denn in zahllosen Fällen hatte die schöne Arbeit den Wert des zusammengeschlagenen Materials mehr als verfünffacht.

Aber während der Oberbefehlshaber diese Vorsichtsmaßnahmen traf, um sich seine Schätze und den Rückzug zu sichern, lief im Hauptquartier die sehr beunruhigende Nachricht ein, Don Juan Perez de Guzman habe endlich doch einigen Mut gezeigt und mit seinen ausgehobenen Truppen die Stadt Cruz genommen, wo er nun verschanzt liege und fest entschlossen sei, das ganze Heer der Bukanier abzuschneiden und so mit einem Mal die Gefangenen, die Reichtümer und seinen verlorenen Ruhm wieder zu gewinnen.

Weniger ließ sich nicht, wohl aber viel mehr von dem würdigen Präsidenten Panamas erwarten. Sein Wert bestand jedoch nicht im Schwingen des Schwertes, noch viel weniger im Einhalten seiner Zusagen. Man erinnert sich, dass er Morgan einen Ring und eine Großsprecherei überbringen ließ, in deren Beantwortung sich unser Held selbst nach Panama einlud, um dem Präsidenten in Person seine Hochachtung zu bezeugen. Don Perez hatte den ihn betreffenden Teil des Vertrages nur kläglich erfüllen können. Indessen war einmal das Gerücht im Umlauf, er sei wieder da und werde höchst wahrscheinlich die Moral zu des ehrlichen Kapitän Wills' Fabel von der Ratte betätigen, welcher, nachdem sie zu fett ge-

worden war, der Hals im Kornspeicher umgedreht wurde.

Nachdem die besagte Kunde eingelaufen war, wurde der Rear Admiral Collier mit der vollen Hälfte der Armee, zweihundert Mann, nach Cruz abgeschickt, um den Weg zu säubern und, im Falle er wirkliche Hindernisse träfe, nach Chagre vorzurücken. Indessen kehrte er bald wieder mit der Nachricht zurück, dass er nirgends von einem Feind etwas gesehen oder gehört habe. Die gemachten Gefangenen sagten aus, der Präsident habe allerdings eine Armee auf die Beine bringen wollen und von Carthagena und anderen spanischen Städten Beistand verlangt, aber es sei keiner Seele eingefallen, sich zu rühren. Diese Leute fügten bei, die Bukanier würden nach der Niederlage der berühmten spanischen Kavallerie von Panama so sehr von den Spaniern gefürchtet, dass sogar ihre Landsleute gegenseitig voreinander flöhen, wenn sie sich an fremden Plätzen begegneten, weil sie fürchteten, die eigenen Leute könnten Engländer sein. In der Tat war in jener Periode die Bestürzung so allgemein, dass Morgan mit den wenigen Truppen, welche ihm zu Gebot standen, leicht das ganze spanische Amerika hätte erobern können.

So hatte sich also der Lärm als grundlos erwiesen. Da sich jedoch alles in Marschordnung befand, ferner die verschiedenen Stellungen der Armeehaufen, des Gepäcks und des Beutetransports bezeichnet waren, so befahl Morgan, einen Tag auf genaue Untersuchung der Waffen zu verwenden. Auch sollte sich jeder Soldat mit der nötigen Munition versehen. Ein weiterer Tag sollte der Ruhe geweiht sein und am dritten mit Sonnenaufgang der Aufbruch stattfinden.

Die halbe Stadt war noch mit Gefangenen angefüllt, an welche nun die schreckliche Erklärung erging, dass sie nur

noch zwei Tage Zeit hätten, um ihr Lösegeld beizubringen. Von diesem Befehl sollte keine Ausnahme stattfinden. Auf jeden Mann, jedes Weib und jedes Kind war ein Preis gesetzt worden, welcher ihrem erkannten oder angeblichen Rang entsprach.

Dass Morgan bei dieser Maßregel höchst unparteiisch zu Werke ging, war aus der Tatsache zu entnehmen, dass keine von den Damen, welche zu dem so betitelten Nonnenkloster des Generals gehörten, ausgenommen blieb, und dass der Preis, welcher auf die Senoretta Lynia Guzman gesetzt war – auf die einzige Tochter der Frau also, in welche Morgan zum Sterben verliebt sein wollte – die ungeheure Summe von fünfundzwanzigtausend Piastern betrug.

Diese Ankündigung traf die unglücklichen Spanier wie ein Todesurteil. Sie schrieben an Väter, Brüder, Gatten und Frauen in der rührendsten Sprache um schleunige Befreiung flehend. Man hatte ihnen nämlich mitgeteilt, wenn sie nicht ausgelöst würden, so sollten sie als Sklaven fortgeführt und in den englischen, französischen und holländischen Pflanzungen verkauft werden.

Die Mönche spielten in dieser Sache die Mittelspersonen und mussten bis nach Carthagera, Maracaibo, Portobello und den übrigen Städten des spanischen Festlandes reisen, um die flüchtig gewordenen Panamesen aufzusuchen. Da die Zeit nicht zugereicht haben würde, um die verschiedenen Auslösungssummen vor dem Aufbruch der Armee nach Panama zu bringen, so erteilte Morgan den Befehl, die Sendlinge sollten zu ihm nach Cruz kommen, welches halbwegs zwischen Panama und Chagre lag – zu der Stelle also, wo sich die Kanus und die leichten Fahrzeuge auf dem Fluss desselben Namens befanden, um die Truppen und die

Schätze zur Seeküste zu schaffen.

An dem nämlichen Tag, an welchem die Proklamation in Betreff des Lösegeldes erlassen wurde, ließ unser Held mit jener Doppelzüngigkeit, welche ihm statt der Weisheit diente, Lynia aus ihrem Kerker befreien und wieder zu ihrer früheren prächtigen Wohnstätte bringen. Er fand Zeit, sie zu besuchen, und machte sich ein großes Verdienst aus dieser Nachsicht, indem er beteuerte, dass sie ihm nur durch große eigene Gefährdung möglich geworden sei.

Die Donna war nun in ihrem Äußeren furchtbar heruntergekommen, aber ihr großer Geist hatte sie nicht verlassen und mit Ausnahme der körperlichen Schwäche befand sie sich noch immer in guter Gesundheit.

Sie war Morgan gegenüber sehr dankbar, weil sie glaubte, er habe stets als ihr Fürsprecher und Freund gehandelt. Obwohl sie sein rohes Benehmen noch immer empfindlich nahm, lag doch in ihrem Wesen eine Weichheit und ein Vertrauen, welche Morgans schlimmste Wünsche und beste Hoffnungen neu belebten. Der Heuchler versprach, allem seinem Einfluss aufzubieten, um das ihr auferlegte Lösegeld herabzusetzen, und ging sogar so weit, die traurige Notwendigkeit zu beklagen, welche sie zwingt, mit der Armee nach Cruz zu reisen.

Abends besuchte er sie wieder. Sie schien sich über seine Gesellschaft zu freuen. Morgan wiederholte nun alle seine Gelübde und bot den gewinnendsten Schmeichelreden auf. In ihrer Entrüstung zeigte sich kein Ungestüm mehr, wie denn auch seine Annäherungen nicht länger ihren Zorn hervorriefen. Ihre Tugend war zwar noch so fest als je, aber ihre Zärtlichkeit erwachte und ihre Sinne waren, wenn auch nicht gefangen, so doch unterjocht. Mehr als einmal redete

sie ihn mit dem gefährlichen Beiwort *Freund* an.

»Wir müssen uns bald trennen, Lynia. Wenn ich dann fern sein werde, wollt Ihr Euch nicht bisweilen des Gefährten Eurer Jugend, Eures jungen Schülers und Eures ersten Liebhabers erinnern? Gedenkt meiner mit Nachsicht – schenkt nur der Hälfte des Bösen, das Ihr von mir hört, Glauben, und vergebt mir die andere.«

»Morgan, mein Freund, vergeblich und sogar schlimmer als vergeblich – ja sündig muss mein Bedauern sein, aber ich bedaure, dass die Vorsehung uns nicht einen unschuldigen Pfad vorgezeichnet hat, auf dem wir beide miteinander durchs Leben gehen konnten.«

»Ich danke Euch aus dem Grunde meines Herzens für dieses Gefühl. O, meine Geliebte, auf dem Marsch und im Lager werde ich nur wenig Zeit und Gelegenheit haben, bei Euch zu sein. Seid daher weniger traurig – es wäre mir lieber, wenn ich Euch sogar heiter sehen könnte bei dieser unsrer Zusammenkunft, die vielleicht die letzte ist.«

»Mein Freund, kann ich heiter sein in der Gefangenschaft, umgeben von unbarmherzigen Menschen und vor allem in Unwissenheit über das Geschick meiner teuren, schönen, süßen Tochter? Wäre ich von ihrer Sicherheit überzeugt, so könnte es noch ein frohes Winkelchen geben in meinem Herzen und ein Lächeln wirklicher Freude auf meinem Gesicht.«

»Sagt Ihr so, unvergleichliche Lynia? Denn lasst immerhin Euer Herz erwärmen und die Freude auf Eurem Antlitze leuchten. Eure schöne Tochter ist sicher.«

»O, ihr Heiligen des Himmels, steht mir bei! Wisst Ihr dies aus eigener Überzeugung?«

»Ja, denn sie ist schon mehr als einen Monat in meinem

Gewahrsam.«

»Einen Monat in Eurem Gewahrsam? Ich zittre ... mir wird unwohl ... ich sterbe!«

»Und weshalb Lynia?«

Nun erhob sich die schwache Frau. Aus den Augen der Mutter leuchtete der Blick einer Tigerin. Sie fasste den starken Mann vor ihr und rüttelte ihn – ja, sie rüttelte ihn wirklich, während sie entsetzt die Worte ausstieß: »Habt Ihr es gewagt, ein Ungeheuer zu sein?«

Mit ruhiger Würde machte sich Morgan aus ihren Händen los, verbeugte sich kalt gegen sie und erwiderte: »Eure Tochter soll Euch selbst sagen, welch ein Ungeheuer ich bin.« Dann entfernte er sich langsam.

Donna Guzman sank völlig kraftlos und vom peinlichen Gefühl der Ungewissheit fast erstickt auf ihren Sitz zurück. Alle Fähigkeiten ihres Geistes und alle ihre Sinne erlitten eine Spannung, welche sie fast in Wahnsinn hetzte. Die Tür ging auf. Ihre Tochter trat auf sie zu. Gesundheit und Freude strahlten aus ihrem Antlitz. War es aber auch das Licht der Unschuld? O Gott, welcher folternde Zweifel! Die Mutter war außer Stande, sich zu erheben, und hatte nur noch Kraft genug, ihre Arme auszubreiten. Mit der Schnelle des Blitzes stürzte das Mädchen an ihre Brust und für eine Weile ließ sich nichts als hysterisches Lachen und das Schluchzen der Liebe vernehmen.

Dann begann vonseiten der Donna ein ausführliches und peinliches Verhör. Aber wie triumphierend war nicht der mütterliche Entzückensausbruch, als sich ihre Zweifel allmählich in die volle Überzeugung von der Unschuld ihrer Tochter auflösten! Damals wurde ihr Herz vollkommen Morgans Eigentum. Seltsame Inkonzsequenz der menschli-

chen Natur – sie gab ihm ihre Liebe freiwillig, weil er nicht die Liebe ihres Kindes gesucht hatte.

Nachdem Lynia der Einfalt ihrer Tochter alle Einzelheiten ihres ersten Zusammentreffens mit unserm Helden entlockt hatte, erfüllte sie eine lange begeisterte Verwunderung gegen die Hochherzigkeit seiner Nachsicht und die Zartheit seines Benehmens. Ihre Seele zerschmolz in einer Flut von Zärtlichkeit, als sie entdeckte, dass ihr Kind seine Sicherheit nur dem Umstand verdankte, dass es ihr Kind war. Wenn sie zugleich an die Zügellosigkeit dachte, die unter Männern von Morgans Klasse gewöhnlich war, so hätte sie niederfallen und vor dem anbeten mögen, was in Wirklichkeit nur ein sehr wertloses Ideal war.

Die Mutter und Tochter wurden am selben Tag nicht wieder getrennt. Auch versuchte es Morgan nicht, ihre Einsamkeit zu stören. Man kann sich leicht denken, dass beide den größeren Teil der Nacht in unverdienten Lobsprüchen über den Mann verbrachten, in dem sie ihren Wohltäter zu finden glaubten. Noch natürlicher wird es erscheinen, dass sie seines Namens in ihrer Morgenandacht nicht vergaßen.

Als Morgan am anderen Tag die Damen besuchte, fühlte sein Herz einige Rührung über die Szene des Glückes, das er geschaffen hatte. Er geriet in eine so gute Stimmung, dass er auf die Fürbitte der Mutter und Tochter den spanischen Gefangenen vor seinem Aufbruch noch vier Tage weiterer Frist gestattete, während welcher Zeit es vielen möglich wurde, ihr Lösegeld beizuschaffen.

Lynia und ihre Tochter befanden sich nicht unter diesen Glücklichen, aber dennoch waren sie beziehungsweise glücklich in ihrer gegenseitigen Gesellschaft. Morgan widmete sich ihnen nun fast ausschließlich, indem er jeden Au-

genblick, der nicht von seinen dienstlichen Obliegenheiten in Anspruch genommen war, bei ihnen zubrachte. Die Dankbarkeit der Donna gegen ihn war unbegrenzt. Sie gab sich nun nur wenig Mühe mehr, die Liebe vor ihm geheim zu halten, die sie vor sich selbst nicht länger verhehlen konnte. Morgan ersah seinen Vorteil und schwelgte schon im Vorgenuss eines endlichen Triumphes.

Liebesszenen passen nur wenig zu den stürmischen Handlungen, welche wir zu berichten haben. Am Vorabend der oft anberaumten und oft verschobenen Abreise von Panama verbrachte Morgan fast den ganzen Tag bei den Damen. Der Mönch, welcher das Lösegeld beibringen sollte, war noch immer nicht erschienen, und wenn es auch der Fall gewesen wäre, so ist es doch unwahrscheinlich, dass Morgan seiner Gefangenen, die Tatsache nun schon mitgeteilt haben würde. Lynia sah wohl ein, dass sie die Armee nach Cruz begleiten und dort die Rückkehr ihrer Boten erwarten musste.

In ihrer Arglosigkeit stellte sie sich vor, der General habe bereits seiner äußersten Gewalt aufgegeben. So fügte sie sich nicht nur geduldig in ihr Schicksal, sondern fühlte sich auch gegen Morgan zu innigem Dank verpflichtet. Sie begann sich vor dem Augenblick zu fürchten, den sie trennen sollte.

Die Tochter hatte sich entfernt, denn es galt, noch viele Vorbereitungen für den anberaumten Marsch zu treffen, Es war ein gefährlicher Augenblick. Morgan benahm sich ernst und achtungsvoll, aber doch zugleich sanft und leidenschaftlich. Die Dame gestattete ihm einige unschuldige Liebkosungen. Er wurde kühner. Es folgte ein abermaliger Kampf. Obwohl er beteuerte, dass es ihm nur um eine unbedeutende Freiheit zu tun sei, leistete sie doch Widerstand. Aber sie widerstrebte nicht länger mit zurückstoßender Ver-

achtung und dem Trotz des Hasses – sie bat um Mitleid, um Gnade.

»Erlaubt mir, Euch nur einmal an mein Herz zu drücken – nur diese einzige unschuldige, väterliche Umarmung.«

Er beugte sich über sie, um sie in seine Arme zu schließen, aber während eines matten Rufes von ihrer Seite stieß er plötzlich einen Schrei des Schmerzes aus, sprang von ihr zurück, legte seine Hand auf die linke Brust. Das Blut träufelte durch seine Finger, während sich seine weiße Atlasweste scharlachrot färbte.

Morgan wurde leichenblass und zitterte. Nun zeigte Lynia ihre volle Zärtlichkeit. Sie setzte ihn an ihre Seite, riss seine Kleider auf und begann das Blut aufzufangen, das aus der Wunde hervorrann. Morgan lächelte bitter über diese Aufmerksamkeit und wollte nicht dulden, dass sie Beistand hinzurief.

Die Wunde war allerdings nicht tief, aber doch ziemlich weit. Nachdem die Blutung durch einen Verband, den sie um seine Brust schlang, gestillt war, wurde Morgan sehr niedergeschlagen und rief schauernd: »Wahrhaftig sogar die Toten können zustoßen.«

»Was meint Ihr damit, mein Freund?«, fragte Lynia beschwichtigend. »Wie konntet Ihr auch diesen Dolch in seiner alten, schlecht passenden Scheide so sorglos tragen?«

»Still, Lynia«, versetzte Morgan feierlich, »und klagt niemand an. Es ist ein Werk des Schicksals. Der Arm des Toten hat mich aus dem Grab erreicht. In allen Stellungen des Körpers und im verzweifeltsten Todesringen ist die Scheide nie zuvor untreu gewesen. Es ist Schicksal in der Wunde. Lynia Glenlyn, Ihr seid Owen zu vielem Dank verpflichtet.«

»Ah, Owen ap Lywarch – der liebe, ehrliche, gute Junge!

Erzählt mir von Owen und lassen wir diese unbedeutende Wunde, die bloß ein Kratzer für einen Krieger ist.«

»Nie will ich wieder einem sterbenden Mann oder Weib ein Versprechen leisten, denn dieses rieselnde Blut hat mir eine sichere Überzeugung gegeben. Von Owen ap Lywarch wisst Ihr wohl, dass er mit mir von Glenllyn geflohen ist?«

Er berichtete nun die Hauptereignisse aus dem Leben seines Freundes und erzählte, wie derselbe als der Eroberer von Chagre gestorben sei. Natürlich wurden seine letzten Bitten ebenso wenig, wie irgendetwas berührt, was nicht zu seiner oder des Erzählers Ehre gereichte.

Lynia hatte in Gemeinschaft mit den Spaniern, ihren adoptierten Landsleuten, von Bradleys fast wunderbaren Erfolg gehört und seinen Mut bewundert. Sie ließ seinem Andenken einige Tränen fließen und versuchte, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen. Aber Morgan war viel zu niedergeschlagen und trug sich mit Vorahnungen irgendeines schrecklichen Unglückes.

Trotz seiner Selbstzuversicht und seines Unglaubens in Betreff einer Macht, welche über die Handlungen der Menschen wacht, war er doch in gewissen Punkten gemein abergläubisch. Das anmaßende Wesen, welches die Gottheit leugnete, zitterte im Innersten seiner Seele über einem seltsamen oder schlimmen Zeichen.

Seine Vorurteile hatten ihm jedoch ein Verbrechen erspart. Im Verlauf des Gesprächs benahm er sich sehr kleinmütig und sprach nicht weiter von Liebe, dagegen aber desto eifriger von seiner Freundschaft gegen die Dame. Als er sich verabschiedete, bat ihn Lynia, wenn er sie wieder mit einem Besuch beehre, möchte er doch seinen Dolch zurücklassen. Der folgende Morgen führte ein reges Gewühl mit sich. Solda-

tenhaufen zerstreuten sich durch die Stadt, um die Festungswerke zu unterminieren, die Geschütze zu vernageln, die Lafetten zu verscharren oder die armen Panamesen, welche in Betreff des Lösegeldes wertlos waren, nach gesicherten Plätzen zu treiben.

Dann musste das Heer antreten. Die Vorhut bezog ihren Posten, und dann folgte die erste Abteilung. Zwischen diesen und der zweiten kamen die mit Schätzen beladenen Maulesel samt den männlichen und weiblichen Gefangenen. Eine Nachhut beschloss das Ganze.

Die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, und Morgan befand sich, einen kriegesischen Zelter reitend, am linken Flügel seiner Armee einzeln auf einer kleinen Anhöhe. Er feuerte seine Pistole ab und rief: »Matsch!«

Auf diesen Kommandoruf wurden die Lauffeuer angezündet, und eine Explosion um die andere krachte lauter als der Donner durch die verlassenen Straßen, während sich das Getöse fallender Gebäude in das dröhnende Echo mischte. Weiße Rauchsäulen stiegen auf und schienen sich in wehmütiger Zärtlichkeit über der geopfert Stadt zu lagern. Die Stadt der Paläste war nun weiter nicht als eine Masse formloser Trümmer.

Aber noch kläglichere und ergreifendere Töne erschallten aus dem Zentrum der Armee – das Wehklagen der Weiber und die lauten Flüche der Männer. Für die armen Gefangenen war es ein Augenblick des herbsten Schmerzes und der Verzweiflung. Hinter ihnen lagen ihre zerstörten Häuser und die einst so stolzen Marmorgebäude, welche nun nichts mehr waren, als unscheinbare Schutthaufen, während sie eine Reise vor sich hatten, deren Ende sie nicht absahen – dem Erbarmen vor gesetzlosen und blutbefleckten Männern

anheimgegeben.

Diese armen Unglückliche beliefen sich auf mehr als sechshundert Köpfe, Männer, Weiber und Kinder zusammenge-rechnet. Darunter befanden sich viele Mütter mit Säuglingen an der Brust – Frauen, die in der größten Üppigkeit erzogen worden waren und auf deren kleinsten Wink dienstfertige Sklaven zu eilen pflegten. Pferde und Maulesel waren zu wertvoll für die Fortschaffung der Beute, als dass man sogar den edelsten und zartesten Damen ein solches Beförderungsmittel hätte zugestehen können, weshalb auch die Schwägerin des Präsidenten mit ihrer Tochter sich zu Fuß weiterschleppen musste.

Als die Gefangenen den Gipfel eines Berges erreicht hatten und der letzte Anblick von Panama sich vor ihnen schloss, erhob sich ein einstimmiges Wehklagen, das noch lange anhielt. Während sie sich jedoch unter den sengenden Strahlen der Sonne vorwärts mühten, nahm ihr Leid eine verschiedene Ausdrucksweise an. Einige beharrten in einem finsternen Schweigen, andere stöhnten bei jedem Schritt, und wieder andere benetzten den Pfad buchstäblich mit ihren Tränen. Die Kinder an den milchlosen Brüsten ihrer erschöpften Mütter begannen zu schreien und zu stöhnen – mit einem Wort: Es war eine Szene des höchsten Elends.

Auf diesem Marsch erkannte mancher raue Freibeuter zum ersten Mal, dass er ein Herz hatte. Grimmige, bärtige Piraten nahmen, obwohl sie mit verborgenen Schätzen überladen waren, den ohnmächtigen Müttern ihre Säuglinge ab, mischten Mehl mit Wasser und versuchten so das Wimmern der Kinder mit diesem ärmlichen Milchsurogat zu stillen. Für diese armen Wanderer gab es nur sehr wenig Hoffnung. Sie misstraute ihren eigenen Landsleuten und viele dersel-

ben wussten, dass das ihnen auferlegte Lösegeld zu groß war, um beigeschafft werden zu können. Sie vergegenwärtigten sich bereits Jamaika nebst den anderen Sklaveninseln. Am Ende ihrer unheimlichen Fernsicht standen grausame Gebieter, Ketten und die Peitsche.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Die Armee langt zu Cruz an. Tücke der Pfaffen. Entdeckung derselben und Strafe. Der Abschied unseres Helden von der Dame. Morgan erlässt einen allgemeinen Durchsuchungsbefehl, welchem er selbst auch Folge leistet.

Unter den fortgeführten Gefangenen war eine, welche den allgemeinen Kleinmut nicht theilte, obwohl sie ihre Lage und die Herabwürdigung der Landsleute ihres Gatten tief empfand. Donna Lynia fühlte für Morgan und meinte, mit ihm zu fühlen. Nie hielt sie ihn einer Täuschung fähig. Sie verglich ihn nicht mit einem Inbegriff der Tugend, sondern mit denjenigen, in deren Gemeinschaft er handelte, mit seiner Umgebung, und glaubte, ein gottartiges Wesen in ihm zu sehen. Solange sie in ihm die edelste Verkörperung eines glorreichen Sieges sehen konnte, wirkten die Beschwerden des Weges nicht überwältigend auf sie.

Morgan ritt stolz und wohlgemut in einem prachtvollen Anzug auf seinem herrlichen Ross weiter, sein blanker Stahlharnisch spielte lustig mit den Sonnenstrahlen, welche die unglücklichen Wanderer fast in die Erde drückten. Sein Gefolge konnte selbst in jenen Tagen des militärischen Prunkes prachtvoll genannt werden, denn er hatte eine Abteilung

von zwanzig Reitern vor sich, welche seine Leibgarde bildeten und die einzige Kavallerie seiner Armee waren. Diese Reiter hatten erst während des Aufenthalts in Panama ihre Pferde erhalten und wurden natürlich, sobald sie in Chagre anlangten, wieder in Matrosen umgewandelt.

Die militärischen Obliegenheiten schienen nun unseren Helden ganz in Anspruch zu nehmen, denn er zügelte sein Ross nicht ein einziges Mal, um seiner Geliebten Trost zuzusprechen. Ja, er ließ sie nicht einmal fragen, ob er nicht ihr oder ihrer Tochter den Weg erleichtern könne. Sein Aberglaube hatte seine Leidenschaft überwunden, und er nannte den schmachvollen Sieg Heldenmut.

Um Sonnenuntergang ließ Morgan seine Armee in Mitte einer schönen Savanna, durch welche sich ein Bach mit dem süßesten und erfrischendsten Wasser schlängelte, Lager schlagen. Die Gefangenen, Männer, Frauen und Kinder, eilten zum Rand des Wassers, beugten sich nieder und leckten gleich dem Vieh den Strom mit ihren Zungen; so wahnsinnig hatte sie der glühende Durst des Tagmarsches gemacht. Die Truppen schlugen entweder Hütten auf oder schliefen unter Leinwand; die Gefangenen aber hatten kein anderes Gewölbe über sich als das Firmament und mussten auf dem bloßen Boden die Nacht zubringen, nur vom Tau derselben bedeckt. Einige der edelsten Frauen, unter denen sich Lynia und ihre Tochter befanden, wurden mit Zelten versorgt; aber Morgan machte ihnen keinen Besuch und ließ nicht einmal nach ihnen fragen. Die Donna fand für all dies einer Entschuldigung und rechnete ihm sogar die Hochherzigkeit seiner Nachsicht als Tugend an. Morgan dagegen hielt sich mit seinen Obristen und Kapitänen für den Verlust weiblicher Gesellschaft dadurch schadlos, dass er den Abend sehr lus-

tig verbrachte und sich darauf einer guten Nachtruhe erfreute.

Mit der Sonne des nächsten Tages wurde der traurige Marsch wieder aufgenommen. Die Gefangenen fühlten die Erschöpfung und Hitze weit mehr als tags zuvor und gegen Mittag mussten mehrere ohnmächtige Frauen für tot liegen gelassen werden. Man hörte nichts als Stöhnen und Wehklagen; vergeblich schmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln, um das herzerreißende Geschrei zu übertönen. Nur die jungen und kräftigen Gefangenen waren imstande, mit dem Marsch gleichen Schritt zu halten, während die Schwächeren mit Schlägen und durch Speerspitzen vorwärtsgetrieben werden mussten.

Dennoch gab es unter den Bukanier viele barmherzige Seelen. Die Kinder wurden wie vorher getragen, und den Schönen unter den Frauen fehlte es nie an dem unterstützenden Arm eines tapferen Freibeuters. Im Ganzen aber wurden die Gefangenen mit schrecklicher und unnachsichtiger Grausamkeit vorwärtsgetrieben und den Unglücklichen viele nutzlose Leiden bereitet.

Wo waren die Spanier? Wo die Männer, deren Frauen und Kinder so schonungslos fortgestoßen wurden von einer so geringen Anzahl beutebeladener Feinde? In den gefährlichen Pässen, die wir bei Gelegenheit des Vorrückens der Bukanier geschildert haben und die kaum einem einzigen Maulesel oder drei nebeneinander marschierende Soldaten durchließe, in diesen dunkeln, meilenlangen Engpässen, wo jeder Baum einen Feind verbergen, jeder Fels, jede Höhle, einen Hinterhalt abgeben konnte, ließ sich auch nicht sein einziger spanischer Musketier blicken, um sicher sein verhängnisvolles Ziel zu nehmen, ja nicht einmal der Pfeil eines

schnellfüßigen Indianers sauste unter die im Rückzug befindlichen Desperados. Endlich erreichte die ganze Masse wohlbehalten die wichtige Stadt Cruz, von wo aus man die Verbindung mit der Flotte zu Wasser herstellen konnte. Die Vorrathshäuser und Magazine des Königs von Spanien wurden nun sehr bequem erfunden. Man lud die Maulesel ab und brachte die Beute unter Dach, während die Kähne und Boote für den Transport der ganzen Expedition zugerüstet wurden. Auch sollten hier die noch ausstehenden Lösegelder entrichtet und die Gefangenen entweder in Freiheit gesetzt oder als Sklaven nach Jamaika überführt werden.

Die Panamaer glaubten nun, dass es Morgans Ernst sei, und begannen scharenweise nach Cruz zu kommen, um für diejenigen Gefangenen und Freunde, für welche kein Lösegeld aufgebracht werden konnte, Fürbitte einzulegen, während die Vermögenden ihre Piaster und Cruzados herbeischafften. Die Bitten der Ersteren übten nur wenig Wirkung auf die Bukanier, und auch in Betreff des Lösegeldes ließen sie kein Haar von der bestimmten Summe ab.

Der Platz gewann ganz den Anschein einer Messe oder vielmehr eines Sklavenmarkts und hätte denen, welche sich für dergleichen Dinge interessierten, einen guten Anlass zu Studien über die Leidenschaften geboten.

Donna Guzman, die wertvollste Prise, musste nun zuerst die bitterste Täuschung erfahren. Sie hatte zuverlässig auf ihren Schwager, den Präsidenten, und auf die übrigen Brüder ihres Gatten gebaut, denn obwohl die Auslösesumme ungeheuer war, wusste sie doch wohl, dass sie leicht und schnell herbeschafft werden konnte. Allerdings befürchtete sie nicht viel Schlimmes von Morgans Händen, und wäre ihre Tochter nicht gewesen, so würde sie sich vielleicht

bereitwilliger in ihr Schicksal gefügt haben, als einer tugendhaften Frau zustand. Ihre Entrüstung über das Benehmen ihrer Verwandten kannte keine Grenzen. All diese Aufregungen dienten nur dazu, ihre Zuneigung zu dem Mann zu erhöhen, welchen sie so enthusiastisch bewunderte.

Während des Aufenthalts zu Cruz wurde Morgan wieder aufmerksam und warm. Die abergläubische Furcht, in welche ihn seine Wunde versetzt hatte, schien schnell vor der Schönheit und dem Zauber seiner Geliebten dahin zu schwinden.

Endlich trafen die beiden Geistlichen, welche Lynia an Don Perez Guzman und ihre Verwandten geschickt hatte, mit den kläglichsten Gesichtern und gut erkünsteltem Leidwesen ein. Sie gaben an, es sei ihnen völlig unmöglich gewesen, einen von ihren Verwandten aufzufinden, obwohl sie, wie sie sich ausdrückten, Blut und Wasser geschwitzt hätten, um ihre und ihrer Tochter Auslösung zu bewerkstelligen. Es gereiche ihnen zu einigem Trost, dass sie bei den Gläubigen mehr Glück gehabt hätten, denn der Sinn für Religion habe diese bewogen, sich die letzten Heller abzuberechnen, um die nötige Summe zu Auslösung sämtlicher Mönche und Brüder beizuschaffen. Dieser übermäßige Eifer vonseiten der frommen Herde überraschte unseren Helden sehr. Sein Argwohn wurde noch mehr geweckt, weil die angeblich gesammelte Summe sich nahezu so hoch belief, wie das für Donna Lynia und ihre Tochter festgesetzte Lösegeld – nämlich auf fünfundsiebzigtausend Piaster.

Nachdem der General das Geld in Verwahrung genommen hatte, behielt er die stattliche Priesterschar noch immer bei sich, indem er scherzend bemerkte, er müsse angelegentlich wünschen, so viel Religion möglichst lange unter seinen

Halunken zu bewahren, denn unter dem ganzen Haufen sei nichts weiter von diesem Artikel zu finden, als was von den geschorenen Platten repräsentiert werde. Die würdigen Freibeuter murrten zwar sehr hierüber und wünschten die fromme Geistlichkeit in den tiefsten Meeresgrund, denn die Mönche waren sehr unflätig von Person, gewaltige Esser und konnten nur durch Schläge von den weiblichen Gefangenen ferngehalten werden. Die Zahl der Priester belief sich nahezu auf siebzig. Nie hatte man wohl so wenig Ergebung und Geduld gesehen, wie unter diesem Häuflein von Menschen, welche den Grundsatz der Demut und Unterwürfigkeit unter den göttlichen Willen bekannten. Sie fassten jeden neuen Ankömmling aufs Ängstlichste ins Auge und würden gern jeden, der sich der Stadt näherte, aufgefangen haben, wenn man es ihnen gestattet hätte.

Unser Held hatte bereits seine Zögerung bis zu den äußersten Grenzen der Klugheit ausgedehnt. Der nächste Tag war bereits für den Aufbruch zu Wasser anberaumt, als auf flüchtigem Ross ein Sklave zu Cruz anlangte. Er brachte Briefe an den General und an Donna Guzman. Das Schreiben an Morgan kam von seinem alten Korrespondenten, dem furchtbaren Präsidenten. Es war höflich abgefasst und reich an Komplimenten. Der Schreiber hoffte, Morgan trage noch immer den Ring, den er ihm früher zugeschickt hatte, und entschuldigte sich, dass er nicht imstande gewesen sei, ihm seine Gastfreundschaft zu beweisen. »Indessen finde ich«, fuhr der Brief fort, »dass es sich Eure Excellenz in meinem Palast ganz heimisch gemacht hat. Er verschmäht es, hinfort eine weniger berühmte Person zu beherbergen, und ist voll Bedauern über Eure Abreise zusammengefallen. Dennoch, mein höchst ritterlicher General, tut es mir sehr

leid, bemerken zu müssen, dass ein so tapferer Kavalier sich in Betreff seines Wortes so mangelhaft erfinden lässt, denn wir haben uns zu Grunde gerichtet und zu Bettlern gemacht, um Euch durch die heiligen und hochwürdigen Väter Sebastian und Hieronymus des königliche Lösegeld zuzusenden, welches Ihr für meine Schwägerin und ihre Tochter gefordert habt.« Er hielt unserem Helden noch weiter sehr streng und gerecht eine Vorlesung über die Gesetze der Ehre, des Krieges und der Ritterlichkeit, fügte noch unterschiedliche Komplimente bei und schloss mit dem Wunsch, dass Sr. Exzellenz alle nur erdenkliche Wohlfahrt vorbehalten bleiben möge. Das Schreiben an die Donna war des gleichen Inhalts. Auffallender Weise bezweifelten die Spanier nie das pflichtmäßige Benehmen der Mönche, sondern schoben die ganze Schuld der schurkischen Verhandlung auf Morgan. Die Bigotterie der Zeit war so groß, dass sogar der Geschichtsschreiber dieser Büberei nur mit Stocken Erwähnung tut; denn er sagt: »Ich habe sie nicht kennenlernen wollen, weil ihre Tat unwürdig war und ich ihren Orden verehere.«

Man kann sich leicht denken, in welchen Zorn ein Mann von Morgans ungestümen Leidenschaft geriet oder vielmehr, es lässt sich gar nicht denken, denn in seinem ersten Aufwallen befahl er, dass die Mönche samt und sonders den Tod erleiden sollten. Dagegen sträubte sich jedoch seine Armee, doch nicht aus religiösen Bedenklichkeiten, sondern weil sie es für Unglück bringend hielt, mit kaltem Blut eine Katze oder einen Priester zu töten. So ließ er denn die ehrwürdigen Väter in ein Karree von Musketieren bringen, zugleich aber ihnen bedeuten, dass die Feuerwaffen um sie her samt und sonders geladen wären. Dann zwang er sie, sich gegenseitig mit den Stricken, die sie um den Leib gebunden

trugen, so lange durchzudreschen, bis einige davon ohnmächtig wurden. Nur der Fürsprache der Damen, welche sie so schändlich behandeln wollten, hatten sie es zu danken, dass der weiteren Züchtigung Einhalt getan wurde.

Es wurden nun für die Abreise der Guzmans die geeigneten Vorbereitungen getroffen. Man besorgte für sie Maulesel und Dienerschaft, wie denn auch Morgan und seine Gefährten sie mit allen Beweisen von Achtung überschütteten. Es war unserem Helden eifrig darum zu tun, dass sie unter den günstigsten Eindrücken von ihm und seinem Benehmen im Allgemeinen abreisen sollten. Dies war so schwer nicht zu erzielen, denn die stolze Lynia lag nun weit mehr in Morgans Banden, als es bei Morgan je ihr gegenüber der Fall gewesen war. Freilich dürfen wir keinen Augenblick annehmen, dass sie ihm ihre Würde oder ihre Tugend geopfert haben würde; aber die Vergleiche hatten sich ihr aufgedrungen, und ihre Bewunderung für den Sieger war zur Begeisterung geworden.

Es fand ein eindrucksvoller Abschied statt. Sie waren allein. Mit einem Sturm widerstreitender Gefühle, die in ihrem Inneren tobten, kniete Donna Guzman vor unsrem Helden nieder und betete lange und glühend zum Himmel, dass ihm ein glückliches Los beschieden sein möge. Sie beschwor ihm, seine gegenwärtige Laufbahn zu verlassen, hinfort sich selbst und Gott zu leben und den Umgang frommer, gläubiger Männer aufzusuchen. Sie dankte ihm wiederholt für die edelmütige Behandlung, die er ihr und ihrer Tochter hatte zuteilwerden lassen, rief zum Schluss tausend Segenswünsche auf ihn nieder, umarmte ihn, küsste ihn auf die Stirn und ließ sich dann, in Tränen aufgelöst, von ihm zu ihrem Maulesel geleiten. So schieden sie, um sich nie wieder zu se-

hen oder auch nur voneinander zu hören.

Diese Szene machte einen tiefen Eindruck auf Henry Morgan. Als die Dame außer Sicht war, hörte man ihn mit einem furchtbaren Eid beteuern: »Wenn ich je fromm werde, so geschehe es nur dieses Weibes willen.« Dass sie einen großen Einfluss über ihn besaß, lässt sich aus dem Umstand folgern, dass er auf ihre Bitten den Mönchen, welche ihn so furchtbar gereizt hatten, die Erlaubnis erteilte, zwei aus ihrer Mitte an ihre Freunde und Beichtkinder abzuschicken, damit sie des eigentliche Lösegeld beiträfen und es nach Chagre brächten.

Die nötigen Wassertransportmittel waren nun angelangt und die gesamte Beute nebst ungeheuren Massen von Reis, Mais und bukaniertem Ochsenfleisch, die von Panama beschafft worden waren, eingeschifft. Die nicht ausgelösten Gefangenen einschließlich der siebenzig Priester, welche man zu zwei und zwei aneinandergebunden hatte und durchaus nicht aufs Glimpflichste behandelte, wurden nebst fünfhundert wertvollen Negerklaven, die sich über den Wechsel ihrer Herren freuten, gleichfalls an Bord gebracht. Alles war nun bereit, und die Armee brach mit ihrem ganzen Gepäck am 5. März 1670 von Cruz auf.

Der Aufbruch wurde abermals für die vielen nicht ausgelösten Spanier eine Szene des bittersten Schmerzes, und auch die Freude der Befreiten war mit herbem Leiden gemischt. Erstere fühlten sich überzeugt, dass ihnen Sklaverei an unbekannten, barbarischen Orten und unter fremden, strengen Gebietsvorständen bevorstand, während Letztere über das Schicksal ihrer Verwandten und Freunde klagten, welche sie nie wieder zu sehen fürchteten. Indessen war die Armee, die wir nun bald Flotte nennen müssen, zur sehr an dergleichen

Dinge gewöhnt, um in der Sache etwas anderes zu tun, als den Abschied zu beschleunigen, was auch vielleicht den Umständen nach das Beste war.

Nachdem die Gefangenen, Sklaven und Schätze nebst einer zureichenden Anzahl bewaffneter Hüter, welchen die Erhaltung der Ordnung aufgetragen wurde, eingeschifft waren, stellte sich heraus, dass in den Schiffen nicht mehr hinreichend Platz für die übrige Expedition war, welche sich deshalb genötigt sah, langsam am Ufer des Flusses weiterzumarschieren. Nach dreitägigem Marsch kamen sie an dem lieblich gelegenen Städtchen Barbacoës an, wo sie zu ihrer großen Überraschung die zwei Sendlinge der Priester fanden, welche bereits mit dem bedungenen Lösegeld ihrer Brüder eingetroffen waren. Dies machte Morgan und der übrigen Armee große Freude, denn die geistlichen Herren waren eine sehr unangenehme Gesellschaft und hätten zu Chagre doch aufgegeben werden müssen, da sie eine Art von Vieh waren, welches auf keinem Sklavenmarkt der Welt Käufer gefunden haben würde.

An diesem Platz fiel eines der lächerlichsten und denkwürdigsten Ereignisse vor, welche sich in Morgans inhaltreichem Leben zutrug. Unser Held berief seinen Sekretär John Peeke, den Zweiten im Kommando, Vize-Admiral Collier, seine englischen Obristen und ein paar Kapitäne, welchen er vertrauen konnte, (unter diesen befand sich Kapitän Wills nicht, weil er viel zu ehrlich war) zu einer geheimen Beratung und fasste mit ihnen einen Beschluss, welchem nachstehendes Verfahren folgte.

Er ließ seine ganze Armee auf einer schönen Ebene außerhalb der Stadt antreten, dort ein hohles Karree bilden und befahl ihnen, ihre Waffen in der Mitte des Vierecks aufzu-

häufen. Den Gewehrhaufen ließ er augenblicklich durch seine Leibgarde umgeben. Dann ritt er, zu Wehr und Angriff bis an die Zähne bewaffnet, in die Mitte des Karrees ein, um eine in der Einleitung recht angenehme Rede zu halten. Die Soldaten wurden als die tapfersten und besten Männer, ja als die gehorsamsten und die diszipliniertesten bezeichnet.

»Ihr seid im Begriff, meine Brüder«, fuhr der General fort, »mit Ruhm bedeckt und mit Schätzen beladen nach Hause zurückzukehren.«

Die meisten Soldaten ächzten bei dieser Andeutung.

»Fügen wir nun aber allen diesen hervorleuchtenden Eigenschaften noch eine andere Tugend bei – die Ehrlichkeit. Lasst uns, meine teuren Freunde, gegeneinander ehrlich sein. Ich will euch jetzt den Artikel vorlesen, den wir alle beschworen oder wenigstens unterschrieben haben. Unser Wort ist so gut wie ein Eid, und was wir zusagen, muss noch bindender sein, als alles, was die Könige aufs Evangelium beschwören.«

Morgan las sodann mit einer Stimme, ähnlich der Trompete eines Herolds, die Bundesartikel vor; den aber, welcher jedem Mann einen Eid auflegte, dass er nichts verborgen habe und erforderlichenfalls eine Durchsuchung anordnete, wiederholte er noch zweimal und hielt dann inne.

Die erstaunten Soldaten und Offiziere, welche sich so überlistet sahen, blickten zuerst einander und dann ihre aufgehäuften Waffen an. Sie stöhnten, murrten und schrien, aber Morgan, der völlig unbewegt blieb, befahl ihnen, in Reih und Glied zu bleiben und ihn anzuhören.

»Meine Freunde, meine guten Freunde, glaubt ja nicht, dass es mir in den Sinn kommt, irgendeinem von euch ein unehrenhaften Beweggrund zu unterstellen. Denjenigen,

welcher den größten Beutewert an seiner Person weiterbefördert hat, werde ich für meinen besten Freund, für den besten Freund der Armee halten. Müssen nicht wir alle seine Sorgfältigkeit, Bedachtsamkeit und Selbstverleugnung bewundern, dass er für das gemeinsame Beste die Mühe auf sich nahm, so viel von den gemeinschaftlichen Vorrat zu retten, da es ja sonst in Ermangelung der Transportmittel hätte verloren gehen müssen? Ihr alle erinnert euch, wie viele überladene Maultiere auf dem Weg zu Grunde gingen. Ehre und Ruhm also denjenigen, welche uns einen Teil unseres schwer und glorreich errungenen Reichtums gerettet haben!«

Bei Anhörung dieser Rede war kaum ein Mann in den Reihen, welcher nicht fühlte, dass er statt der Maulesel den Esel gespielt hatte. Aber sie waren noch mehr verwirrt, als sie den General folgendermaßen fortfahren hörten.

»Ich weiß wohl, dass unsere Gesetze verlangen, jeder von uns solle seine Ehrlichkeit mit einem Eide bekräftigen, aber wir wollen von dieser Bestimmung, welche unserer Ehre so sehr zu nahetritt, Umgang nehmen und dafür eine allgemeine Personendurchsuchung anordnen. Niemand kann sich dadurch gekränkt fühlen, denn ich, euer Oberbefehlshaber, werde mich zuerst derselben unterwerfen, und alle meine Hauptoffiziere sollen meinem Beispiel folgen. Sind wir alle visitiert, so soll, ehe sich ein Mann von dieser Ebene entfernt, unser gesamtes Gepäck, das des Höchsten, als auch das des Niedrigsten, durch Männer untersucht werden, welche ihr selbst zu diesem Zweck auswählt. Kommt, meine Jungen, und fügt euch gutwillig darein, denn ich schwöre euch bei Gott, dass geschehen soll, was ich gesagt habe, selbst wenn ich euch, die ihr unbewaffnet dasteht, zu Dutzenden nieder-

schießen müsste. Der erste Mann, der aus seiner Reihe tritt, bekommt den Inhalt dieser Pistole zu kosten.«

Diese Erklärung war sehr sachgemäß. Jeder meinte, sein Nachbar sei vielleicht glücklicher gewesen als er selbst. Und so fügten sie sich in das, was sie nicht verhindern konnten. Das finstere Stirnrunzeln der Meuterei begann endlich einem breiten Grinsen Platz zu machen. Die gute Laune kehrte zurück, und der unparteiische Anführer wurde mit lauten Hurras begrüßt. Wir wollen damit nicht sagen, dass dieses bessere Gefühl allgemein war, denn es gab unter dem Heer viele selbstsüchtige und geizige Schurken, welche Morgan aus dem Grunde ihres Herzens verfluchten; aber es handelte sich hier um die Stimmung der Mehrheit und dies war in einer Gesellschaft von solcher Zusammensetzung hinreichend.

Fünfzig schwarze Sklaven traten nun, dem erhaltenen Befehl zufolge, von Ohr zu Ohr grinsend und in einen Zustand vollkommener Nacktheit, um nichts verbergen zu können, mit großen Weidenkörben in das Viereck. Jede Kompanie wählte aus ihrer Mitte denjenigen, welchen sie für den ehrlichsten Visitator hielt; aber keinem derselben wurde gestattet, sein Amt an denen zu üben, welche ihn gewählt hatten. Kapitän Henry Wills war wegen seiner Ehrlichkeit bekannt und wurde daher zuerst als Durchsucher bezeichnet. Auch fiel ihm die Aufgabe anheim, den Oberbefehlshaber zu visitieren.

Morgan stieg von seinem Pferd, ließ sich bis auf das Hemd auskleiden, seine Taschen umdrehen und seine Kleider schütteln; aber da das Wetter sehr warm war, so hatte die Operation durchaus nichts Unangenehmes im Gefolge. Als der Mann, welcher seine Pflicht kannte und sie erfüllte, dem

General wieder in seiner Kleider half, konnte er es sich nicht versagen, dem Durchsuchten ins Ohr zu flüstern, dass gewisse Diamanten, Rubine und Perlen, welche dem Kapitän Francois abgenommen worden waren, seltsamerweise vom allgemeinen Vorrat verschwunden seien – eine Andeutung, welche Morgan keiner anderen Antwort würdigte, als dass er den Mann ausdruckslos anstierte.

Der General wurde als makellos erfunden. Es folgte nun ein allgemeines Beifallsgeschrei. Aber die Leute wussten entweder nicht oder hatten es doch vergessen, dass er all sein Gepäck und das Büro der Armee drei Tage zuvor fortgeschickt hatte und sich nun alles wohlbehalten an Bord des Flaggschiffes im Hafen von Chagre befand.

Die Entkleidung bis aufs Hemd wurde den übrigen Oberoffizieren erlassen und wäre auch an Morgan nicht in Wirksamkeit gekommen, wenn er nicht um des Beispiels willen und weil er sich keiner persönlichen Ungestalt bewusst war, darauf bestanden hätte. Bei den anderen Offizieren wurde es sehr genau mit der Visitation genommen und manches Geschmeide wieder aufgefunden, das sie entweder wirklich verborgen oder zum Finden beigesteckt hatten, um der Sache einen Anstrich von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu geben.

Achtunddreißigstes Kapitel

Der Durchsuchungsbefehl wird in voller Ausdehnung gehandhabt, liefert kein befriedigendes Resultat für die am meisten dabei beteiligten Gentlemen. Gefährliche Symptome von Meuterei und einige Reden.

Als die Visitatoren, von Morgan und Allen, welche die Ordalie bereits erstanden hatten, begleitet, an die Subalternen und den gemeinen Mann kamen, ergab sich eine Szene großer Heiterkeit, welche unser Held durch derbe Späße sehr erhöhte. Auch verbeugte er sich tief und stattete im Namen der Armee jedem Schelm, der sich eine reichliche Hilfe zugelegt hatte, seinen Dank ab. Die Körbe füllten sich schnell und die Soldaten jubelten bei jeder frischen Handvoll Gold und Edelsteinen, welche aus dem Dunkel und manchen seltsamen Plätzen ans Licht gefördert wurden. Diese ganze Gentry, welche nicht viel mit Hemden belästigt war, wurde in *naturalibus* visitiert und lieferte eine treffliche Ernte.

Die Gefangenen in den Barken und Kanus, welche all dies aus der Entfernung mit ansahen, konnten kaum zurückgehalten werden, sich der scheinbaren Festlichkeit anzuschließen, in welcher das Gelächter so allgemein war und die Gesellschaft im Stand fast völliger Nacktheit so possierliche Sprünge machte.

Endlich war die Personendurchsuchung abgetan, aber die Soldaten wurden nicht aus ihren Reihen entlassen, bis man all ihr Gepäck völlig durchstöbert hatte. Zuletzt zog man auch noch die Ladungen aus den Pistolen und Musketen, damit die Eigentümer der Letzteren nicht etwa Brillanten oder sonstige kostbare Steine in den Läufen mit forttrügen.

Nur ein Mann, wie Morgan, konnte eine so kühne Maßregel erfolgreich durchführen, obwohl auch er die größte Gefahr dabei lief. Die Sache ging vortrefflich vonstatten. Als die Soldaten entlassen wurden, sammelten sie sich in mehr oder minder missvergnügte Gruppen. Der Vorgang wurde in allen nur erdenklichen Stimmungen besprochen. Wenigstens die eine Hälfte ließ eine ziemlich meuterische Gesinnung blicken. Namentlich zeigten sich die Franzosen, welche einen bedeutenden Teil des Heeres bildeten, sehr geräuschvoll und würden, wenn sie weitere Teilnehmer gefunden hätten, ohne Weiteres Morgan ergriffen und der Sache eine höchst unangenehme Wendung gegeben haben. Indessen kam man zuletzt überein, die Teilung der Beute, welche zu Chagre stattfinden sollte, abzuwarten und dann die geeigneten Maßregeln zu treffen.

Endlich zog Morgan und seine siegreiche Armee mit dem Pomp eines erfolgreichen Krieges zu Chagre ein. Die Freude war auf beiden Seiten groß, denn die neuen Ankömmlinge hatten nun eine Aussicht vor sich, nach ihren schweren Mühen und Entbehrungen eine Zeit lang auszuruhen, während die mit Bewachung des Forts beauftragte Garnison wieder etwas Menschliches essen zu dürfen hoffte; denn sie hatte seit vielen Wochen nur von Mais gelebt, weil sie verschwenderisch das ganze Land verheert und in schlemmerischem Übermaß während wenigen Wochen aufgebraucht hatte, was mit nur gewöhnlicher Vorsicht Monate lang sie gemächlich hätte ernähren können. Alle Teile aber vereinigten sich in dem wonnigen Vorgenuss einer baldigen Teilung der großen Beute.

Bei dieser Gelegenheit führte Morgan einen Meisterzug aus. Er begann die Operationen durch Gelage, zu welchen er

nicht nur die Offiziere, sondern auch die Einflussreichsten unter den Gemeinen einlud. An seiner Tafel und im vertraulichen Gespräch suchte er allmählich ihre hohe Erwartung herabzustimmen. Während er so auf der einen Seite um Popularität buhlte, erkünstelte er auf der anderen mehr als gewöhnlichen militärischen Prunk, indem er zugleich seine Leute stets daran erinnerte, sie seien Mitglieder einer regelmäßig bestellten Armee und die Untertanen Seiner allergnädigsten Majestät, Carls II. Er tat dergleichen, als zeichne er die besonderen Dienstleistungen jedes Einzelnen auf, um ihrer in England lobende Erwähnung tun zu können. Im ganzen Heer war kaum ein Mann, der sich nicht mit Beförderungshoffnungen irgendeiner Art getragen hätte.

Die wichtige Angelegenheit der Teilung konnte jedoch nicht lange verzögert werden. Der Gesamtbetrag der Beute wurde zu viermal 143.200 Pfund Sterling angeschlagen – eine Summe, deren Geringfügigkeit alle die Aussichten auf reichliche Dividenden in die größte Bestürzung umwandelte. Der Schlechteste im Heer hatte mindestens einen Anteil von achthundert bis tausend Pfund erwartet, und die Übrigen maßen ihre Aussichten in demselben Verhältnis ab. Mit Ausnahme dessen, was die denkwürdige Untersuchung zu Barbacoa abwarf, kamen nur sehr wenige Juwelen zum Vorschein. All diese wurden hauptsächlich von Morgan selbst um den zehnten Teil ihres Marktwerts angekauft. Wünschte sich jemand einen prächtigen Schmuck anzueignen, so wusste es unser Held einzuleiten, dass ein zurückschreckender Preis darauf gesetzt wurde. So sah sich denn alles außer ihm und seiner Junta vom Markt verdrängt.

Endlich wurde die Teilung vorgenommen, und nichts als die starke Hand der Gewalt und die trügerische Vorstellung

einer weiteren Dividende war imstande, einem offenen Meutereiausbruch Einhalt zu tun. Mit Ausnahme von Morgans besonderen Freunden waren alle darüber einig, dass bei der Teilung die größte Schurkerei stattgefunden habe. Und die Getäuschten ließen in ihrer Wut die schrecklichsten Drohungen laut werden. Das Wenigste, was geschehen konnte, bestand in Gefangennahme des Generals, den man zu Herausgabe seines schändlich errungenen Reichtums zwingen wollte, während die große Mehrzahl der Unzufriedenen ihn ohne Weiteres vor den Kopf schlagen und so die Sache mit einem Mal bereinigen wollte. Diejenigen, welche bloß ein vergleichendes Inventar der ihm übergebenen Schätze verlangten, wurden als hasenherzige Schreier betrachtet.

Während die Unzufriedenen sich mit den edelsten und großartigsten Entschlüssen trugen, ohne auch nur das Geringste davon zur Ausführung zu bringen, traf Morgan schnell und in aller Stille seine Maßregeln. Die Missvergnügten blieben einander nicht getreu. So erhielt er Kunde von allem, was in ihren geheimsten Versammlungen stattfand. Er versprach noch immer weitere Anteile, versuchte durch alle Künste der Schmeichelei Zeit zu gewinnen oder brachte diejenigen, welche sich durch Worte nicht beschwichtigen lassen wollten, durch die Gewalt seines militärischen Ansehens zum Schweigen; aber stets kamen sie wieder auf das alte Lied zurück – auf die große Beute, die sie gemacht hatten. Morgan antwortete ihnen unaufhörlich mit denselben Worten: »Wartet, bis die Rechnungen geschlossen sind, und seht dann, was Ihr erhalten werdet!«

Inzwischen verproviantierte der General die meisten seiner Schiffe und schickte seine nicht ausgelösten Gefangenen

zur Insel St. Catharina oder Providence, wie sie von den Engländern genannt wurde. Einige davon sandte er jedoch als Gesandte nach Carthagenä oder Portobello, um mit den spanischen Behörden wegen eines Lösegeldes für die Stadt und das Fort Chagre zu unterhandeln. Aber er hatte das Land so arm gemacht, dass man entweder nicht geneigt oder nicht imstande war, ihm auch nur einen einzigen Piaster zu bieten.

Es fand nun ein kleiner Vorfall statt, welcher zeigte, dass Morgans Herz nicht ganz von der Erwägung der sichersten Mittel, seine Mitabenteurer zu betrügen, in Anspruch genommen war. Er hatte nämlich Befehl erteilt, die Zerstörung der Kathedrale, in deren Schiff er die Überreste seines Freundes Owen beigesetzt hatte, zuletzt vorzunehmen. Um Mitternacht ließ er unter Kundgebungen seines Schmerzes und der tiefsten Achtung Bradleys Grab öffnen und legte den Dolch, welchen er von dem Sterbenden erhalten hatte, in dessen Sarg.

Über die Beweggründe, welche Morgan zu dieser Rückerstattung veranlassten, lässt sich nur schwer eine Vermutung aufstellen. Vielleicht lasteten seine Verbrechen schwer auf seiner Seele – möglich auch, dass er später andere und neue Lynias zu finden erwartete oder der Rückkehr der alten entgegensah. So viel ist gewiss, dass er zu diesem Benehmen durch den grössten Aberglauben bewogen wurde. Er beauftragte selbst die Zerstörung der Kirche und ließ dieselbe so wirksam vernehmen, dass sie, obwohl man nicht sagen könnte, es sei kein Stein mehr auf den anderen geblieben, doch zu einem völligen Trümmerhaufen wurde, welcher, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, so kompakt und fest aufgebaut dastand, dass es mehr Mühe und Auf-

wand gekostet haben würde, ihn abzutragen, als wenn man die Kirche neu hätte errichten wollen. So war denn für den Freund ein dauerndes Mausoleum hergestellt. Der Platz ist seitdem unangerührt geblieben und wird noch heutigen Tages als ein Denkmal gezeigt, wie schonungslos die alten Bukanier im Zerstörungswerk waren. Dort modern die Überreste des walischen Harfnersohnes, welcher tapfer die Stelle erobert hatte, die ihm ein Grab bot.

Die Klemme, in welche sich Morgan durch seinen Geiz und seine Habsucht versetzt hatte, wurde mit jedem Tag bedenklicher und gefährlicher. Diejenigen, welche dem General freundlich zugetan waren, hatten sich meist an Bord ihrer Schiffe zurückgezogen. Auf dem Land befanden sich lauter Unzufriedene. Morgans Lager hatte einen großen Anhang, welcher nachgezogen war, um sich die Torheit der Abenteurer zunutze zu machen. Noch immer zögerte die Flotte und Morgan sah sich Tag für Tag unausgesetzt genötigt, Deputationen zu empfangen, welche nicht immer in der achtungsvollsten Sprache Vorstellungen machten, auf eine neue Durchsuchung der Mannschaft und der Schiffe drangen und eine abermalige Verteilung der Beute forderten.

Die französischen Abenteurer, welchen sich die meisten Nichtengländer im Heer angeschlossen hatten, waren nun zu einer bestimmten und entschieden feindlichen Partei zusammengetreten, von der man stündlich einen ernstlichen Schlag erwartete. Morgan verdoppelte nun seine Leibwache und ließ sich nie anders als im Geleit seiner wohl bewaffneten Parteigänger öffentlich blicken.

Am Abend des 11. März versammelten sich die Abgeordneten der Unzufriedenen an Bord des französischen Schiffes *la Dedaigieuse*, dessen Kapitän Jacques Pélaton den Vorsitz

führte. Das Meeting wurde mit einem gebührenden Grad von Mäßigung und Förmlichkeit eröffnet. Indessen wandelte das leidenschaftliche Ungestüm der Sprecher die Verhandlung bald zu einer Szene des Tumults und der Verwirrung um.

Statt zu beraten, fluchten sie, und statt Abhilfe und Maßregeln vorzuschlagen, stießen sie bloß Rachegelübde aus.

»Aber was ist zu tun?«, rief Jacques Pélaton in einem fort.
»Meine Freunde! Lasst uns zur Sache kommen!«

»Ich habe dem Spitzbuben ein Kruzifix übergeben, das seine Tausend Piaster wert war«, rief der eine. »Was ist daraus geworden?«

»Und die diamantene Agraffe, welche bei der Visitation von Barbacoa aus den Futter von Jean Trousseaus Jacke getrennt wurde – wo ist sie?«

»Der treulose Schurke gedenkt, seiner schönen Frau ein Geschenk damit zu machen«, meinte ein Dritter.

»Ich kann diesen abscheulichen, barbarischen welschen Namen nie aussprechen, ohne dass mich ein Entsetzensschauer anwandelte«, sagte ein Vierter.

Viele wunderten sich, wie sie imstande sein würden, mit einer so erbärmlichen Summe, die kaum für drei Tage Schlemmerei reiche, ihre Gläubiger, die Kneipenwirte und Frauenzimmer zu befriedigen. Alle waren in Verzweiflung und von wildem Wahnsinn erfüllt. Man muss dabei bedenken, dass dieses Meeting nur aus Offizieren bestand – wie ungestüm mussten sich nicht erst die rohen Leidenschaften bei den weit geringer belohnten Gemeinen entfaltet haben?

Ein einziger Mann, der etwas vernünftiger dachte als die Übrigen, erhob sich mit den Worten, dass es zu einem regelmäßigen Verfahren nötig sei, für die Unterschlagung des

Admirals Beweise beizubringen. Bei dem Wort *Beweis* erhob sich jedoch ein donnernder Tumult. »Beweise? Beweise!«, hallte es in jedem möglichen Ton der Verachtung, des Zornes und der Verwunderung aus allen Ecken des Schiffes wider. Der Sucher nach Beweisen hätte seine Vermessenheit fast mit dem Leben bezahlt.

Endlich wusste sich ein Wundarzt, ein Mann von einiger Fähigkeit, der in Anbetracht der Umstände viel Mäßigung verriet, Gehör zu verschaffen und redete seine zürnenden Kameraden folgendermaßen an: »Brüder, ich bin selbst auch aus dem Grunde meines Herzens ein Franzose, wie Ihr, und betrogen und betört worden von diesem Engländer, dem wir mit unsäglichen Gefahren, Mühen, Wunden, Gesundheitsverlust und durch den Tod vieler unserer teuren Gefährten zu glänzenden Schätzen verholffen haben. Ja, wir sind so schwach, so erbärmlich schwach gewesen, dies zu tun. Urteilt also daraus, ob ich ihn nicht aus so vollem Herzen hasse, wie der erbitterteste Hasser unter Euch. Aber um einen Erfolg zu erzielen, dürfen wir nichts übereilen«, fuhr er fort. »Es hat jemand verlangt, man solle für die Treulosigkeit dieser schlechten Menschen Beweise beibringen. In Erwiderung darauf können wir fragen: Wo ist die Beute, welche uns die reichste Stadt auf der ganzen Erde geliefert hat? Wo ist das Lösegeld von Tausenden sehr bemittelter Gefangenen? Wo ist der Ertrag so vieler Schiffe, die im Atlantischen und Stillen Weltmeer genommen wurden? Umgeben von seinen bewaffneten Garden und seinen Parteigängern wird euch Morgan damit antworten, dass er euch Verzeichnisse und Bilanzen vorlegt, die er selbst in Gemeinschaft mit denjenigen, welche an seinem ungeheuren Raub teilnahmen, ausgeworfen hat. Er wird uns in Betreff einer weiteren

Dividende auf unsere Ankunft in Jamaika verweisen und uns, wenn wir uns nicht damit zufriedengeben, dem Profos und dem Galgen überantworten. Wir haben dann die Ehre, gesetzlich gehängt zu werden, weil wir alle unter Bestallungen dienen, welche von dem englischen König verliehen sind.«

»Le scélerat! Le perfide! Nieder mit der englischen Flagge! Das schwarze Banner für immer! Vive le pavillon noir!«, riefen alle in Erwiderung dieser aufregenden Anrede. Nachdem die Ordnung ein wenig hergestellt war, nahm der Wundarzt wieder auf: »Ihr seht, Brüder, welche Art von Beweisen Ihr erhalten werdet, wenn Ihr sie unmittelbar fordert. Ich will Euch andere geben, die weit überzeugender sind. Ihr alle müsst bemerkt haben, wie unruhig der General stets erschien, nachdem die Expedition so vollständig gelungen war. Wir sahen nicht länger den heiteren, scherzenden, populären Führer, welcher unsere Herzen gewonnen hatte, als so endlose Mühen und Gefahren vor uns lagen. Warum war er so melancholisch und zurückhaltend? Was hatte dieser Mann noch zu wünschen? Er wurde wie ein Fürst bedient, lebte und wohnte wie ein Kaiser. Weiber und Wein standen ihm nach Herzensgelüsten zu Gebote. Mit der Leckerhaftigkeit eines Epikureers eignete er sich ein ganzes Nonnenkloster zu. Nicht zufrieden mit diesem Harem, der sogar dem Großtürken genügt haben würde, schwelgte er in den Reizen jenes Wunders von Schönheit, der Donna Guzman, und in denen ihrer kaum weniger schönen Tochter.«

Seufzer und boshafte Scherzreden, mit wilden Verwünschungen untermengt, ließen sich nun von allen Seiten hören.

»Aber ungeachtet aller dieser Beigaben des Glücks schien

doch Morgan der armseligste Tropf in der Armee zu sein. Warum – warum dies? Er trug sich mit Anschlägen, uns zu berauben und zu täuschen. Der bisschen Überrest von Gewissen beunruhigte ihn noch. Habt Ihr nicht bemerkt, wie angelegentlich stets er mit einigen seiner Vertrauten flüsterte und wie abgemessen und zurückhaltend er plötzlich gegen uns alle wurde, die er vor dem Sieg stets als Kameraden zu begrüßen pflegte? Ist es Euch entgangen, dass ihn jede Erwähnung des Wortes *Beute* in üble Laune versetzte und eine ganze Salve gemeiner englischer Flüche zur Folge hatte? Erwägt all diese Dinge wohl, Kameraden, und denkt nur an jene Durchsuchungssposse. Mögen alle, welche sie anzettelten, ewig dafür im Fegfeuer brennen, denn ich verlor dadurch mehr als tausend Pfund.«

»Und ich zweimal so viel!«

»Und ich fünfhundert!«

Mit diesen und ähnlichen Ausrufen ging es eine Weile fort, bis endlich der Sprecher wieder zum Wort kommen konnte.

»Habt Ihr nicht bemerkt, dass bei derselben Untersuchung der Kapitän Wills, der ehrliche Kapitän Wills – verdammt sei eine solche Ehrlichkeit – und er zusammen flüsterten. Sie machten sich über uns lustig, meine Freunde, sie verhöhnten uns, beschimpften uns! Sollen wir keine Genugtuung erhalten, sollen wir ungerächt bleiben?«

Die Aufregung der Zuhörer steigerte sich bis zum Wahnsinn, denn der Beredsamkeit des Doktors hatte das *Eau de vie* bedeutenden Vorschub getan. Sie zogen ihre Säbel, schlugen gegen die Balken der Kajüte, wünschten sich, dass es englische Köpfe wären, und führten gewaltige Stöße und Hiebe nach den Regeln der Wissenschaft in die leere Luft, stets dabei ausrufend: »Meurs, assassine – meurs, scelerat – meurs,

chien de traître – meurs, détestable Morgan!«

»Still, meine Freunde – still noch für eine kleine Weile«, nahm der Doktor wieder auf. »All diese Dinge geben im Grunde doch weiter nichts als Anlass zu Verdacht. Hört mich noch weiter an. Eines Tages ließ er, weil er seinen englischen Ärzten nicht traute, mich rufen, um die Wunden eines seiner Hauptvertrauten zu verbinden. Während ich emsig meinem Beruf oblag, sagte der Verräter zu dem Patienten in englischer Sprache, weil er meinte, dass ich sie nicht verstehe: ›Blicke auf, mein Freund! Fasse Mut und sei getrost. Du hast mir zum Sieg geholfen. Mache, dass du wieder gesund wirst, und du kannst mir helfen, von diesem Sieg Vorteil zu ziehen.‹ Meine Freunde, will dies, nachdem es der Erfolg so jammervoll bestätigt hat, in unserer guten Muttersprache nicht so viel heißen, wie: Du hast mir geholfen, viele Beute zu machen, und musst mir nun auch beistehen, sie fortzuschaffen.«

»Ja, ja, diese Beweise sind so klar, wie der Tag«, lautete die einmütige Antwort.

»Doch dies ist noch nicht alles«, fuhr der Sprecher fort. »Ihr wisst, dass sich Morgan mit vielem Prunk umgab, und selbst, als so viele von uns armen Teufeln zu Fuß von Cruz nach Chagre traben mussten, lag die Lustbarke unseres vornehmen Herrn Kommandeurs müßig und unbeschäftigt auf dem Fluss – ja, er ließ sie vollkommen leer zur Flotte heruntertauen.«

»Pfui, pfui – pfui der Schande!«

»Während unsres Aufenthalts zu Cruz sah ich mich einmal nach einer medizinischen Pflanze um, die mir als ein Heilmittel sehr nötig war, und ich ging bei dieser Gelegenheit am Ufer des Flusses hin. Da bemerkte ich denn, wie Morgan

ganz allein in seinem Lustboot sich niederbeugte und in einer Ecke etwas verbarg. Was es aber war, konnte ich aus der Ferne nicht unterscheiden. Sein ängstliches Wesen und der Umstand, dass er oft aufblickte, um zu sehen, ob er nicht beobachtet werde, brachte mich auf den Schluss, dass er etwas von großer Bedeutung verstecke. Als er mich endlich bemerkte, kam er sehr verwirrt auf mich zu. Eine Weile danach fragte er mich mit erkünstelter Gleichgültigkeit, was ich an einem so auffallenden Platz treibe, und ob ich schon lange da gewesen sei. Aber während er mich so anredete, entdeckte ich die Pflanze, die ich suchte, pflückte sie statt aller Antwort und reichte sie ihm hin, indem ich mich über ihre Heilkräfte ausließ. Er schien zufrieden zu sein, kam aber bald wieder auf den Gegenstand zurück und begann ein unzusammenhängendes, abschweifendes Gespräch, in welches er viele schlaue Fragen einflocht. Dabei beteuerte er mir wiederholt und nachdrücklich seine Freundschaft und erbot sich gegen mich zu allen Arten von Dienstleistungen.«

»Der Heuchler! Aber unser Wundarzt war zu scharf für ihn.«

»Nein, meine Freunde, scharf war ich nicht, nur ehrlich und geradeaus, aber dennoch verständig genug, um zu begreifen, dass der sonst so stolze und wilde General irgendeinen wichtigen Beweggrund gehabt haben musste, um sich gegen eine so bescheidene Person, wie ich bin, zu solcher Vertraulichkeit herabzulassen. Auch wurde ich noch argwöhnischer, als ich fand, dass er von seinem Pfad abging, nur um mir schmeicheln zu können. Diese Aufmerksamkeit vonseiten meines Oberbefehlshabers konnte jedoch mein Höflichkeitsgefühl nicht gestatten. Er bemerkte endlich seinen törichten Irrtum und nahm verlegener als je von mir Ab-

schied.«

»Aber das Lustboot - das Lustboot?«

»Ohne Zweifel verbarg er darin, als wir nach Barbacoas marschierten, die auserlesensten Geschmeide, denn er war viel zu klug, um sie am Leibe mit sich zu führen, umso mehr, da er die jämmerliche Komödie der Durchsuchung im Schilde führte. Ihr wisst wohl, dass man die wertvollste Beute stets zu Morgan gebracht hat, natürlich die Kleinigkeiten ausgenommen, die wir selbst fortzuschaffen gedachten. Wo ist sie? Tausende von kostbaren Gegenständen, die ihm privatim überliefert wurden, sind in den Verzeichnissen nicht aufgeführt worden. Dies kann jedermann bezeugen. Er sagt, sie seien verlegt oder verloren gegangen. Unsinn, sie waren an irgendeinem sicheren Plätzchen in der Barke versteckt. Er ließ dieses Boot nie aus dem Blick. Niemand durfte in dasselbe treten. Als es zu Chagre anlangte, wurde es augenblicklich an Bord seines eigenen Schiffes gehievt. Dort sind nun alle unsere Schätze aufgehäuft.«

Der Bericht über das Boot gab zu manchen Betrachtungen Anlass. Es wurde bemerkt, man hätte es leicht heimlich untersuchen können, da es in der Regel unbewacht gewesen sei.

»Ja, darin lag eben seine große Schlauheit. Er wollte keinen Verdacht erregen. Aber glaubt ja nicht, Brüder, dass ich, euren und meinen eigenen Interesse, zuwider so stumpfsinnig war, um in der Sache nicht weitere Nachforschungen anzustellen. Sobald Morgan wieder zu Hause war, stahl ich mich selbst an Bord der Barke und nahm meine Sonde nebst einem Bohrer mit. Kein Winkelchen ließ ich nicht durchsucht. Zwischen jede Planke steckte ich meine Sonde durch, keine Rippe des Fahrzeugs blieb von mir unangebohrt; aber alles

vergeblich. Er hatte das Versteck allzu schlaue eingerichtet. Die Hinterlist dieses Mannes ist undurchdringlich. Aber je größer seine Schlaueheit ist, desto größer muss auch unsere Willenskraft und der Nachdruck unserer Handlungen sein. Wir müssen gleichfalls geheim zu Werke gehen. Ein Komitee von fünf wird zureichen, aber jeder hier Anwesende muss sich durch einen feierlichen Eid verpflichten, ohne Widerrede die ihm zugehenden Weisungen zu befolgen. Ich nehme keinen Anstand, zu bemerken, dass einige dunkle, geheime und schreckliche Taten geübt werden müssen. Wir alle, das Komitee miteingeschlossen, wollen durch das Los entscheiden, wem die Aufgabe zufallen soll. Wer mich versteht, wird reinen Mund zu halten wissen. Diejenigen, aber, bei welchen dies nicht der Fall ist, werden zur geeigneten Zeit Aufklärung finden.«

Es war niemand vorhanden, der den blutigen Vorschlag nicht verstand. Er zielte auf Meuchelmord! Die Andeutung des Wundarztes wurde durch allgemeinen Zuruf angenommen und der Eid von allen unter den überspanntesten Förmlichkeiten geleistet. Einige weinten, andere ritzten sich mit Dolchen die Venen ihrer Arme auf, mischten das Blut mit Branntwein und brachten in dem ekligen Getränk Toaste aus auf Morgans ewiges Verderben. Viele streiften ihre Kleider zurück und zeigten die Narben ihrer tiefen und unerträglichen Wunden. Alle aber gelobten Rache und dürsteten danach, zu Werkzeugen derselben erkoren zu werden. Auch einige edlere Regungen mischten sich in diesen Sturm wilder Leidenschaften, denn die narbenvollen Krieger klagten lange und wehmütig um die im Kampf erschlagenen oder vom Klima getöteten Kameraden und erzählten sich, wie edel, wie gut, wie tapfer sie gewesen waren. Und sie alle, alle

waren zu Grunde gegangen, um den einzigen, ungeheuren Räuber zu mästen und zu vergrößern! Ihre Schatten wurden feierlich heraufbeschworen, um ihnen in ihrer Rache beizustehen.

Endlich zog sich der Rat der Fünf in die innere Kajüte zurück, um alle schlimmen Leidenschaften zu Erreichung ihre Wünsche zu lenken und ihrem bitteren Hass gegen Morgan und seine Vertrauten eine todbringende Gestalt zu geben.

Es war höchste Zeit, dass unser Held an den Aufbruch dachte.

Neununddreißigstes Kapitel

Morgans Unruhe steigert sich. Er trifft Vorbereitungen, sich wegzustehlen, bringt seinen Plan in Ausführung. Das klägliche Ende der meisten Abenteurer. Morgans Aufnahme zu Jamaika. Seine Aussichten verdüstern sich.

Und so wurde Henry Morgan, der Eroberer von Panama und der Held so vieler gewonnenen Wahlplätze und Seeschlachten, aller Dinge überdrüssig und fühlte sich höchst elend. Er misstraute allen Menschen und von allen Menschen sich selbst am meisten. Seine Träume von einer unabhängigen Souveränität wurden allmählich immer schwächer, verzerrter und ihm zuletzt ganz zuwider. Viele Jahre hatte er nichts mit der Religion zu schaffen gehabt, und doch zitterte er in der Sonnenhöhe seines Wohlstandes vor etwas, das er nicht kannte, und fürchtete sich, ohne zu wissen, warum. Bisweilen bereute er die Großmut, die er gegen Donna Lynia gezeigt hatte, und hin und wieder drängte ihn die

Sehnsucht so übermäßig, dass er im Begriff war, wieder nach Panama zurückzukehren und jeder Gefahr Trotz zu bieten, nur um seiner schnöden Leidenschaft Befriedigung zu verschaffen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, uns hier auf moralische Betrachtungen einzulassen. Wenn die wundersamen und schrecklichen Ereignisse, welche wir berichtet haben, sie nicht selbst, und zwar in der heilsamsten Weise an die Hand geben, so werden wohl wir und alle Abhandlungen über den nämlichen Gegenstand vergebens predigen. Auf der höchsten Stufe seines Glückes fühlte sich Morgan maßlos elend; er hatte alle seine Unternehmungen weise und erfolgreich durchgeführt – und war doch ein Tor. Mit der blinden Verzweiflung, in welcher der Ertrinkende seine Glieder nach Hilfe ausreckt, warf sich Morgans Seele dahin und dorthin, um wenigstens Ruhe zu gewinnen. Das Wort Glück war ihm längst nur ein Anlass zum Schmerz gewesen.

Um seine geistige Verstörung zu erhöhen, wurde mit jeder Stunde die Unzufriedenheit unter seine Soldaten lauter. Er fürchtete, die Franzosen könnten es wagen, in offene Meuterei auszubrechen. Der erbärmliche Anteil, welcher den Einzelnen zugefallen war, wurde ihm zur Quelle bitteren Verdrosses. Man behauptete ihm nun sogar offen ins Gesicht, dass er und seine Oberoffiziere sich bei weitem die größte Portion der Beute heimlich zugeeignet hätten.

Morgan bedrohte endlich die Unzufriedenen mit dem Tod. Es erhellte daraus, dass seine wirkliche Gewalt dahin war, weil er sich zum Drohen herablassen musste. Hätte noch vor einem Monat jemand sich zum Murren erdreistet, so würde ihn der General eigenhändig auf der Stelle niedergeschossen haben; aber von dem Augenblick an, als ihm so offen Trotz

geboten wurde, gab er jeden Gedanken an die Beibehaltung von St. Catharina auf. Morgan wusste wohl, dass die Vorwürfe seiner Leute gerecht waren, nahm sie aber doch bitter empfindlich, denn er meinte, es gehöre zu ihrer Pflicht, und sie seien es seiner eigenen Würde schuldig, dass sie sich mit offenen Augen betrügen ließen, und müssten noch dankbar dafür sein.

Bei diesem Stand der Dinge berief Morgan im Geheimen seinem Konteradmiral Collier, die Kapitäne Richard Norman, Thomas Harrison und Robert Delander, ferner den Obristen Bleadry Morgan und seinen treuen Sekretär, Mr. John Peeke zu sich, um ihnen unverhohlen mitzuteilen, er sei der Ansicht, dass die übrigen Offiziere und Soldaten durch ihren Verrat und ihr meuterisches Benehmen gegen ihn all ihre Beuteanteile an ihn und die Versammelten verwirkt hätten. Aber ein kluges Verfahren, sagte er, stehe nicht immer im Einklang mit der Gerechtigkeit. Obwohl man das Gesindel des wenigen, das sie nun besäßen, berauben sollte, so zweifle er doch, ob der Versuch rätlich sei. Die Ratsversammlung war einmütig derselben Ansicht.

Morgan fuhr dann fort, zu bemerken, dass es unter seiner und der Anwesenden Würde sei, dem rebellischen Ansinnen einer neuen und sorgfältigen Durchsuchung eines jeden Schiffes nebst abermaliger Verteilung der Beute zu entsprechen.

»... denn würde nicht«, fügte er ganz passend bei, »eine solche Visitation eine Beanstandung ihrer Tugend, ihres Rechtsgefühls und ihrer Ehrenhaftigkeit in sich fassen?«

Die betreffenden Gentlemen erkannten das volle Gewicht dieser Bemerkung.

»Wir haben die besten Schiffe«, fuhr unser Held fort, »und

sind es daher uns selbst und den irregeleiteten Männern der uns untergeordneten Flotte schuldig, uns im Geheimen fahrtfertig zu machen. Wir segeln übermorgen mit Tagesanbruch nach Jamaika ab und machen einen förmlichen Bericht über unser Verfahren an den Lieutenant-Gouverneur. Herr Sekretär Peeke, habt die Güte, die Beweggründe, welche mich veranlassten, gegenwärtigen Rat zusammenzurufen, und unsere Beschlüsse in amtlicher Form aufzuzeichnen. Wären diese Männer nur mir und sich selbst treu geblieben, so würde ich die meisten davon zu Fürsten dieser neuen Welt und auch den Schlechtesten darunter zum Gründer einer Familie, zu einem gnädigen Herrn auf Erden gemacht haben. Aber sie sind ungehorsam gewesen und müssen daher Sklaven bleiben – und zwar die Schlechtesten von allen – arme Sklaven.«

Nachdem er sich also seiner überflüssigen Hochherzigkeit entladen hatte, benahm er sich mit den Beratungsmitgliedern über die beste Methode, für ihre Schiffe die wertvollsten Artikel zu sichern, während Mr. Peeke folgendes Dokument aufsetzte:

Den 24 März 1670 im Hauptquartier unter den Trümmern des Kastells von Chagre.

In einer Ratsversammlung, die auf Befehl des Admirals und Generals Morgan angeordnet wurde, haben sich infolge der Unordnung und des meuterischen Sinnes, welche in der Flotte und namentlich unter den Angehörigen der französischen Nation um sich greifen, die Unterzeichneten zu der Ansicht vereinigt, es werde zu Verhinderung von Unglück und Beschimpfung der Waffen Sr. allergnädigsten Majestät, deren bestellte Soldaten und treue Untertanen

wir sind, durch die Notwendigkeit geboten, dass die wohl affektionierten Engländer sich unverweilt von den Fremdlingen, Bukanier und bloßen Abenteurern trennen, um sich zunächst zu Sr. Excellenz, dem Gouverneur von Jamaika und Hochadmiral dieser Seen, Sir Thomas Modiford zu begeben und Sr. Excellenz von allen und jeglichen unserer Schritte Bericht zu erstatten, damit sie Sr. allergnädigsten Majestät zur königlichen Genehmigung vorgelegt werden mögen.

Unterzeichnet von den Mitgliedern des Rats.

John Peeke, Sekretär

Fortan ging eine stille, aber außerordentliche Tätigkeit in den Schiffen Morgans und seiner Verbündeten vor, während der übrige Teil der Flotte alle Klugheit außer Augen ließ und sowohl Gesundheit als auch Zeit in der schamlosesten Schlemmerei vergeudete, da sich hierzu reichliche Mittel boten. Hunderte von schönen, aufgegebenen Weibern hatten sich von allen Teilen des Landes und aus Entfernungen, die unglaublich erscheinen würden, nach Chagre hingezogen. Mundvorrat und berauschende Getränke aller Art gab es in Überfluss. Man hörte unter den Trümmern des Platzes nichts als den Jubel einer zuchtlosen Bande und trunkenes Getümmel.

Am 26. März wurde mit Tagesanbruch zu den Waffen getrommelt und die ganze Flottenmannschaft zur Musterung und zum Dienst zu dem mit Schutt überhäuften großen Marktplatze kommandiert. Außer Morgans Partei sammelten sich nur wenige, denn die Übrigen litten noch zu sehr an den Folgen der nächtlichen Schlemmerei, um sich bei der Heerschau einfinden zu können, oder boten der Autorität

des Admirals offen Trotz.

Morgan benutzte diese Gelegenheit aufs Beste und erklärte alle Abwesende als Meuterer und Verräter, indem er zu gleicher Zeit alle Verbindung mit ihnen feierlich auflöste. Dann zog er mit seinen Parteigängern über die Festungswerke, vernagelte sorgfältig das meiste Geschütz und warf es nachher über die Felsen in die See, sich nur diejenigen Kanonen vorbehaltend, welche an Bord einiger Schiffe Dienste leisten konnten und schon früher in Geheimen nach denselben gebracht worden waren. Alle Lafetten ließ er verbrennen. Die wertvollsten Vorräte wurden gleichfalls an Bord gebracht, die übrigen aber nebst allem Mundbedarf, der sich auffinden ließ, sorgfältig zerstört. Dann ließ er die brennbaren Teile des Kastells in Brand stecken und die Mauern mit Schießpulver sprengen. Mit einem Wort, er machte die Festungswerke zu einer vollkommenen Ruine, während der übrige Teil seiner Gefährten müßig in der Stadt lag und sich damit tröstete, dass er doch einmal seinem Anteil an einem lästigen militärischen Dienst entronnen sei. Diese Gentlemen machten sich an jenem Morgen ungemein lustig über das Krachen der Explosionen und über die Flammen, welche über dem Kastell aufloderten. Sie riefen nach mehr Wein, befahlen ihren Indianerinnen, den Tanz zu erneuern, und brachten ihren Morgen in lautem Jubel und Freude hin.

Inzwischen ging Morgan mit seinen Kapitänen und Anhängern ganz ruhig an Bord der mit Schätzen beladenen Schiffe. Zum Erstaunen der verbündeten Abenteurer an Land segelten mit einem Mal fünf der schönsten und größten Fahrzeuge ihrer Flotte unter vollem Druck der Leinwand majestätisch aus den Hafen. So entfernte sich Henry Morgan, der Eroberer von Panama. Er stahl sich hinweg wie ein Besiegter

von dem Schauplatz seiner Siege. Das Komitee der Fünf war zu träge gewesen.

Laut, bitterlich laut war der Strom nutzloser Verwünschungen, welchen ihm die betrogene Bukanier nachschleuderten. Sie stießen ihre Dirnen von sich, warfen die vollen Weinbecher hinweg, riefen durch die Straßen nach Rache und schrien: »Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Anker auf! Nachgesetzt! Macht Segel!«

Vergeblicher Ruf! Vergeblicher Entschluss! Sie hatten die goldenen Augenblicke verstreichen lassen.

Sie wählten unverweilt einen neuen Kommandeur; aber ihre Schiffe waren ohne Proviant und ohne Munition – denn Morgan hatte alle derartigen Bedürfnisse zerstören lassen. Statt ihre Beute wieder zu erobern und ihre Rache zu sättigen, mussten sie nun ihrer vollen Tatkraft aufbieten, um nicht an einem fremden, feindlichen Ufer elend zu Grunde zu gehen. Nun griff der Geist der Verwirrung um sich, und sogar das gemeinschaftlich erlittene Unrecht reichte nicht zu, sie zu wechselseitigem Schutz zu verbünden. Alle Bande der Ordnung lösten sich; ein Schiff setzte sich dem anderen entgegen und die Männer gerieten unter sich in Streit.

Jeder dachte bloß an seine eigene Sicherheit. Die Fahrzeuge wetteiferten nur darin, welches das Erste sein würde, um die verhängnisvolle Küste zu verlassen.

Die Schiffe brachen nicht in offene Feindseligkeit gegeneinander aus, stahlen sich aber wechselseitig ihre Vorräte. Jede Nacht fiel eine Plünderung vor. Die Abenteurer fürchteten nun die Rückkehr der Spanier. Sie hatten keinen weiteren Zufluchtsort mehr als ihre Schiffe, denn der Platz war durch den flüchtigen General völlig zerstört worden. So schlichen endlich die Fahrzeuge, alles Notdürftigen elendiglich ent-

behrend, nacheinander wie geschlagene Memmen aus der Mündung des Flusses.

Die meisten dieser Leute gingen zu Grunde. Von einigen derselben hörte man nie wieder etwas, andere litten Schiffbruch und wieder andere gerieten in die Hände der Spanier, welche Rache für die verübten Grausamkeiten an ihnen nahmen, ja sie noch überboten. Der elende Überrest, welcher Jamaika erreichte, war zu arm und verwahrlost, um sich auch nur im geringsten Gerechtigkeit verschaffen zu können. Man verlachte ihre Ansprüche. Waren sie nicht alle in gleicher Weise Räuber?

Obwohl Morgans Abzug von Chagre eher einer Flucht als einem Triumph gleich aussah, wurde doch seine Einfahrt im Hafen von Port Royal als ein großartiges Schauspiel gefeiert. Dort langte er als Sieger an. Das Militär, der vizekönigliche Hof, Talent und Reichtum, die Tapferkeit und Schönheit auf der Insel vereinigten sich, um seinen ersten Schritt an Land zu begrüßen.

Henry Morgan, der Eroberer, war dreimal willkommen, denn er brachte nicht bloß kahle Lorbeeren mit sich. Er und seine wenigen Günstlinge waren mit unschätzbaren Reichtümern beladen.

Mehrere Tage lang folgte auf der Insel eine Festlichkeit auf die andere. Nachdem endlich der Gratulationslärm vorüber war, begannen die Leute Morgan nach ihren Verwandten zu fragen, und er antwortete: »Sie kommen.«

Aber sie kamen nicht. Man bedeutete zwar den Fragern, dass einige von den Vermissten mannhaft im Kampf gestorben seien, und bot ihnen dadurch einen Schatten von Trost, aber die anderen, welche gesiegt hatten und nicht gestorben waren – wo weilten sie?

Morgan und seine Gefährten gaben jedoch stets dieselbe Antwort: »Sie kommen.«

Aber bald begannen sich die Aussichten um den reichen und glücklichen Sieger zu verdunkeln. Mit seinen Crusadoes, seinen Juwelen, seinen reichen Goldstoffen und dem Raub der prächtigen Altarverzierungen brachte er auch ein Fieber nach Jamaika, welches so heftig und ansteckend war, dass man es die Pest nannte. Nur wenige entgingen dieser schrecklichen Heimsuchung und die Menschen starben scharenweise dahin. Unter ihren Opfern befanden sich einige der Edelsten und Vornehmsten der Insel, aber keine edler und besser als die schöne Lady Modiford, die geliebte Gattin dessen, welcher in Henry Morgan den Donnerkeil der Zerstörung gegen die unglücklichen Spanier entsandt hatte. Es gab in jenen Tagen noch fromme Leute auf Jamaika, welche in alledem Gottes Vergeltung zu sehen glaubten. Aber auch die meisten anderen Einwohner theilten, solange die Pest wüthete, diese Ansicht.

Morgan fühlte sich nichts weniger als glücklich. Zwischen Lady Modiford und seiner jungen zarten Gattin hatte ein inniges Freundschaftsverhältnis bestanden. Der herbe Kummer, welchem sich Letztere um die verschiedene Freundin hingab, kam ihm wie ein Vorwurf vor. Es wurde reizbar und ungerecht. Sein Ehrgeiz hatte so großartige Pläne entworfen und war in seinen Erwartungen so schwer getäuscht worden. Obwohl er sich vorgenommen hatte, die Leere seines Herzens durch Habsucht auszufüllen und all sein Trachten auf die Anhäufung von ungeheuren Schätzen zu verwenden, musste er sich doch eingestehen, dass diese das Sehnen seiner Seele nie befriedigen würden. Das Elend seiner hoffnungslosen Schmerzes wurde noch durch einen weiteren

Umstand erhöht, denn obwohl er den Gram für etwas Weibisches hielt, nahm dieser doch an ihm Rache. Wie er sich auch dagegen zu wahren suchte, verfolgte ihn doch stets der Schatten seines Freundes Bradley in seiner Einsamkeit. Die Töne seiner Stimme schienen sich mit den Stimmen anderer im geselligen Kreis oder in amtlicher Debatte zu mischen.

Erfüllten die ununterbrochene Sündenlaufbahn, der Trotz gegen die Vorsehung oder die Summe schwerer blutroter und zum Himmel schreiender Verbrechen die Brust dieses harten Mannes nicht mit Gewissensbissen? Noch nicht. Er hatte sich ein eigenes Moralsystem gebildet und sündigte blindlings fort, des festen Glaubens lebend, dass er es ungestraft tun könne.

Aber nun fiel ein noch dunklerer Schatten auf Morgans Bestimmung. Ein schnellsegelnder Tender hatte das Gerücht in Umlauf gebracht, Carl II. verwerfe alle die Handlungen, welche durch Morgan und seinen Beschützer, Sir Charles Modiford, geschehen seien. Dieser Monarch sei höchlich gegen sie aufgebracht. Wegen ihrer mannigfaltiger Verbrechen solle ihr ganzer Reichtum konfisziert werden, während dem falschen Gouverneur das Beil des Henkers, dem grausamen Piraten aber der Strang bevorstehe.

Wie kalt begann man nicht nun auf den beutebeladenen Eroberer von Panama zu blicken! Die Mutigsten wagten es, ihn hinter seinem Rücken offen zu schmähen. Sein Freund Sir Thomas benahm sich jedoch edel und versuchte nie, seine Teilnahme an dem spanischen Einfall auch nur im Geringsten abzuleugnen, sondern beriet sich mit Morgan über die besten Mittel, um den bevorstehenden Schlag zu umgehen oder doch wenigstens zu mildern.

Während dieser leidigen Spannung war unser Held ange-

legentlich beschäftigt, über seinen ungeheuren Reichtum aufs Vorteilhafteste zu verfügen, um ihn so wenig als möglich den Händen der Gewalt, – seine Feinde sagten, der Gerechtigkeit – zugänglich zu machen. Er vergrößerte seinen Grundbesitz auf Jamaika bedeutend und ließ denselben durch Administratoren im Namen seiner Gattin verwalten. Dieses Eigentum sollte nach ihr, wenn sie ohne Leibeserben verstürbe, auf seinen Vater und seine Brüder fallen, von denen er, obwohl er keine Gewissheit darüber hatte, annahm, dass sie noch am Leben seien. Auch nach London übermachte er verschiedene Summen und sah dann ruhig dem heran nahenden Sturm entgegen.

Morgan hatte sich durch die Umstände so vollständig bilden lassen, dass die gewöhnlichen Tröstungen des häuslichen Lebens ihm keinen Reiz boten. Seine Gattin wird als die schönste Dame auf der Insel geschildert und soll mit hohen Begabungen ein äußerst edles Wesen verbunden haben. Indessen scheint es doch, dass es ihr an dem umfassenden Geist und dem kräftigen Charakter fehlte, durch die sie allein in ihren Gatten eine volle Sympathie zu wecken vermocht hätte. Er zog es vor, allein zu leiden. Zwar behandelte er sie stets mit Achtung und erwies ihr alle Zärtlichkeit, deren sein Wesen fähig war, aber er vertraute ihr nie seine Geheimnisse an und beriet sich nie mit ihr über seine Pläne. Was sie betraf, so liebte sie ihn, fürchtete ihn aber noch mehr.

Vierzigstes Kapitel

Morgan und Modiford vergleichen Noten und kommen zu einer sehr trübseligen Melodie. Morgan neigt sich zur Rebellion. Modiford temporisiert und gerät zuletzt in die Schlinge.

Während sich die Leute also mit Zweifeln verwirrten und einem Wechsel entgegensahen, zeigte Sir Thomas Modiford in seinem Benehmen weder Besorgnis noch Unruhe. Er war allgemein beliebt, und seine große Blässe und Hagerkeit wurde wohl mit Recht dem ungeheuchelten Gram um den kürzlichen Verlust seiner Lebensgefährtin zugeschrieben.

Unser Held hatte sich mittlerweile sehr aufs Trinken gelegt, das ihn nie zu berauschen schien. Obwohl die Verheerung, welche diese üble Gewohnheit in seiner Gesundheit übte, augenfällig war, so griff sie doch nur langsam um sich. Eines Tages saß er in seinen Lieblingsgründen unter einem Zelt. Zwei Negerknaben fächelten ihm die Moskitos weg, während ein erwachsener Schwarzer die Leinwand stets mit Wasser tränkte, um so vermittelst der Verdunstung unter derselben eine erfrischende Kühle zu erzeugen. Der Tisch vor Morgan war mit leckeren Früchten beladen und bot eine reiche Abwechslung der ausgesuchtesten Weine dar. Kurz, es fehlte nirgend an Stoff, um sich gütlich zu tun. Mit Ausnahme seiner Diener war er allein. Er sog sein Getränk mit einem wilden Grimm ein, welcher weniger den Epikureismus des Bonvivants, als die Verzweiflung eines Mannes verriet, der sich seiner Gedanken zu entledigen suchte.

Sir Thomas Modiford näherte sich ihm unbemerkt. Die Begrüßung der Freunde war herzlich, aber zugleich feierlich. Die tiefe Trauertracht des Gouverneurs bildete einen lebhaf-

ten Gegensatz zu dem reichen, etwas überladenen Kavalier-Anzug des Abenteurers.

Sir Thomas nahm schweigend seinen Platz an der anderen Seite des kleinen Tisches und begann, ohne auf die Vase, das Glas und den silbernen Becher zu achten, die ihm hingeboten wurden, zerstreut von den Früchten zu essen, welche vor ihm standen.

Die Schwarzen betrachteten mit stummer Ehrfurcht den wichtigen Mann, der die Gewalt über Leben und Tod in seinen Händen hatte, und würden wohl noch länger so dagestanden haben, wenn sie nicht das dröhnende Donnerwort *Fort!* aus dem Mund ihres Gebieters im Nu zum Verschwinden gebracht hätten.

»Es tut mir leid«, begann Morgan, »Eure Excellenz so traurig zu sehen. Noch mehr aber bedaure ich, bemerken zu müssen, dass Ihr das beste Heilmittel der Trauer zurückweist. Dieser Madeira ist nicht nur reif, sondern auch kühlend. Ein Zug aus diesem Becher, und nehmt das Wort eines alten Matrosen darauf, Ihr werdet die Dinge bald in einem anderen und erfreulichen Licht sehen. Na, Exzellenz, frischt Eure Klüße an, wie wir an Bord zu sagen pflegen.«

»Ich will Euren Rat qualifizieren, Admiral, und etwas von dem Wein mit Eurem kältesten Wasser mischen. Aber ich sehe keines auf Eurem Tisch.«

»Freilich nicht – ich bin kein Freund von fremdartigen Beimischungen; aber wenn Eure Exzellenz einen guten Trunk verderben will – he da, ho!«

»Nicht doch, Admiral. Da ich gerne mit Euch allein sein möchte, so will ich einmal so unvernünftig sein, von Euch Raison anzunehmen, wie Ihr es nennt. Und in der Tat, dieser Wein ist von vortrefflicher Sorte.«

»Versucht's mit noch einem Zug, Sir Thomas – versucht's um unserer langen Freundschaft willen. Ich will Euch zur Räson bringen – Verderben unseren Feinden!«

»Ich stimme damit ein – genug.«

»Fühlt Ihr Euch noch nicht besser, Sir Thomas?«

»In dem, worin ich leide, um kein Haar. Ich sehe meine Gefahr nur deutlicher und fühle sie schärfer.«

»Könnt Ihr aber auch mannhafter ins Gesicht schauen.«

»Admiral Morgan, ich habe nie des Weinbechers bedurft, um mich in die Lage zu versetzen, allem ins Gesicht zu schauen, dem ein Ehrenmann ins Gesicht schauen kann. Und bei meinem Wort, es ist eben nun genug für uns beide vorhanden.«

»Spielt Eure Excellenz auf die Gerüchte an, welche im Umlauf sind? Die werden wieder verwehen. Ihr seid auf dieser Insel zu notwendig, um abgesetzt werden zu können. So lange Ihr sicher seid, bin es auch ich.«

»Wie heißt es in jenem Buch, von dem Ihr nichts wisst? Setzt euer Vertrauen nicht auf Fürsten! Noch weniger aber muss man auf das eigene Verdienst bauen. Der Meister des *Fliegenden Fisches*, der kürzlich von England anlangte, ist mein beständiger Freund. Ich habe dem Mann Dienste geleistet und muss sagen, Morgan, die Seeleute sind trotz aller ihrer Fehler nie undankbar.«

»Danke Euch von Herzen«, versetzte Morgan, indem er ohne Umstände die Hand des Gouverneurs ergriff und sie kräftig drückte. »Mögen mir die Stagen in meinem letzten Gang fehlen, wenn ich nicht jedem Wort Glauben schenke, das Meister Dobson spricht. Er ist ein echter Seemann und kann nicht gegen seinen Wohltäter lügen. Ich will den *Fliegenden Fisch* selbst befrachten.«

»So hört nun auf die Verkehrtheit des Geschicks. Während wir hier unser Äußersten tun, um Spanien in Not zu bringen – ja, sogar in Mitte unserer angestrengtesten Bemühungen – am 18. Juli schloss unser König zu Madrid ein Friedens- und Freundschaftsbündnis mit diesem Land und die Dokumente wurden am 20. Oktober zu St. James ausgetauscht.«

Morgan pfiff bei dieser Mitteilung eine schrille, sehr klägliche Seemelodie. Als er fand, dass sie ihm nur wenig Trost gewährte, rief er mit einem schrecklichen Fluch aus: »Während sie also in Europa die Spanier als Freunde küssten, schnitt ich ihnen in Amerika als Feinden die Kehlen durch; aber stets in Eurem Auftrag, mein guter Gouverneur.«

»Für meine Handlungen werde ich einstehen und auch Euch nicht fallen lassen, Admiral.«

»Dafür kannte ich Euch, Sir Thomas, und möge ich mit verbundenen Augen über die Planke marschieren, wenn ich je von Euch ablasse. Habt Ihr mir schon das Schlimmste mitgeteilt?«

»Keineswegs. Es sind zwei andalusische Schönheiten am Hofe. Spanisches Geld zirkuliert, spanische Moden kommen an die Tagesordnung und ehrliche Gouverneure mit ihren tapferen Admiralen fallen in Ungnade.«

»Nun, etwas der Art habe ich mir gedacht. Was kommt zunächst?«

»Man meldet mir für gewiss, dass mein Nachfolger bereits ernannt sei. Auch sagt der ehrliche Dobson, in London sei das allgemeine Gerede, dass Ihr und ich gefangen nach England geschickt werden sollen, um die guten Dienste, die wir unserem undankbaren Fürsten geleistet haben, mit dem Leben zu bezahlen.«

»Wahrscheinlich genug – wahrscheinlich genug. Aber wir

müssten wahre Tölpel sein, Sir Thomas, wenn wir dem alten Rowley gestatten wollten, dass er uns die Gissung ausfertige. Ich will niemand verführen. Auf unseren großartigen Lebensbahnen haben wir beide uns durch sehr verschiedene Grundsätze leiten lassen, Sir Thomas; und doch habt Ihr schon die Seiten gewechselt. Ich kannte Euch als einen eifrigen Rundkopf, als einen mannhaften Cromwellianer, und jetzt, glaube ich, seid Ihr ein loyaler Kavalier.«

»Ich war stets ein Engländer.«

»Und ich ein Welschmann. Aber was liegt daran? Noch seid Ihr Gouverneur. Das Militär und die Flotte der Insel stehen zu Eurer Verfügung. Providence oder, wie es die Dons nennen, die Insel St. Katherina ist bis auf diesen Augenblick von einigen meiner Halunken besetzt. Es hängt nur von meinem lebenswürdigen, aber allzu gewissenhaften Freund ab, ob er Gefangener im Tower oder Thomas I., Kaiser oder wie Ihr Euch auf Euren Besitzungen zu nennen belieben mögt, sein wollt. Jedenfalls steht Euch bei der letzteren Wahl ein törichter treuer Mann von mittlerem Alter als Admiral Eurer Flotten und General Eurer Armeen zu Gebot. Ich will niemand verführen, Sir Thomas Modiford, aber ich kann mich des Gedankens nicht entledigen, dass es gar angenehm sein müsste, auf eigene Rechnung Krieg anfangen zu können, der gelegentlichen Unterhaltung, hin und wieder einen Haufen schuftiger Seeräuber baumeln zu lassen, gar nicht zu gedenken.

»Fürs Erste bin ich durchaus nicht dazu geschaffen, Morgan, Eroberungen zu machen.«

»Wer verlangt das von Euch? Das ist mein Departement. Ihr herrscht und ich erobere. Eurer kaiserlichen Majestät Besitzungen sollen keine engeren Grenzen haben, wie das Kap

Horn im Süden und die Landenge von Darién im Norden. Wenn ich Euch nicht überzeugen kann, so schenkt dem Beil Gehör. Es ist ein scharfer Räsoneur.«

»Ihr meint es gut, Henry Morgan, aber ich könnte nicht leben, wenn mich der Name Verräter brandmarken müsste.«

»Wenn es gelingt, seid Ihr kein Verräter. Nur die Unterliegenden werden mit diesem Namen bezeichnet. Seid Eure eigene Vorsehung und Ihr werdet dann bald imstande sein, selbst Gesetze über den Verrat festzustellen. Verrat ist nichts anderes als Fehlschlagen. Da fällt mir eben ein, dem Vater unseres lustigen, schwärzlichen Königs wurde nur deshalb der Kopf gestutzt, weil er Hochverrat gegen sich selbst beging – das heißt, weil er unterlag. Trifft Euren gegenwärtigen Fall nicht dasselbe *Praemunire*?«

»Wahrhaftig, der Teufel steht mit Eurer Zunge im Bunde, Morgan. Ich gehe zwar nicht auf Euren Plan ein, will ihn aber nicht vergessen. Ich fühle noch immer, dass ich ein Engländer bin. Handelt für Euch selbst – ich will Euch nicht verraten.«

»Nein, ich hefte mich an Euren Glücksstern, wenn ich auch darum zum Narren würde. Wäre mein armer, ehrlicher, tapferer Bradley oder meine schöne schwarze Amazone noch am Leben, so sollte es keine drei Monate anstehen, bis die Welt eine neue Nationalflagge auf dem Ozean sähe. Und die Welt sollte sie auch bald achten lernen. Habt Ihr nicht gehört, wer zu Eurem Nachfolger im Gouvernement ernannt ist?«

»Ein gewisser Sir Thomas Lynch.«

»Mögen ihn alle bösen Geister in die Verdammnis führen! Füllt Euren Becher, Sir Thomas – auf seinen Untergang!«

»Auf seinen Untergang will ich zwar trinken, aber nicht

auf seine Verdammnis. Seid Ihr zufrieden, mein Freund?«

»Teilweise. Der Zug war lang und gut. Es ist gut, sich beim Wein zu beraten. Den gebrannten Wassern will ich zwar für einen solchen Zweck nicht das Wort reden, aber der Wein tröstet, beschwichtigt und klärt.«

»Das finde ich nicht, mein lustiger Freund. Es scheint, er macht mich zur Übereilung geneigt, und nie war mir ein besonnenes Urteil mehr vonnöten. Wie sollen wir handeln?«

»Wie ich höre, hat nie zuvor am Hofe so viel Verschwendung geherrscht, und der König ist stets in Geldbedrängnis. Lasst uns den Urquell der Ehren bestechen.«

»In der Hauptsache kein übler Rat, aber wir sind gegen ihn schon mehr als gerecht, absolut edelmütig gewesen. In den letzten vier Jahren hat er mehr als vierzigtausend Pfund von unserem Geld erhalten. Nein, wenn er glaubt, dass wir die Fülle haben, wird er noch immer weiter drücken wollen. Vielleicht soll unser Lebensblut bloß deshalb ausströmen, damit unsere Besitzungen konfisziert werden können.«

»Sir Thomas, so ungern ich mich von meinem sauer verdienten und ehrlich errungenen Reichtum trenne, würde ich ihn doch bereitwillig für Eure Sicherheit zum Opfer bringen. Eure Dankbarkeit müsste mir dann die Mittel bieten, wieder etwas zu erwerben. Es scheint aber, dass Ihr weder an eine Bestechung noch ... hm ... wir können ebenso gut mit der Farbe herausgehen ... an eine Rebellion wollt. So sagt, was möchtet Ihr eigentlich getan wissen?«

»Vorderhand durchaus nichts. In der Zwischenzeit wollen wir alle Mittel aufbieten, um uns Popularität zu verschaffen. Setzen wir einmal den Fall, Morgan, dass die wackeren Einwohner von Jamaika mich nicht abziehen ließen, dass sie meine Entfernung sogar mit Gewalt hinderten?«

»Ein herrlicher Gedanke, Sir Thomas. Wir wollen darauf hinarbeiten.«

»Ja, das wollen wir – vorderhand genug. Gott verhüte, dass wir über Verrat brüten!«

»Mit andern Worten – des Erfolges ermangeln. Noch einen Becher, Sir Thomas.«

»O nein, Admiral – wir sind zu einem Entschluss gekommen. Ich bedarf Eures Rates nicht weiter.«

Mit diesen Worten begab sich Sir Thomas Modiford nach seinem Palankin, der am Tor wartete, und ließ Morgan nach seiner eigentümlichen Weise weiter Rat schlagen.

Der Gouverneur und der Admiral handelten in völligem Einklang mit ihren Entschlüssen. Das Fieber hatte seinen Verlauf genommen und das bisschen Popularität, das Morgan dadurch verlor, kehrte mit der Gesundheit der Insel wieder zurück. Sir Thomas hatte fast ausschließlich durch seine Anstrengungen den Wohlstand von Jamaika hergestellt, denn er regierte nicht nur die Einwohner, sondern unterrichtete sie auch. Sie schienen geneigt zu sein, sich um ihn wie ein Mann zu sammeln.

Inzwischen nahmen am Hofe von St. James die Dinge nur einen langsamen Fortgang. Drei weitere Schiffe langten an, welche stets schlimmere Kunde, aber keinen Gouverneur brachten. Man erfuhr durch sie, dass der spanische Gesandte unausgesetzt und aufs Angelegentlichste bemüht war, Rache an Modiford und Morgan zu nehmen, welche damals nicht einen Freund in der Nähe des Königs hatten. Es war eine Zeit des vorherrschenden spanischen Einflusses.

Endlich, mit dem Beginn des Jahres 1671, langte der neue Gouverneur Sir Thomas Lynch an. Er hatte die gemessenen Befehle, das spanische Interesse zu schützen, alle Kaper-

schiffe zu entwaffnen, den Bukanier und Seeräubern, um sie von ihren Plünderungen abzubringen, freigebige Landverleihungen zu machen und sie durch hohes Handgeld und guten Sold zu verlocken, dass sie an Bord der königlichen Schiffe einträten. Kurz, er sollte nichts versäumen, um dem ungesetzlichen Krieg durch was immer für Mittel ein Ende zu machen.

Aber der neue Gouverneur war auch mit der vollen Ermächtigung ausgestattet, Sir Thomas Modiford und Henry Morgan als Gefangene nach England zu schicken, damit man ihnen den Prozess machen könne. Dies war der schwierigste Auftrag, welcher ihm übergeben worden war, denn die beiden Angeschuldigten, namentlich Sir Thomas, waren in einem Grade beliebt, von dem man sich in England keinen Begriff machte. Als die Kunde von ihrer Ungnade unter das Publikum kam, wurden sie vollends gar vergöttert, denn nun erst fühlte alles deutlich, dass sie es waren, welche Jamaika zur wohlhabenden Kolonie gemacht hatten. Es hing, wenigstens eine Zeitlang in Wahrheit ganz von ihnen ab, ob sie nicht die Insel vom Mutterland losreißen wollten.

Sir Thomas unterwarf sich achtungsvoll seiner Absetzung und riet sogar seinen Freunden, ihre Treue gegen den König durch Gehorsam gegen Sir Thomas Lynch an den Tag zu legen. Letzterer erkannte jedoch bald die Volksgesinnung und wagte es nicht, die Haftbefehle gegen diejenigen, welche der König als Opfer verlangte, zu veröffentlichen.

Lynch wusste sein Geheimnis so gut zu bewahren, dass Morgan und Modiford schon zu glauben begonnen, sie seien dem Schlimmsten entronnen, umso mehr, da ihnen der neue Gouverneur große Geneigtheit und Rücksicht erwies. In der Tat schien sogar das freundlichste Verhältniß zwischen den

früheren und den gegenwärtigen Regenten zu bestehen, denn jeder bemühte sich, den anderen in Beweisen der Achtung und Liebe zu überbieten. Modiford handelte so im guten Glauben, aber Henry Morgan war nicht so zutraulich. Vergeblich warnte er seinen Freund, auf der Hut zu sein.

Endlich kam der unglückliche Tag heran. Ein prächtiges Kriegsschiff war eben von England eingetroffen und warf wie gewöhnlich bei Port Royal Anker. Sir Thomas Lynch erteilte dem Kapitän seine Weisungen und tat dann Modiford und Morgan zu wissen, dass sie eingeladen wären, an Bord der Fregatte zu dinieren. Zugleich erbat er sich es als Gunst, dass sie ihn zu dem Bankett begleiten möchten. Ohne etwas Schlimmes zu ahnen, sagte Sir Thomas Modiford bereitwillig zu; aber unser Freund Morgan lehnte die verdächtige Ehre ab. Er hatte gewisse Bedenken und rief sich jenes prachtvolle Gelage ins Gedächtnis, das er einst dem Kapitän und den Offizieren einer französischen Fregatte gegeben hatte, um bei dieser Gelegenheit ganz kaltblütig seine Gäste in Gefangene und ihr Schiff in eine Prise zu umwandeln.

Voll schlimmer Ahnungen begab sich Morgan nach Hause und schloss sich mit seinen geheimen Räten, den Flaschen und Bechern ein. Ins zwischen gingen die beiden Gouverneure liebend und Arm in Arm zur Pinasse des Kriegsschiffs, welche, in großartigen Flottenstil ausgestattet, an dem Landungsplatz von Kingston auf sie wartete. Die Gentlemen schifften sich ein, die Ruder fielen mit majestätischem Plätschern ins Wasser und das stolze Boot schoss die breite Lagune hinab.

Nun erklärte Lynch, die Hand aufs Herz gelegt und eine bereitwillige Träne im Auge, Sir Thomas Modiford, dass er ein Gefangener sei. Er habe den gemessenen Befehl, ihn und

Morgan nach England zu schicken. Modiford verriet keine Erregung und schien sich sehr bereitwillig in das Unvermeidliche zu fügen, mochte aber doch wohl an die Insel St. Katherina und an einen Einfall in das spanische Festland denken, als er Sir Thomas Lynch warme Komplimente machte über die schöne und zarte Weise, in welcher ihm dieser sein unangenehmes Geschick mitgeteilt habe.

»Das soll uns unser Diner nicht verderben, Sir Thomas Lynch«, fuhr Modiford in heiterem Ton fort. »Ihr werdet natürlich der Verabredung gemäß mit uns speisen?«

»Ei, ja«, versetzte Lynch stockend, »wenn Ihr es wünscht. Aber könntet Ihr nicht nach Admiral Morgan schicken? Wie weit angenehmer würde es nicht sein, wenn er an der Partie teilnähme!«

Ein augenblicklicher Blitz der Entrüstung zuckte über Modifords Stirn. Dann aber erwiderte er mit Kälte: »Da der tapfere Admiral sich geweigert habe, der Einladung des regierenden Gouverneurs Folge zu geben, so werde er nicht zu bewegen sein, der des abgesetzten mehr Gehör zu schenken.«

Das Diner war heiter und der Gefangene schien sich bei dem Mahl am wohlsten zu fühlen. Er wählte seine Zeit gut und bat dann, ihn in einem Kaufmannsschiff nach Hause schicken, indem er zugleich sein Ehrenwort gab, keinen Fluchtversuch zu machen. Sir Thomas Lynch, dem es bei der Rolle, welche er spielte, gar nicht wohl zumute war, gab seine Zustimmung und legte so ein Beruhigungspflaster auf sein Gewissen.

Morgan ließ sich nicht so leicht ertappen. Der Gouverneur hielt es nun für passend, von seiner Macht Gebrauch zu machen, rief einen Kabinettsrat zusammen und ließ ihm dann

den vom Gouverneur und den Ratsmitgliedern unterzeichneten Befehl zugehen, dass er sich als Gefangener an Bord des Kriegsschiffs einzufinden habe. Unser Held verweigerte dies rund heraus und ließ zurück sagen, er sei bereit, seiner Majestät zu gehorchen und sich am Fuß des Thrones niederzuwerfen, um für seine eigene Sache zu sprechen, aber er kenne die Gesinnung Seiner Majestät besser, als sie, denn es könne Seiner Majestät nicht einfallen, einen treuen Diener, wie er sei, Verlusten und Unbequemlichkeiten auszusetzen. Er brauche Zeit, um seine Angelegenheiten zu bereinigen.

Morgan war so beliebt und der neue Gouverneur so schwach, dass von dieser Unbotmäßigkeit keine Notiz genommen wurde. Auch ließ man ihn drei Monate unbelästigt seine Angelegenheiten ordnen. Er versicherte in dieser Zeit, er wolle sich, wenn er als Staatsgefangener die Reise nach England machen müsse, sein eigenes Schiff und eine ihm gelegene Zeit wählen – eine Ruhmredigkeit, die ihm fast auch auszuführen gelungen wäre. Der bescheidenere Sir Thomas Modiford war zwei Tage nach seiner Verhaftung abgesegelt.

Einundvierzigstes Kapitel

Morgan wird zuletzt von Lynch erwischt und mit wenig Prunk als Staatsgefangener zum Tower von London abgeführt. Er trifft mit seinem Vater zusammen und hört von alten Freunden.

Während unser Held der gesetzlichen Obrigkeit Trotz bot, befand sich sein Geist in einem Zustand des verwirrenden Aufruhrs. Jeder Tag führte einen neuen Anschlag mit sich, den er nachts bei seinen gewohnten Gelagen wieder aufgab.

Er wusste, dass er nur seine kühne Rechte zu erheben brauchte, um wieder der Führer von Heeren zu sein, welche bereit waren, keinen Freund anzuerkennen, als denjenigen, welchen er seines Schutzes zu würdigen beliebte. Auch hätte er leicht auf der Insel eine Rebellion anzetteln oder mit dem größten Teil seines unendlichen Reichtums entkommen können. Aber die kräftigen Entwürfe des Tages wurden unvermeidlich durch die Schlemmerei des Abends wieder untergraben. In der Tat waren, wenn er sich in einem Zustand befand, der nicht eben Nüchternheit, aber auch nicht Trunkenheit genannt werden konnte, seine Entwürfe wild und abenteuerlich. In Jamaika war die Kunde von der kühnen und erfolgreichen Schurkerei des Obristen Blood eingelaufen, welcher, nachdem er in den Tower eingebrochen und daraus die königliche Krone samt dem Zepter geraubt hatte, nicht nur begnadigt, sondern auch huldvoll vom schwachen Karl aufgenommen worden war. Dies war für Morgan kein geringes Verlockungsmittel, gleichfalls zu gewalttätigen Maßregeln zu greifen.

Gouverneur Lynch war höchlich aufgebracht über den fortgesetzten Ungehorsam des Admirals Morgan, da er dadurch nicht nur in der Achtung der Inselbewohner herabgewürdigt wurde, sondern auch besorgen musste, dass unvorteilhafte Berichte über ihn am Hofe zu St. James Gehör finden konnten. Er berief deshalb abermals einen Kabinettsrat zusammen, hielt mit ihm eine geheime Sitzung und kam bei dieser Gelegenheit zu dem Beschluss, Morgan in seinem Haus zu überraschen und ihn mit Gewalt an Bord des Kriegsschiffes zu bringen, welches damals bei Port Royal lag. Diese außerordentliche Maßregel wurde um Mitternacht ausgeführt und Morgan in seinem Bett festgenommen,

sodass er sich, noch ehe er zur Besinnung gekommen war, da er an der Nachwirkung einer besonders wilden Schlemmerei litt, als Staatsgefangenen an Bord von Seiner Majestät Schiff, dem *Elefanten*, befand.

Der Admiral wurde von denjenigen, welchen er zur Hut übergeben war, nicht nur mit Achtung, sondern auch mit großer Ehrerbietung behandelt, und wenn er seine frühere hohe Stellung und die Lage seiner Gattin, welche er – obwohl nicht gerade mit romantischer Glut – liebte, hätte vergessen können, so würde sich ihm nur wenig Grund zur Beschwerde geboten haben. Er wurde sehr bald der Liebling des Kapitäns und aller Offiziere, welche ihm stets baten, er möchte ihnen seine verschiedenen wundervollen Taten erzählen. So langte er nach der Abwesenheit eines halben Menschenlebens Ende des Jahres 1671 in England an. Das Schiff hatte kaum in den Downs Anker geworfen, als ein Fly-Boot herankam und Morgan in Empfang nahm, um ihn augenblicklich zum Tower zu führen.

Von dem Augenblick an, als er sich an Bord dieses Bootes befand, hatte es mit allen Achtungsbezeugungen ein Ende. Sein Ruhm hatte damals die gemeinen Ohren Englands noch nicht erreicht. Er, dessen Name durch die ganze neue Welt gefürchtet und dessen Macht so schrankenlos gewesen war, wurde jetzt bloß als ein gemeiner Räuber und Übeltäter angesehen. Ohne Zeremonie setzte man ihn beim Verrätertor des Towers an Land und wies ihn in sein einsames Gemach.

Die bitterste Demütigung, welche Morgan nun zu erfahren hatte, lag in seiner gänzlichen Vernachlässigung. Seine Ankunft erregte kein Aufsehen, und man dachte damals so wenig an ihn, dass die mageren Tagesberichte ihrer nicht einmal Erwähnung taten.

Weder Hume noch irgendein anderer Schriftsteller spricht von dem Eroberer Panamas und dem Schrecken der spanischen Monarchie. Es scheint, dass damals eine Zeit fortgesetzte Betörung und Zügellosigkeit war. Bei Hof dachte man an nichts als an die sinnlichsten Vergnügungen, und das ganze Volk hatte sich nach dem Hofe gemodelt.

Drei lange schleppende Jahre lag unser Held unbeachtet im Gefängnis. Natürlich bat er ohne Unterlass, seine Verteidigung vorbringen zu dürfen, aber alles schien ihn der gänzlichen Vergessenheit überantwortet zu haben. Ohne Zweifel war sein unermesslicher Reichtum denen entgangen, welche unter gesetzlichen Vorwänden leicht einen Teil desselben hätten konfiszieren können, und so war denn Vernachlässigung in diesem Betracht sein bester Freund.

Diese drei Jahre waren zuverlässig die elendesten in Morgans Leben. Wir wollen es nicht versuchen, die abgedroschenen Vergleiche mit Adlern im Käfig oder gefesselten Löwen aufzutischen, denn nichts, was die Tier- oder Menschenwelt bieten konnte, ließ sich der Pein seiner Ungeduld an die Seite stellen.

Gegen das Ende des zweiten Jahres von Morgans Haft wurde die verzehrende Eintönigkeit seines Lebens durch folgenden rührenden Vorfall unterbrochen. Am 6. November 1674 kündigte einer der Kerkerwärter dem Gefangenen an, dass ein sehr alter Landmann die Erlaubnis erhalten habe, ihn zu besuchen, und von derselben Gebrauch zu machen wünsche.

Morgan war nun selbst ein alter Mann, zwar nicht an Jahren, aber doch seinem Äußeren, seinen Leiden und seiner untergrabenen Konstitution nach. Sein dünnes Haar war mit Grau untermengt, sein Bart lang und vernachlässigt, sein

Gesicht gelb und mit tiefen Runzeln versehen. Nur der letzte Teil, der an dem Mann erlischt, sein Auge brannte noch funkelnd in unruhigem, fieberhaftem Ausdruck.

Morgan erwiderte dem Wärter: »Warum mich quälen? Was nützt es, Leute, welche die Last der Jahre drückt, zusammenzubringen, oder ist es edelmütig, die Gebrechlichkeit der Gebrechlichkeit vorzuführen? Es ist mir nicht darum zu tun, alte Leute zu sehen.«

»Aber, Admiral«, versetzte der stämmige Gefangenwärter, »der Greis hat sich die Füße wund gelaufen, kommt weit her, auch ist er aus deiner eigenen Heimat, sein Walisch wirkt so mächtig auf die Nasenlöcher wie Lauch.«

Nun zuckte eine Ahnung in Morgans Seele auf. Er fühlte sich zu tiefer Scham gedemütigt, dass er seine Familie so lang vernachlässigt und nie gefragt hatte, ob sein Vater noch am Leben sei. Er war ein glücklicher Krieger gewesen, hatte großen Ruhm geerntet und viele Schätze zusammengerafft; aber seine Seele war hart und der Tod ihm so vertraut geworden, dass er zu schließen pflegte, von allen seinen früheren Bekannten könne er allein noch am Leben sein. Er verhüllte daher das Gesicht mit seinem Mantel und forderte mit erstickter Stimme den Gefängniswärter auf, den Besuch einzuführen.

Und dann wankte ein ehrwürdiger Greis in weiter, grober Wollkleidung und an einen langen Stab gelehnt, den er fast in der Mitte hielt, in das Gemach, vor Morgan hintretend. Es war eine Zusammenkunft von Vater und Sohn. Morgan enthüllte langsam sein Gesicht und blickte stumm den Altvater an – ein langer, langer Blick, den der fast hundertjährige Greis angelegentlich erwiderte. Endlich stöhnte Letzterer tief auf und schüttelte mit der Miene so bitterer Trostlosigkeit

keit, dass dem finsternen Wärter Tränen in die Augen traten, seinen Kopf.

Henry Morgan war selbst nicht mehr jung, aber der Ausdruck seiner Züge war stolz und hart – man hätte ihn erhaben nennen können, wenn sich nicht so viel Weltverachtung dareingemischt hätte.

»Kennst du den, der vor dir steht?«, fragte der alte Mann.

»Nein, ich kenne Euch nicht. Ja, Ihr solltet Gaffer Morgan sein. Ihr seid mein Vater.«

Die Worte klangen kalt, obwohl sie aus einer bewegten Brust kamen.

»Und dies ist alles, was du mir zu sagen hast, schlimmer Sohn?«, fragte der Vater streng.

»Vater, ich kann mich nicht freuen über ein glückliches Wiedersehen; weshalb dann überhaupt diese Zusammenkunft? Ich habe sie nicht herbeigeführt.«

»Ich bin gekommen, Henry Morgan, um dich noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe, vielleicht dich zu segnen – wenn du es verdient hast – doch nein, sogar, wenn du es nur wünschest.«

»O, mein Vater, ich verdiene es nicht in Eurem Sinn und verlange es nicht in dem meinen.«

»Dann hat es also seine Richtigkeit, dass alle jene Abscheulichkeiten, die ich vor dir gehört habe, wahr sind. Du hast dein Herz verhärtet in Ungerechtigkeit, hast dich von Gott losgesagt und dich hinweggeworfen! O, Elend – Elend und Weh! Henry Morgan, man hat dich in gedruckte Bücher gesetzt, hat Schelmenlieder auf dich gemacht – ja, bettelhafte Landstreicher sangen sie an der Tür meines unschuldigen Hauses. Sie haben dich und mich, deine Brüder und ihre Kinder entehrt. Aber ist es wahr, was sie von dir sagen – bist

du ein Seeräuber gewesen?«

Ich handelte ohne Gesetz unter den Gesetzlosen – weiter nicht.«

»Es ist zu viel. Hast du gemordet?«

»Ich habe erschlagen in gerechter Vergeltung.«

»Unbußfertiger Mensch! ›Die Rache ist mein!«, sagt der Herr.«

»So bin ich sein Werkzeug gewesen. Er wollte es.«

Der alte Morgan hatte nun Platz genommen und sah mit schmerzerfüllten Zügen den Sohn an, den er für einen verlorenen Bösewicht hielt. Nachdem beide eine Weile stumm dagesessen hatten, ergriff der Vater wieder das Wort und befragte mit zitternder herzergreifenden Tönen unsern Helden über alle Einzelheiten seines ereignisvollen Lebens. Anfangs antwortete Morgan verdrießlich und so kurz wie möglich, obwohl keineswegs im Stil eines Bravado. Es hatte in Erzählung seiner Geschichte eine eigentümliche Methode, indem er alles, was zu abschreckend war, verhehlte und diejenigen Vorfälle, welche zu berüchtigt waren, um mit Stillschweigen übergangen werden zu können, mit einem Firnis überzog. Der heldenhafteste Mut und die vollendete Geisteskraft verliehen Handlungen, welche an sich im höchsten Grad grausam und ungerecht waren, den gleisenden Anschein der Würde.

Während er in seinem Bericht warm und beredt wurde, zeigte sich eine hektische Röte auf der verblichenen Wange des alten Manns, der missbilligend seinen Kopf schüttelte, während sein altes Herz jubelte. Der Greis rief unaufhörlich: »Ein herrlicher Junge, aber schlimm – ein herrlicher Junge, aber schlimm«, bis endlich das Wort *schlimm* ganz vergessen wurde und sein verzweifelter Sohn nur noch im Licht des

»Herrlichen« vor ihm stand.

Nun kam die Reihe des Fragens an Morgan. Der alte Harfner war heimgegangen und lag längst schon im Grab, als sein Sohn Owen in dem von ihm eroberten Kastell Chagren den Tod fand.

Das Schloss Glenllyn war mehr als je verfallen, und der alte Morgan hoffte, sein wiedergefundener Sohn werde bald kommen und die Gebeine seines Vaters in dem Familiengrabe zu Penabock unter seinen Vorfahren beisetzen.

In seiner beschränkten Weltkenntnis meinte der ältere Morgan, als ein Gefangener müsse sein Sohn auch bitterarm sein, sodass er Nahrung und Wohnung bloß auf Kosten Sr. allergnädigsten Majestät ausschweifenden und huldreichen Andenkens beziehe. Sie hatten kaum eine Stunde beisammengesessen, als die alten Gefühle, wie sie stets zwischen Vater und Sohn bestehen sollten, wieder in aller Frische auflebten.

Der Greis stellte auch einige Fragen, um sich zu überzeugen, ob sein wilder Sohn noch immer fest an den pelagianischen Glaubensgrundsätzen halte. Die Antworten unsres Helden fielen befriedigend aus, denn es fand kein großer Unterschied statt in den Dogmen von Männern, deren einer sich für seine eigene Vorsehung hielt, während der andere alle seine himmlischen Hoffnungen unter Verwerfung anderweitiger Einmischung oder Vermittlung auf das persönliche Verdienst baute.

Die Zusammenkunft, welche unter so leidigen Anspielen begonnen hatte, gewann bald einen angenehmeren und innigeren Charakter. Dennoch schien etwas auf der Seele des alten Mannes zu liegen, was ihn ungemein bedrängte und dessen er sich in guter Weise zu entledigen wünschte. Dass

er eine gewisse Scheu vor seinem Sohn hatte, konnte er sich nicht verbergen.

»Natürlich steht das gute alte Penabock noch immer fest«, sagte unser Held, »und ohne Zweifel habt Ihr mit meinen Brüdern das Besitztum viel erweitert?«

»Ja, es ist ein braver Platz, und durch unseren ehrlichen Fleiß haben wir einige Felder dazu errungen.«

»Freut mich ungemein, dies zu hören. Da fällt mir eben ein törichter Wunsch des armen Owen ein, den er mir vor seinem Sterben ans Herz legte. Ihr habt doch den Rasen vor dem alten Farmhaus nicht aufgepflügt?«

»Noch nicht, Sohn Henry, aber wir gedenken es im nächsten Herbst zu tun.«

»Das darf auf keinen Fall geschehen. Ich verbiete es. Ei, Vater war es nicht unser Spielplatz? Könnten meine Brüder je darein willigen? Nein, nein, solange unsere Familie das Land besitzt, soll der Rasen heilig bleiben.«

»Jawohl – solange sie im Besitz ist! Ach, Henry, das Land ist nicht länger unser Eigentum. Wir sitzen so zu sagen nur als Pächter darauf.«

»Ihr überrascht, Ihr erschreckt mich! Wahrhaftig, die Armut konnte Euch doch nicht so heimgesucht haben, während ich so reich bin. Ich bin sehr unbedacht – schnöd unüberlegt gewesen.«

»Du bist reich, mein Sohn? Na, ich will dir alles sagen, wie es steht. Vor sechs Monaten hörten wir, der König habe dich gefangen und hier eingesperrt. Glaube mir, von Zeit zu Zeit erhielten wir wohl Nachrichten von dir. Bisweilen meinten wir, du seist unser Heinrich – noch weit öfter aber hielten wir den blutigen Seeräuber für eine andere Person. Endlich kehrte einmal unser Nachbar, der Squire Trevillyan, der im

Ganzen ein guter Mann ist, nur sehr habsüchtig, von einem Besuch in London zurück und sagte uns für gewiss, dass der eingesperrte Seeräuber unser Henry Morgan sei. Wir besprachen nun die Sache jeden Tag und berieten uns mit allen unseren Freunden. Jeder sagte, du seiest vielleicht doch nicht so schlimm, wie man aussprengt; aber gleichviel, gut oder schlecht, wir müssten dir beistehen. Es wurde nun der Vorschlag gemacht, ich solle hierhergehen, dich besuchen und dann wieder zurückkehren, aber ich fühlte mich zu alt für zwei solche Reisen. Meine einzige Erwiderung war: Rettet ihn und lasst mich ihn nur noch sehen, ehe ich sterbe. Überall hieß es, ohne viel Geld lasse sich nichts ausrichten. Einige Hunderte hier an die Maitresse Sr. Majestät, und einige Hunderte dort an die Günstlinge des Hofes, und deine Befreiung könne als gewiss angesehen werden. So wurden wir zuletzt darüber einig, das alte Familiengut zu verpfänden, und hier, mein Sohn Henry, ist das Geld. Benutze es, denn du weißt besser, wie man die Sache angreifen muss, als ich. Aber lass nur keine Schande auf unser Familie kommen, damit die Leute nicht mit Verachtung auf mein Grab treten und sagen, das sei der Morgan, dessen ältester Sohn als Verbrecher am Galgen starb.«

»Und All dies habt Ihr für mich getan? Oh, mein edler Vater, meine edlen Brüder, das lässt sich in der Tat nimmer vergelten!«

»Komm auf das Gut zurück, hilf es mitbebauen, damit die Verpfändung abgelöst und alle unsere Schulden bezahlt werden können.«

Morgan war von diesem Liebesbeweis tief ergriffen, Er fand, dass seine Familie die Summe von 3700 Pfund auf das Gut aufgenommen hatte. Das Geld befand sich in einem

starken Ledersack, welchen der Alte den Händen seines Sohnes überlieferte.

Unser Held dachte einige Zeit nach und schrieb dann einen Brief, den er sorgfältig versiegelte und an einen der reichsten Kaufleute in London adressierte. Er bedeutete seinem Vater, den Sack mit dem Geld und den Brief an den Adressaten zu überliefern. Der darauf genannte Gentleman werde ihn belehren, wie er das Geld verwenden müsse. Ferner versprach er seinem Vater, unmittelbar nach seiner Befreiung in Penabock einen Besuch zu machen. Die beiden verbrachten noch eine Weile in inniger Unterhaltung, bis endlich der alte Mann, nachdem er zuvor aus vollem Herzen seinen Sohn gesegnet hatte, sich zu dem Kaufmann auf den Weg machte, der ihm, wie er meinte, zu Morgans Begnadigung behilflich sein konnte.

Nachdem der Kaufmann das Geld in Empfang genommen und den Brief gelesen hatte, bewirtete er den alten Morgan aufs Gastfreundlichste und Ehrenvollste und erklärte ihm am anderen Tag, es sei durchaus nötig, dass er unverzüglich wieder nach Wales zurückreise. Er wolle ihm einen zuverlässigen Mann mitgeben, der ihn nebst einem schweren Kistchen, welches er zu Penabock sehr in Acht nehmen müsse, sicher in seine Heimat geleiten werde. Dieser Schritt sei notwendig für das Wohl seines Sohnes, und es werde dann bald alles gut gehen. Der Greis solle sich aber ja nicht auf der Reise anstrengen, da der Aufwand dafür schon im Voraus bestritten sei. Auch dürfe er hoffen, Henry bald unter seiner Familie zu sehen, wenn er allen diesen Einschärfungen pünktlich Folge leiste.

Nach einer gemächlichen Fahrt langte der alte Mann in dem Farmhaus an, wo in Gegenwart aller seiner Söhne, sei-

ner Enkel und einiger der nächsten Verwandten das geheimnisvolle Kistchen geöffnet wurde. Sie fanden darin nicht nur den Beutel mit 3700 Pfund, welche sie Henry Morgans Befreiung hatten weihen wollen, sondern auch einen anderen Sack, welcher genau dieselbe Summe enthielt und einen Brief an sie alle, in welchen unser Held nach vielen Dankes- und Liebesäußerungen fortfuhr: Es liege gegenwärtig in seinem Interesse, arm zu erscheinen, obwohl er in Wahrheit ungeheuer reich sei. Das Gut solle man augenblicklich wieder auslösen und die beiliegende Summe, je nachdem sich eine Gelegenheit biete, zum Besten aller auf die Vergrößerung des Besitzes verwenden. Was ihn betreffe, so füge er sich darein, den Gang der Dinge abzuwarten. Möge aber kommen, was da wolle, so werde er nie dulden, dass sein sauer erworbenes Vermögen zu Bereicherung der Parasiten eines zügellosen Hofes verwendet werde. Insbesondere bat er, den Spielplatz nicht aufpflügen zu lassen und drückte noch außerdem seine Hoffnung aus, dass er vor Ablauf des Jahres in ihrer Mitte eintreffen werde.

Dieser Brief, welchen Morgan am Abende vor der Abreise seines Vaters geschrieben hatte, verbreitete unter seinen Verwandten große Freude und lieferte ihnen den unwiderleglichen Beweis, dass Morgan weder Pirat noch Bukanier gewesen sei, sondern ein gerechter, ehrenhafter Mann und ein tapferer, schonungsvoller Befehlshaber.

Der alte Morgan verbrachte den kurzen Überrest seiner Tage im heitersten Glück, sich stets der Hoffnung hingebend, dass er seinen Sohn noch einmal segnen könne, ehe er sterbe. Meilenweit in die Runde wurden keine Lieder mehr über den blutigen Bukanier verkauft oder gesungen, denn der Versuch wurde gefährlich, nachdem sich Morgan durch

den unanfechtbaren Beweis in dem Kistchen so vollständig gerechtfertigt hatte. Bald danach segnete der Altvater, lächelnd und ohne die Schmerzen des Todes zu spüren, des Zeitliche. Er starb trotz seiner Ketzerei den Tod eines Gerechten.

Morgan betrauerte gebührend – das heißt, sehr mäßig – im Tower den Tod seines Vaters und konnte später nie Gelegenheit finden, seinem Versprechen gemäß den Ort seiner Geburt lebend zu besuchen.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Für Morgan tun sich bessere Aussichten auf. Er kommt in die Mode und gibt Soirées gourmandes im Tower. Wird von dem schönen Geschlecht patronisiert, gewinnt bald nachher die Geneigtheit des Königs und kommt dann zu viel Ruhm und Ehren.

Henry Morgan hatte sich nun gegen Erregungen aller Art gestählt, diejenigen ausgenommen, welche seinem Stolz und seinen sinnlichen Vergnügungen dienten. Da sich ihm nur wenig Gelegenheit bot, Ersteren zu frönen, so war er bemüht, sich durch ein Übermaß in den Letzteren schadlos zu halten. An Geld fehlte es ihm nicht. Deshalb lebte er üppig, und der hagere Mann wurde nun schwerfällig und gedunsen.

Durch die umsichtige Verwendung des Inhalts seiner Börse verschaffte er sich häufig Gelegenheit, mit seinem Leidenbruder, Sir Thomas Modiford, zusammenzukommen. Da nun Letzterer mit vielen Personen von hohem Adel freundschaftliche Beziehungen unterhielt, so gab es in Mor-

gans Gemach manches lustige Gelage, an welchen mehrere der ersten Geister und Witzlinge jener Zeit teilnahmen. Diese und andere Dinge hatten zur Folge, dass endlich von unserem ehrenwerten Gefangenen auch bei Hof gesprochen wurde, und dann begann eine schöne Dame die anderen zu fragen, was dieser Morgan, der so viele Städte verwüstet und so vielen Frauen Übles zugefügt habe, wohl für ein Mann sein möge; denn man legte ihm in einem beziehungsweise rohen Jahrhundert alles nur erdenkliche Rohe zur Last. Er wurde stets nur der Seeräuber oder der kühne Bu-kanier genannt.

Aber auch noch andere Ursachen wirkten zu Gunsten unseres Helden. Sir Thomas Lynch, Gouverneur in Jamaika, war sehr unbeliebt. Es lief kaum ein Schiff in England ein, welches nicht eine Beschwerde gegen ihn, einige Denkschriften zu Gunsten des Sir Thomas Modiford und ihres Admirals Morgan oder eine Petition, dass man ihnen diese Männer zurückgeben möchte, mitbrachte.

Endlich begann auch der König der Sache einige Aufmerksamkeit zu schenken und zeigte sich geneigt, anzuhören, was die Gefangenen zu ihrer Verteidigung zu sagen hätten, ohne auf die Einreden des Herzogs von York zu achten, welcher aus Gründen, die unserem gegenwärtigen Zweck fremd sind, Modiford und Morgan feindlich gesinnt war. Wir wollen bloß angeben, dass der Herzog große Geldsummen von der afrikanischen Compagnie bezogen hatte und daher das ungerechte Monopol derselben gegen alle, welchen die Handelsinteressen der westindischen Inseln am Herzen lagen, aufs Eifrigste unterstützte.

Wie viel Zeit König Carls gute Absichten gebraucht haben würden, um zu Handlungen zu reifen, ist schwer zu ermit-

teln. Zum Glück für unsere Gefangenen musste sich die Grille einer seiner Maitressen ins Spiel mengen. Lady Castlemaine, die viel von einem Nachessen bei den schrecklichen Piraten gehört hatte, nahm sich vor, ihn zu sehen, und wusste auch ihr Vorhaben bald auszuführen. Als junger Kavalier verkleidet, ging sie mit einigen ihrer fröhlichen Gefährten zum Tower und nahm in diesem Charakter an einem von Morgans schwelgerischen Soupers teil. Ob sie einen Liebhaber zu finden erwartete oder nur ihre Neugierde befriedigen wollte, können wir nicht sagen. So viel ist wenigstens gewiss, dass ihr das Benehmen des Bukaniers gefiel, obwohl wir annehmen wollen, dass er viel zu sehr passé war, um den eklen Geschmack der Dame in einer zärtlicheren Eigenschaft, als in der eines Freundes zuzusagen. Wie dem sein mag, sie besuchte ihn mehrere Male sowohl allein als auch in Gesellschaft von andere, und nahm bald mit Wärme für ihn Partei.

Alles war nun auf dem besten Weg, Morgans Befreiung zu erwirken. Lady Castlemaine brauchte bloß die Trägheit ihres königlichen Liebhabers durch einige Spleenanwandlungen und ein bisschen Unverschämtheit zu stimulieren, um die Sache augenblicklich in Gang zu bringen. Aber da Sir Thomas Modiford die Hauptperson gewesen war, so musste natürlich er zuerst zu seiner Rechtfertigung vorbeschieden werden. Sie war vollständig und triumphierend. Er hatte nie seine Vollmacht überschritten oder sie in anderer Weise gebraucht, wie es eben die besten Interessen und das Wohl von Sr. Majestät Untertanen forderte. Man gewann nun mit einmal die Überzeugung, dass er nicht nur ein echter Patriot, sondern auch ein höchst tüchtiger Politiker gewesen war.

In betäubter Überraschung drehte der spanische Gesandte

seinen Schnurrbart mit den Zeigefinger und begab sich zu seiner Wohnung, um Sr. allerkatholischsten Majestät zwei Buch Depeschen zu schreiben, die später unter Londons Pastetenbäcker gerieten, denn sie waren sehr umsichtig aufgefangen und nachher ökonomischer Weise als Makulatur verkauft worden. Sir Thomas Modiford wurde ehrenvoll freigesprochen und zu Hof geladen.

Aber wenn Sir Thomas Modifords Verteidigung triumphierend war, so konnte die unseres Helden glorreich genannt werden. Selbst wenn der Gouverneur in seiner Politik fehlgegriffen hatte, so konnte doch dem Admiral nichts vorgeworfen werden, da er nur seine Pflicht erfüllte, indem er den Weisungen des Stadthalters Nachdruck gab. Aber Morgan hatte sich außerdem mit zwei amtlichen Dokumenten vorgesehen, die ihn vollkommen entlasteten, für wie groß auch Sir Thomas Modifords Vergehen erkannt werden mochten.

Da sie nur kurz sind, so wollen wir sie hier anführen. Das Erstere hatte sich Morgan bald nach seiner Ankunft in Jamaika verschafft und lautete folgendermaßen:

Im Kabinettsrat gehalten zu San Jago de la Vega, den 31. Mai 1671. Gegenwärtig: Seine Excellenz, der Gouverneur Sir Thomas Modiford, Obristlieutenant John Cope, Obristlieutenant Robert Brinolles, Obristlieutenant William Ivy, Major Charles Whitefield, Major Anthony Collier, Kapitän Henry Molesworth.

Admiral Henry Morgan erstattete dem Gouverneur vor dem versammelten Rat einen Bericht über eine Reise nach Panama. Die Versammelten drückten ihm ihren Dank aus über die Vollziehung seines letzten Auftrags und billigten

*unbedingt alle seine Handlungen.
Dies ist ein treuer Auszug aus den Akten.
Charles Atkinson
Sekretär der Ratsversammlung*

Die zweite Urkunde hatte sich Morgan klüglich bald nach seiner Einkerkierung im Tower zu verschaffen gewusst. Sie bestand in einer eidlichen Angabe des John Peeke, Gentleman, dreißig Jahre alt oder so, aufgenommen vor dem sehr ehrenwerten Sir Thomas Lynch, Ritter und Gouverneur von Jamaika, am 3. April 1672 und lautete wie folgt:

Der Deponent sagt aus, er sei auf der ganzen Panamareise Sekretär des Admiral Morgan gewesen und habe nicht nur all seine Briefe geschrieben, sondern auch von denjenigen Einsicht genommen, welche von Sir Thomas Modiford oder was immer für einer anderen Person in Jamaika an besagten Admiral eingelaufen seien. Er sei zugegen gewesen, als die beiden Spanier Markas de Cuba und Lucas Perez an Bord der Satisfaction beeidigt worden, und auf ihre Angabe hin hätten die Kommandeure den Beschluss gefasst, Panama wegzunehmen. Sir Thomas Modiford habe von diesem Plan durch ein Schiff, das zu diesem Zweck ausgeschildt worden war, Kunde erhalten, und Obrist Bleadry Morgan sei in einer Schaluppe, welche zehn Tage nach der Ankunft des besagten Schiffes von Jamaika abfuhr, bei der Flotte eingetroffen, ohne dass Sir Thomas Modiford in seinem Schreiben, das er durch die Schaluppe überbringen ließ, überhaupt Gegenbefehl erteilt habe. Und ferner sagt dieser Deponent, dass er eine treue

Abschrift aus Admiral Morgans Tagebuch ausgefertigt habe, einen Beschluss der Ratsversammlung vom 31. Mai betreffend, vermöge dessen dem Admiral gedankt und der Befehl erlassen worden sei, den Bericht einzutragen. Weiter erinnert sich noch der Deponent, dass die Schaluppe, welche Sir Thomas Modifords Brief zu Beantwortung desjenigen überbrachte, in welchem die Resolutionen in Betreff Panamas enthalten waren, drei Tage früher anlangte, ehe wir zu der besagten Stadt aufbrachen. Weiter weiß Deponent nicht anzugeben.

Nach eidlicher Bekräftigung unterm 3. April 1672 unterzeichnet dies John Peeke in Gegenwart von Thomas Lynch.

Wir müssen hier den Leser daran erinnern, dass allseits die eigentliche Bedeutung der Frage ganz übersehen wurde. Sir Thomas Modiford konnte vollkommen berechtigt sein, gegen die Spanier einen autorisierten Krieg zu erklären, und Morgan war verpflichtet, ihn mit Nachdruck zu führen. Aber das Verbrechen, dessen man sie hätte beschuldigen sollen, war nicht der Krieg selbst, sondern die Art, wie er betrieben wurde. Die kaltblütigen Mordtaten, das Spießen, die Folter und die übrigen Schändlichkeiten waren die verbrecherischen Handlungen, welche bei der Anklage hätten ins Auge fallen sollen – Morgan als unmittelbarer Vollbringer und Sir Thomas Modiford als Beihelfer vor der Tat, weil Letzterer wohl wusste, wie Morgan derartige Dinge zu behandeln pflegte. Auch konnte sich der Gouverneur von Jamaika recht wohl denken, zu welchen schrecklichen Mitteln die Bukanier ihre Zuflucht nehmen würden, da sie keinen

Sold bezogen und ihre Belohnung bloß in der Beute zu holen hatten.

Der König selbst, welcher Morgans Verteidigung vor dem geheimen Rat mit anhörte, staunte über seine Männlichkeit, wurde durch dessen Beredsamkeit gewonnen und ließ sich durch seine Dokumente und sein Raisonement dermaßen überzeugen, dass er ihn nicht nur ohne Weiteres begnadigte, sondern ihm auch die Weisung erteilte, sich am anderen Tag beim Lever einzufinden. Morgan kleidete sich in das gewählte, reiche Kostüm der Zeit und erschien vor dem versammelten Hofstaat, worauf Sr. Majestät geruhten, ihn zum Ritter zu schlagen und dieser Ehre noch viele gnädige Ausdrücke des Beifalls und der Freundschaft beizufügen. Unser Held machte bald Furore, und alles, was auf Auszeichnung Anspruch machte, buhlte um seine Gesellschaft. Auch der König nahm ihn dermaßen in Affektion, dass er sich oft vertraulich auf seinen Arm zu lehnen pflegte.

Wir finden, dass am 20. Oktober 1674 Morgan nebst Sir Thomas Modiford bei Lord Berkley dinierten und dass der weit berühmte Evelyn gleichfalls von der Partie war. Die Unterhaltung drehte sich um Sir Henrys Taten in der Neuen Welt. Wir berichten dies bloß, um durch einen unzweifelhaften Beweis zu zeigen, in welcher Gesellschaft sich unser Held damals bewegte.

Aber Morgan hatte weder der Liebe zu seiner Gattin noch seines Hasses gegen Sir Thomas Lynch vergessen; auch war er ein wenig zu alt, um voll in die Ausschweifungen des genussüchtigsten Hofes, der je existierte, einzugehen. Indessen benutzte er seinen Aufenthalt in London nach Kräften, um den Ruf des Gouverneurs von Jamaika zu beeinträchtigen, seine Person lächerlich zu machen und seine Klugheit

zu verdächtigen. Endlich gelang es ihm unter Beihilfe der fortgesetzten Vorstellungen, welche von den Einwohnern Jamaikas einliefen, Lynchs Zurückberufung und dessen Entlassung von seiner Stelle, zugleich aber auch seine eigene Ernennung zum General-Lieutenant und Lieutenant Gouverneur der Insel zu erwirken. Der gestohlene Knabe, der weiße Sklave, hatte nun von der niedrigsten Stellung aus eine Höhe erreicht, die zwar in der Geschichte wohl ihres Gleichen hat, aber doch wunderbar genannt werden kann und die Lehre in sich fasst, dass man auch im größten Unglück nie verzweifeln müsse.

Der auffallendste Teil des Ganzen ist, dass Lynch unter den Bewohnern Jamaicas unpopulär wurde, weil er dem Bukanierwesen nach Kräften Eintrag tat, während man ihn doch als Gefangenen nach Hause schickte, damit er sich auf die Klage des spanischen Gesandten, »er unterhalte Piraten in jenen Teilen zum großen Schaden der Untertanen des Königs von Spanien«, verantworte. Der gute Mann steckte in der Tat in einer seltsamen Klemme. Morgan, der Großschlächter und Folterer der Spanier, musste wohl hierüber gewaltsam ins Fäustchen gelacht und sich mehr denn je in seiner gottlosen Ansicht befestigt haben, dass der Mensch seine eigene Vorsehung sei.

Vor Ungeduld brennend eilte Sir Henry mit seiner neuen Bestellung nach Jamaika, um seinen alten Freund mit Schmach aus dem Gouvernement zu vertreiben. Die Einwohner empfingen ihn mit einem wahren Orkan von Glückwünschen; aber er fand Sir Thomas Lynch gewissermaßen so ziemlich von dem gleichen ehernen Stoff, aus welchem er selbst geformt war. Er wollte nicht abtreten und beschloss, die volle Autorität auszuüben, bis sein Nachfolger, der Ge-

neral-Kapitän Lord Vaughan angelangt wäre, da Morgan nur zum Lieutenant-Gouverneur ernannt worden war.

Morgan würde bald diese Angelegenheit nach seiner guten alten Gewohnheit faustrechtsgemäß bereinigt haben, wenn sich nicht der Graf von Carlisle ins Mittel gelegt hätte, dessen Familie, wie sich die Leser erinnern werden, der ganze Archipel verliehen worden war. Die Grafen dieser Familie hatten daher das Recht, erbliche General-Kapitäne des Ganzen zu sein. Als der Graf Kunde von der eigentlichen Sachlage erhielt, beorderte er Lynch augenblicklich nach Hause. So blieb Sir Henry Morgan der eigentliche Regent der Insel, obwohl er nur den Titel eines Lieutenant-Gouverneurs führte.

Einige Monate beherrschte der glückliche Bukanier sein Gebiet mit ungeteilter Machtvollkommenheit und in einer Weise, dass seine ohnehin schon große Popularität noch neuen Zuwachs gewann. Die Freetraders und all diejenigen, welche eine unstete Lebensweise führten, begannen die Köpfe höher zu tragen, und scharf gebaute Schiffe, die sich mehr durch Segelgeschwindigkeit als durch Tonnengehalt auszeichneten, stiegen mit einem Mal beträchtlich im Preis. Die Bewohner von Jamaika hofften, die guten Zeiten würden bald wieder zurückkehren, und vergegenwärtigten sich die schöne Aussicht, dass sie wohlbehalten in eigenen Schiffen mit der ganzen Welt Handel treiben könnten, während sie zu gleicher Zeit die Schiffe und Ladung aller anderen Nationen um den halben Wert ankauften, nachdem sie zuvor von jener liebenswürdigen Sippe, den *Küstenbrüdern*, genommen worden waren.

Aber all diese Erwartungen wurden mit einem Mal durch das Eintreffen des Gouverneurs Lord Vaughan zunichte ge-

macht, welcher im März 1675 anlangte. Sir Thomas Modiford begleitete den gnädigen Herrn und übernahm den Posten eines Oberrichters der Inseln. Aber so seltsam sind die Wechselfälle, welche den Menschen begleiten, dass Sir Henry Morgan, zugleich zu seinem Amt als Lieutenant-Gouverneur, zu einem Admiralitätsrichter gemacht wurde und unmittelbar darauf die Weisung erhielt, einen großen Teil seiner alten Kameraden hängen zu lassen, ein Befehl, dem er auch mit aller nur möglichen Würde und Kaltblütigkeit Folge leistete. Dieses Verfahren wurde ihm von der ganzen Bruderschaft sehr übel genommen.

Der erste Anlass dazu ergab sich folgendermaßen. Unmittelbar nach seiner Ankunft sandte Lord Vaughan nach allen Häfen und allen Küsten den Befehl, dass sich kein Seemann erdreisten solle, gegen die Spanier Feindlichkeiten zu begehen. Da jedoch die betreffenden Personen die Erlasse auch von Morgan mit unterzeichnet sahen, so verstanden sie dieselben ganz im entgegengesetzten Sinn und wurden für ihren Irrtum gehängt, weil sie es gewagt hatten, auf Kuba zu landen und dort ein bisschen Panama-Arbeit zu machen.

Man kann sich wohl denken, dass unter einem so unpopulären Gouvernement, wie das des Lord Vaughan war, auch die Beliebtheit unsres Helden sich zu mindern begann. Aus Rachsucht proklamierte Lord Vaughan für die ganze Insel das Kriegsgesetz, und die Assembly tat ihr Bestes, um ihm den Aufenthalt zu entleiden.

Sr. Herrlichkeit aber boten der letzteren Trotz und gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, in möglichster Geschwindigkeit reich zu werden.

Dennoch wussten die Jamaikaner ihn dermaßen zu placken, dass er sich an einem schönen Tag nach England begab

und Sir Henry Morgan in vollem Besitz der Gouvernementsgewalt zurückließ.

Wir wollen Lord Vaughan mit einem Mal abfertigen, da sein künftiges Leben mit Morgan in keine Berührung kommt. Da der gnädige Herr ohne Erlaubnis nach Hause gegangen war, um sich von dem König neue und größere Vollmacht zu holen, damit er die widerspenstigen Jamaikaner besser zu Paaren treiben könne, so wurde es ihn schwer genug, der Gefangenschaft im Tower zu entgehen. Aber Charles war ebenso aufgebracht über die Beherrschten, wie über den Gouverneur. Letzteren entließ er, und über Erstere setzte er den Grafen von Carlisle, sogar mit weit größerer Gewalt, als die war, welche der abgedankte Gouverneur nachgesucht hatte.

Mittlerweile war Sir Henry Morgan ein Tory, wie man es heutzutage nennen würde, geworden. Er hasste alle Gegenseite und hegte eine souveräne Verachtung gegen den Pöbel. Fortan hielt er es stets mit den Gouverneuren gegen die Assembly, und wenn er jeweilig selbst Gouverneur war, so ließ sich natürlich nicht voraussetzen, dass er gegen seine eigene Person in Widerspruch geraten könnte. Um seine Untertanen leichter zu beherrschen und eine friedliche Regierung zu erzwingen, erklärte er für die ganze Insel des Kriegsgesetz und baute dann zwei prachtvolle Forts, das Fort Rupert und das Fort Carlisle, nebst einigen sehr prunkvollen und kostspieligen Linien am Fort James, wohlwissend, dass die Assembly alles werde zu bezahlen haben, obwohl sie gegen die Errichtung gestimmt haben würde, wenn man sie darüber vernommen hätte.

Wir haben über das häusliche Leben unsres Helden nur noch wenig zu sagen. Die Behauptung seiner Würde, die

Händel mit dem kleinen Parlament von Jamaika und die Sorge für seine ausgedehnten Besitzungen nahmen ihn völlig in Anspruch. Auch machte er sich hin und wieder das Vergnügen, eine Bukanierbande hängen zu lassen. Er war sehr gastfreundlich, und obwohl den Gouverneur männlich hasste, war doch der Mann angebetet. Seine sanfte Gattin spielte ihre Rolle mit würdevoller Anmut, und alle Angelegenheiten unseres Helden hatten nun die günstigste Wendung genommen, wenn nur nicht sein Asthma immer lästiger und seine Schwäche immer größer geworden wäre. Der Weinbecher hatte eine Wirkung auf seine Hand geübt, welche keine Gefahr an seinem Herzen erzielen konnte; sie zitterte unaufhörlich. Indessen war der reformierte Freibeuter jetzt Gouverneur einer Insel von weit größerer Bedeutsamkeit als Barataria, wenn wir gleich bezweifeln, ob Morgan, trotz Sancho Pansas Widerwärtigkeiten, auch nur halb so glücklich war, als dieses Muster aller Schildknappen.

Dreiundvierzigstes Kapitel

Jamaika und seine Streitigkeiten mit den Gouverneuren. Morgan verfolgt den Seeraub. Wird wieder Gouverneur und herrscht mit hoher Hand. Führt ein sehr trauriges Leben und versucht es mit einem Probchen in seinem alten Gewerbe.

Im Mai 1678 langte der sehr ehrenwerte Graf von Carlisle als Gouverneur von Jamaika und Generalkapitän der karibischen Meere in Port Royal an und brachte seinen Doktor und Leibarzt, den späteren Sir Hans S'oane, mit sich. Er wurde von dem Militär und den Beamten aufs Prunkvollste, dage-

gen aber von den einflussreichsten Gentry der Insel teils kalt, teils düster empfangen, denn man wusste wohl, dass er neue Vollmachten mit sich brachte und die Konstitution, welche der Insel von König Jakob I. verliehen worden war, aufs tyrannischste geändert werden sollte.

Der Gegenstand des Zwistes betraf die Ermächtigung, in England für die Kolonien Gesetze zu schaffen und ohne Zustimmung der Assembly Steuern zu erheben – dieselben Beschwerden, um deren Wissen sich die Amerikaner mit uns abwarfen. Man muss dem kleinen Parlament von Jamaica nachsagen, dass es seine Schlacht mannhaft ausfocht. Es folgten Vorstellungen auf Vorstellungen: Der Gouverneur legte ihnen Ungehorsam zur Last, während sie den Gouverneur der Tyrannei und Unterdrückung beschuldigten. Fortwährend gingen Appellationen an den Hof von St. James, welche mit Befehlen erwidert wurden. Der König legte entschieden seine Absicht an den Tag, seine Prärogative bis aufs Äußerste auszudehnen.

Inmitten dieses ganzen politischen Krieges begann Sir Thomas Modiford, der nun ein alter Mann geworden war, sichtlich hinzuwelken. Sogar Sir Henrys weltlicher Sinn gab dem natürlichen Gefühl der Besorgnis Raum, er könnte seinen ältesten und nunmehr einzigen Freund verlieren. Sie hatten stets gemeinschaftlich gehandelt und fast immer auch gleiche Gesinnungen an den Tag gelegt.

Sir Thomas hatte sein Leben äußerst nutzbringend angewendet, indem er die Kenntnisse, die er sich als Pflanzer und Zuckerfabrikant zu Barbados erworben hatte, zum Besten Jamaikas in Anwendung brachte. Während seines langen Gouvernements und unter seinen Auspizien hatte letztere Kolonie erst die Gestalt einer zivilisierten Gesellschaft ge-

wonnen und sich zum höchsten Grad von Wohlstand gehoben. Sir Thomas erlebte es noch, alle seine Verdienste anerkannt zu sehen, und war einer von den wenigen großen Männern, welche so glücklich gewesen sind, für große öffentliche Dienstleistungen nicht den öffentlichen Undank zu erfahren.

Sir Thomas Modifords Kräfte sanken immer mehr dahin, bis er endlich den Geist aufgab. Morgan stand an seinem Sterbebett. Die Szene übte keinen bemerklichen Eindruck auf ihn, haftete aber doch in seinem Inneren und drückte sich gewissermaßen seinem Herzen ein. Wie welk und hilflos blickte nicht der einst so gewaltige Geist aus den verfallenen Zügen! Die beiden Freunde hatten viel Ähnlichkeit in ihrer Konstitution und waren auch im Alter nicht allzu sehr verschieden. Fürchtete sich damals unser kambrischer Held wohl vor dem Tod? Jedenfalls vor dieser Art des Todes. Der Mensch schien ihm bei diesem Anblick nicht länger seine eigene Vorsehung zu sein. Er konnte sterben, wenn er wollte, aber nicht leben. Morgan entfernte sich von dem Totenbett in wehmütiger Stimmung, aber nicht als besserer Mensch.

Sir Thomas Modiford verschied am 2. Dezember 1679 und wurde prachtvoll unter dem Geleit aller Vornehmen der Insel zur Erde bestattet. Obwohl er in der letzten Zeit ein hochprivilegierter Mann gewesen war und die Mehrzahl der Inselbewohner zu ihm in Opposition gestanden hatte, war er doch allgemein beliebt. Sein Rücktritt von der Volkspartei wurde nur als eine Schwäche des zunehmenden Alters betrachtet. So ist es, war es und wird es immer sein. Die Jugend ist stets für den Fortschritt, das mittlere Alter für den Status quo und das Alter sinkt ein wenig in das Verlebte zurück.

Sir Thomas Modifords einziger Sohn, ein Jüngling von

schwächerer Konstitution, folgte dem vorausgegangenen Vater bald im Tode nach.

Mittlerweile dauerten die Zwistigkeiten zwischen der Assembly und dem Gouverneur mit ungeminderter Heftigkeit fort, bis endlich dem Grafen von Carlisle der Ort sowohl im politischen Sinn als auch im tropischen zu heiß wurde. Wir müssen sagen, dass in manchen Dingen die Jamaika-Kaufleute ein wenig unvernünftig waren, denn nachdem sie von den Taten der Freibeuter Nutzen gezogen hatten, legten sie sich zwischen die erwischten Schuldigen und die Hand der Gerechtigkeit. Und hatten Erstere nachher Massen von Indigo und anderen Kolonialprodukte den Spaniern abgenommen und besagten Kaufleuten um ein Spottgeld für den eigenen Markt überlassen, so verklagten sie den Gouverneur bei dem König, dass er den Piraten Unterstützung und Vorschub leiste.

Die Misshelligkeiten steigerten sich mehr und mehr. Eine gewisse Person begab sich, von vielen Zeugen begleitet, nach London, um einen ganzen Band voll Anklagen gegen den Grafen von Carlisle vorzubringen. Der Graf, welcher davon Kunde erhielt und auch die Bemerkung machte, dass die Luft der Insel seiner Gesundheit nicht zuschlage, erteilte sich selbst Urlaub und kehrte mit seiner jungen Gräfin in einem Kauffahrer nach England zurück. Unseren Freund, Sir Henry Morgan als provisorischen Gouverneur an Ort und Stelle lassend, langte er im Oktober zu Plymouth an und hoffte nun bald alle Umtriebe seiner Feinde an Carls Hof zu nichte zu machen. Seinem Einfluss auf den König vertrauend, dachte er nicht anders, als werde er in Kürze triumphierend und mit neuen Vollmachten auf seinen Posten zurückkehren. Zu seinem großen Verdruss musste er jedoch finden,

dass man ihm die Heimkehr zum schweren Vorwurf machte. Obwohl er sich über alle gegen ihn vor gebrachten Anschuldigungen reinigte, hielt es doch Se. Majestät nicht für passend, ihm das Gouvernement aufs Neue anzuvertrauen.

Vierundvierzigstes Kapitel

Morgans Kampf mit dem Piraten Everson und seinen Kameraden. Unglücklicher Ausgang desselben für diese Gentlemen. Einige weise Bemerkungen darüber.

Und nun begann Sir Henry Morgans zweites Regiment. Der Bukanier führte es großartig durch und feierte den Antritt seiner Macht in sehr eigentümlicher Weise. In Cow Bay lag friedlich ein Mann vor Anker, welchen er in früheren Zeiten als Bruder begrüßt hatte. Dieser Mann war noch immer ein Küstenbruder, obwohl nicht länger ein Bruder von Morgan. Wir meinen mit einem Wort einen lustigen Piratenhund, der ohne Zweifel ein sehr berüchtigter Schurke war, aber dafür nur umso besser zum Seeräuber passte. Dieser Krieger für eigene Rechnung war ein fröhlicher Holländer, mit dem Namen Everson, und hatte eine Schaluppe nebst einer Barcalonga bei sich, welche miteinander ungefähr Hundertzwanzig gut bewaffnete Leute und so tollkühne Bursche fasste, als nur je welche zu Wasser oder Land bei einem Gelage jubelten oder an den Kanonen arbeiteten.

Den Tag, nachdem Sir Henry die gewöhnlichen Glückwünsche zu seiner Installation entgegengenommen hatte, saß er tête-à-tête mit seiner Gattin und gähnte übermäßig. Die gnädige Frau versuchte mit dem großen Manne zu

scherzen; aber obwohl sie aufspielte, wollte er doch nicht zu ihrer Pfeife tanzen und zeigte überhaupt so wenig Gelehrigkeit wie ein Bär. Da es niemand wagte, ihm den Knittel zu zeigen, so war der Fall hoffnungslos.

»Was fehlt Euch doch, mein Henry?«

»Lasst mich ungeschoren, gnädige Frau.«

»Ist es Eurer Exzellenz Ernst?«

»Voller Ernst. Alles wird ernst. Das gestrige offizielle Diner war zu kalt, der Wein zu warm, die Aufwärter betranken sich zu früh und die meisten meiner Gäste wollten durchaus nicht betrunken werden. Es gibt kein Vergnügen mehr im Leben.«

»Ich bin noch nicht tot, Sir Henry.«

»Ha! Ohne Zweifel könntet Ihr mir viel Vergnügen bieten, wenn Ihr mir nur zu Gefallen leben wolltet.«

»Das möchte ich gerne, wenn ich nur wüsste, wie ich es angreifen müsste.«

»Mit aller Demut und Achtung, Lady Morgan, bitte ich Euch, den Versuch zu machen. Ich sage Euch dies zur Belehrung, wie es einem verheirateten Mann zusteht – haltet den Mund.«

Die Lady sah ihn einige Minuten aufmerksam an. Es lag keine Verachtung, wohl aber viel Mitleid in ihren Zügen. Dann sank sie auf eines der weichsten Ruhebetten nieder. Zwei schöne Mulattenmädchen fächelten ihr erquickende Kühle zu, während sie ein Buch aufnahm und las oder doch dergleichen tat. Sir Henry, der sich gleichfalls von zwei Negern fächeln ließ, rauchte ganz desperat darauf los und holte sich alle Augenblicke einen tüchtigen Zug Punsch. Die Ehrenwache war auf der Veranda draußen zu sehen. In einiger Entfernung hörte man die militärische Regimentsmusik bei

der Abendparade. Alles umher atmete Frieden, Harmonie und Schönheit. Seine noch junge Gattin war im Besitz jener unvergleichlichen und schmelzenden Reize, welche man nur bei Kreolinnen trifft. Das Ebenmaß ihrer Person war einer Göttin würdig und verkörperte eine jener Houris, von denen Mahomed träumte, ohne sie je zu Gesicht zu bekommen. Der Mann musste nahezu wahnsinnig sein, der zwischen seine Augen und die makellose Schönheit einen Vorhang von unflätigem Tabakqualm ziehen konnte.

Nach halbstündigem Schweigen legte Sir Henry seine Pfeife nieder und rief im Ton ungekünstelten Leides: »O, ich Unglückseliger!«

Die schwarzen Sklaven rissen ihre Augen auf, dass das Weiße derselben weit hervorsah, und betrachteten in stummem Erstaunen den Lieutenant Gouverneur und Generalkapitän von Jamaika. Wie konnte der Mann mit dem größten Grundbesitz und mit der schönsten Gattin auf der Insel anders als im Superlativ glücklich sein?

»So spricht doch Henry, was fehlt Euch?«

»Ich fühle mich so einsam.« Sir Henry schauderte leicht, als er diese Worte sprach.

»Steht Euch nicht die Gesellschaft der ganzen Insel zu Gebot? Soll ich Sorge dafür tragen?«

»Mögen die gelben Teufel dieser Insel sie holen! Nein, Madame! Doch verzeiht mir, meine kleine hübsche Annie, wenn ich barsch bin. Es scheint mir ein trüber Scharlachnebel über allem zu liegen.«

»Lasst mich doch nach Euren Augen sehen, Henry. Ja, in der Tat, sie sind von Blut unterlaufen. Die Netzhaut scheint mit Blut überladen zu sein. Teurer Henry, Ihr regt Euch zu sehr auf. Bitte, lasst den Doktor Sloane rufen.«

»Die blutige Netzhaut ist nicht in meinen Augäpfeln, sondern in meinem Gehirn. Wäre ich ein Träumer, so würde ich sagen, es ist ein Netz, das meine Seele gefangen hält. Zu viel Aufregung? Nicht doch. Aufregung ist es eben, was ich brauche. Ich sehe, höre, schmecke und fühle wie in einem Traum. Ich bin halb erstorben. O, ihr Tage meiner tätigen Jugend!«

»Werft Euch mit Herz und Seele ins Geschäft, Henry. Gleich viel, wenn es auch Händel sind – versucht es mit allem, nur nicht mit dem Trinken – alles, nur keine Verzweiflung.«

»Schickt mir den Offizier der Wache.«

Ein junger Gentleman, der Angehörige einer edlen Familie in England, trat ein. Er verriet in seinem Äußeren den Mann von Stand, schien aber zu schnell gelebt zu haben.

»Sir Edward Mostreen«, begann der Gouverneur, »gibt es nichts Neues? Ich kann mich seit dem Gelage der letzten Nacht auf nichts entsinnen.«

»Ich habe nichts Besonderes gehört, Exzellenz. Die ganze Insel scheint unter Eurem Gouvernement glücklich und im Frieden zu sein.«

»Ist meine Proklamation gegen Schlemmerei, Spielen und Seeraub gebührend veröffentlicht worden?«

»O ja, Sir Henry«, versetzte der junge Ritter mit einem verächtlichen Lächeln.

»Gut also. Bringt dem kommandierenden Offizier den Befehl, dass er Euch ablösen lasse – dann kommt hierher; wir wollen eine Nacht durchjubeln. Französisch Hazard und Rumpunsch – aber wohl gemerkt, Ihr bringt einige Neuigkeiten und zwei oder drei lustige Bursche mit. Wir wollen kaiserlich soupieren.«

»Henry Morgan«, bemerkte die schöne Lady, »Ihr habt mir versprochen, mich diesen Abend zu dem Ball zu begleiten, welchen die Gattin des Sprechers Eurem Gouvernements-Antritt zu Ehren gibt. Vielleicht ist es Sir Edward lieber sich in Eurer Gesellschaft auch der der Damen zu erfreuen, als wenn er mit Euch der letzteren entbehren muss.«

»Ich habe es nicht vergessen, Lady Morgan. Wir werden vor Mitternacht bei Euch sein.«

Selbigen Abend düstete Sir Henry nach Sinnenaufregung. Er und seine Gefährten spielten hoch und tranken, wie man nur in Westindien trinken kann. Aber all dies war fruchtlos. Der Madeira betäubte, ohne aufzuregen und die Wechselfälle des Würfels brachten Morgan weder Beklommenheit noch Triumph. Seine Kumpane sehnten sich nach dem Ball und flüsterten sich zu, dass Se. Excellenz, der würdige Gouverneur, gewaltig langweilig sei.

Sir Henry Morgan hatte den Würfelbecher in der Hand und war eben im Begriff zu werfen, als er, den Arm ausgestreckt, zum großen Erstaunen seiner Gäste einige seiner Taten während des Sturmes auf Portobelo zu erzählen begann, seine Geschichte aber auf eine Weise, dass man glauben musste, er habe regelmäßig angefangen, in der Mitte aufnahm. Er hatte noch immer den Becher in der ausgestreckten Hand und bediente sich nun desselben zum Gebärdenspiel, um den Nachdruck seiner Erzählung zu verstärken, sodass die Würfel unbeachtet auf den Boden fielen.

Die Gentlemen erklärten ihn *sotte voce* für schwer betrunken; aber seine Geschichte war klar und zusammenhängend, obwohl er sie in tief melancholischem Ton vortrug.

»Das waren glückliche Tage, Gentlemen. Wie gesund hüpfte damals das Blut durch meine Adern! Jeder Tropfen

desselben hatte eine eigene Seele. Ich lebte das Leben von tausend Menschen zumal. O, diese glücklichen Tage – sie können nie, nie, nie wieder zurückkehren. Ich erinnere mich jetzt, wie ich und der springende Jakob, der lustige Jakob Everson, mit sieben Spanier handgemein wurden – mit sieben, sage ich, Gentlemen, so wahr ich ein fündiger Zecher bin. Der springende Jakob hatte ebenso schnell einen Spaß bereit wie seinen Stutzsäbel – nie hat ein besserer Kerl gelebt als Jakob Everson – nur um einen Gedanken oder so zu grausam. Er wusste so gut wie der beste Wundarzt, wo jeder Nerv des menschlichen Körpers lag, und konnte die Spanier quieksen machen.« Wenn es sich um verborgene Schätze handelte, war er der Mann – ein Erzfolterer, dieser springende Jakob. Tat es noch obendrein mit so angenehmem Gesicht – eigentlich mit Laune, kann ich sagen. Ja, Jakob und ich waren wie zwei Brüder.«

»Wie Brüder, Euer Exzellenz?«

»Und warum nicht? Mehr als einmal parierte er die Degen spitze, welche mich in den Staub gestreckt haben würde. Und just das Gleiche habe ich für ihn getan. Ohne Zweifel ist er inzwischen gehängt worden, der arme Jakob Everson!«

»Ich glaube doch nicht, Exzellenz«, bemerkte der eine seiner Zechgenossen.

»Na, na, wo er auch ist – er wird eines gewaltsamen Todes sterben. Es däucht mich, wenn ich nur noch einmal mit Jakob schäkern könnte, so würde ich dieser düsteren Grillen los.«

Die vier Offiziere sahen einander zweifelhaft an; denn sie kannten die Stimmung des Gouverneurs nicht genau und wussten nicht, ob er vielleicht irrerede oder sie nur zum Besten habe. Man kannte Sir Henrys schlaunen, grausamen Witz,

und es war bei solchen Gelegenheiten besonders gefährlich, in seiner Nähe zu sein.

Endlich begann Sir Edward, der bei dem Gouverneur sehr in Gunsten stand: »Ich glaube, dass Jakob Everson nicht so weit weg ist, wie Eure Excellenz vermutet. Er ist ein pfiffiger Bursche, derselbe Jakob – er weiß, dass Ihr wieder zur Gewalt gekommen seid und sehnt sich nach nichts mehr, als Euch ehestens seine Achtung zu bezeugen.«

»Bei der Ketzerei meines Ahnherrn!«, rief Sir Henry auf-fahrend und mit einem Mal seine schlaffe Miene beiseite werfend, »das ist sonderbar. Wie meint Ihr dies, Sir? Schnell!«

»Nicht anders, als dass Euer Bruder – ich bitte um Verzeihung – dass dieser Everson ganz friedlich in Cow Bay vor Anker liegt und dass die Behörden, welche über diesen Gegenstand Eurer Exzellenz Wohlnehmen noch nicht kennen, verlegen sind, ob sie ihn als Freund oder Feind behandeln sollen.«

»Wie, das wissen sie nicht?«, entgegnete Sir Henry, hoch-erfreut seine Hände reibend. »Sie sollen die längste Zeit Behörden gewesen sein. Wie stark ist er?«

»Etwa hundertdreißig Mann, in einer wohlbewaffneten Kriegsschaluppe und in einer sehr schnellen Barca-Longa. Ich versichere Euch, Sir Henry, dass er es sich ganz behaglich macht.«

»Und warum ist mir dies nicht schon früher mitgeteilt worden?«, fragte der Gouverneur in vorwurfsvollem Ton.

»Die Meldung ist erst heute Mittag eingelaufen, und da Ihr befohlen habt, man solle Euch vor den Amtsstunden des nächsten Morgens nicht mit Kleinigkeiten behelligen, so wurde der Bote angewiesen, bis dahin zu warten«, lautete

die Antwort.

»Kleinigkeiten? Nennt ihr das Kleinigkeiten? Der unverschämte Mordbrenner – der blutgierige Bukanier! Muss daher kommen und uns unter der Nase Trotz bieten in dem ersten Augenblicke unsres Gouvernements! Ja, so machen es diese grundsatzlosen Piraten! Aber dennoch habe Dank, Jakob. Du hast mir gutgetan – sehr gut. Ich fühle mich wieder um zwanzig Jahre jünger. Ich möchte ihn nicht hängen sehen, nein – um unserer alten Freundschaft willen – ich will dem Schurken Ehre erwiesen, und ihm eigenhändig die Kehle durchschneiden. Ich habe es gesagt, Gentlemen – ich, der Gouverneur. Doch muss ich Euch bitten, reinen Mund zu halten. Geht auf den Ball des Sprechers – in einer Stunde werde ich gleichfalls dort sein.«

Unser Held schien alle seine frühere Tatkraft wieder gewonnen zu haben. Eine plötzliche gewaltige Veränderung war in seinem ganzen Äußeren vorgegangen. Seine Miene war wieder offen, sein Auge strahlend. Ohne Verzug begab er sich (es war abends neun Uhr) zu den Kriegsschiffen, welche in Port Royal lagen, las sich dort fünfzig der besten Leute aus und schiffte sie mit einer hinreichenden Anzahl von Flottenoffizieren in seinem eigenen prachtvollen Jachtkutter ein, der ein merkwürdig schnell segelndes Fahrzeug von ungefähr zweihundert Tonnen und mit zwölf langen Sechspfündern bewaffnet war. Morgan erteilte sodann dem kommandierenden Hafenoffizier den gemessenen Befehl, auf den Hafen Embargo zu legen und nichts aussegeln zu lassen – nicht einmal ein Negerkanu.

Die ganze Nacht über mussten Ruderboote Wache halten.

Nachdem der Gouverneur seine Vorbereitungen getroffen hatte, zeigte er sich auf dem Ball. Nie zuvor war er in so vor-

teilhaftem Licht erschienen. Sein Frohsinn, seine Höflichkeit und Güte übten eine höchst gewinnende Wirkung. An jenem Abend sah keine Dame den alten, kein Gentleman den schwachen Mann in ihm. Die vier Offiziere, mit denen er vor nicht zwei Stunden halbbetrunken über dem Becher gesessen hatte, waren wie vom Donner gerührt über diese plötzliche Umwandlung. Er benahm sich die ganze Nacht durch brav und galant, wie es einem Herrscher über englische Damen und Gentlemen zustand.

Gegen seine edle Gattin erschöpfte er sich in allen Arten zarter Aufmerksamkeit und begleitete sie, als sich die Gesellschaft um drei Uhr morgens zu zerstreuen begann, höflich nach ihrem Staatspalatin. Dann erklärte er, dass er sich heiß und fiebrig fühle und daher die Nacht oder vielmehr den Morgen in seiner Jacht zubringen wolle. Nach einem heiteren zärtlichen Gruß zur guten Nacht entfernte er sich. Seine Barke erwartete ihn. Er schritt bald einsam auf dem Deck seines schönen Fahrzeuges hin und her, in die vom Mondlicht sanft erhellte Nacht hinausschauend.

In dieser Nacht strömte die Flut des Glückes wieder auf Morgan zurück. Die Vergangenheit gewann in ihm neues Leben. Er befand sich auf seinem geliebten Element, und die Werkzeuge des Krieges umgaben ihn. Wohin sein Auge sah, traf es auf die Hilfsmittel der Gewalt, der Energie und Tätigkeit. Das blanke Messinggeschütz, die hinter den Stückpforten aufgeschichteten Kugeln, der hohe, sich zuspitzende Mast, so schlank und doch so stark, vor allem aber die stämmigen, kühnen Gestalten, welche im Schatten der Back kauerten, ließen das Innerste seines Herzens entzückt erbeben. Nur mit Schwierigkeit konnte er den lauten Wonnejubel unterdrücken. Der größte Mann in diesem Teil der Welt freute

sich wie ein Kind über den Gedanken, das Schlächterwerk eines untergeordneten Flottenoffiziers zu üben.

Während unser Held so in seinen Gedanken schwelgte, bemächtigte sich seiner wieder der verderbliche Aberglaube früherer Tage, dass nämlich sein Glück aufs Engste mit dem Vergießen von Menschenblut zusammenhänge.

»Ja«, murmelte er vor sich hin, »dieses Ausgießen von Menschenleben wird meine Sehnen kräftigen, mein Blut auffrischen und meinem hinfälligen Körper neue Stärke verleihen. Was habe ich sonst noch zu wünschen, als Gesundheit? Alles Übrige besitze ich schon – Ehre, Ruhm, Auszeichnung. Reichtum und Schönheit! Alles, alles ist mein – nur die Gesundheit fehlt und die größere Fähigkeit, mich meines Besitzes zu erfreuen. Jetzt bin ich wieder Henry Morgan, der Herr meines eigenen Geschicks. Obwohl das Blut des Gouverneurs träge läuft, soll doch das des Kriegers gesund und froh durch meine Adern hüpfen.«

In dieser entzückenden Vorstellung schwelgend, begab sich Sir Henry zur Ruhe, nachdem er zuvor Befehle erteilt hatte, der Kutter solle, wenn der Landwind nicht zureiche, mithilfe der Ruder aus den Hafen gebracht, er selbst aber, sobald das Schiff über die Kais hinausgekommen sei, geweckt werden. Niemand an Bord der Jacht wusste, wohin es ging.

Morgan erfreute sich eines erfrischenden und belebenden Schlafes, wie ihm seit vielen Jahren zuteilgeworden war. Gegen neun Uhr morgens stand er auf und fand sein rüstiges Schiff außerhalb der Untiefen beiliegen, während eine wandelbare Seebrise von Osten her blies.

Nun wurde der Kutter nach der Cow Bay beordert, vor welcher er am 1. Februar eintraf. Die Mannschaft erhielt den

Befehl, sich nicht blicken zu lassen und keine Farben zu zeigen; aber das verwegene Fahrzeug sah zu verdächtig aus, um nicht die beiden vor Anker liegenden Piratenschiffe, deren Leute meist an Land waren, zu beunruhigen.

Die Jacht brauchte einige Zeit, um in die Bay zu kommen. Die an Land befindlichen Bukanier benutzten diese Frist, um an Bord ihrer Schiffe zu eilen. Die Piraten kannten des Gouverneurs Kutter gut und schmeichelten sich, da keine Farben aufgehisst waren und nur wenige Seeleute sich blicken ließen. Sir Henry wolle sie als Freund besuchen und einige seiner alten Bekanntschaften erneuern. Der springende Jakob war selbst in großem Zweifel. Er glaubte zwar nicht, dass ihn der Gouverneur mit einem Besuch zu beehren gedenke, hielt es aber doch für möglich, der Kutter könne ihm Eröffnungen in Betreff eines geheimen Kreuzzugs auf gemeinschaftliche Rechnung oder vielleicht eine freundliche Warnung bringen wollen, damit er sich beizeiten aus dem Staub machen könne.

Der arme Jakob gedachte des Blutes, das er mit Morgan vergossen, und des Weines, den sie zusammen getrunken hatten. Dennoch traf er jede Vorbereitung, die ein tüchtiger und tapferer Seemann nie versäumt, um im Falle der Not zur Hand zu sein.

Mittlerweile fuhr der Kutter fort, ruhig aufwärts zu rudern, bis er windwärts von der Schaluppe lag. Dann wurden plötzlich die Farben aufgehisst, eine volle Lage gegeben, und Morgan forderte seine Leute zu Entern auf, indem er sich selbst an die Spitze stellte.

Die Seeräuber erwiderten die Breitseite Geschütz-mündung an Geschütz-mündung. Eine Zeitlang dauerte der Kampf ritterlich. Mann focht gegen Mann, und es kam zu

einem so dichten Handgemenge, dass von den Feuerwaffen kein Gebrauch gemacht werden konnte. Jacob hieb wacker um sich, während Sir Henry rechts und links, die Seeräuber wie im Spaß niederschlug. Natürlich traten ihn viele seiner alten Kameraden entgegen, die von alledem nichts begreifen konnten. Sie hätten vielleicht hartnäckigerer Widerstand geleistet; aber es sah sogar unnatürlich aus, dass sie ihre Kraft gegen ihren alten Freund und Befehlshaber gebrauchen sollten.

»Wie, Morgan«, rief der heitere Holländer, »kämpft auch der Hund mit dem Hunde?«

»Die Pest über deine Unverschämtheit!«, brüllte der ehemalige Bukanier.

»Oh, Herr Gouverneur – da werde ich wohl Eurer Exzellenz eine Erleuchtung geben müssen!«

Mit dem besten Willen setzte er sich in Tätigkeit, in dessen Körper Schnürlöcher zu bohren. Sie fochten wild und bald fast im Einzelkampf, denn die Piraten, welche sich rechts und links so schwer bedrängt sahen, sprangen zum Teil in die Kanus neben Bord oder ins Wasser, um dem Ufer zuzuschwimmen. Die Übrigen ergaben sich.

In demselben Augenblick, als die Schaluppe gewonnen war, stieß Morgan seine starke, gerade Klinge durch Jacob Eversons Leib. Der Pirat sank in die Knie und würde vorwärts auf das Deck gefallen sein, wenn ihn nicht die Klinge, die ihn durchbohrte, aufrecht gehalten hätte. Mit der Blässe des Todes auf seinem Antlitz blickte er zu Morgans Gesicht auf. Ein seltsames Lächeln kämpfte mit dem letzten Todes-schmerz, der seine Lippen beben machte.

»Et tu, Brute!«, brachte er noch vernehmlich hervor.

Jakob hatte gerne aus Schauspielen zitiert.

»Hätten wir nur einen Geistlichen hier!«, sagte ein Flottenoffizier, mitleidig auf den sterbenden Elenden niederblickend. »Es ist schrecklich, mit einem Zitat aus des Teufels Gebetbuch in die Ewigkeit zu gehen.«

»Er stirbt wohl«, versetzte Morgan kalt.

»Dank Dir, mein alter Befehlshaber. Der Schmerz ist gering, aber das Blut erstickt mich. Bedienst du so deinen alten Freund, Morgan?«

»Ich habe Freundespflicht an dir geübt – dich vor dem Strange bewahrt.«

»Und ... willst du ... alle ... meine ... armen ... Kameraden ... hängen lassen? Hab Erbarmen ... mit ... den armen ... Teufeln!«

Das Blut strömte ihm nun aus Mund und Nasenlöchern.

»Fahre wohl, Jacob!« sagte Morgan, indem er sein Rapier aus dem Körper des Piraten zog.

Das Blut stürzte aus der Wunde hervor, und der Mann starb augenblicklich.

»Reinigt dies«, sagte Morgan, indem er seinen Degen einem Offiziere hinbot. »Bleibt an Bord der Prise und legt alle Gefangenen in Eisen!«

Die Prise in sicheren Händen zurücklassend, eilte Morgan an Bord seiner Jacht, ließ alle Segel zu Verfolgung der Barcalonga aufhissen und feuerte auf sie, solange sie in Schussweite war. Vier Mann wurden von der Fockmarssegelrahe heruntergeworfen und in der See zu Grunde gehen. Der Rumpf erlitt große Beschädigungen; aber doch entwischte endlich die Barke, weil sie viel schneller segelte als die Jacht des Gouverneurs. Dieses Fehlschlagen versetzte Morgan in wilden Zorn. er kehrte in der allerschlimmsten Laune zum Gouverneurspalast in San Jago de la Vega zurück.

Wegen dieser unberufenen Tat traf Sir Henry schwerer Vorwurf. Die Leute sagten, er habe darin eine so eingefleischte Wildheit und einen tigerartigen Blutdurst gezeigt, dass man wohl sehen könne, er sei trotz aller seiner Ehren und seines Reichtums im Grund des Herzens doch nichts Besseres als ein blutgieriger Pirat. Die Offiziere der Flotte waren entrüstet über sein Benehmen und erklärten überall unverhohlen, wenn man den Dienst ihnen übertragen hätte, so würde der Erfolg nicht nur vollkommen gewesen, sondern auch die Barca-Longa nicht entwischt sein. Ziehen wir von diesen Bemerkungen das, was aus hämischer Bosheit entsprang, ab, so ist doch immerhin nicht zu leugnen, dass der gedachte exzentrische Handstreich der hohen Stellung von Sir Henry Morgan völlig unwürdig war, und dass er dabei seinen Charakter in keinem günstigen Lichte zeigte.

Aber die Welt wusste nicht, was in dem inneren Menschen vorging. Mit den Jahren steigerte sich auch seine Gebrechlichkeit, und sein Geist litt noch weit mehr als sein Körper. Für seinen Glaubensmangel leistete er durch ein Übermaß von Aberglauben Ersatz. Er hatte alle seine Hoffnungen auf den engen Horizont dieser Welt begrenzt, der sich immer rascher um ihn schloss und immer düsterer wurde. Obwohl er hartnäckig den Glauben an ein Jenseits von sich wies, baute er doch zuversichtlich auf Vorzeichen und Zauber im Bereich und der sublunaren Welt. Er rühmte sich, dass kein Vorurteil auf seinen Geist Einfluss übe, und glaubte doch, dass er durch Bluttaten das Glück zwingen könne.

Unter den Gefangenen – es waren ihrer fünfundfünfzig Engländer, die schönsten Burschen, die nur je eine Kanone gerichtet hatten

– war kaum ein Einziger, der nicht mit und für Sir Henry

Morgan gefochten hatte. Sie wurden alle an Bord der Kriegsschaluppe *Snake* gebracht und gefesselt nach Cartagena geschickt, um durch Kapitän Hayward dem zarten Erbarmen der Spanier übergeben zu werden. Die armen Teufel konnten von alledem nichts begreifen. Sie wurden in die verschiedenen Städte verteilt, die sie unter Morgan hatten plündern helfen, und dort unter Beschimpfungen und Gespött aller Art gehängt. Zwar verdienten sie den Tod, aber wenn sie ins Auge fassten, wer sie einem solchen Ende preisgab, so musste ihnen das Gehirn wohl so sehr wirbeln, als nur irgendeinem vernünftigen Wesen, das je gehängt wurde.

Diese letzte verzweifelte Handlung Morgans hatte einen tiefen schmerzlichen Eindruck auf seine Gattin gemacht. Sie könne ihn fortan nur mit Furcht betrachten und vermochte nicht immer die äußeren Merkmale derselben ganz zu unterdrücken. Sie versuchte nicht länger, ihn für die friedlichen Gewohnheiten und die edlen Vergnügungen zu gewinnen, welche ein sonniges Licht auf die Neige des Lebens werfen. Bis zu seinem Tod glaubte sie stets, das Wort *Bandit* sei in blutigen Zügen auf seine Stirn geschrieben.

Morgan schien jedoch wirklich aus den letzten Blutbad frische Kraft und Gesundheit geholt zu haben. Er bewies dies dadurch, dass er von der Assembly einen Punkt errang, an dem jeder frühere Gouverneur schmachvoll gescheitert war, in dem er es einzuleiten wusste, dass für ihn wie auch für den Zivil- und Militäraufwand der Insel eine Einkünfte-Bill auf sieben Jahre erlassen wurde. So machte er seine Stellung nicht nur gemächlich, sondern auch groß, und bahnte dadurch seinen Nachfolgern einen goldenen Weg an, auf dem sie wohlgemut fortwandeln konnten. Sir Henry trug nicht viel von einem Juristen in sich und war sehr ärgerlich über

die Vorliebe für das Gesetze machen, welche die Legislative von Jamaika unaufhörlich zur Schau trug. Nachdem einmal die Einkünfte auf sieben Jahre genehmigt waren, so wünschte er nicht weiter durch die Rednerkünste eines Haufens von Leuten beunruhigt zu werden, auf die er mit souveräner Verachtung niederschaute und erließ daher in der ersten Sitzung die alles niederschlagende Bestimmung, dass sämtliche Gesetze Englands auf Jamaika volle Kraft haben sollten.

Dann bedeutete er den Delegierten, dass sie weiter nichts verlangen könnten, und löste sofort die Assembly auf.

Wie schon oben bemerkt wurde, war es dem Grafen von Carlisle nicht gelungen, sich den König wieder günstig zu stimmen. Es wurde ihm daher nicht so gut, auf seinen Posten zurückzukehren und auf dem Rosenbett auszuruhen, das Sir Henry Morgan für ihn vorbereitet hatte. Unser Held blieb daher zwei Jahre unbelästigt im Besitz einer fast despotischen Gewalt. Sein Regiment war gut, und die Kolonie blühte auf.

Fünfundvierzigstes Kapitel

Unser Held nimmt in jedem Sinn ab – wird seines Gouvernements entsetzt, beschimpft und muss finden, dass seine Konstitution schnell zusammenbricht. Fängt an, an einen Pfarrer zu denken.

Obwohl von außen alles einen glücklichen Anschein trug, erschöpfte doch Morgan in dem eigenen Haus seine Konstitution in allen sinnlichen Vergnügungen. Vergeblich war es, dass ihn seine sanfte Gattin zuweilen, Doktor Sloane aber unaufhörlich warnte, weil er sich durch eine solche Lebens-

reise rasch ins Grab stürze. Er dürstete nach Aufregung. Die Morgen waren ihm schrecklich, und erst bis ein oder zwei Uhr nachmittags konnte er den roten Nebel verscheuchen, von dem er sich umgeben glaubte. Er muss in dieser Periode ein sehr unglücklicher Mann gewesen sein. Sogar die politische Ruhe, die er geschaffen hatte, und der friedliche Wohlstand seines Gouvernements waren nur weitere Förderungsmittel seiner körperlichen und geistigen Leiden. Eine Rebellion, ein Einfall oder beides zumal würde er als Segnungen begrüßt haben.

Obwohl Morgan weder offene noch heimliche Feinde in Jamaika hatte, operierte doch ein bitterer und tätiger Gegner in England gegen ihn – nämlich der abgesetzte Gouverneur Sir Thomas Lynch. Dieser Mann war entweder fanatisch oder heuchlerisch loyal, denn wie himmelweit verschieden auch die Motive sein mögen, ist doch die Schaustellung mit ihrem Erfolg stets dieselbe. Lynch lag unablässig allen Mitglieder des Geheimen Rats in den Ohren und tat bei ihnen sein Äußerstes, jede öffentliche Handlung des Sir Henry Morgan herabzuwürdigen.

Sir Henrys entschiedene Maßregeln, die Untertanen des Königs in der Kolonie mit denen in der Heimat auf gleichen Fuß zu stellen, gab einen guten Vorwand zum Bekritteln. König Carl und seine Höflinge waren entrüstet über eine solche Anmaßung und der Monarch drückte seinen Unwillen folgendermaßen aus.

Durch des Königs allergnädigste Majestät und die Lords von Sr. Majestät Geheimem Rath.

In der Vollmacht, d. d. 13. November im zweiunddreißigten Jahr von Sr. Majestät Regierung, welche Charles, Gra-

fen von Carlisle, und in seiner Abwesenheit, dem provisorischen Oberbefehlshaber übertragen wurde, haben Seine Majestät gnädigst geruht, den Gouverneur, den Rat und die Assembly Jamaikas zu Konstituierung und Verordnung von Gesetzen zu ermächtigen, welche in Kraft bleiben sollten, bis Sr. Majestät Wohlnehmen das Gegenteil beschlösse. Am 18. Oktober 1681 wurde aber in der auf der Insel gehaltenen Assembly eine Akte erlassen, welche die Gesetze von England als geltend erklärt. Seine Majestät geruhen, diese Maßregel zu missbilligen und ihr die Genehmigung vorzuenthalten, weshalb Sr. Majestät Wohlnehmen dahin geht, dass besagtes Gesetz hiermit wieder aufgelöst sein solle.

Nun hatte Sir Henry Morgan, der ein höchst loyaler Mann war, wenn es ihn gutdünkte, nicht im Geringsten daran gedacht, dem König ein Missfallen zu verursachen; denn als er die höchst gerechte, aber Sr. Majestät so anstößige Akte erließ, hatte er nichts wie seine eigene Ruhe im Sinn. Indessen musste sie doch den Hebel abgeben, dessen sich Sir Thomas Lynch bediente, um seine Absetzung zu bewirken. Sir Henry musste daher im nächsten Jahr, statt den Grafen von Carlisle zurückkehren oder sich selbst im Gouvernement bestätigt zu sehen, die bittere Erfahrung machen, dass Sir Thomas abgesandt wurde, um ihn zu ersetzen – ja, was noch mehr ist, ihn sogar zu beschimpfen.

Morgan wurde augenblicklich aus dem Rat entlassen und für unfähig erklärt, je wieder seinen Platz in diesem ehrenwerten Kollegium einzunehmen; aber auch in die Assembly sollte er nicht mehr taugen. Zu gleicher Zeit wurde er aller seiner übrigen Ämter enthoben. Der junge Bruder seiner

Gattin, Kapitän Charles Morgan, verlor das Kommando über das Hauptfort der Insel und Obrist William Grey, Morgans vertrauter Freund, wurde gleichfalls mit Schimpf seiner Bestallung beraubt.

Aber hiermit noch nicht zufrieden, sprach Sir Thomas Lynch bei Eröffnung der Assembly mit der größten Bitterkeit von dem vormaligen Gouverneur und seinen Maßregeln. Er erklärte den Versammelten, dass sie ihre Angelegenheiten ganz dem heiligen Willen Sr. Majestät unterwerfen und sorgfältig jede Sr. Majestät Prorogativen nachteilige Klausel aus der von dem in Ungnade gefallenen Exgouverneur erlassenen Einkünftebill streichen müssten. »Ihr habt«, fuhr er fort, »eine bescheidene und untertänige Petition an seine Majestät einzusenden, darin Eure pflichtschuldige Untertänigkeit zu bezeugen und Euren Dank gegen Euren großen Wohltäter, unseren um das Wohl seiner Untertanen besorgten Fürsten und König auszudrücken. In gleicher Weise werdet Ihr eine kluge und demütige Bitte an die Lords des Geheimrats in England ergehen lassen, denn ich kann ohne Übertreibung und Anmaßung sagen, dass sie, wenn Ihr sie auf diese Weise für Euch günstig stimmt, Fürsprache für uns einlegen und sich als unsere Schutzengel erweisen werden.«

Bolingbroke, Rochester usw. – Schutzengel!

Der Speichellecker fuhr sodann fort, den König Carl zu vergöttern und der Assembly zu bedeuten, dass sie ihn eigentlich anbeten sollte, weil er ihre Gesetze in Kraft lasse, bis er sie nicht mehr gestatten könne und so für eine Periode auf die »Anwendung jener Gewalt verzichte, die ihm als göttliches und unveräußerliches Recht unmittelbar vom Himmel verliehen worden sei.« Dann verordnete er Abstimmungen über Geld - augenblicklich Geld und viel Geld – sie müssten

der Majestät dankbar sein, denn sie habe das Recht, Alles zu nehmen und begnüge sich nur mit vielem. »Geld«, sagte er, »ist die Grundlage und das Gleichgewicht der Dinge. Kann es Motive, kann es Leben oder Gouvernement geben, ohne Geld?

Und nun ein Wort über das von Eurem vormaligen Gouverneur so übereilt, in den Tag hinein und verräterisch erlassene Gesetz, dass die Gesetze Englands in dieser Kolonie Geltung haben sollen. Ihr findet, dass es durch den königlichen Befehl, welchen Euch Euer Sprecher eben verlesen hat, vernichtet wurde, ohne dass Seine Majestät geruhten, höchst dero Gründe dafür anzugeben? Ich für meinen Teil kann nicht begreifen, warum es einige so ungestüm begehrt haben, sintemal wir doch alle Engländer sind und niemand uns irgendein angeborenes Recht verweigert hat.«

Die Rede wurde hier durch einige missvergnügte Rufe von *Habeas corpus! Habeas corpus!* unterbrochen, worüber der Gouverneur sehr zornig wurde. Indessen meisterte er bald seine Leidenschaft und fuhr folgendermaßen fort: »Wir sollten Gott danken für einen so guten Fürsten, der wie ein weiser zärtlicher Vater in dieser Sache uns nur verweigert, was uns schaden würde. Erinneret Euch, dass England in den Zeiten Heinrich VII. gute Gesetze hatte, nur deren allzu viel (wie viel mehr jetzt!); denn es ist schon hundertsechzig Jahre her, dass sie, wie Lord Bacon sagt, durch ihre Anzahl Recht und Gerechtigkeit in Wermut und Gewalt umwandeln.«

Der alte Gentleman hatte hierhin nicht unrecht.

»Eine solche Berücksichtigung bewog einen verständigen Franzosen zu der Bemerkung, ›Frankreich müsse dem König mehr für Zusammenziehung der Gesetze als für Erweiterung seiner Besitzungen zahlen.‹ Und es kommt mir dabei

vor, Gesetze für junge Kolonien seien, was die Arznei für den Körper: Man muss nicht nur auf die Qualität, sondern auch die geeignete Dosis Rücksicht nehmen. Es ist genug für euch, dass unsere Gesetze, wenn sie auch keine starke Schranken gegen schlimme Gouverneure geben, doch dem guten gewisse Normen bieten. Nehmt die Versicherung, dass ihr mich ganz so finden werdet, wie ihr euch benehmt. Ich muss euch daher sagen, wenn ihr euch gegen Sr. Majestät Huld und seiner Minister Gunst dankbar erweisen wollt, so ist es durchaus nötig, dass es greifbar und nicht filzig in euren Geldverwilligungen geschehe. Auch habt ihr euch dabei in euren Worten demütig loyal und loyal demütig zu benehmen. Unter passender Zurechtweisung will ich euch die Vorteile einer freien Besprechung nicht verkümmern und die Methode, wie die Bedingungen derselben ganz euch selbst überlassen; denn ich möchte nicht durch Rat oder Leitung euer Verdienst schwächen oder durch irgendeine Akte eurer Pflicht vorgreifen. Lasst euch jedoch zuvörderst gesagt sein: Ihr müsst Sir Henry Morgans Einkünftebill erhöhen, nicht nach dem Verdienst unseres fürstlichen Fürsten, denn das wäre eine Unmöglichkeit, sondern nach einem Maßstab, dessen man sich sowohl von eurer Dankbarkeit als auch von der Ehre und Würde eures Gouverneurs versieht.«

Viele glaubten, Sir Henry Morgan werde nun gegen seinen alten und bitteren Feind zu irgendeiner Gewalttat Zuflucht nehmen. Aber Sir Thomas Lynch war an sich ein Gegenstand des Mitleids, denn als er der Assembly in vorgedachter Weise Lektionen gab, hatte er den Gebrauch aller seiner Glieder, den des rechten Armes ausgenommen, durch Lähmung verloren, wie er denn überhaupt fast bis zur Auflösung gebrechlich war. Was immer für eine Rache Sir Henry

ihm auch zuredet haben mochte, so entkam er ihm und aller Welt Groll bald, da ihn nicht lange danach der Tod ereilte.

Nun kam ein Gouverneur auf den anderen in rascher Reihenfolge, und die Jahre schwanden dahin; aber noch immer litt Morgan unter der Ungnade, die ihm Lynch bereitet hatte. Endlich langte im Jahr 1687 der Herzog von Albemarle an, und Jacob II. hatte ihm Befehl erteilt, die Suspension Morgans und seiner Freunde fortzuwirken zu lassen.

Wenn Sir Thomas Lynch die Insel und die Assembly mit Ruten gepeitscht hatte, so geißelte sie der Herzog mit Skorpionen. Nur die Katholiken fanden Vorschub, und absolute Gewalt war die einzige, geltende Doktrin. In der Tat trieb seine Autorität so weit, dass er, ohne Rücksicht auf das Privilegium der Debatte, einem Mitglied der Assembly wegen des Gebrauchs der Worte *salus populi suprema lex* eine Bürgschaft von viertausend Pfund auflegte und dasselbe später wegen dieses schweren Verbrechen zu Einsperrung und einer Geldbuße von sechshundert Pfund verurteilte. Zunächst setzte er alle Richter und Beamte der Insel ab, übertrug ihre Posten armen Katholiken und legte unter Bürgschaftsleistung von hunderttausend Pfund dem letzten Gouverneur Obrist Molenworth die Verpflichtung auf, vor Gericht zu erscheinen und auf falsche Anklagen, die in England gegen ihn erhoben wurden, sich zu verantworten.

Aber neun Monate reichten zu, diesen Tyrannen zu Grunde zu richten, denn er konnte den Punsch und den Madeira der Insel nicht so ungestraft trinken, wie er in London französische Weine schluckte.

Von Sir Henry Morgan haben wir nur noch wenig zu sagen, und auch dieses wenige ist durchaus nicht erfreulich.

Von aller Teilnahme an den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, schwelgte er die eine Hälfte seiner Zeit in gewohnter Zügellosigkeit bis an den Rand des Wahnsinns, während er für die andere Hälfte ein Opfer der Schwäche und nahezu des Blödsinns war. Hin und wieder zuckten wohl Blitze seines früheren Genius und in den vorübergehenden Reformversuchen eine Tatkraft auf, welche seine Umgebung an das erinnerte, was er einmal gewesen war. Bisher war er von Gewissensqualen verschont geblieben. Das letzter und schlimmste Kapitel seines Lebens stand ihm noch bevor. Im Jahr 1688 sah jedermann, dass sein System völlig untergraben sei und seinen Körper zusammenbreche. Er zitterte an allen Gliedern und litt furchtbar an Asthma.

Sechshundvierzigstes Kapitel

Morgans schwankende Gesundheit. Seine Furcht vor dem Tod. Seine träumerischen Hoffnungen. Seine letzter Krankheit. Verschiedenheit der Ärzte und die seltsame Behandlung, welcher er unterworfen wird. Die Rache des Negers und die nächste Ursache zu dem elenden Tod unseres Helden.

Sir Henry Morgan hatte mit seiner Gattin seit mehreren Monaten zu Monmouth im Sprengel St. Thomas in verhältnismäßiger Abgeschiedenheit gelebt. Lady Morgan war eine wahre und fromme Christin, denn ihre Religion wurzelte wirklich im Herzen. Allerdings konnte sie sich für den Glauben, der in ihr lebte, seinen Grund angeben; aber darum war es ihr auch nicht zu tun, denn sie fühlte und betete oft. Wenn die Augenblicke der Bitterkeit den Geist unsres Helden be-

drängten und die Vergangenheit in schrecklichen, anklagenden Gestalten vor ihm hintrat, pflegte er, aufs Kläglichste nach seiner Gattin zu rufen.

»Teure Amine, was ist Friede? Ich habe ihn nie gekannt. Vergnügungen, Triumphe, Entzücken – alles ist mein gewesen; aber Ihr, – verzeiht mir – Ihr, deren Gesichtskreis nicht über Euer Hauswesen hinausgeht, scheint stets heiter zu sein. Ist mein Leben wohl ein einziger großer Irrtum gewesen?«

»Ich fürchte sehr, Henry, dass dies der Fall war, und möchte Euch daher ans Herz legen – lernt beten.«

»Ah! Aber in welcher Weise? Wie der frömmelnde Covenanter, der götzendienerische Papist oder der zeitdienerische Episkopale?«

»Ich verstehe mich nicht auf religiöse Streitigkeiten, bin aber überzeugt, dass Disputieren und Religion etwas Verschiedenes sind. Ich möchte Euch sagen, betet wie der Covenanter ohne die Frömmelei, wie der Papist ohne den Götzendienst, und wie der Episkopale ohne seinen Zeitendienst – betet mit ihnen und für sie alle.«

»Aber wozu – o ich Elender – wozu? Und doch tut man gut, sich auf die sichere Seite zu halten. Angenommen, dass alles, was die Pfaffen sagen, wahr ist – hätte ich, der einst so wilde Bukanier Henry Morgan, wohl auch noch Aussicht, gerettet zu werden?«

»O welche köstlichen Worte sind dies! Ja, mein Geliebter – gewiss könnt Ihr es, wenn Ihr bereut.«

»Bereuen? Nein, nein – das kann ich nicht. Es war herrlich – beim Himmel, es war glorreich! Jede Tat wurde gut und mannhaft ausgeführt – jede Schlacht edel gefochten, selbst bis auf das kleinste Scharmützel. Könnte ich es wieder tun,

so würde ich es mit tausend Freuden.«

»Aber das Foltern von Greisen und Frauen! O Henry!«

»Vergeltung, Madame, Vergeltung! Wer hat uns alles dies gelehrt? Die Spanier. Tausend und abertausend argloser, unschuldiger Mexikaner, könnten sie aus ihre Asche auferstehen, würden mich rechtfertigen und jubelnd bis ans Ende des Himmels verkünden, dass ich wohlgetan habe.«

Verzeih mir, mein Gatte, das ist Sophisterei. Eure Opfer waren nicht die Vollbringer jener Schrecken an den Mexikanern.«

»Aber doch ihre Söhne oder ihrer Söhne Söhne Madame. Was sagt unser eigenes Gesetz von den Sünden der Väter, die heimgesucht werden sollen an den Kindern, sogar bis ins dritte und vierte Glied?«

»Ach wollte Gott, dass Ihr alle Eure Taten durch dieselbe gebenedeite Quelle rechtfertigen könnte. Beruft Euch nicht auf einen Teil derselben, sondern studiert sie ganz und glaubt mir, es können Euch noch viele Jahre des reinsten Glückes vorbehalten sein. Ihr steht erst in der Mitte des Lebens.«

»Schmeichlerin«, versetzte Morgan, indem er freundlich und augenscheinlich vergnügt zu ihr aufblickte, aber unmittelbar danach fuhr er mit großer Bitterkeit fort: »Arge, arge Schmeichlerin. Ist dieser schwere Atem das Zeichen eines langes Lebens, das schreckliche Gesicht des roten Nebels, das mich alle Morgen quält, eine Bürgschaft für die Siebzig? Und dann diese abgezehrte Gestalt diese hageren Züge – können Sie mir ein gesundes Alter in Aussicht stellen?«

»Ihr seid noch nicht achtundvierzig. Mäßigkeit ist für den Leib und Religion für den Geist die beste Arznei. Wenn Ihr mich je geliebt habt, so versucht es damit. Rafft Euch wieder

auf. Wir wollen nach Euren Wales, mein Wales, so gut wie das Eurige, ziehen, und das Schloss Glenllyn wieder aufbauen. Eure Brüder sind noch am Leben und mit zahlreichen Familien gesegnet.«

»Es ist ein hübsches Gemälde und verdiente wohl den Versuch einer Verwirklichung. Wir müssen mit dem Doktor und dem Pfarrer anfangen – der Doktor ist leicht gewählt – aber der Pfarrer – da sitzt die Schwierigkeit – ha, ha, ha! Ist es nicht maßlos lächerlich, dass ich nach einen Pfarrer schicken soll? Indessen können wir den Anfang mit Albemarles Beichtvater machen. Unser herzoglicher Gouverneur hat das Papsttum hier in die Mode gebracht, und wie ich höre, geht es in England ebenso zu. Jedenfalls wollen wir ihn kommen lassen.«

»Nur nicht in dieser Stimmung, Henry Morgan.«

»Nun, und welche Stimmung würde Euch belieben, Lady Morgan?«

»Die der Demut und eines christlichen Geistes.«

»Ich will der Gehorsam selbst sein.«

Der gute Doktor Hans Sloane, der später den Ritterschlag erhielt, war mit dem Herzog von Albemarle zum zweiten Mal nach Jamaika gekommen, um dessen Familie als Arzt zu behandeln und in dem damals neuen Land zu botanisieren. Sir Henry begab sich mit einer kleinen Viper, einige Würmern, etlichen kunstgerecht gespießten Motten und Schmetterlingen und einer Handvoll dürrer Kräuter zu dem Doktor, der ihn um seiner Gaben willen höchstgnädig aufnahm. Nachdem Morgan dem Arzt gebührend Zeit gelassen hatte, um sein Entzücken über die neuen Erwerbungen, unter denen sich eine Flaschenbaummotte, die Größte auf der Insel, befand, in beredten Worten zu erschöpfen, begann er,

von seinem körperlichen Leiden zu sprechen. Des Doktors Benehmen änderte sich augenblicklich. In einem Ton, welcher die größte Teilnahme und das angelegentlichste Mitleid verriet, befragte er den Patienten über die besonderen Symptome seines Zustandes.

»Darf ich nach Eurem Alter fragen, Sir Henry?«

»Fünfundvierzig«, entgegnete unser Held keck; denn wer gestünde je mehr zu?

»Hm, mein teurer Sir Henry, auf Ehre, Ihr seht wenigstens wie Fünfzig aus – das heißt medizinisch gesprochen.«

»Zu frei gelebt, Doktor, nichts weiter. Ihr seht, wie abgezehrt ich bin.«

»Es wäre in der Tat Raum da für ein Zulegen.«

»Und diese gelbe Farbe – wenn ihr mich dagegen vor fünfzehn oder zwanzig Jahren gesehen hättet! Dieses Klima spielt den Teufel mit uns, Doktor!«

»Nicht doch, mein guter Sir Henry; Ihr seid es, der den Teufel in dem Klima spielt. Wisst Ihr auch, dass dasjenige, was in Eurem Augen weiß sein sollte, so gelb ist, wie eine Guinee?«

»Nein, das weiß ich nicht. Ich bin in der letzten Zeit ein solcher Kobold gewesen, dass ich mich in der Tat schon seit Monaten fürchtete, in einen Spiegel zu sehen. Obwohl noch flott, bin ich doch zusammengebrochen, Doktor. Feste Nahrung kann ich gar nicht genießen. Ich stehe morgens mit einem Schwindel im Kopf auf und alles scheint sich mir in einen roten Nebel zu hüllen, bis es endlich vergeht. Ich leide an einem beharrlichen Durchfall und gegen die Nacht zu wird mein Asthma schrecklich, obwohl ich mir durch eine Flasche Madeira oder so einige Erleichterung verschaffen kann.«

»Ihr schildert mir da einige sehr beunruhigende Symptome; das schlimmste darunter aber ist die Flasche Madeira oder so.«

»Ah, Ihr Doktoren bringt den Menschen halb mit Kasteien um und nennt es dann Gesundheit. Mag es mir noch so schlecht sein, so wird es stets bei der zweiten Flasche besser, und ich fühle mich ordentlich wohl bei der dritten - aber es hält nicht, Doktor, es hält nicht.«

»Sollte mich auch sehr Wunder nehmen. Da bemerke ich weiter – so mager Ihr auch seid, habt Ihr doch eine unbequeme Gedunsenheit vor Euch – Ihr seid entschieden wassersüchtig, Sir Henry Morgan.«

»Weiß es nicht. Ich wollte, das Feuer in meinem Gehirn trocknete das Wasser in meinem Bauch auf! In der Nacht ist die Qual am ärgsten, Doktor. Die Nächte sind schrecklich – das einzige Argument, welches mir je zwingend nahe legte, dass der Mensch eine von seinem Körper verschiedene Seele habe, gibt sich mir in der Qual meiner Nächte. Über körperliche Leiden könnte ich lachen, aber diese ...«

»Das sind traurige Enthüllungen, mein lieber Freund, doch braucht Ihr nicht gerade zu verzweifeln. Beschwichtigt Eure Nerven durch eine heitere, aber ruhige religiöse Gemütsstimmung. Hofft auf alles, und auch ich will die Hoffnung nicht aufgeben.«

»Erst heute Morgen redete mir Lady Morgan zu, wir sollten miteinander nach Wales gehen und das alte Schloss in der Nähe meines Geburtsortes wieder aufbauen.« Dann fügte er mit peinliche Hast und einen Widerspruch befürchtend bei: »Mein lieber Doktor, war das nicht sehr abgeschmackt?«

»Durchaus nicht, Sir Henry, durchaus nicht. Zeigt jetzt nur ein klein wenig von dem Mut Eures früheren Lebens, und es

kann noch alles gut werden.«

Dadurch sehr ermutigt, machte sich Morgan zu allem anheischig. Um einen guten Anfang zu machen, kehrte er zu seiner Gattin zurück und nahm sie zu seiner Religionslehrerin an. Was sie ausrichtete, werden wir später finden.

Kuriositätshalber wollen wir Sir Hans Sloanes eigenen Bericht über die Behandlung geben, welche er einschlug, um einen trunkliebenden Bukanier mit vielen schwarzen Taten auf dem Gewissen von seiner verwickelten Krankheit zu heilen.

»Ich fürchtete eine beginnende Wassersucht und riet ihm ein leichtes Vomitiv aus *Oxymel squilliticum* und dünnem Haferschleim, dem er mit einer Federspüle nachhelfen sollte, weil ich fürchtete, dass der Brechwein allzu sehr erschlafen und zu reichliche Ausleerungen herbeiführen könnte. Dann gab ich ihm ein wenig Infus von Enzianwurzel, herba Centaureii, usw. Das Vomitiv wirkte leicht und der bittere Wein, welcher einige Tage jeden Morgen genommen wurde, besserte seinen Magen, sodass er beträchtliche Zeit ganz wohl blieb.«

Lady Morgan ging den Bemühungen des Doktors edel an die Hand, indem sie zuvörderst auf strenger Mäßigkeit und gewissenhafter Beobachtung aller ärztlichen Vorschriften bestand. Sie wollte sich nicht auf doktrinelles Punkte und ebenso wenig auf eine Kontroverse über das Jenseits mit ihm einlassen, sondern bat ihn bloß, das Letztere als eine Gewissheit anzunehmen, wäre es auch nur um des Glückes willen, welches uns durch eine derartige Überzeugung in diesem Leben gesichert werde.

Wenn wir auch im Irrtum wären, würden wir nicht ebenso gut fahren wie der Ungläubige?«, konnte sie ihn mild fragen

und dann in edlem Entzücken fortfahren: »Denkt nur an den unaussprechlichen Segen, der darin liegt, Henry. Es muss so sein. Es ist ein Prinzip unsres Daseins, diese Überzeugung zu fühlen. Wir bedürfen ihrer, solange wir leben. Nehmt sie in der einen Form hinweg, so schaffen wir sie uns in einer andern. In Eurem törichten Aberglauben liefert Ihr selbst den Beweis, dass Ihr etwas haben müsst, was von diesem Leben gesondert ist, und außerhalb desselben liegt.«

Und so wurde der finstere Pirat allmählig geschmeidig. Er sagte, dass er glaube, und redete sich ein, dass er bereut habe. Das Bild von Glenllyn Castle, das er sich in mehr als früherer Herrlichkeit wieder aufgebaut vergegenwärtigte, wurde immer bestimmter. Er näherte sich zum ersten Mal in seinem Leben einer Stimmung, die einem vernünftigen Glück ähnlich sah.

Aber die Umstände verschworen sich gegen ihn. Er kämpfte ein wenig an, wurde aber überwunden. Von Natur aus und durch Gewohnheit war Sir Henry Morgan ein Tyrann – allerdings ein versöhnlicher, aber dennoch ein Tyrann, – und Tyrannen können am allerwenigsten eine an ihnen geübte Tyrannei ertragen. Unser Held erfreute sich einer gebesserten Gesundheit, lebte mäßig und gewann bald eine gewisse Heiterkeit des Geistes, sah sich aber nun mit einem Mal durch aufregende öffentliche Ereignisse aus seiner Abgeschiedenheit herausgezogen. Der herzogliche Gouverneur trieb die Assembly durch Bedrückung und Gewalttat zu offener Rebellion. Eines der Mitglieder war, nachdem es im Haus gegen die Anmaßung des Herzogs Widerspruch eingelegt hatte, ermordet in den Straßen gefunden worden, und ein anderes wurde aufgesucht, um wegen persönlicher Bemerkungen über den Gouverneur öffentlich ausge-

peitscht zu werden. Dies war zu viel – und selbst Lady Morgan willigte ein, dass Sir Henry den öffentlichen und Privatmeetings, welche durch dieses Treiben hervorgerufen wurden, anwohnen sollte.

Unter reichlichen Verwarnungen, Einschärfungen und der bereitwillig erteilten Zusage, stets die größte Mäßigkeit zu beobachten, ging Morgan hin, sprach, wurde lebhaft und aufgereggt. Es folgte ein Souper, welches damit endete, dass unser Held im Zustand völliger Betrunkenheit unter dem Tisch liegen blieb. Diese Nacht kam er nicht nach Hause, und auch die drei nächsten blieb sein Fuß der heimischen Schwelle fremd. Die Debatten bei Tag und die Schlemmerei bei Nacht währten fort, bis seine Konstitution nicht mehr standhalten konnte. Er musste in einem Zustand der größten Gefahr zu seinen jammernden Gattin nach Hause gebracht werden.

Wir lassen nun Sir Hans Sloane wieder das Wort nehmen.

»Weil er es nicht über sich gewinnen konnte, sich von der Gesellschaft fern zu halten, blieb er lange in die Nacht hinein auf und trank zu viel. Nun kehrten nicht nur seine ersten Symptome wieder zurück, sondern er beklagte sich noch über ... «

In der Tat stand er in so großen Gefahr, dass der zweitausgezeichnetste Arzt der Insel, Doktor Rose, beigezogen wurde. Nach einer langen Beratung verordneten sie ihm eine Cassia-Latwerge, *oleum Juniperi*, *Cremor tartari* usw., usw. nebst einer Fortsetzung der früheren Arzneien.

Unter dieser Behandlung ging es unseren Helden leidlich gut, aber er verderbte alles wieder durch sein Ungeduld, und die Scham über seinen letzten Rückfall erzeugte in ihm eine törichte Abneigung, der Beschwichtigung und den zärt-

lichen Trostworten seiner musterhaften Gattin Gehör zu schenken. Der Umstand, dass er an den aufregenden Ereignissen der Zeit nicht Anteil nehmen konnte, hetzte ihn fast in Wahnsinn. Sein Husten und seine Schweratmigkeit nahmen zu. Er berief nun einen anderen Arzt, welcher grundgelehrt von Hippokrates zu sprechen wusste und die Behandlung der früheren Ärzte für dasselbe erklärte, was die Krankheit des Patienten sei – nämlich für Wind. Man habe es damit nicht weiter zu tun als mit einer ordentlichen *Tympanitis*. Unter der neuen Behandlung ging es viel schlechter, und Sir Henry wurde nun ganz wütend.

Sir Hans Sloane, der eine wahre Freundschaft für unseren Helden fühlte und ihn nicht für rettungslos hielt, trat, ohne auf seine und Doktor Roses kränkende Entlassung Rücksicht zu nehmen, an die Hängematte des Patienten und überzeugte ihn auf möglichst freundliche Weise bald von der Unwissenheit seines neuen Doktors. Er schreibt darüber:

»Wir gaben ihn dann alle *Diuretica*, die wir in Jamaika finden konnten, Leinsamen und Wachholderbeeren, mit Rheinwein infundiert, *milliped. ppd.* in Pulver, *Juniperus*-Wasser, rieten ihm, Wachholderbeeren zu essen, und wandten äußerlich Skorpionöl mit *unguentum de Althea* an, durch welche Mittel er wieder genas.«

Wir müssen diese seltsame Behandlung der Wassersucht, in welchem Tausendfüße und Skorpione ebenso merkwürdige wie ekelhafte Bestandteile bildeten, der Nachwelt aufbewahren. Die Arzneien dürften hoch zu stehen kommen, und ich zweifle sehr, ob sie sich in unserer heutigen Pharmakopöen finden lassen. Sir Henry muss einen wunderbar guten Urstoff besessen haben, wenn wir bedenken – nicht was er durchmachte, sondern was er kriegte; doch wir dürfen

uns nicht allzu sehr auf die Medizin einlassen.

Wir nähern uns nun der letzten traurige Szene. Unserem Helden waren schon zwei Warnungen zugegangen, die aber nicht zureichten. Weder die Tausendfüße noch die Skorpionen konnten ihn von dem Madeira, den Brantwein und den Rumpunsch zurückschrecken. Er wies alle Vorstellungen von sich ab und verschmähte jeglichen Rat. Mit dem wilden Ungestüm des Wahnsinns sich seinen Ausschweifungen hingebend, konnte ihm nur durch die Wiederkehr seiner Wassersucht Einhalt getan werden, welche sich jetzt so schlimm gestaltete, dass sie ihm zu einer schweren Last wurde. Doktor Sloane war ihm ganz zuwider geworden, weil er stets und dringlich auf die unbedingte Notwendigkeit einer mäßigen Diät hinwies. Er spricht sich folgendermaßen aus:

»In seiner Angst schickte er nach vier anderen Ärzten, welche die Krankheit nicht für Wassersucht erklärten, weil seine Beine nicht geschwollen seien. Dies hatte aber nur in dem Umstand seinen Grund, weil er mit erhöhten Beinen in einer Hängematte lag und sich nur sehr wenig Bewegung machte. Sie rieten ihm ein Kataplasma aus dem ein heimischen Eisenkraut usw. auf den geschwollenen Bauch und wollten ihm an anderen Morgen ein Vomitiv geben. Indessen war es ein unglücklicher Tag für ihn und wäre es auch aller Wahrscheinlichkeit nach noch mehr gewesen, wenn er das Brechmittel eingenommen hätte; denn er verfiel natürlich durch das einzige Kataplasma in eine sehr gefährliche Dysenterie, die ihn fast das Leben gekostet hätte. So wurde denn dieses Verfahren aufgegeben.«

Morgan wurde nun im höchsten Grad kleinmütig, schickte alle seine Doktoren fort und wollte durchaus nichts mehr von ärztlichem Rat hören. Seine edle Gattin näherte sich ihm

wieder und brachte es mit der Zeit so weit, seinen Geist teilweise zu beruhigen. Da er fast nichts genoss und sich ihm keine Fakultätsherren nähern durften, so hätte sich seine eherne Konstitution wohl wieder aufraffen können, wenn nicht eine geschwätzige, alte schwarze Tollhäuslerin von einer Wärterin in seiner Hörweite den Obeismus zur Sprache gebracht hätte.

Dies machte anfangs nur wenig Eindruck auf ihn; bald aber musste ihm die Alte wieder und wieder von den guten Wirkungen erzählen, welche dieses Verfahren da und dort zur Folge gehabt hatte. Er duldete es durchaus nicht, dass Lady Morgan die schwarze Hexe von seinem Bett entfernte.

Sir Henry war nicht wenig überrascht, als er hörte, dass Hecattystick, welchen er früher wegen seines Betruges so grausam züchtigen ließ, sich seit einiger Zeit in der doppelten Eigenschaft eines Obmanns und Arztes zu Kingston niedergelassen habe und unter den Unwissenden der höheren und niedrigeren Stände, bei denen er sehr im Ruf stehe, eine ausgedehnte Praxis besitze. Es währte einige Zeit, ehe sich Morgan mit dem Gedanken versöhnen konnte, nach dem gelehrten Doktor Hecattystick zu schicken; denn er kannte die rachsüchtige Natur eines beleidigten Negers und nahm klugerweise Anstand, sein Leben in die Hände eines Menschen zu geben, den er so hart behandelt hatte. Als sich aber seine Gesundheit ein wenig besserte, lebte auch sein Mut wieder auf, und der verhängnisvolle Schritt wurde endlich eingeschlagen.

Doktor Quashie Hecattystick erschien in einen ziemlich abgetragenen Galakleid von hellgrünem, reich mit Silber verzierten Samt und in einer seidenen Weste, deren Grund sich unter der grellen Stickerei nicht unterscheiden ließ. Sie war

mit breiten Goldborten besetzt, und ihre Batten fielen weit über die krummen Dickbeine des Negers nieder. Seine Modesten bestanden aus einem sehr beschmutzten Scharlachstoff. Über denselben stiegen fast bis an die Batten seiner Weste ein paar fleischfarbiger seidener Strümpfe, die viel gestopft waren, aber doch nicht so sehr, um nicht an etlichen Stellen die schwarze Haut durchblicken zu lassen. Seine Schuhe waren ungeheuer groß, weil seine Unterfüße dieselbe Eigenschaft besaßen. Die Schnallen standen im Einklang mit den Schuhen. Um den Hals trug er eine Spitzenkrause, die aber so schmutzig war, dass sich die Beschaffenheit des Gewebes nicht gut unterscheiden ließ. Die Krone des Ganzen bildete eine wallende, reichlich mit Mehl bestreute Perücke, welche einen lächerlichen Gegensatz zu dem darunter steckenden kleinen, pechschwarzen Gesicht bildete. Unter seinem linken Arm steckte der winzigste dreieckige Hut, der sich nur denken lässt. Um den Leib trug er ein schwarzes Lederkoppel zur Führung eines Degens, der ihm aber leider, obwohl seine Negerfreiheit nicht beanstandet werden konnte, durch den Kirchspielkonstabel von der Seite genommen und über dem Kopf zerbrochen worden war. Seine Hauptglorie bestand aber in einem ungeheuren Stock mit einem goldenen Knopf, den er pomphaft vor sich her trug. Das Rohr war viel stärker und länger als das, welches der Leibarzt des Gouverneurs zu tragen pflegte. Als Doktor Quashie eintrat, drückte er den Knopf an seine flache, breite Nase.

Ein lauter Schrei der Bewunderung vonseiten der schwarzen Diener bewillkommnete ihn. Wie sehnten sie sich nicht alle, krank zu sein, um von einem so großartigen Arzt kuriert zu werden.

Schon sein Anblick tat Sir Henry Morgan gut, denn so

schwach er auch war, brach er doch in ein langes und erfrischendes Gelächter aus. Dies brachte Doktor Hecattystick nicht im Geringsten aus der Fassung. Nach gebührender, feierlicher Einleitung erklärte er, sein Patient leide unter zwei Heimsuchungen: Einmal sei er »von einem verdammten schwarzen Neger verzaubert« und dann »brüte er Ameisen in seinem Innern« – Gebrechen, die er zuversichtlich zu beseitigen versprach, was aber nur gegen doppeltes Honorar geschehen könne. Der schlaue Spitzbube hatte seinem Opfer Geheimhaltung eingeschärft und während seiner Besuche die Abwesenheit von Lady Morgan und allen weißen Personen zur unerlässlichen Bedingung gemacht. Natürlich erhielt er auch freigebige Vorschüsse.

Was der Schuft mit der Verzauberung anfang, weiß niemand – wahrscheinlich nichts; aber was er mit Sir Henry trieb, war augenfällig genug. Der arme Mann musste wohl damals alle seine Besinnung verloren haben, sonst hätte er sich wohl nicht all den bestialischen Entwürdigungen unterworfen, denen sich sein leidender Körper unterziehen sollte. Wir können nicht alle die ekelhaften Operationen berichten, welche man mit ihm vornahm. Durch die Qualen, welche sie über ihn verhängten, fanden die Spanier, welche er gefoltert und lebendig verbrannt hatte, volle Rache. Die Letzte gab in der Sache den Ausschlag. Der schwarze Doktor brachte zwei so schwarze Gehilfen, wie er selbst war, nebst einem Eimer voll kalten Wassers und einem anderen voll fettem bläulichen Tones mit sich. Damit überstrichen sie nun den nackten Körper des unglücklichen Morgan auf die Dicke eines halben Zolls. Nur seine Augen, seine Nase und sein Mund blieben ungepflastert. Dann wurde er ohne andere Bedeckung als die des Tones in seine Hängematte gebracht. Die beiden

Schwarzen blieben die ganze Nacht bei ihm, um die Schicht feucht zu halten, indem sie unablässig mithilfe einer großen Haarbürste Wasser darauf sprenkelten.

»Diese Behandlung«, bemerkte Sir Hans Sloane sehr naiv, »vermehrte seinen Husten.« Und wir schenken ihm gerne Glauben.

Doktor Quashie Heeattykick versprach mit der größten Zuversicht, dass durch dieses Verfahren die Kur fast augenblicklich herbeigeführt werden müsse. Niemand dürfe bis zum anderen Morgen um neun Uhr ins Zimmer treten; dann aber könne der ganze Haushalt kommen, um sich zu überzeugen, wie Sir Henry zum Frühstück gepfefferten Lendenbraten esse und Sangria trinke. All dies glaubten die Schwarzen und einige Narren unter den Weißen buchstäblich.

Sir Henry Morgan verbrachte eine lange Nacht in bitterer Qual. Sein Atem wurde so beengt, dass er nicht sprechen konnte; die Kälte erregte den heftigsten Schmerz in seinen Gliedern und drang bis in die Eingeweide. Hätte er sich erheben können, so würde er die zwei Dämonen, welche ihn so sorgfältig nass erhielten, ermordet oder wenigstens zu erschlagen versucht haben. Unmöglich lässt sich diese Nacht der Qual schildern; auch würde die Aufgabe zu peinlich sein, wenn sie möglich wäre.

Um sechs Uhr morgens kam Doktor Hecattykick, um seinem Patienten den letzten Besuch abzustatten. Er war augenscheinlich für die Reise ausgerüstet – keine Perücke, kein Stock: sein ganzer Anzug der eines achtbaren freien Negers. In seinem Gesicht lag eine heitere Teufelei, die ihn ganz abschreckend machte. Sir Henry lag regungslos und hin und wieder einen kurzen schweren Atemzug ausgenommen, scheinbar ohne Leben da; aber nie zuvor war seine geistiges

Bewusstsein klarer gewesen.

»Hab ihr ihn noch lebig, he? Pirat sterb hart, Massa Cesar – ah! Annibal, ihr schwarze Negers, er noch nicht tot – denk, er wiss, was wir sag, Cesar? Wie fühl Ihr Euch, Massa Gubernör von alde Zeit, he? Hör, wie seine verdammt Zähn grit, grit, grit.

Wiss Ihr noch, Sär, wie Ihr peitsch arme schwarze Mann an Bord des *Satisfaktion*, he? Arm Quashie sehr heiß damals, Gabernör jetzt zu kalt, he? – Ihr will nicht sprech? – Da – zwick Eure verdammt hässlich Nas. Massa Sir Henry, Ihr lieb Euer Doktor, he? Geb ihm goldene Uhr vor Liep. So, Cesar. Gubernör, erinnern Ihr Euch, Ihr gelbfarbig Deiffel – geb mir Pflaster von Schwefel und Salz – für arm Negers wunde Rück – wie Euch jetzt gefall, Sär, Eure hibsche kalte Rock von schöne blaue Ton? Einer zahl der ander – verdammt! kein Peitsch keine Neger nicht mehr – bald jetzt sterb, Ihr Piratendeifel. Da, da, fahrt zur Höll – werd warm dort – Annibal, such – such!« -

Und die drei Diebe raubten nun in dem Gemach alles, was sich Tragbares von Wert vorfand, nebst einer großen Menge bar daliegenden Geldes. Nachdem dies geschehen war, übten sie noch allerlei Unbill an dem hilflosen, aber doch völlig bei Besinnung sich befindlichen Sir Henry Morgan. Als sie abzogen, teilten sie der Dienerschaft mit, der Kranke liege jetzt im Schweiß und in einem erfrischenden Schlaf. Man solle ihn nicht vor zehn Uhr stören, zu welcher Stunde der Doktor zurückkehren werde, um Zeuge seiner völligen Wiedergenesung zu sein.

Aber weder der Doktor Quashie Hecattykick noch seine zwei Gehilfen ließen je wieder in Jamaika etwas von sich hören.

Um zehn Uhr trat Lady Morgan mit einigen Freunden und Dienern des Hauses in Morgans Gemach. Sie fanden ihn nicht nur fast tot, sondern auch beinahe begraben, denn er war ganz in Ton eingebettet. Groß war nun die Verwirrung und die Klage.

Der Raub wurde zu gleicher Zeit entdeckt, und man sah klärlich ein, dass hier ein Meuchelmord beabsichtigt worden war.

Es dürfte vielleicht unglaublich erscheinen, dass durch warme Bäder und umsichtig angewendete Belebungsmittel Morgan sich wieder so weit erholte, um das ganze Verfahren des Schwarzen ausführlich zu beschreiben. Indessen sah man doch, dass seine Stunden gezählt waren und seine Kräfte schnell dahinsanken.

Dann sammelten sich die Advokaten um ihn, um ihm seine Unterschrift abzunehmen. Im Gemach herrschte Bestürzung, Weinen und Wehklagen. Aber die Rachsucht gegen den schwarzen Doktor schien Morgans Gedanken in so hohem Grad erfüllt zu haben, dass er nicht einmal den herben Schmerz seines Leidens empfand. Auf jede Frage über sein körperliches oder geistiges Befinden ächzte er nur eine schreckliche Verwünschung oder eine ungeduldige Frage heraus, welche Mittel eingeschlagen worden seien, um die schändlichen Meuchelmörder festzunehmen. Sein Sterbebett war das eines Gottlosen.

Siebenundvierzigstes Kapitel

Morgans kläglicher Tod. Man lässt ihn katholisch sterben, ohne dass er es weiß. Bericht über unsere anderen Personen und ein summarischer Überblick über den Charakter unseres Helden.

Wir legen kein großes Gewicht auf die Szenen, welche uns die Sterbestunden eines Gerechten oder Ungerechten bieten. Die gebrechliche Hülle ist zu sehr erschüttert, um nicht zu wanken und gewissermaßen in Angst und Schrecken vor dem feierlichen Augenblick zu zittern, welcher sie zu einem empfindungslosen, der Verwesung verfallenen Erdenkloß umwandeln soll. Die Seele hat nur wenig zu schaffen mit dem Ausdruck der natürlichen Leiden des Körpers. Der göttliche Hauch, welcher bereits seine Schwingen angesetzt hat, um seiner künftigen Bestimmung zuzueilen, kann sich nur wenig dafür interessieren oder nicht viel von dem wissen, was in dem mürben, zerschellenden Schiff vorgeht, das er eben verlassen hat oder zu verlassen im Begriff steht. Nur der Körper stöhnt, ächzt und zittert; die unsterbliche Wesenheit hat andere, uns unerforschliche Empfindungen durchzumachen. Mögen sie den Besten unter uns weniger schrecklich sein als die Todesqual des sterblichen Leibes den Schlimmsten!

Die Sterbelager der Gerechten und Unschuldigen sind schon schrecklich gewesen, während die verhärteten Bösewichter gleichgültig, bisweilen sogar in Frieden und freudig dahinschieden. All dies beweist nichts, als dass der Zusammenhang der Fiebern und Nerven mehr oder weniger den Einflüssen des Schmerzes, des Schreckens und einer tödlichen Angst zugänglich sind. Wir haben dies vorausge-

schickt, um unsere Leser zu überzeugen, dass wir, während wir die letzten Augenblicke unseres sündigen Helden schildern, nicht einer Schaustellung von Religion das Wort zu reden wünschen. Sie mögen im Gegenteil als eine moralische Lehre und als Warnung für diejenigen dienen, welche sich gern im Pfuhl der Sinnlichkeit wälzen. Es geht da eine Abspannung und ein Zerschellen im menschlichen Nervensysteme vor, während die Seele bereits bei ihrem Schöpfer ist. Der Tiefe seiner ehrfurchtgebietenden Allwissenheit kann allein ein Urteil zustehen, und der Sterbliche enthalte sich, über die unsterbliche Bestimmung seiner Nebenmenschen den Stab zu brechen.

Morgans Sterbestunde war die schrecklichste, welche man sich denken kann. Alle seine Vorstellungen beschäftigten sich nur mit Erdendingen. Seine Delirien waren vollkommen zusammenhängend und es lag Klarheit in seinem Wahnsinn. Während der Tod mit seinem knöchernen Fittich lauernd das Lager des verzweifelnden Elenden umschwebte und ein Duster durch das Gemach verbreitete, erschöpfte sich Morgan mit Verwünschungen und dürstete noch nach mehr Menschenblut. Nur wenn der Paroxysmus der Wut durch das eigene Ungestüm erlahmte, fühlte sich seine Seele von kaltem, unerträglichem, panischem Schrecken erfüllt. Er konnte weinen wie ein Kind und behauptete, das Zimmer sei angefüllt mit den Gestalten und Gesichtern längst Ermordeter. Wie kindisch zitterte dann der Mann, der einst so stark in der Schlacht und so unerbittlich im Gemetzel dagestanden hatte! Seine Hängematte pendelte hin und her unter seinem konvulsivischen Schauern. Nur wenige wagten es, in solchen Augenblicken auf ihn hinzusehen.

»Was ist anzufangen?«, fragte man sich rings umher. Eini-

ge der Schwarzen empfahlen, ihn mit den Kissen zu ersticken; sie meinten es barmherzig.

Als der Herzog von Albemarle erfuhr, dass sich Sir Henry Morgan in *articulis mortis* befinde, schickte er ihm seinen Jesuiten-Beichtvater. Die römisch-katholische Religion sehnt sich nach Proselyten, namentlich auf dem Totenbette, denn es ist dann keine Aussicht vorhanden, dass sie wieder abfallen könnten. Man durfte es sich wohl zum Ruhm anrechnen, einen Mann von Morgans Ruf bekehrt zu haben. Der Priester trat in *pontificalibus*, ohne den Apparat zu vergessen, welcher für die letzte Ölung nötig war, mit zwei Ministranten in das Gemach, als eben Morgan von der Halluzination befangen war. Das Zimmer fülle sich mit Geistlichen, die er gefoltert und gemordet hatte.

»Wie, noch mehr ... noch immer mehr ...«, raste Morgan.

»Aber die Neuangekommenen haben noch kein Blut auf ihren Kleidern. Wie sind sie entkommen? Ich werde bis auf den letzten Augenblick heillos bedient. Wo ist Emerson, wo mein ausgesuchter älterer Brackentwist? Ha, diese heuchlerischen Hunde ... ohne Zweifel haben sie viele Schätze verborgen ... die Zangen ... die Daumenschrauben ... sengt ihnen die Gesichter mit brennenden Palmblättern ... warum gehorcht man mir nicht? Ach, niemand will mir mehr gehorchen! Ich sage euch, ihr geschorene Glatzen, ihr sollt frei ausgehen ... kein Haar auf euren Häuptern soll gekrümmt werden; nur bringt mir jenen Skorpion, jenen Schwärzesten von allen Skorpionen, den Hekattystick.«

Die Geistlichen schauderten, fuhren aber doch in den Förmlichkeiten ihrer Religion so methodisch fort, als sei sich der Sterbende all dessen, was um ihn vorging, klar bewusst, während sich der elende Sünder in ganz anderen und weni-

ger heiligen Szenen umtrieb. Aus seinen nun matten und unterbrochenen Delirien erhellte, dass er sich mit einer der schrecklichsten Szenen seines vergangenen Lebens beschäftigte – auch fehlte es nicht an einigen Ausbrüchen eines grässlichen Triumphes. Das Doppelschauspiel des unbußfertigen Sterbenden und der absolvierenden Priester bot einen schrecklichen Kontrast und sah aus wie ein gottloser Hohn auf die Religion.

Lady Morgan hatte den Anblick längst nicht mehr ertragen können und sich mit einigen ihren Freunde und einem Diener der englischen Kirche nach ihrem Gemach zurückgezogen. Sie beteten innbrünstig miteinander, und obwohl in ihrem Zimmer weniger priesterlicher Prunk zur Schau gestellt war als in dem des Verscheidenden, glauben wir doch nicht, dass ihr aus dem Herzen quellendes Flehen dem hehren Gnadenspender weniger angenehm war.

Alles, was bei solchen Gelegenheiten das Ritual der römischen Kirche vorschreibt, wurde vor und an dem bewusstlosen Morgan regelmäßig geübt. Während des letzten Teiles der Zeremonie erfasste den Sterbenden das wildeste Entsetzen; seine Glieder wurden steif, seine rollenden Augen traten furchtbar aus ihren Höhlen hervor und seine Haare sträubten sich. Etwas namenlos und unbegreiflich Schreckliches musste sich seinen wirren Sinnen vergegenwärtigt haben. Er war nun so schwach, dass er kaum mehr einen Laut hervorbringen konnte. Er hatte gebeichtet – das heißt nach der Deutung, welche der Jesuit etwa nachstehendem Vorgange gab.

»Hast du dich des Mordes schuldig gemacht?«, fragte der Katechet.

Der Kranke stöhnte.

»Er hat sich dazu bekannt, soweit er es imstande war«, nahm der Priester wieder auf.

»Der Notzüchtigung?«

»Die Backbordbreite abgefeuert!«, schrie der sterbende Bukanier.

»Ah, so viel ich verstehe, unter mildernden Umständen. Er scheint reuig zu sein, Pater Jacobus. Bereust du ernstlich – diese Gottlosigkeit?«

»Haltet auf sie ab ... haltet auf sie ab und gebt mit der andere Breitseite Feuer ... doppelte Kugeln!«

»Ich verstehe ihn wahrhaftig nicht. aber dieser Sünder muss gerettet werden. Ist dein Herz reuig, Sir Henry Morgan? Beruhige dich, mein Sohn, und antworte mir mit einem gesammelten Sinn.«

»Ohne Zweifel, ohne Zweifel«, entgegnete Morgan. Dann fuhr er nach einer Pause fort. »Wir legten sie ritterlich nebeneinander.«

»Ja, es ist ihm Ernst, aber er mischt traurigerweise den Jargon seines früheren gottlosen Lebens in seine Beichte. Ich zittre, ihn zu fragen: Hast du, mein Sohn, Kirchenschändung begangen?«

»Stoß mir diesen Mönch ins Feuer – und bewahrt mir diese Nonne auf – sie ist wunderbar schön.«

Die drei Priester sahen einander an und schüttelten verzweifelnd ihre Köpfe.

»Er redet irre«, sagte der Jesuit. »Wir müssen einen lichten Zwischenraum abwarten.«

Und sie warteten. Da Morgan alles Mögliche heraus sprach, so fanden sie bald etwas, was zu ihrem Zweck passte; alles Übrige aber erklärten sie für die Äußerungen des Wahnsinns.

Der letzte Augenblick nahte heran. Morgan hatte gebeichtet, Absolution erhalten, das Sakrament genommen, die letzte Ölung war an ihm geübt worden, und so musste er wohl formell ein guter Katholik sein.

»Er ist im Verscheiden; gebt mir das Kruzifix«, sagte der Jesuit.

Das heilige Symbol wurde Morgans erblindenden Augen vorgehalten. Es war von Gold und mit kostbaren Edelsteinen ausgelegt. Dies weckte noch einmal den erlöschenden Lebensfunken in ihm. Mit sterbenden Atem rief er: »Eine glorreiche Beute! Bringt sie zu der anderen.«

Er umfasste das Sinnbild des gekreuzigten Erlösers, und in dem Versuch, es dem Priester zu entreißen, starb der Sünder.

Man hat sich weithin mit den Ansichten getragen, dass die Jesuiten selbst nicht an ihre Religion gehalten hatten, sondern sich nur als ein Werkzeug zur politischen Vergrößerung ihres Lebens benutzten. Möglich, dass es der Fall war, aber das Benehmen der Priester an Morgans Sterbebett trug wenigstens den unverkennbaren Ausdruck der Aufrichtigkeit. Gleichzeitig, und ohne sich zuvor miteinander zu benehmen, knieten sie nieder und beteten für die gefährdete Seele des Hingeschiedenen – sie beteten lange und mit Inbrunst. An der Schwelle des Sterbegemachs trafen die Priester auf die Chorknaben, welche sich ihnen anschlossen und auf dem Heimweg ein Requiem für den Hingeschiedenen sangen.

Am folgenden Tag wurde die offizielle Nachricht ausgegeben, Sir Henry Morgan sei in den Schoß der heiligen katholischen Kirche aufgenommen worden und als frommer Kommunikant dieses Glaubens gestorben. Da die Ankündi-

gung zu einem großen politischen Zweck dienen sollte und im Einklang mit den Ansichten und der Politik des bigotten Jakobs II. stand, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Jesuiten, welche sich an der Seite des sterbenden bewusstlosen Mannes unschlüssig benahmen, doch nicht zögerten, das weiter zu verbreiten, was, wenn es auch nicht gerade eine direkte Lüge war, doch nahe dabei feil hatte.

Hätten leerer Prunk und Lippenverehrung Morgan etwas nützen können, so wäre er wohl nicht zu bald gestorben. Jede Glocke auf der Insel verkündigte die Nachricht von seinem Tode. Sein Leichenbegängnis war das prachtvollste, dessen man sich auf der Insel erinnern konnte, und hatte den Gouverneur wie auch sämtliche Zivil-, Militär- und Flottenbeamte in seinem Gefolge. Er wurde nach dem Ritus der katholischen Kirche beerdigt, und sowohl der Herzog von Albemarle als auch das ganze Haus der Assembly legte für ihn drei Wochen Trauer vor.

Wir wollen uns nicht über den Gram seiner trostlosen Witwe verbreiten, weil sie sich weder grämte noch trostlos war. Nachdem sich der erste Eindruck des Schreckens gelegt hatte, fühlte sie sich durch die Auflösung ihres Gatten erleichtert. Wenn sie je eine schmerzliche Erregung anwandelte, bestand diese in Besorgnissen wegen seines künftigen Zustandes; aber während sie die Gerechtigkeit des Allmächtigen anerkannte, setzte sie doch auch ein unbegrenztes Vertrauen in seine unerschöpfliche Barmherzigkeit. Die Welt war vor ihr offen mit allen ihren Freuden, und die Hoffnung hatte noch nicht angefangen, ihre schönsten und heitersten Federn zu knicken. Sie war noch jung und vielleicht nie schöner gewesen. Morgan erwies ihr in seinem Tode jene Gerechtigkeit, die er ihr im Leben verweigert hatte. Sein Testament

verbreitete sich in hohen und gerechten Lobsprüchen über ihre vielen Tugenden und belohnte sie mit der ganzen Hälfte seines Eigentums, das ihr rückhaltlos zur Verfügung gestellt wurde.

Natürlich wurde nun die bezaubernde Witwe die gesuchteste Partie in Westindien. Sie heiratete bald wieder und zog mit ihrem Gatten, einem jungen Gentleman von alter Familie, welcher mit ihrem Vater verwandt war, obwohl er einen anderen Namen trug, nach England. Dort lebte sie noch lange glücklich, und man hörte sie nie auch nur entfernt auf ihren ersten Gatten anspielen. Erst auf ihrem Sterbebett schloss sie seinen Namen in ihr letztes Gebet ein.

Von dem späteren Leben der Donna Lynia Guzmán wissen wir nichts – es ist daher zweifelhaft, ob sie aus Liebe für Morgan oder aus Ekel vor ihrem Gatten starb. Wir haben sie in einer traurigen Lage verlassen – und gewiss, sie verdiente ein weit besseres Geschick.

Morgans verschiedene Obristen, Kapitäne und andere Genossen, deren in dieser höchst unparteiischen Biografie Erwähnung getan ist, müssen wir in zwei Klassen teilen – in diejenigen, welche bei der Beute von Panama bedacht wurden, und in diejenigen, welche unser Held darum betrog. Beide kamen in Ruf, nur in verschiedener Weise; Erstere wurden notorisch reich und starben als Pflanzer, Kaufleute oder Schiffseigentümer, Letztere aber verdankten ihre Notorietät der Fortsetzung ihres schändlichen Lebenswandels und wurden an verschiedenen Orten als Piraten, Freibeuter und Küstenbrüder gehängt.

Master John Peeke, des Admirals Sekretär und Vertrauter, fand, dass die Klebrigkeit seiner Finger seinen Interessen sehr dienstlich war, denn da er so viel mit Gold und Dia-

manten umzugehen hatte, so blieb ihm ein recht leidlicher Anteil daran hängen - und er wurde sehr reich. Weil das tropische Klima seiner Gesundheit nicht sehr zusagte, so kehrte er nach Hause zurück, wo er zu seinem großen Erstaunen die angenehme Entdeckung machte, dass er sich *in aller Anmut, die einen Gentleman ziert*, sehr vervollkommen hatte - wenigstens sagten ihm dies seine Freunde. Auch hätte er jetzt nicht nur die Dame, die ihn früher so geringschätzig zurückgewiesen hatte, sondern auch ihre drei Schwestern, alle ihre unverheirateten Verwandten und noch obendrein auch einige von den verheirateten haben können. In der Tat wusste jetzt jedermann seinen Wert zu schätzen. Er hatte in Panama ungemein viel Politur gewonnen, aber mit seiner Veredelung war er auch ekel geworden. Er wollte daher nichts mehr von seiner alten Bekanntschaft wissen, ging zu Hofe, erzählte ungeheuerliche Geschichten von seiner militärischen Tapferkeit auf der Landenge von Darien und lebte just lange genug, um seinen Ruf als notorischer Lügner zur Vollkommenheit zu bringen und sein großes Vermögen glorreich in einem Treiben, das ihm nicht behagte, und in Torheiten, die er verachtete, aufgehen zu sehen.

Wir haben bereits angegeben, dass Morgan die eine Hälfte seines Reichtums seiner verdienstvollen Gattin überließ, die andere aber vermachte er seinen beiden Brüdern und ihren Kindern ohne weitere Klausel, als dass sie einen wilden Kuba-Bluthund, den der Bukanier sehr geliebt hatte, bis zu dessen Tod nähren und pflegen sollten. Dieser Bluthund, der von allen, seinen Gebieter ausgenommen, gefürchtet und verabscheut war, hieß Yap, und das Testament verordnete, man solle ihn mit aller Nachsicht behandeln und ihm alle Gemächlichkeit bereiten, die ein Hund von Geschmack

wünschen konnte. Trotz seines schwarzgalligen Temperaments hatte der Hund doch Verstand und zeigte in der letzten Krankheit seines Gebieters mehr Unterscheidungsgabe als die meisten Freunde desselben.

Da dieser Hund ein Hund von zartem Ehrgefühl war und es im Punkte der Beleidigung sehr genau nahm, so wurde es als absolut nötig empfunden, ihn an die Kette zu legen, denn er war stets geneigt, mit Menschen oder Tieren Duelle anzufangen. Sir Henry Morgan liebte ihn sehr, und man trug sich mit dem Gerücht, er habe entweder mit Yap oder mit dessen Erzeuger in fremden Landen oft der Menschenjagd obgelegen. Dass Yap in den blauen Bergen Jamaikas oft auf das Erfolgreichste Schwarze gehetzt hatte, war jedenfalls gewiss.

Nun war dieser Yap unter der Hängematte seines Gebieters angekettet gelegen und hatte bei dem Erscheinen des schwarzen Arztes jedes Symptom von Wut und Entrüstung kundgetan. Auch war während der Nacht von Sir Henrys schwerem Schmerzenskampf die Kette kaum stark genug gewesen, um den Hund abzuhalten, dass er nicht augenblicklich Rache an seines Herrn unmenschlichen Quälern nahm. Man achtete jedoch nicht auf seine Unruhe und sein Geheul, denn man glaubte, sie hätten ihren Grund in seiner natürlichen Antipathie gegen die Schwarzen, auf deren Jagd er abgerichtet worden war, nicht aber in seiner natürlichen Überlegenheit über den Scharfsinn der weißen Menschen söhne, denn nur diese durften es wagen, ihn von seinem Herrn ohne dessen spezielle Erlaubnis fortzunehmen.

Die beiden Morgans, welche auf Jamaika Sir Henrys ganzes Vermächtnis in Geld umwandelten, kehrten nach Wales zurück und gaben der Gegend um Penabock bald ein ganz anderes Aussehen. Das alte Farmhaus und der Rasen davor

blieben erhalten; dagegen aber wurde ein prachtvolles Familiengebäude aufgeführt, welches recht gut zu der stundenweit ausgedehnten Domäne passte. Die Morgans nannten sich nun Squires, und ihre Kinder heirateten sich in die vermögendste und älteste Gentry der Grafschaft.

Das Schloss Glenllyn verfiel mit jedem Jahr mehr, genoss aber einer Achtung, welche verhinderte, dass es entweder wieder aufgebaut oder ganz zerstört wurde. In der Tat lag es auch zu nahe an der Seeküste, um alle Bequemlichkeiten einer modernen Wohnung bieten zu können, denn nachdem man Letztere einmal zu würdigen

begann, wollten die Leute keine Schlösser mehr bauen, sondern zogen die Errichtung von Landhäusern vor. Man ließ daher die Masse in ihrer einsamen Größe verfallen.

Der Reichtum führte Anhänger und Arbeiter herbei, und im Laufe von drei Jahren war Penabock, das vorher nur aus einem Farmhaus mit den nötigen Nebengebäuden bestanden hatte, ein mäßig großes Dorf geworden, auf welches Morgan House, nun die Familienresidenz, von einer benachbarten Anhöhe in selbstbewusster Majestät heruntersah.

Yap blieb nicht vergessen. Man machte zwar alle Versuche, den reizbaren Legatar versöhnlich zu stimmen, aber er besaß die ganze Unverschämtheit und Halsstarrigkeit eines reichen Erben. Er war viel zu streitsüchtig, um bei Hoch oder Nieder, bei Menschen oder Vieh einquartiert werden zu können. Die Morgans gaben sich zwar alle Mühe, indem sie Seiner Hundegnaden den Jägern und dann den Schäfern überantworteten; auch die Viehärzte kamen an die Reihe, aber da sie die gemessene Weisung erhielten, keine Gewalt zu brauchen, so blieb Yap gerade so unzuverlässig und roh, als je. Der Hund hatte seine Liebhabereien und Antipathien.

Mit der Zeit begann er, seine Nachbarn kennen zu lernen und lebte mit ihnen auf leidlich gutem Fuße – eine Umstimmung, die freilich durch manche gesunde Prügelsuppe herbeigeführt werden musste, obwohl man die Sache vor den Morgans sorgfältig geheim hielt.

Yap galt endlich für einen wiedergewonnenen und reformierten Hund, weshalb man für ihn in dem Park der Morgans ein prachtvolles Hundehaus baute und ihn mit allen Arten von Hundehochgenüssen versah. Sein Palais bestand aus einem Vorhof und zwei Zimmern, deren eines stets nicht nur das süßeste frische Stroh, sondern auch eine warme wolliche Schafhaut zu seiner Bequemlichkeit enthielt. Im Vorhof befand sich ein steinerner, in den Boden eingesenkter Trog, welcher stets mit dem klarsten Wasser gefüllt wurde. Mit einem Wort, man behandelte ihn so, wie es der Hund des verstorbenen Eroberers von Panama verdiente.

Yap hatte jedoch eine wilde Art an sich, nachts auf eigene Rechnung zu jagen, den Widdern Ungelegenheiten zu machen und die Schafmütter und Lämmer zum bloßen Spaß zu töten, denn er war nun zu wohl erzogen, um sein Schöpsenfleisch roh zu verspeisen. Diese schlimme Gewohnheit zwang seine Vormünder – denn wir erlauben uns nicht, sie seine Herren zu nennen – ihn jede Nacht mit einem Messinghalsband und einer Stahlkette zu schmücken, zwar die schönsten, die man auftreiben konnte, aber sie waren doch immer Halsband und Kette. Dies brachte Yap endlich so weit in Ordnung, dass er zu Hause schlief und ein achtbares Individuum wurde.

Die Angelegenheiten standen ungefähr eineinhalb Jahre zu Penabock in diesem glücklichen und gedeihlichen Zustand, als sich das Ereignis zutrug, mit welchen wir unsere

wahrhaftige Geschichte schließen müssen, weil es über die letzte von den noch vorhandenen Personen verfügt, welche früher in den Schicksalen unsres Helden eine Rolle spielten.

Der Umstand, dass Doktor Quashie Hekattykick den Einflüsterungen seiner Rachsucht nachgab, hatte sein ärztliches Geschäft zu Grunde gerichtet, denn er durfte es nicht mehr wagen, in einer der westindischen Inseln, solange sie den Engländern gehörten, seinen Obismus und seine medizinische Totschlägerei zu üben. Dies machte ihm anfangs wenig Sorge, da er vor seiner Flucht bei Sir Henry eine recht achtbare Beute gemacht hatte. Stets die Urkunde seiner Manumission und sein Signalement bei sich führend, ging er von einem Platz zum anderen und spielte den Gentleman nach seinen eigenen Begriffen von der Sache – das heißt, er verschwendete sein Geld in allen nur erdenklichen Ausschweifungen. Endlich war er genötigt, auf einer Brigg die Fahrt nach England zu machen, ohne sich dabei einer höheren Stellung als der eines Kochs und Schwabberreinigers zu erfreuen.

In England angelangt, verschmähte er die See und alle ihre schmutzige Genossenschaft, weshalb er es versuchte, sich in England durch Obismus und medizinische Vergiftung durchzubringen. Aber die Engländer hielten mehr auf ihren eigenen Aberglauben, welchen der Schwarze nicht verstand, und hatten viel schlechtere und unverschämmtere Quacksalber. Niemand wollte sich von ihm einen Zauber lösen oder ein Pflaster auflegen lassen. Er wanderte daher als Bettler und Sänger durch die Straßen. Bisweilen spielte er auch den zweiten Mann mit einem Affen auf dem Rücken eines Dromedars und erhielt oft genug nur Affen-Traktament – das heißt mehr Rippenstöße als Halbpence.

Nach vielen Wechselfällen durchzog Hekattystick als Balladensänger das Land und machte im Ganzen eine sehr einträgliche Ernte. In den Seehäfen und in London war zwar der Anblick eines Schwarzen ordinär genug, weil es damals Mode war, dass die Ladys durch schwarze Pagen begleitet wurden; in den Landstädten und Dörfern

aber galt Hekattystick als ein Ungeheuer und als eine Rarität. Unser Schwarzer hatte eine lustige Art an sich und war ohne Zweifel gar kein übles Exemplar der Rasse, welche später in den modernen Jim Crows dargestellt wurde.

Das Lied, welches Hekattystick am liebsten sang und das ihm die meisten Pence einbrachte, war von seiner eigenen Komposition und hatte den Titel *Der Teufel holt sein Eigentum oder der blutige Bukanier*. Es bestand aus vierundzwanzig Versen, war in großen runden Typen gedruckt und trug vorne als Zierde ein sehr gurgelschneiderisch aussehendes Portrait des Sir Henry Morgan zur Schau.

Die letzten Verse, aus denen sich der poetische Wert des Ganzen würdigen lässt, lauteten folgendermaßen:

*Er betrieg' sein Freund, um sein letzte Guinee
Er töt' Mönch und Priester – o je!
Er schneid ab sein Hals dem Pickaninny,
Der blutige, blutige Bukanier!*

*Er brech ab die Kirch und zerschlag die Orgel
Er zucht Not die Nonn' all – o je!
So nun hab ihn sicher der Deiffel in Klauen,
Den blutigen, blutigen Bukanier!*

Er salz ein den Rücken von serr schöne Neger;

*Er zwick ihm die Nas', wie er krank da liegen,
Der blutige, blutige Bukanier!*

Diese lange Ballade wurde zu einer sehr kläglichen Weise mit lustigen Variationen gesungen, welch Letztere namentlich im letzten Vers sehr hervortraten, und Quashie versäumte nie, seinen Zuhörern und Käufern mitzuteilen, dass er selbst *der serr schöne Neger* sei, der in dem Lied vorkomme.

Aber dem sehr schönen Neger war kein so schönes Los vorbehalten. Sein Unstern musste ihn nach Wales führen, wo jede achtungswidrige Bemerkung über einen Morgan nicht sehr wohl goutiert wurde. Er konnte nicht begreifen, warum er so oft Rippenstöße kriegte – in Wahrheit, er wurde von einem Platz zum anderen gezaust und so geradenwegs bis nach Penabock gestoßen, ohne seit seinem Aufbruch von Bristol etwas anderes als Kopfnüsse und Beulen davongetragen zu haben. Aber gerade dies war der letzte Platz in der Welt, wo er seine Stimme zum Gesang hätte erheben sollen.

Wir haben bereits erwähnt, dass die Morgans schon früher durch derartige Reisende viel geärgert wurden. Quashie war abends angekommen und kaum hatte er eines seiner Lieder verkauft, als er auch schon mit Stöcken und Steinen aus dem Platz getrieben wurde. Es fehlte ihm zwar nicht an Geld, aber hier war es ihm unnütz. Seinen Hang konnte er wohl beschwichtigen, denn er war ein zu erfahrener Landstreicher, um nicht immer seinen Reisesack wohl versehen zu erhalten, aber er fühlte sich erschöpft. Seine Füße waren wund und die ungastfreundliche Behandlung, die ihm nie zuvor in so hohem Grade zuteilgeworden war, machte in niedergeschlagen. Es war eine kalte Herbstnacht und die eindringlichen Gebirgsnebel schnitten ihn bis aufs Mark. Der volle

Mond stand in wolkenloser Klarheit am Himmel, obwohl die kalten Dünste von den Anhöhen niederrollten und auf dem Boden hinglitten. Es war der Jägersmond, welcher mit seiner frostigen Klarheit dieses unglückliche Kind der Sonne verhöhnte. Quashie schleppte sich schauernd weiter.

Er näherte sich dem geräumigen Park der Brüder des Mannes, den er, wenn auch nicht gerade ermordet, so doch seinem Ende schneller entgegengeführt hatte. Das Tor öffnend, erreichte er bald Yaps fürstliche Wohnstätte. Der Hund hatte ihn längst zuvor gewittert und lag niedergekauert da, mit weit ausgedehnten Nasenlöchern sein Opfer erwartend. Mit wildem Entzücken schnüffelte er die von dem Negerblut befleckte Luft auf – er war zu gierig, um zu bellen.

Quashie nahte heran und erging sich in wehmütige Betrachtungen über die Unmenschlichkeit der Weißen, welche einen Köter so üppig einquartierten und einem schwarzen Bruder Obdach verweigerten. Er blickte über Yapes Vorhof hinein und sah den geduckten Bluthund mit seinen funkelnden Augäpfeln. Die Überzeugung, dass das Tier an der Kette lag, gewährte dem Schwarzen einige Beruhigung, und ein Blick nach seinen warmen Schafshäuten und nach dem überflüssigen Stroh erzeugte in ihm den Entschluss, dem Hund etwas davon abzunehmen oder dessen behagliches Schlafgemach zuteilen.

Quashie begann seine Operationen durch Schmeicheln, aber mit wunderbar schlechtem Erfolg. Die Brot- und Fleischbrocken, welche er ihm aus seinem Felleisen zuwarf, wurden verschmäht. Zunächst versuchte er es, Yap von seinem Lager aufzuscheuchen, um sich zu überzeugen, wie lang seine Kette sei. Er fluchte nach ihm hin und war sogar grausam genug, ihm die Ballade über seinen alten Gebieter

vorzuheulen. Alles vergeblich. Endlich schleuderte Quashie einen großen Stein nach ihm, welcher, da er ihn tüchtig auf die Nase traf, die gewünschte Wirkung übte. Der Bluthund, dessen weißes Gebiss in dem Mondlicht glänzte, sprang nach der vollen

Länge seiner angespannten Kette in die Mitte der Umzäunung, knirschte mit den Zähnen und stieß ein dumpfes Geheul aus.

»Deiffel von alle Deiffel! Morgan nicht weit weg – hier sein verdammt Yap.«

Quashie erkannte den Hund mit einem Mal – denn wer, der mit Morgan zu Kingston lebte, hätte nicht seinen schrecklichen Kuba-Bluthund gekannt?

Quashie zog sein Messer und schickte sich zum Kampf an, denn der tödliche Hass gegen den Zerstörer und Hetzer seiner Rasse bemächtigte sich seiner.

Der Schwarze begann seine Operationen mit aller Vorsicht. Er versah sich mit schweren Steinen und schleuderte sie dem Hund an den Kopf, ehe er versuchte, über die Einzäunung zu klettern. Der Hund wich den Geschossen mit bewunderungswürdigem Takt aus, indem er bald dahin, bald dorthin sprang und bei jeder dieser stoßweisen Bewegungen aus Leibeskräften an seiner Kette zerrte.

Dieser Kampf hatte einen stummen Zuschauer in Henry Morgan, dem ältesten Sohn von unseres Helden ältesten Bruder. Er kannte die Geschichte seines Onkels genau, hatte das einzige Lied, welches Quashie in dem Dorf verkaufte, gesehen und argwöhnte sehr, der Balladenverkäufer sei einer von drei Schwarzen, welche den Tod des Mannes, dem er so viel verdankte, grausam beschleunigt hatten. Auch er verabscheute den Hund und sah also mit gemischten Gefüh-

len als teilnahmsloser, unbeachteter Zeuge dem Kampf von Anfang an zu.

»Na, Bursche«, sagte Quashie, »nimm du das auf dein verdammte undurchdringliche Schädel.«

Diesmal war das Ziel des Schwarzen wirksam – leider nur zu wirksam für ihn selbst. Der Hund schüttelte seinen Kopf, stürzte mit furchtbarer Gewalt vorwärts – und die Kette riss.

»Lauf, wenn dir dein Leben lieb ist«, schrie der junge Morgan.

Für den armen Quashie bedurfte es nicht dieser drängenden Stimme. Der Hund war im Nu über der Einzäunung weg, und nun begann das schreckliche Todesrennen. Es würde nicht so lange gedauert haben, wenn der Hund nicht durch die Kette belästigt worden wäre. Nun begann an den Fersen des erschreckten Schwarzen das dumpfe tiefe Gebell, welches ihm nicht unbekannt war. Die gespenstige Jagd ging an dem Herrenhaus vorbei, und der junge Henry Morgan folgte, so schnell er konnte, nach. Er rief nach Gewehren und Pferden. Leute versammelten sich und schlossen sich

der fürchterlichen Hetze an. Alle wussten, dass nichts als der Tod des Hundes das Leben des Menschen retten konnte. Mehrere Schüsse wurden wirkungslos abgefeuert, und obwohl infolge der Verwirrung das Rennen nicht das schnellste war, konnten doch die Nachfolgenden dem unermüdlichen Siamhunde weder voraus noch an die Seite kommen. Hinunter ins Tal, über einen Strom und den Abhang eines waldigen Hügels hinan – der Mensch voran und der Hund nach. Man glaubte, der Schwarze werde in dem Unterholz einen bedeutenden Vorsprung gewinnen, weil sich die Kette des Hundes in dem Gebüsch verfangen musste.

Auch die Männer waren nun der wilden Bestie nachge-

kommen und schickten sich zu dem entscheidenden Schuss an. Fast konnte man den Schwarzen für gerettet halten; aber als er durch die Verzäunung brach und in die offene Wiese auftauchte, sah er voll im hellen klaren Mondlicht etwas vor sich stehen, was ihm als der Geist Sir Henry Morgans vorkam. Die Gestalt schien in dessen gewöhnliches Kostüm gekleidet zu sein; die Arme waren in des Helden gewohnter Weise gekreuzt, und er blickte streng und unbeweglich auf den entsetzten Quashie nieder.

»Wusste wohl, wenn sein Hund da, der Meister auch nicht weit weg. Der Deiffel verdamm sie beide!«

Sich umwendend, um dem Geschick, das er nicht vermeiden zu können glaubte, ins Auge zu sehen, holte er mit seinem Messer aus und erwartete den Sprung des Bluthundes. Dieser war im Nu an der Kehle des Schwarzen, aber im selben Augenblick, bohrte sich dessen Messer in die Eingeweide des Tieres.

»Seht Euch vor«, rief der junge Morgan; »aber feuert schnell, sonst ist der Schwarze verloren.«

Es fielen drei Schüsse. Zwei Kugeln trafen den Hund, eine dritte aber verwundete den Schwarzen tödlich. Nur mit Schwierigkeit ließ sich das Gebiss des toten Hundes von Quashies Kehle losbrechen. Das Blut beider vermischte sich, aber der Schwarze hatte noch Kraft genug, den vermeintlichen Geist anzureden.

»Serre gut, Massa Morgan«, sagte er, zu der Statue aufblickend. »Massa Bucka, Neger-Body und Hund – drei verdammte Schurken – alle gehen miteinander zum Schwefelplatz. Aber da hinweg sing Massa mein Lied ihm ins Ohr den ganzen Tag lang – blutige, blutige Bukanier.«

Und so kläglich singend, starb er.

Wir brauchen unserem verständigen Leser nicht erst zu sagen, dass auf der Höhe des waldigen Hügels hinter dem Herrenhaus ein steinernes Standbild Morgans errichtet worden war, auf dessen Piedestal man in sehr klassischem Latein die ernstliche Versicherung lesen konnte, welche mit *vir fortissimus et illustrissimus* begann, dass er ein Mann gewesen sei, reich an jeder Tugend, der Ruhm seines Landes und eine Ehre des menschlichen Geschlechts – ferner dass die überlebende Familie seinen Tod beklage und sein Andenken ehre.

Es ist nicht schwer, den Charakter unseres Helden in einen kurzen Überblick zusammenzufassen. Er war das Geschöpf der Umstände. Mit der vollkommenen physischen Organisation ausgestattet, die man fast für die Bürgschaft eines überlegenen Geistes nehmen konnte, obwohl es demselben durchaus an moralischer Ausbildung fehlte, entbehrte er völlig der Attribute einer wahren Größe. Am meisten zeichnete er sich aus in Augenblicken großer Gefahr, denn nie erschien er so glorreich, als wenn sich die Verlegenheiten aufs Verworrenste häufen, die Hindernisse kaum zu übersteigen waren und die schrecklichsten, beunruhigtesten Gefahren ihn umringen. Während der Dauer der Krise gab es wohl nie einen Mann von unerschrockenem Mut, berechnenderer Haltung und furchtbareren Huldquellen. War die Tat vollendet, so sank der Held zum gewöhnlichen Menschen herab, der nur zu oft zum Vieh ausartete und sogar unter das Niveau desselben zu stehen kam, da das Tier doch vollkommen in seiner Sphäre ist.

Er war geschaffen, große Taten zu verrichten, nicht aber sie zu denken. Die Zwecke, die er sich vorsetzte, waren zwar ungeheuer, aber doch gemein und stets maßlos selbstsüchtig, und seine ganze Größe bestand in der wunderbaren Ge-

walt, die er bei Wegräumung der Hindernisse, um ein sehr unangemessenes Ziel zu erreichen, entfaltete. Wir könnten ihn mit einem großartigen schrecklichen Orkan vergleichen, der eine Provinz verwüstet und ein Königreich verödet, um einige wertlose Büsche zu erreichen und auszuroden. Er war von Natur blutgierig, und nachdem er einmal seine Rachsucht mit Menschenblut gestillt hatte, wick die Wollust, die er in Zerstörung von Leben fand, nicht mehr von ihm; sie wurde nicht nur zu einem Appetit, sondern zu einem eigentlichen Heißhunger.

Wir glauben nicht, dass Morgan je eine echte Liebe fühlte. Er war verliebt wie die meisten Sanguiniker, begriff aber gewiss nie die Natur eines Opfers für einen geliebten Gegenstand. In seiner Jugend durch die Wirren in den Glaubensbekenntnissen verblüfft, und nur zu bald bemerkend, wie schändlich sich die Menschen unter den entgegengesetzten Konfessionen benahmen, warf er sie alle von sich und griff statt ihrer nach einer vermessenen Unabhängigkeit von Gott und Menschen. Aber selbst diese Anmaßung befriedigte ihn nicht; er wandte sich ab von dem Strahlenglanz und dem Segen des Himmels, um sich dem erstbesten ekligen Aberglauben, der ihm in den Weg kam, in die Arme zu werfen.

Die Begierden seines Herzens waren unersättlich – seine Rachsucht, seine Eitelkeit und seine Habgier konnten keine Befriedigung finden. Letztere war bei ihm eine Leidenschaft, so ziemlich von der Klasse des Ehrgeizes, nur auf einer viel niedrigeren Stufe. Er trug diese Gier in sein Ringen nach Glück über; aber da sein Gesichtskreis die engen Grenzen der gemeinen Welt hatte und er an keine Unsterblichkeit glaubte, so suchte er natürlich sein höchstes Gut in der Sinn-

lichkeit und fiel so als ein Opfer seiner schlimmeren Begierden.

In der Gesellschaft zeigte er sich heiter, gesellig und auf die gewinnendste Weise freimütig. Er war ungemein beredt und ein vollendeter Heuchler. Es ist schwer zu sagen, welche Laufbahn er gemacht haben würde, wenn er eine gute Erziehung genossen hätte; denn in letzterem Fall wäre er nicht imstande gewesen, sich zu dem diabolischen Treiben herabzulassen, aus dem seine vorübergehende Größe entsprang.

Ohne eine Idee von Gerechtigkeit, ohne sittliche Grundsätze und ohne Glauben an die Religion, führte er, wenn er nicht eben unter dem Einfluss der größten Aufregung stand, ein elendes Leben, und obwohl wir uns nicht zu sagen getrauen, dass er hoffnungslos starb, muss doch jeder Christ für sein künftiges Geschick zittern.

In der Tat, das Los des siegreichsten Bukaniers, der je existierte, ist nicht beneidenswert.

Ende

